Handbuch der Deutschen Volkskunde

Herausgegeben von

Wilhelm Peßler

Band 3

Handbuch der

Deutschen Volkskunde

3. Band

Handbuch der Deutschen Volkskunde

Herausgegeben von

Dr. Wilhelm Peßler

Direktor des Niedersächsischen Volkstumsmuseums, Hannover

in Verbindung mit

Professor Dr. Adolf Bach-Bonn; Professor Dr. Walter Behrmann-Frankfurt a. M.; Dozent Dr. Richard Beitl-Berlin; Herbert Bellmann-Berlin; Professor Dr. Max Hildebert Böhm-Jena; Professor D. theol. h. c. Karl Bornhausen-Frankfurt a. M.; Dozent Dr. Martha Bringemeier-Dortmund; Dr. Hermann Eckhardt-Hannover; Dr. Oswald Ad. Erich-Potsdam; Professor Dr. Georg Fischer-Frankfurt a. d. O.; Dr. Martin Freytag-Münden; Professor Dr. Walter Geisler-Aachen; Dr. Fritz Götting-Münster i. W.; Hauptkonservator Dr. Karl Gröber-München; Museumsdirektor Dr. Ernst Grohne-Bremen; Museumsdirektor Dr. Hans Gummel-Osnabrück; Professor Dr. Joseph Klapper-Breslau; Professor Dr. Eberhard Freiherr von Künßberg-Heidelberg; Dr. Siegfried Lehmann-Berlin; Professor Dr. Lutz Mackensen-Riga; Dr. med. Alfred Martin-Bad Nauheim; Studienprofessor Dr. Heinrich Marzell-Gunzenhausen; Professor Dr. Friedrich Maurer-Freiburg; Professor Dr. Walter Mitzka-Marburg; Professor Dr. Joseph M. Müller-Blattau-Freiburg i. Br.; Dr. E. Nienholdt-Berlin; Professor Dr. Karl Niessen-Köln a. Rh.; Superintendent D. Ernst Rolffs-Osnabrück; Dr. Wilhelm Schmitz-Münster i. W.; Professor Dr. Wilhelm Seedorf-Göttingen; Professor Dr. Adolf Spamer-Berlin; Professor Dr. J. P. Steffes-Münster i. W.; Professor Dr. Martin Wähler-Hannover; Dr. Leo Weismantel-Marktbreit; Dr. Wilhelm Will-Erlangen; Professor Dr. A. Wrede-Köln; Dr. Paul Zaunert-Kassel

Dritter Band

Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion / Potsdam

Druck von C. G. Röder, Leipzig

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Volkskundliche Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande. Von Prof. Dr. Walther Mitzka . . 1

Volkskunst und Volksindustrie. Von Dr. Oswald Ad. Erich 17

Wesen und Begriff der Volkskunst S. 17. — Das primitive Gemeinschaftsgut S. 18. — Das gesunkene Kulturgut S. 19. — Die Vorstufen der Volkskunst S. 20. — Das Holz. Aushöhltechnik S. 21. Dreherei S. 22. Böttcherei S. 23. Die Möbeltischlerei S. 25. — Kleinbildnerei. Weihnachtskrippen S. 28. Spielzeug S. 29. Freie Schnitz- und Meißelarbeit S. 31. — Die Töpferei. Der Ton als Werkstoff. Keramik der Vorzeit und des Mittelalters S. 33. — Das Steinzeug S. 36. — Die Hafnerware S. 37. — Die Fayence S. 39. — Ofen- und Baukeramik S. 41. — Glas S. 42. — Volkstümliche Weberei, Stickerei und Flechterei S. 44. — Eisen und andere Metalle S. 49. — Bäuerlicher Schmuck S. 53. — Neue Hoffnungen der Volkskunst S. 56.

Die Tatauierung. Von Herbert Bellmann 57

Die Volkstracht. Von Dr. Eva Nienholdt 65

Begriff, Wesen und Entstehung der Volkstrachten S. 65. — Die niederdeutschen Volkstrachten. Das Nordseegebiet S. 70. — Die Vierländertracht S. 73. — Mecklenburg S. 75. — Pommern S. 76. — Die Ostmark S. 79. — Die Lausitz S. 81. — Hannover und Braunschweig S. 84. — Westfalen, Oldenburg und Schaumburg S. 89. — Die mitteldeutschen Volkstrachten. Das Rheinland S. 94. — Die hessischen Trachtengruppen S. 95. — Thüringen und Sachsen S. 99. — Die schlesischen und sudetendeutschen Trachtengruppen S. 103. — Die oberdeutschen Volkstrachten. Die fränkischen und bayerischen Trachten S. 108. — Die Volkstrachten der Schweiz S. 119. — Die österreichischen Trachten S. 127. — Die Trachten deutschstämmiger Bauern im Auslande. Die siebenbürgisch-sächsische Tracht S. 134. — Die Tracht der Deutschen in der Zips S. 138. — Die Tracht der Banater Schwaben S. 138.

Die deutsche Volksnahrung. Von Prof. Dr. Martin Wähler 140

Die norddeutsche Volksnahrung S. 145. — Die mitteldeutsche Volksnahrung S. 149. — Die süddeutsche Volksnahrung S. 150.

Siedlungsformen. Von Prof. Dr. Walter Geisler 156

Das Wesen der Grundrißformen S. 156. — Die ländlichen Siedlungen. Die Flurformen S. 159. — Die Formen der ländlichen Siedlungen. Über die Aufstellungen von Typen S. 165. — Die Kleinformen S. 167. — Die Dörfer S. 169. — Die Städte. Die Formung des Grundrisses S. 180. — Die sogenannten Römerstädte S. 182. — Die gewordene Stadt S. 183. — Die Städte mit Kristallisationskernen S. 184. — Städte mit schematischem Grundriß S. 187. — Die Gitterform S. 190. — Die neuzeitlichen Grundrißformen S. 194.

Der Bauerngarten. Von Prof. Dr. H. Marzell 198

Das deutsche Bauernhaus. Von Dir. Dr. Wilhelm Peßler 207

Vielseitigkeit und Formenfülle S. 207. — Möglichkeiten der Gruppierung S. 209. — Die längsgeteilten Häuser Norddeutschlands S. 211. — Das Mittellängsdielenhaus der Niedersachsen S. 212. — Die längsgeteilten Mischformen Ostniederdeutschlands S. 217. — Die längsgeteilten Friesenhäuser an der Nordseeküste S. 220. — Kurzer Überblick über die niederdeutschen Hausformen S. 224. — Die quergeteilten Häuser des übrigen Deutschlands S. 224. — Die Vorposten der Querhäuser mitteldeutscher Art in Niederdeutschland S. 226. — Querhäuser in Mitteldeutschland S. 230. — Quergeteilte Häuser bei den oberdeutschen Stämmen der Alemannen und Bayern S. 245. — Das Querhaus bei den Sudetendeutschen S. 263. — Das ostdeutsche Haus S. 265. — Das Haus der deutschen Sprachinseln S. 269. — Die Erforschung des deutschen Bauernhauses S. 271.

Seite
Dorfkirche und Dorffriedhof in deutschen Landen. Von Dir. Dr. Wilhelm Peßler 276
Sprachgeographie. Von Prof. Dr. Friedrich Maurer 282
Die Volkssprache. Von Dr. Wilhelm Will 301
Hochsprache und Volkssprache S. 302. — Das Wesen der Volkssprache S. 304.
Deutsche Eigennamen in volkskundlicher Betrachtung. Von Prof. Dr. Adolf Bach 321
Die Personennamen. Historisch-geographische Betrachtung. Die Taufnamen S. 324. — Die Familiennamen S. 327. — Psychologische Betrachtung S. 334. — Allgemeine deutsche Züge S. 334. — Sonderzüge deutscher Mentalitätsgruppen S. 335. — Allgemein „kulturelle" Züge S. 337. — Allgemein „primitive" Züge S. 338. — Die Ortsnamen. Historisch-geographische Betrachtung S. 343. — Von der Bedeutung und Bildung der deutschen Ortsnamen S. 344. — Von der landschaftlichen Staffelung der deutschen Ortsnamen S. 344. — Von der zeitlichen Staffelung der deutschen Ortsnamen S. 347. — Deutung der räumlich-zeitlichen Staffelung der Ortsnamen S. 353. — Psychologische Betrachtung S. 362.
Namen- und Sachregister 374

Tafelverzeichnis.

I. Flößer auf der Enz bei Besigheim (Württemberg). Gemälde von Karl Röchling 1
II. Buntbemalter Tegernseer Schrank von 1785 . . . . 16/17
III. Passionskrippe aus Brietzig im Weizacker (Pommern) 32/33
IV. Sogenanntes Zeichnentuch aus Sachsen (1763) 48/49
V. Bauernpaar der Probstei (Ostholstein) auf dem Wege zur Kirche.
Abendmahlstracht der Frauen von den nordfriesischen Inseln Föhr und Sylt 72/73
VI. Bäuerinnen aus dem Fürstentum Bückeburg, 1840 . . . . 88/89
VII. Bauer und Bäuerin aus dem Ochsenfurter Gau (Unterfranken) 104/05
VIII. Württembergische Trachten aus dem Oberamt Göppingen 112/13
IX. Bauernpaar aus der Gegend des Lavanttales, Kärnten 128/29
X. Flurplan von Gempen (bei Basel). Zusammengestellt von Oskar Frohnmeyer.
Karte der Verbreitung der Dorfformen in Deutschland 176/77
XI. Dorf Ermschwerd bei Witzenhausen an der Werra. Aquarell von Prof. Ernst Böhm 192/93
XII. Wohnseite des Bauernhauses Nr. 218 in Neuengamme (Vierlanden, Hamburg). Aquarell von Haase 212/13
XIII. Bauernhaus in Großbrüchter (Kr. Sondershausen), 1598. Gemälde von Hans Klohß 232/33
XIV. Schwarzwälder Bauernhaus. Aquarell von Prof. Siebert 248/49
XV. Webersiedlung in Schömberg (Kr. Landeshut, Schlesien) 264/65

Flösser auf der Enz bei Besigheim (Württemberg).
Gemälde von Karl Röchling, Berlin, Privatbesitz.

1. Fähre (Waidlingstyp) an hoher Seilrolle, Landungssteg auf oberrheinischem Waidling. Basel.

Volkskundliche Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande.

Von Dr. Walther Mitzka,
Professor an der Universität Marburg.

Zu den volkskundlichen Verkehrsmitteln gehören manche sehr volkstümlichen Geräte und Maschinen nicht, so Fahrrad, Auto, Eisenbahn, Flugzeug. Dazu gehören aber alle Sachen, die wir ohne Sonderberuf, nach Stoff, Form und Gebrauch schaffen, nachschaffen und anwenden können (Mitzka, Deutsche Bauern- und Fischerboote, 1933, S. 12). Beim Fahrrad und seinen Einzelteilen ist davon ohne Sonderbildung nur der Gebrauch allen zugänglich, es ist nur Gleichgewichtsübung nötig wie vorher beim Stehen- und Gehenlernen. Die volkskundlichen Sachen braucht nicht jeder zu kennen, sie müssen nicht alt oder nur einer Landschaft eigentümlich sein. Es hat sie auch nicht jeder im Gebrauch. Ein Floß hat kaum einer von uns binden helfen, nur manche sind mitgefahren. Aber im Notfalle könnte beides jeder von uns tun, mag er dabei ungeschickt genug sein. Der Einbaum ist den allermeisten fremd geworden, als Kinderspiel schnitzen wir ihn immer noch. Andere volkskundliche Dinge sind erst eben allen vertraut geworden, so der Rucksack. Es ist gleichgültig, ob eine solche Sache selbstgefertigt ist. Der Gehstock wird jetzt gewöhnlich auch vom schlichten Bauern in der Stadt gekauft. Solche volkskundlichen Geräte fertigt das Gewerbe in Massen an, und zwar so vortrefflich, wie wir es selber nicht können. Aber auf den Grad der Geschicklichkeit kommt es hier nicht an. Aus welchem Alpental ist zu unsern Lebzeiten der Schnürsack mit Schulterriemen hergekommen, durch Handel und Gewerbe als Rucksack aller Welt angeboten? Wäre er nicht zu kaufen, dann würden wir ihn,

2. Schleifen von Stämmen, Pferd links mit Sielen, rechts mit Kummet. Frauenberg bei Marburg.

nachdem wir es jenen Alpenleuten abgesehen haben, selber machen. Am Wagen setzt nun nicht mehr der Bauer das Rad selbst zusammen, sondern im Sonderberuf der Handwerker. Der Bauer tut dies noch in der Mandschurei, doch sägt der deutsche sich höchstens am ostpreußischen Moorwagen oder in den Alpen mal für seine Karre ein Scheibenrad. Für den Wagen schnitzt er sich aber Leitern, Rungen, Deichseln, Kastenbretter. Nicht mehr schneidet er aus Leder oder dreht er aus Hanfseilen die Sielen für Rind und Pferd. Er könnte es aber immer noch. Der Saumsattel vom Handwerker wird geschickter sein. Aber wir können ihn ohne jenen Beruf nachbauen. Das tut die Fabrik nach volkskundlichen Mustern wie Gehstock, Handschlitten, Wagen, Kummet ja auch. Hier ist der Sonderberuf nicht unentbehrlich. Aber ein Auto kann der Mensch lediglich mit jener Begabung zur Urbeschäftigung nicht bauen, auch wenn Stoff und das besondere Werkzeug da wären. Das allen zugängliche volkskundliche Werkzeug sind Hammer, Beil, Messer, Bohrer, (Säge). Holzfäller, Fischer und Bauern sind wir alle, wenn wir naturverbunden geblieben sind oder es wieder werden: in dieser Grundbegabung tritt der Mensch noch heute einen Weg durch den Wald, schneidet sich einen Stock, legt Baumstamm und Brett über den Bach, baut er ein Schiff, Karren und Schlitten, trägt er Lasten, spannt er seine Zugtiere oder sich selber vor. Gewöhnlich haben wir so etwas nicht nötig, wir haben ja Arbeitsteilung. Allen diesen Verkehrsmitteln gemeinsam ist der wirtschaftliche Zweckgedanke, diesen geistigen Gehalt kann bei einigen Stücken dieser volkstümlichen Technik auch Form- und Gebrauchsfreude begleiten.

Manche Sachen reichen mit Einzelteilen also in die technische Sonderkultur: am Ackerwagen ist die Nabe ein Eisenring, das Pferdegeschirr an der Mosel hat hübschen Messingschmuck, den nach heimischem Geschmack der Handwerker oder die Fabrik liefert. Statt Schnürknoten oder Holzösen hat der Rucksack Eisenhaken. Solch Ersatz oder Zusatz hebt die wesentliche Einordnung der Sache in die Volkskunde nicht auf. Die deutschen Flöße wären längst meist mit Draht gebunden statt der mühsam zu fertigenden Holzseile aus Eiche, Hasel, Weide. Aber der Draht wird verboten, weil er das Fahrwasser und die Fahrzeuge gefährdet. Da wird Ersatz also wieder verworfen. Aus solchen Grundsätzen können wir entscheiden, was ganz oder mit Teilen in den Kreis volkskundlicher Verkehrsmittel gehört.

3. Steg und Brücke über Straßengraben. Ockershausen bei Marburg.

1. Nicht jedes Fahrwasser im Binnenland ist von Natur aus für den Verkehr geeignet. Für einfachste Verkehrsnutzung, zum Schwemmen von Baumstämmen, muß es meist erst hergerichtet werden. Der Mensch räumt da im Wildbach, aber auch im Fluß und Strom, Steine aus, legt Krümmungen gerade, beseitigt Sandbänke, überhängendes Strauchwerk, sperrt Seitenarme. Im großen übernimmt dies der öffentliche Wasserbau. In den Bergen tragen auch künstliche Rinnen, steile Rinnsale die Stämme herab. Sie werden aus Stämmen muldenförmig gebaut, die Wandung ist verschieden hoch (Arten und Namen zu nennen ist kein Raum), je

nach Krümmung und Neigung. Kostspieliger sind Kastenrinnen. In der Schweiz wird auch Wildheu in Stricken oder Holzschienen in solchen Wasserriesen, wie sie allgemein süddeutsch heißen, abgelassen. Reizvoll ist die Frage, wie Winkel von den Stämmen genommen werden: sie sausen am Ende der einen Riese etwas bergan, rollen dann in die nächste dazu gewinkelte mit dem anderen Stammende ein (G. R. Förster, Das forstliche Transportwesen, Wien 1885). Stauteiche in Wildbächen und Flüssen sorgen dafür, daß das Schwellwasser Vorsprung bekommt, denn lose Stämme und Flöße schwimmen schneller als ihr Fahrwasser. Die Wehren, umgangen von Floßgassen, die Schleusen, der Fangrechen sind heutzutage Bauten von sonderberuflich ausgebildeten Fachleuten. Doch ihre Muster sind im volkskundlichen Kreise zu suchen. Hier können solche, nun von Forstbehörde, Verwaltung und Gewerbe übernommenen Einrichtungen nur genannt werden. Diese sog. Trift, also Wildflöße von losen Stämmen, wird nur zugelassen, wo keine Schiffahrt getrieben wird.

4. Altdeutscher Wagen mit veränderlichem Langbaum. Beide Pferde mit Sielen. Marburg.

2. Durch das Wasser führende Wege sind Furten. Da ist mindestens das Ufer abgeschrägt. Sie dienen dem Verkehr mit Vieh und Wagen. In den schiffbaren deutschen Flüssen sind sie wohl überall nun weggeräumt. Gelegentlich gibt es Furten in Seen, etwa zu einer Insel hinüber, so für Wagen im Spirdingsee in Ostpreußen. Im Binnenland an der deutschen Nordwestküste überwindet man breitere Gräben mit dem Springstock, sonst ist für den Menschen Furt, Steinsetzung als Steg, Holzsteg oder Brücke nötig. Auf den Watten fahren die hochrädrigen Wagen zu den Inseln durch die Wasserrinnen, die Priele, hindurch. Meist an bestimmten, mit Stangen oder Buschwerk bezeichneten Stellen, da wird An- und Abweg nicht besonders zugerichtet.

3. Der Verkehr zu Lande hat nicht immer Wege nötig. Im Walde werden die Stämme über den wilden Boden geschleift (Abb. 2), über Abhänge frei herabgelassen, selten über steile Wände auf Schnee abgeworfen. Überall bringen die Erntewagen die Last auf ungebahntem Gelände an die Land- oder Wasserwege. Das Heu kann in den Bergen in Ballen herabgeschleift oder -gestürzt werden. In den Nordseemarschen geht der Fußgänger quer über das ebene Weideland in beliebig wechselnder Richtung, da er dort auch breitere Gräben mit dem Stock überspringt. Der Schneeschuhläufer ist unabhängig vom Weg. Doch der Fußgänger wird sich in verschneiter Landschaft an den Weg halten, und sei es auch nur an die richtungweisenden Wegzeichen. Der Sommerpfad wird nicht immer getroffen, wenn

5. Zweiräderkarren und altdeutscher Wagen, Faß mit einem Ast festgelegt. Hier nur Kummet. Cond an der Mosel.

6. Korbarten aus Südhannover.

das Zugvieh einen Balken, Korb mit Steinen oder Keilschlitten als Schneepflug zieht. Es wird dann auf ein Ziel in der allgemeinen Richtung des verdeckten Weges getrieben. Der überall in Deutschland übliche von Pferden gezogene Schneepflug besteht aus zwei steilen, vorn zusammengehenden Wänden. Nur auf kurzen Strecken bahnt der Mensch mit Handarbeit, üblicherweise mit dem vor sich her gestoßenen, quer zum Stiel angebrachten Schneebrett einen Pfad. Es wird immer wieder selbst gefertigt und von jedem von uns ohne weiteres gehandhabt.

4. Im flachen Gewässer werden gern Steine als Urform der Steinbrücke zum Hinüberschreiten geordnet. Einer der Runensteine von Haithabu gegenüber Schleswig war zuletzt solch Steg über den Wassergang südlich der alten Siedlung. Dem Fußgänger dient der Steg, die Brücke auch dem Fuhrwerk und Vieh. Die einfachen Stege und Brücken (Abb. 3 bei Marburg) zimmern sich die Bauern selbst. Eigenartig sind in dem Strich vom Böhmerwald bis nach Tirol hinein die Totenbretter, die als Stege über feuchte Wiesen und Wasserläufe dienen. Es gibt auch Brücken lediglich für Baumstämme, die über Schluchten darauf zu Tal gleiten. Der Steg als solcher kann aus einem Brett, Balken oder mehreren nebeneinander bestehen. Über zehn Schritt Länge werden schon hintereinander geordnete Lagen nötig. Sie können im Flußbett auf Steinen aufliegen, sonst müssen Joche stützen, oder die Bahn wird in freier Luft oberhalb verstrebt (Hängewerk) oder unterhalb (Sprengwerk). Die Jochbrücke ist überall in Deutschland üblich, die anderen Arten nunmehr vom öffentlichen Wasserbau angewandt, auch die aus beiden zusammengesetzte, die Hängesprengwerkbrücke. Die Hängestege und -brücken an Seilen, aus tropischen Gegenden bekannt, mögen bei uns früher nicht vorhanden gewesen sein. Die Industrie liefert jetzt solche an Drahtseilen. Brücken aus Holz und Stein zugleich sind am ehesten im Gebirge zu treffen. Eigenartig sind die mit einem Dach versehenen Holzstege und -brücken. Sie kommen im Streifen von der Schweiz über Südsachsen, das obere Odergebiet bis ins Kuhländchen vor; doch verschwinden sie nunmehr. Diese Brücken aus Tannenholz halten meist nicht länger als ein halbes Dutzend Jahre, darum werden sie dort gern am Geländer gegen Regen und Schnee verschalt und überdacht. Jetzt werden sie durch schwerere Brücken für die Autos ersetzt. Stege in Form von Treppen oder Leitern, deren Sprossen jährlich erneuert werden, können über Felsspalten führen, so im Berner Oberland bei Grindelwald. Ohne Ständer sind auch die Moorbrücken, wie solche schon in Urzeiten aus nebeneinander gelegten Knüppeln gebaut wurden. Heute werden in den Mooren die öffentlichen

7. Tragkörbe (zwei Arten, eine mit erhöhter Wand) von der Mosel. Über Feuer werden die Weinhutten gepicht. Zweirädriger Leiterkarren. Vierrädriger Handleiterwagen.

Wege auf Knüppeldämmen angelegt, in jener alten Weise sumpfige Wegstellen im Walde allerorts befestigt. Besonders Holzabfuhrwege können solche Stellen haben, im Gebirge werden Bodeneinschnitte sogar brückenförmig mit solchen Knüppelbahnen auf Jochen ausgeglichen.

Stege in besonderer Art führen vielerorts, wo Viehzäune üblich sind, über diese hinweg. Dazu gibt es außerdem Durchlaßtüren, mit und ohne Drehkreuze für Fußgänger oder mit selbsttätig schließenden Türflügeln für Mensch und Wagen. Jener hölzerne Überstieg ist stufenförmig gebaut, es kann auch eine leicht gemauerte Stufe oder eine niedrigere Stelle in der Hecke oder im Zaun sein, jedenfalls soll das Vieh jene Übergänge nicht benutzen. Umgekehrt gibt es für dies eigens Viehtreppen hier und da in den Alpen. Bretter im Dünensand sind wohl immer Luxuseinrichtung, besonders lange Gehbahnen hat Swinemünde. Furten, Stege, Stufen, Brücken sind Arten und Kunstbauten des Weges selber. Für Holzbeförderung werden geradlinige Rinnen im Schnee talab angelegt; solche „Erdriesen" werden auch auf schneefreiem Land bei genügender Steilheit gezogen.

8. Korbarten in Oberhessen.

5. Wege und ihre Urform, die Steige, erfordern auch ohne öffentliche Fürsorge ihre Pflege. Am wenigsten in der Ebene die Treibwege für das Vieh. Da müssen allerdings die anliegenden Nutzländereien geschützt werden, durch Wassergräben (so im Weichseldelta), Zäune oder durch den Hirten. Sonst würden die Viehwege immer breiter werden. Im Gebirge ist derartiger Schutz besonders für die Mähewiesen, die nicht beweidet werden, nötig. Auch die Steigung muß in den Bergen bei der Anlage der Viehwege bedacht werden. Da ist die richtige Führung des Zickzacks wichtig; wird der Aufstieg sehr steil, so müssen also Viehtreppen, wird er sumpfig, dann Knüppelbrücken eingelegt werden. Gegen Steinschlag und Lawinen müssen Wege verschirmt werden. In der Ebene wirft der Bauer schlammige Stellen von Feld-, Wald- und Wiesenwegen häufig mit ausgeeggtem Unkraut, weithin in sandigen Gegenden mit der lästigen Quecke (Triticum repens) oder Ästen, im Herbst mit dem Kartoffelkraut zu. In nassen Gegenden entwässern Seitengräben den Feldweg. Auf geneigten Wegen leiten schwache Stämme, die gegen kurze Pflöcke schräg im Wege festgelegt sind, das Regenwasser ab, im Gebirge helfen da Steinpackungen. In Felsen gehauene Stufen, oft auf langen Strecken der Paßpfade, zeigt das Hochgebirge. Im Berner Oberland stuft der Volksmund sehr hübsch die Gruppe der Wege ab: Katzenweg, Geißweg, Kuhweg, Roßweg, Gasse, Straße (E. Friedli, Bärndütsch 1908, 516).

6. Im Gangverkehr ist ein Hilfsgerät überall und seither üblich, der Gehstock. Einen solchen haben ehemals, bevor die Industrie dies volkskundliche Gerät billig und etwa in duftender Weichselkirsche oder gar ausländischen Hölzern lieferte, der Hirte, der Arbeitsmann, der zur Stadt wandernde Bauer sich selber geschnitzt. Dann wurde der grüne Stock über einen dicken Ast über Feuer festgeschnürt (E. Lemke, Volkstüml. in Ostpr. III, 14) oder im Futterkessel gesotten (Hessen). Oder man brannte Querstreifen ein, daß der Stock bald wie ein indischer Rohrstock mit seinen Knoten aussah (mündlich aus der Lüneburger Gegend). Die gewundenen, verknoteten Dornstöcke der wandernden Zimmergesellen, die Ziegenhainer, werden nun wohl immer gekauft.

9. Steintrage und Steinkarren. Marburg.

Die oft seltsam geschnitzten Schulzenstäbe in Ostdeutschland, Bur- oder Dingstöcke in Schleswig-Holstein genannt, sind nicht Verkehrsgeräte, sondern Amtszeichen. Auch der Schäferstock gehört nicht hierher.

Der Gehstock ist immer noch, selbstgefertigt, in seiner Urform als geradegewachsener Handstab überall üblich. Beliebt ist, auch vom Sport übernommen, der Haselstab. Im Gebirge dient dieser übermannsgroße Stab, gewöhnlich mit einer Eisenspitze (Zwinge mit Stift) bewehrt, zum Auf- und besonders zum Abstieg. Vor allem beim Abwärtssteigen stützt der Wanderer mit beiden Händen ab. So auch beim Überspringen von Bächen und Felsspalten. Für die Nordseemarschen ist jener Springstock bezeichnend: wieder so ein langer, zweihändig gebrauchter Stab, hier aber mit einem flachen oder gegabelten Kloß, der im weichen Grund der Gräben Halt findet. Diesen Klotstock verwendet auch die Kleinschiffahrt, von der Eider bis in die moorigen Wassergänge Ostfrieslands. Die Treiberstöcke bei der Jagd und die der Viehhändler sind nur aushilfsweise Gehstöcke. Eine Hilfsaufgabe beim Lastentragen haben die Gehstöcke allerorts; dann werden sie als Hebel über die Schulter in oder unter eine Rückenlast geschoben. So gehört zum schweizerischen Reff, also dem Rückentraggestell, im Berglande ein gerader Stock, der Reffstecken, der außerdem seine Aufgabe als bloßer Gehstock bewahrt.

10. Rechts Netztrage (an das Gitter gelehnt), Fischerkahn vom Plötzensee in Berlin.

7. Für den Gang, vor allem das Klettern über freie, ungebahnte Stellen in Fels und Eis, dient auch ein Werkzeug, das der Bergsteigersport übernommen hat. Es ist der Bergpickel, eine Spitzhacke der Gemsjäger. Sie wird nunmehr von der Sportindustrie geliefert.

8. Entsprechend ist solche Übernahme volkskundlichen Gerätes bei dem Klettereisen erfolgt. Es ist eine unter den Schuh geschnallte Platte mit Spitzen, nun insgesamt aus Eisen hergestellt. Ob jemals wie beim Schlittschuh die Platte hölzern gewesen ist, wird nicht mehr zu ergründen sein. Derartige „Fußeisen" wurden schon 1575 von Bergleuten benutzt; die Gegend, für die diese Nachricht gilt, ist nicht erkennbar (Grimm Wb. 9, 1239 unter „Schneereif"). Dies Gerät hat in der Schweiz viele Bezeichnungen, ein Beweis, wie volkstümlich es ist: das Schweizerische Idiotikon (1, 539) nennt das „Eiseisen" in mundartlicher Form Isisen, Ischisen, weiterhin Fueß-, Schuh-, Schar-, Griff-, Kuch-, Kletter-, Klett-, Stegisen, Gräppli, Träppli, Klimmiseli. Es dient nicht nur zum Gangverkehr über Eis im Hochgebirge, sondern auch über glatte Felsen wie zum Klettern. Dann allerdings verwenden sie der Sportler und die von ihm herangezogenen Einheimischen, die Bergführer.

9. Für das Beschreiten von Schneeflächen gebrauchten Einheimische Schneereifen schon vor Einführung der norwegischen Schneeschuhe durch den Sport um die Jahrhundertwende. Das sind runde oder ovale Holzreifen, die mit Schnur überspannt werden. Darauf wird ein Stück Leder oder geflochtener Hanfgurt als Tragfläche befestigt. Mit diesem Gerät stapft man durch den Schnee, es wird also lediglich die Trittfläche vergrößert, damit also ein tieferes Einsinken vermieden. Dieser Schneeschuh ist nun möglicherweise überall abgelöst durch den Sportschneeschuh, mit dem man über den Schnee gleitet. Plumpe Laufbretter — heutzutage ersetzen die Jungen, die sich Sportschneeschuhe nicht leisten können, sie in derselben Weise durch unter die Schuhe geschnürte Faßdauben — haben Waldarbeiter in Ostpreußen, im östlichen Masuren und in der Mohrunger Gegend benutzt (Prussia 1919, 502). Wir wissen aber über diese und jene Vorläufer des Schneeschuhes in den Alpenländern und im Harz nichts weiter. Die Nachrichten darüber sind spärlich, man hat solche volkskundlichen Dinge eben gewöhnlich nicht beachtet. In Grindelwald war der Schneeschuh „kahnartig" (Bärndütsch 1908, 80), dann müßte es doch nicht mehr ein Reif,

11. Kuhwagen, Einzelstirnjoch. Marburg.

sondern ein wirklicher Gleitschuh gewesen sein, denn die einheimischen Kleinschiffe sind nach ihrem ganzen Bau vortrefflich geeignet, mit ihrem einheitlichen, sanft aufgebogenen Bodenbrett das Muster abzugeben (s. „Bauern- und Fischerboote", S. 20). Für Schneeschuhlauf sind Hilfsstöcke üblich.

10. Nur vereinzelt werden Schlittschuhe im Beruf benutzt, so von Fischern, im Spreewald auch von anderen. Die Knochenschlittschuhe, zuletzt im 19. Jahrhundert noch hier und da Kinderspielzeug (Schliersee, Schlesien), sind nun durch eiserne ersetzt. Die Fischer haben an den Haffen noch hölzerne mit Eisenschienen; sie sind von Holland her auch in Ostfriesland üblich. Mit Handsegel laufen manchmal die Tolkemiter Fischer auf dem Frischen Haff, sie haben es dem Eissport entlehnt. Es ist trapezförmig, zwischen zwei parallele Stangen gespannt, die von einer auf der Schulter liegenden Querstange gehalten werden. Die Vorderstange ist übermannsgroß.

12. 13.

12. und 13. Floß von der unteren Werra; 12: noch ohne Oblast, 13: mit Langstämmen beladen.

11. Die Arten von Traggeräten im volkskundlichen Verkehr sind sehr verschiedenartig. Schon der Gehstock konnte es nebenbei sein. Das Tragen wird Hauptaufgabe eines Stockes, wenn, wie in der Schweiz, ein oder zwei Stöcke durch die Ösen des „Lidkorbes" gesteckt werden und dieser dann auf dem Rücken so getragen wird.

In Gebirgsgegenden kann die Verschnürung einer Last zum Tragen dienen. So übernimmt das Seil an Berghalden, die kein Heuwagen befahren kann, diesen Zweck. Da werden die Heubündel umseilt und so in die Heuschuppen getragen. Es können auch zwei Seile, das eine im Zickzack gelegt mit Holzösen, das andere dann durch die Ösen gefädelt, dabei verwendet werden, so in der Schweiz. Solche Lasten, auch mehrere hintereinandergekoppelt, gleiten auch über den Schnee zu Tal, durch einen Begleiter geleitet und gebremst. Aber da ist das Seil kein Traggerät mehr, sondern macht lediglich die zu bewegende Last zum Verkehr geeignet, wie auch der biegsame Ast auf Langholzwagen (Abb. 4), bei Faßfuhren (Abb. 5) die Seile (jetzt Ketten) um die zu befördernde Last spannt.

14. Einspänniger Kastenwagen für Kühe. Oberweimar in Oberhessen.

15. Fischkästen zum Schleppen. Mölln in Lauenburg (Schleswig-Holstein).

16. Einbaum auf dem Aegerisee in der Schweiz.

17. Dreibord der Moselfischer.

12. Kurzhalmiges Heu wird auch in großen viereckigen Tüchern oder Netzen aus selbstgefertigten Hanfseilen (Schweiz: Seiltuch, Netztuch, Heusack, Heugarn, mit Holzbügeln [Grasbogen, Heukamm]) verpackt. Die beiden Bügel klappen wie beim Marktnetz unserer Kindheit in Norddeutschland (Draht statt Holz) zusammen. Gegenwärtig tragen die deutschen Hausfrauen überall runde Netze ohne Bügel; diese lassen sich leicht verpacken und werden mit der durch die oberste Maschenreihe laufenden Schnur verschlossen und beladen an dieser Schnur getragen. Dies Marktnetz kauft man sich. Es entspricht dem Tragnetz der Fischer und Angler, in dem kleinerer Fang nach Hause getragen werden kann. Jene Netze mit Heu werden entweder den Hang herabgeworfen oder an der Verschnürung, in manchen Gegenden an hölzernen Ösen als Handgriffen, in die Stadeln getragen. Die Reste sammeln, so auch oft bei der Getreideernte der norddeutschen Ebene, Frauen in ihre Schürze und tragen sie so zusammen.

13. Eine wichtige, unentbehrliche Gruppe von Traggeräten sind die Körbe, sie sind im deutschen Bereich zumeist Frauengerät, doch nicht die muldenförmigen Saat- und Futterkörbe. Gewöhnlich aus Weiden geflochten, wohl kaum noch aus Kiefernwurzeln; die Spankörbe für kleine Lasten aus Spänen. Die einzelne Trägerin nimmt den Korb am Henkel oder Öse in die Hand oder häkelt den Unterarm ein, sobald ein Querhenkel da ist, oder trägt ihn mit einem Tragkissen auf dem Kopf (Marburg, Abb. 8). Die Hand braucht nicht mitzustützen; hierfür sind manchmal mitten in der Wand zwei Griffe eingeflochten. Die Formen und Tragsitten sind landschaftlich verschieden, so daß ein ostpreußisches Mädchen sich immer weigern wird, einen sächsischen Rückentragkorb oder gar diesen hessischen Korb auf dem Kopf zu tragen. Dies ist im Mittelgebirge, auch der Schweiz, gebräuchlich,

aber nicht in steilerem Gelände. Da hilft wieder der Rückentragkorb aus, die südwestdeutsche Hutte. Eine solche hat die Gemeinde Sigriswyl am Thuner See im Wappen. Sie ist ein Gerät des Weinbaugebietes, mit Pech abgedichtet (Cochem, Abb. 7). Die großen Körbe für zwei Träger haben zwei Ösen. Über Düngerkörbe mit aufklappendem Boden, Steinkörbe mit Holzboden zum Sammeln der Feldsteine, überhaupt über die vielen deutschen Korbarten kann hier nicht weiter gesprochen werden. Der Korbträger Abb. 6 (Hann.-Münden) hält einen Wäschekorb, trägt einen Rückentragkorb (nicht mit erhöhter Rückwand wie Abb. 7), darauf einen Spankorb.

14. Hölzerne waagerechte Traggeräte sind die Steintrage, für zwei Träger, Abb. 9, die Netztrage der Fischer, Abb. 10, für einen Mann das (Ziegel-) Steinbrett. Das ist ein auf beiden Schultern mit Kopfausschnitt getragenes Brett mit aufgenageltem Handgriff (Hessen), einseitig geschultert ist das rechteckige Brett mit Querleisten an den Enden (Osten). Auf dem Kopf wird ein Bretter- oder Leistengestell in der Schweiz getragen (v. Greyerz, Sprache, Dichtung, Heimat, S. 134), dieser „Rahmen" wird im Winter auf Hornschlitten gelegt.

18. Dreibord vom Mittelrhein, vor einem (holländischen) Aalschokker.

15. Ein hölzernes Rückentraggestell gibt es weithin zum Tragen der Ziegel. Für Holz, Heu, auch Käse, Butter, Postsachen gibt es in den Bergen (Schweiz, Elsaß) verschiedene Formen: gewöhnlich besteht das „Reff" aus einem Rückenbrett, rechtwinklig dazu als Lastentrage ein Brett oder Lattengestell. Holzgeflochtene oder lederne Tragbänder liegen auf den Achseln; es können auch hohlgeschnitzte Traghölzer eingelegt sein. Das Kopfreff hat dazu noch ein Tragbrett, das auf einem Kissen auf dem Kopfe aufliegt. Es schützt außerdem noch gegen Sonnenbrand und Regen. Das Heureff ist eine Leiter, die sich nach oben verjüngt; mit einem Stab wird das Heu, Gras, Klee dagegen verschnürt. Das Stellreff hat unten noch zwei Gegenstützen; es kann vom Träger aufgestellt und dann geschultert werden. Die Urform gibt es im Wallis: zwei Astgabeln werden parallel gestellt und auf dem Rücken durch Sprossen zu einer Leiter oder durch ein Brett verbunden. Dies „Gabelli", „Halbäfli" (dies wie die anderen Ausdrücke vgl. Schweizer. Idiotikon, das überhaupt für unsere Dinge sehr ergiebig ist. Außerdem mit Abbildungen F. Anderegg, Illustr. Lehrbuch f. d. ges. schweiz. Alpwirtschaft III, Bern 1908; F. G. Stebler, Alp- und Weidewirtschaft, Berlin 1903) nimmt gewöhnlich eine Holzlast auf. Tragkäfige für Hühner, Tauben usw. sind wohl nur im Gebirge üblich (Chrääze der Schweiz).

16. Ein Traggerät ist im deutschen Volke seit vier Jahrzehnten in allen

19. Spreewaldkahn.

Ständen, vom Arbeiter zum Jäger und Angler besonders beliebt geworden, der *Rucksack*. Einen gewöhnlichen Sack, zu Einkäufen in der Stadt einen Kopfkissenbezug oder Bettsack, sieht man vielerorts, einseitig geschultert oder auf dem Kopfe getragen. Der *Quersack* ist längst abgekommen; es ist ein Doppelsack mit einem Schlitz dazwischen, durch den der Kopf gesteckt wird (Grimm Wb., Abb. in Landeskunde d. P. Brandenburg 1912 III, 181). Der Rucksack mit den beiden Schulterriemen ist wohl oberbayerisches Erzeugnis; Ende des 19. Jahrhunderts kommt er nach Schwaben (A. Schmeller, Bair. Wb.^{2} 2, 80; Schwäb. Wb., Grimm. Wb.). Die Mundartform zeigt keine engere Landschaft an, sie ist schriftgemäß geworden. Das Wort ist mit der Touristensprache in die Schweiz gelangt, mit der Sache selbst. Er wird durch eine Schnur zusammengerückt. Das geschieht oder geschah schon vorher mit dem *Watsack* (vgl. Gewand) der Schweiz, der allerdings nicht wie der Rucksack, sondern in der Hand oder an einem Stock über der Schulter getragen wird.

20. Angelkahn mit Rahsegel. Aus Peyse am Frischen Haff.

17. Zum Tragen von zwei Eimern, für Wasser oder Milch, dient das *Tragholz*. Es ist für die Schultern hohl- und für den Nacken ausgeschnitten. Über die Verbreitung wissen wir nichts, wie so oft bei den behandelten Geräten. In kurzem wird da der Volkskundeatlas mit einem Schlage solche Fragen beantworten.

18. Am *Bande* über nur *eine* Schulter werden kleine Fischfässer, Spankörbe, Brotbeutel getragen.

19. Ein Hilfsgerät ist das *Nackenband*, das mit Schlaufen über die Holme der Schubkarre greift. Solche Traggurte führen auch Holzknechte zum Tragen von Stämmen, überhaupt Arbeiter beim Tragen sperriger Lasten.

20. Ungeheuer formenreich ist die Gruppe der *Traggefäße*, vom ostpreußischen Paartopf, mit dem das Essen aufs Feld getragen wird, bis zum Weinlägel im Westen und der alemannischen Tragbütte, die an einer durch beide Holzösen gezogenen Stange von zwei Trägern geschultert wird. Wasserdichte Körbe hatten wir oben kennengelernt (Abb. 7). Lediglich mit der Hand zu greifen sind einhändige Kübel, so in der Alpenmilchwirtschaft. Überall im Hause dient für Hand, Arm und auch Tragholz der Eimer. Der zweitragige Zuber gehört zu den eben genannten Tragbütten. In Fäßchen mit ovalem Querschnitt wird Wein auf Saumtieren befördert, ehemals auch Käse. Sie werden wie die Fischlägel lang getragen. Schön verzierte alte Fisch- und Weinlägel der Bodenseelandschaft zeigen die „Deutschen Gaue" 14, 166. Steil ge-

21. Kielboote. Brösen bei Danzig.

stellt, oben offen sind die Tragfässer für Weintrauben, wieder mit ovalem Querschnitt, an zwei Schulterbändern aufgehängt. Den Milchtransport besorgen die auf dem Rücken an Tragbändern beförderten Milchbrenten der Schweiz, ohne Deckel für Wasser, Wein; auch Jauche, Korn für die Mühle werden so getragen. Die kleinen Fäßchen für Trinkmilch, Kaffee sind wieder Handgeräte.

22. Schleife mit Egge. Oberhessen.

21. Traggerät für Saumtiere: Pferde, Maultiere, ob heute noch Ochsen? Der Saumsattel hat einen Bauchriemen, gegen Rutsch je ein Brust- und Hinterblatt. Zwei Sattelbögen liegen seitlich auf Brettern mit einem Polster auf dem Rücken, wobei die Wirbelsäule frei bleibt. Holz kann, so im Wallis, in zwei Paar Astgabeln gepackt werden, Dünger in Körben, Säcken oder Kästen, deren Boden aufklappen. Auch das Saumtier kann für Käse, Butter Tragreffe bekommen, je eins an jeder Seite oder je einen Rahmen: zwischen Brettern wird Käse, Butter festgeklemmt. Obenauf kommt oft noch ein dritter Rahmen zu liegen. Balken, Bretter werden längs über den Kopf des Tragtieres auf einem H-förmigen Rahmen mit einem Holznagel über dem Saumsattel festgelegt.

23. Eisschlitten der Fischer von Travemünde.

22. Zuggerät für Menschen ist überall vor Handwagen, selten noch auf Treidelwegen an Schiffahrtsstraßen vor der Leine zu sehen. Es ist im ersteren Falle, so in Berlin ganz gewöhnlich, ein einseitig geschulterter breiter Hanf- oder Lederriemen, in den die freie Hand helfend vor der Brust eingreifen kann, die andere lenkt die Deichsel. Holzstämme können mit Seilen, über der Achsel ledergepolstert, gezogen werden. Die Drehung wird durch Drehringe abgefangen. Die Treidelleine kann so, aber auch mit sehr breitem Brustriemen gezogen werden.

Das Rückenholz, in das die Seefischer, z. B. des altpreußischen Strandes, beim Zuge des Strandnetzes sich hineinlehnen, wie ihr Schulterriemen mit dem Holzklotz, den sie um die Zugleine herumwerfen und so für eine Weile festlegen, gehören nicht hierher, es sind nicht Verkehrsmittel.

Wohl aber das gleiche Zuggerät, auch als Kette mit Eisenklotz, auf Seilfähren, wo vielfach statt dessen ein eingeschnittenes Holzstück als dauernd versetzbarer Handgriff, der auf das Seil geklemmt wird, üblich ist.

24. Ladeschiff des Thuner und Brienzer Sees, mit Schubkarren. Interlaken.

25. Zerlegbarer Kastenwagen, einrädriger Leiterkarren, zweihändiger Tragkorb. Frauenberg bei Marburg.

26. Leiterwagen für kurze Stämme, rechts Kastenwagen mit Rungen. Hann.-Münden.

23. Das Zuggerät für Tiere ist durch die Stichwörter Joch, Kummet, Sielen, Kehlholz in seiner Verschiedenheit nur angedeutet. Das quälende Doppeljoch für je zwei Rinder ist ein starres Nackenjoch, mit der Deichsel fest verbunden. Es kommt ab, wobei die Polizei hilft. Das Halbjoch vor der Stirn des Einzeltieres (Abb. 11, 14) läßt diesem mehr Freiheit; zunächst ist dies gepolsterte Joch (Holz, Eisen) bis in unsere Zeit Nackenjoch gewesen. Das Kehlholz wird wie ein Kummet um den Hals gelegt (M. Lohß, „Wörter und Sachen", Beih. 2, 92). Es ist im südwestlichen Schwaben zu Hause und wird nun durch letzteres abgelöst, wenn dies auch teurer ist. Die seitlichen Deichselstangen sind jetzt durch Ketten ersetzt (Abb. 14). Der Volkskundeatlas zeigt die Verteilung von Kummet und Sielen; das erste ist i. g. hochdeutsch, das zweite i. g. niederdeutsch. In unserer Abb. 2 treffen sie bei Marburg zusammen. Von den weiteren Geräteteilen an Kummet, Sielen, Bremsriemen, Deichsel, Waage kann bei dem verfügbaren Raume wieder nichts gesagt werden (für Niedersachsen vgl. den Volkstumsatlas von Peßler, 1933 f.). Der Raummangel ist auch schmerzlich bei der Erörterung der noch recht unbekannten deutschen Fahrzeuge.

27. Zweirädrige Pferdekarren. Cochem an der Mosel.

24. Von den Wasserfahrzeugen sind die deutschen Flöße sehr formenreich; sie sind im Bau vom Rhein bis zur Weichsel und Donau sehr verschieden, und zwar durch Sachbrauch, weniger durch Zwang des Fahrwassers. Das Werrafloß (Abb. 12, 13) ist 1933 gebunden, die Tafeln aus Langstämmen, darauf kommen solche und Halbstämme als Oblast (Abb. 28). Wie das Binden und Laden geschieht, in welch verschiedener Ordnung die Stämme, Bretter geschichtet, die Steuer aufgelegt

werden, das Staken und Treideln, wieviel Tafeln hintereinandergekoppelt, und wie dies von Fluß zu Fluß jeweils anders geschieht, wie die Wehren überfahren werden, ohne die Flöße aufspießen zu lassen, dies alles kann hier nicht erörtert werden. Seen können runde Flöße zeigen. Die Maße der Langflöße sind jetzt behördlich geregelt, aber schon vorher vom Flößervolk nach dem Fahrwasser eingehalten worden. Die Arten der Flöße im deutschen Süden bringt K. Ebner, Flößerei und Schiffahrt auf Binnenwässern, Wien und Leipzig 1912.

28. Leiterwagen für Halbstämme, die als Oblast auf ein Werrafloß gerollt werden.

25. Auch die Fülle der volkskundlichen deutschen Schiffsarten kann hier nicht ausgebreitet werden. Ich verweise auf die S. 1 genannte Darstellung. Mit einigen Bemerkungen ist hier der deutsche Reichtum an Schiffsformen, Segelarten, Ruderweisen, Schmucksitten kaum zu streifen. Unterwasserfahrzeuge sind nachzuschleppende Fischkästen; sie haben vier- oder dreieckigen Grundriß, auch spitzgatt gebaut wie auf Abb. 15 (Holstein). In den Kreis der im Beruf bemannten, volkskundlichen Fahrzeuge gehören die Kleinschiffe der Fischer, Bauern, Händler und Schiffer, außerdem die landschaftlich zu jenen passenden Begleitboote der großen Arten, ob es ein Rhein-, Donau-, Weser-, Oder-, Weichsel- oder Pregelgroßschiff ist. Die Einbäume sind im Baustoff zu kostbar geworden, bewährten sich aber als spantenlose Fahrzeuge für die Arbeit am Netz besonders gut. Heute fahren solche noch auf dem Aegerisee in der Schweiz (Abb. 16) und auf dem Mondsee, sind in der Schweiz bis nach 1870 auf dem Vierwaldstättersee und Bielersee, noch länger auf dem Hallwilersee und Zürchersee, bis nach 1900 auf dem Zugersee in Gebrauch gewesen (L. Rütimeyer, Urethnographie 1924, 302, Schweiz. Id. 4, 1234), im Spreewald bis vor wenigen Jahren, in der Kieler Bucht bis 1898 sogar als segelndes Seefahrzeug. Das Plankenschiff ist mit seinen Arten in großen und kleinen Bezirken über das deutsche Sprachgebiet verteilt. Im Süden und Westen, i. g. westlich der Elbe ist es Aufbugschiff: die Bodenbretter biegen sich zur Spitze hinauf (Abb. 17, 18). Im Spreewald (Abb. 19) und einigen anderen ostelbischen Strichen hat es Querbretterboden. Den schlanksten Hals haben Arten des bayerisch-österreichischen Alpengebietes. Das Stevenschiff mit seinem keilförmigen Bug ist an der Seeküste und in Ostdeutschland zu Hause. Als Kielboot dringt es jetzt von Norden (Abb. 21, Danzig) bis zum Mittelmeer vor. Auf den bayerischen und österreichischen Seen ist es vor einem halben Jahrhundert eingeführt worden. Ganz verschieden sind die Ruderformen und die Sitten zu rudern: im Süden steht der heimische Ruderer gewöhnlich, stößt einseitig ein Ruder oder zu beiden Seiten je eins. Im Norden sitzt er auf einer Bank und

29. Kastenwagen mit aufgesetzten Leitern. Umgegend von Marburg.

30. Wagen mit Schemeln für den zerlegbaren Kasten. Zwei Achs-, ein Langbaumschemel. Marburg.

zieht sie, oder er wriggt über das Bootsende hinweg, indem er sein Ruder schraubenartig hin und her dreht. Die altertümlichste, bei flachem Grund mögliche und heute immer noch beste Handarbeit ist das Staken. In den nordwestlichen Mooren, Kanälen und Flüssen von der Eider bis Ostfriesland wird dies mit jener Stange mit einem Kloben, der im Schlamm hält, besorgt (J. ten Doornkaat Koolmann Wb.: Klotstock). An den Booten, ihren Bauarten und solchen Gebrauchssitten sind Großlandschaften im deutschen Bereich zu erkennen: in den Süden und Westen bis auf die obere Elbe reicht römisches Erbe, vom Mittelmeer an, herein; von der Seeküste und Ostdeutschland außer dem Pregelgebiet und Kurischen Haff nordisches. Es zeigt sich im Klinkerbau, da sind die Seitenplanken dachziegelartig übereinandergelegt, wie beim Wikingerboot. In jenem äußersten Nordosten ist die Schiffswand glatt (Kraweel), da reichen baltische Arten hinein. Den in der ganzen Welt größten Mastschmuck am Fischerboot zeigen die Holzwimpel der Keitelkähne des Kurischen Haffs. Die Beziehung auf Nordosteuropa in „Bauern- und Fischerboote" S. 111 bestätigt eine Abbildung bei M. u. A. Haberlandt, Die Völker Europas, S. 596: Wimpel aus Archangelsk, er ist kleiner. Das altertümlichste Segel ist noch auf dem Frischen Haff am Angelkahn zu sehen; es ist das ein sehr hohes, kühnes, echtes Rahsegel (Abb. 20). Es kommt heute nur dort und an der entgegengesetzten Ecke Deutschlands vor, auf dem Bodensee. Doch ist es hier selten geworden und ist überhaupt das einzige Segel mit (beabsichtigtem) Farbenschmuck auf deutschem Boden. Vor dem Weltkriege hatte es noch vielfach sonst die Schweiz. Jenes Segel vom Bodensee zeigt blaue Längsstreifen, je nach dem Heimatort gab es Ein-, Anderthalb-, Zweibläuer (Schweiz. Id. 8, 369). Der Zürchersee hat 1815 weiß-blaue Segel, ich habe den Zweiblauer noch 1930 an der Reichenau beheimatet gesehen. — Die Personenfähren sind gewöhnlich heimischer Art; so ist die von Basel (Abb. 1) aus dem (auf der Abbildung davorliegenden) Waidling des Oberrheins mit seinen breiten Enden herzuleiten. Sie wird durch einen senkrechten Spiegel abgeschlossen, an dem das beim Waidling fehlende Steuer angebracht ist. Das Schiff wird schräg in die Strömung gerichtet und so an der über den Strom gespannten Leine mit einer Rolle hinübergetrieben. Manche werden an einem quer im Fluß liegenden Seile durch Handarbeit (vgl. Abschnitt 22) gezogen, andere sind an einer flußoberhalb verankerten Leine schräg zu stellen. Vielfach wird nur gestakt oder gerudert, wenn nicht gar jetzt ein Motor eingebaut ist (Heidelberg).

31. Leiterwagen mit halben Kastenbrettern. Südlich von Göttingen.

26. Die einfachsten Landfahrzeuge sind die Schleifen. Im Gebirge können sie durch übereinandergelegte Tannenäste, mit oder ohne Seile, rasch gebaut werden. Ein Zugseil wird an einen ausragenden Ast vorgespannt. Aus zwei oben durch eine Schraube verbundenen Stangen, die als Füße in den Pflug gesteckt werden, ist die Schleife für diesen und die übergehängte Egge in Oberhessen gebaut. Sie schadet den Wegen und wird verboten. Überall bis zur Seeküste ist die schlittenartige Schleife (Abb. 22) verbreitet. Mit langen niedrigen Kufen und einem Räderpaar kann die Schleife in den Alpen gebaut sein; auf dem Steilhang hebt der Bauer das Vorderende und damit die Radscheiben, so im Prättigau; im Salzburgischen wird die Pinzgauer Heuschleppe gebraucht; es ist eine Leiter mit einer nachgeschleppten zweiten Leiter, das Ganze von einer Gabeldeichsel gezogen (Abbildungen bei Stebler, vgl. S. 10).

32. Wagen mit Seitenleitern für eingelegte Bretter. Ockershausen bei Marburg.

27. An Arbeitsschlitten gibt es Hörnerschlitten in den Alpen und im deutschen Mittelgebirge. Das sind meist von der Hand geführte Lastschlitten für Heu, Dünger, Holz, Milchgefäße. Die Kufen laufen als Handhaben für den Führer als lange Hörner aus, am Bogenschlitten können sie bis auf die Leisten der Tragfläche geleitet sein. Mit oder ohne Zugtier können Schlitten auch auf schneefreiem Boden, so im Sommer, oder auf Knüppeldämmen benutzt werden. Mit kurzen Kufen, einem einzigen Joch und nachschleifenden Stangen hat ihn die Schweiz. Das sind alles Rutschschlitten, während norddeutsche Peekschlitten, im Stand mit Stöcken vom Boden abgestoßen, wohl nur Spielzeug und Stehschlitten sind. Ein Tretschlitten ist der Rennwolf aus Schweden; er ist nirgends volkskundlich. Für Schlittenarten des Salzkammergutes, von Mähren, Steiermark, Sachsen-Gotha, Innviertel, immer für Holzbeförderung, ist auf Förster (vgl. S. 3) zu verweisen. Zur Schlittenrolle kann der Schlitten umgewandelt werden, indem die Kufen mit einer Einkerbung auf eine Achse mit zwei Rädern gestellt werden (Schweiz, vgl. Stebler). Auch können zwei Baumstämme als Walzen eingezogen sein (Schweiz. Id. 9, 774). Als Bremse dient auch ein nachgeschleiftes Reisigbündel (Schwarzwald: M. Heimatl. 1926, 111). Auf dem Eise gibt es einen Eisschlitten nur hier und da; gewöhnlich dient in der Fischerei zum Transport der Landschlitten auch auf dem Eise. Ist er Spielzeug und Sportgerät, so gehört er nicht hierher. Der Peekschlitten ist gewöhnlich Eisschlitten, wie dieser ist auch der Schweizer Isschlitten, ehedem solche mit Knochenkufen im Salzkammergut und in Brandenburg (Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien 32, 228) als Spielgerät zu werten. Der Segelschlitten hat gewöhnlich drei Kufen,

33. Kastenwagen mit Asthebel für Kettenschluß über die Mitte. Hann.-Münden.

34. Altdeutscher Wagen mit Ernteleitern. Ockershausen bei Marburg.

eine zum Lenken beweglich. Oft ist er als flaches Boot gebaut, so am Frischen Haff wie der von Travemünder Fischern bei der Arbeit ohne Segel benutzte (Abb. 23). Gesegelt wird meist nur im Sport, auch von den Fischern, sonst *ziehen* sie jene Schlitten.

28. An Schubkarren mit einem Rad gibt es zwei Hauptarten: überall den (Abb. 24) *Kasten-* und den (Abb. 25) *Leiterkarren*. Dazu seltener, aber verbreitet (Hessen, Deutschböhmen) den *Steinkarren* (Eisenersatz Abb. 9) mit flachem Bodenbrett. Jedesmal sind zwei Seitenholme als Handhaben verwendet. Der Schubkarren ist echtes Handgefährt, nur für den Menschen bestimmt. Alle Arten mit zwei, drei, vier Rädern, die Karre(n) heißen, können von Tieren gezogen werden. Die Einteilung in Kasten- und Leiterfahrzeuge geht bis zum Lastwagen hinauf. Sie gilt schon beim zweirädrigen Handkarren: er kann eine gebogene, flachliegende Leiter, mit oder ohne Geländer sein (Glarner Handkarren) oder die Leitern seitlich hochstellen (Abb. 7). Der dreirädrige Karren ist in Oldenburg und Nordwesthannover zu Hause (Volkskundeatlas), das Vorderrad läuft vor dem Kasten, der nach hinten gekippt werden kann. Dies Vorderrad kann kleiner, aber auch größer sein als die andern. Seltsam ist die Einrichtung (Steiermark: Volkskundeatlas), daß ein Rad gegen ein halb so großes beim Fahren am Steilhang ausgewechselt wird, der Wagen bleibt horizontal liegen. Karren mit Kufen, über die die Räder beim Abwärtsschleifen erhöht, also außer Betrieb gesetzt werden können, gibt es im Salzburgischen (vgl. auch Abschnitt 26). In Norddeutschland wird der zweirädrige Karren gern mit dem (eisernen) Pflugkarren zu einem vierrädrigen Gefährt zusammengehängt.

29. Der vom Zugtier gezogene Zweiräderwagen (Abb. 5, 27) wird in seinem rheinischen und südwestdeutschen Bezirk jetzt stark durch den vierrädrigen abgelöst. Dieser hohe Zweiräderkarren gehört als südliches Lehngut in das römische Sachgebiet. Der deutsche vierrädrige *Arbeitswagen* trägt auf seinem Untergestell einen festen oder zerlegbaren Bretterkasten (Abb. 14) oder Leitern (Abb. 26). Die Leitern werden breit und weitsprossig für Kurzholz (Abb. 26, 28). In Oberhessen gibt es eine Art, die Kasten und Leiter vereinigt, indem auf dem oberen Holme oder direkt auf dem Kastenbrett ein Geländer steht (Abb. 29); eine andere Art legt Seitenbretter auf sehr weiträumige Sprossen (Abb. 31, 32). Die Verstärkung der Seitenbretter ist landschaftlich verschieden: Oberhessen hat einen dritten Schemel außer den beiden Achsschemeln (Abb. 30), Südhannover einen biegsamen Ast mit Schlußkette (Abb. 33), wie in größerer Verbreitung der Langholzwagen (Abb. 4). Auch der Querabschluß zeigt landschaftliche Brauchsitten. Aber sie schon an unsern Bildern zu erläutern, vom Erntegitter, den Rungen am Langholzwagen, den Ladebäumen, der Aufhängung der Waage, Art der Schwengel (Oberhessen auch drei für Dreigespann), vom Korbwagen Schleswig-Holsteins (rohr- oder strohgeflochtene Seitenleitern), den Arten des Kastens und vielen andern zu berichten, ist hier kein Raum. Aber eins möchten jene Beispiele schon aus der Umgebung des Wohnortes des Verfassers lehren: es gilt auch den deutschen Bauernwagen erst noch zu entdecken! Eigenartig ist der ostpreußische Moorwagen (am Kurischen Haff), er hat Walzen als Räder, wie dortige Schubkarren, sie haben wie in

Buntbemalter Tegernseer Schrank von 1785 mit der hl. Katharina, der Namenspatronin der Besitzerin, und der hl. Barbara.
Berlin, Staatl. Sammlung für Deutsche Volkskunde.

Tafel II.

Urzeiten und heute in Südeuropa noch volle Räder ohne Speichen. Sonst ist an unsern Wagen wenig mehr eigenhergestellt, so vielfach noch Leiter, Deichsel, Seitenbrett (Abb. 32: Winterarbeit im Bauernhause), Runge, Leuchsenstock. Die Theorie der Landwirtschaft kümmert sich stark um die schweren Lastwagen, doch hat sie unsere Typen, am ehesten auf großen Gütern, noch kaum beeinflußt. Die Flöße im Schwarzwald sind vielfach durch Landförderung mit Holländerwagen abgelöst (O. Beil in M. Heimatl. 1926, 108), die Flößer kannten sie vom Endziel ihrer Floßfahrt. In der nord- und mitteldeutschen Großlandwirtschaft wird der altdeutsche Wagen (mit veränderlichem Langbaum, z. B. in Oberhessen Abb. 4), der z. B. in der Magdeburger Gegend übliche (unveränderlich) und der im Hannoverschen gebräuchliche: Abb. 33 (unveränderlich) unterschieden.

30. Ein fahrbares Faß ist artenbildend wohl nirgends mit den Achsen fest verbunden, Feuerlöschtonnen gehören nicht hierher.

31. Eine volkskundliche Verkehrseinrichtung zu Lande ist der Seilzug. Die Drahtriese für Holzstämme mag daraus entwickelt sein; es gibt eine einfache, aus einem Tragseil bestehend: die Last wird an einer Astgabel hinuntergeschickt. Die doppelte hat dazu einen Leitdraht. Auch das Tragseil kann wie dieser ohne Ende über eine Rolle laufen, es geht von Berg zu Tal oder von Berg zu Berg über eine Schlucht. Der bäuerliche Seilzug für Erdbeförderung in der Schweiz bis Kärnten (Ztschr. f. Vkde. 1894, 127; Schweiz. Id. 7, 750; Bärndütsch 1904, 105) fördert mit Menschen- oder Tierkraft Erde auf geneigten Feldern nach oben. Die Erde wird im Rückenkorb getragen oder mit Karren heraufgezogen, dem Träger wird vom Seil in einer Schlaufe, die er sich umlegt, heraufgeholfen. Es können an den beiden Seilenden je ein Karren sein, der leere geht mit Ochsengespann abwärts und zieht den vollen mit herauf. Die Zugtiere können auch oben am Steilhang auf ebener Bahn entlanggehen. Der zweirädrige Karren kann wieder dreirädrig werden.

Volkskunst und Volksindustrie.

Von **Dr. Oswald Ad. Erich.**

Wesen und Begriff der Volkskunst.

Das Wort Volkskunst ist eine nicht eben glückliche Bezeichnung für das, was es eigentlich ausdrücken will: es versucht zwei einander widersprechende Begriffe zu einem Worte zusammenzuzwingen, ein Vorgang, gegen den ein feineres Sprachgefühl sich sträubt. Wir verstehen unter Kunst die Schöpfungen einzelner erlesener Könner, unter Volk aber faßt die deutsche Sprache stets eine Vielheit von Menschen gleicher Art zusammen. Ob diese Zusammengehörigkeit von rassischen, politischen oder sprachlichen Merkmalen bestimmt wird, ist dabei unerheblich, in jedem Falle wird der Gegensatz einer gleichgearteten Menge zu einem einzelnen eigenwilligen Individuum bestehen bleiben. Der Widerspruch in dem Worte Volkskunst wird vollends zur Irreführung durch die Aufforderung zu ästhetischer Wertung, die in dem Begriffe Kunst liegt, während Volk in dieser Zusammensetzung auf eine Kunstübung zweiten Ranges hinzudeuten scheint. Die sprachliche Verlegenheit und Unschärfe ist bezeichnend für die ungeklärte Stellung der jungen Disziplin innerhalb der Forschung überhaupt, und sie führt an ihre wichtigsten Fragestellungen heran: was ist mit dem Begriff Volkskunst gemeint, und wer ist der Träger?

Ein soziologischer Rückblick auf die Anfänge der Kunst mag zur Begriffsbestimmung beitragen. In vorgeschichtlicher Zeit sind die Glieder des Volkes zwar durch materiellen, aber noch nicht durch ideellen Besitz voneinander geschieden, und es gibt nur deshalb keine Volkskunst, weil in diesen Epochen die gesamte

35. Holznapf aus dem Mansfelder Seekreise. Halle, Landesamt für Vorgeschichte.

Kunst — Volkskunst ist. Erst wenn sich eine gehobene Oberschicht durch Ansprüche und Vorurteile von der gleichförmigen Masse abhebt, wachsen die Aufgaben für eine „hohe Kunst" heran. Als Volkskunst gilt die Eigenproduktion an Sachgütern der niederen Stände in Stadt und Land, wobei der Nachdruck auf der minderen „Bildung" und der tieferen sozialen Schicht liegt.

In Deutschland traten die Unterschiede zwischen den Volksklassen seit seinem staatlichen Werden in Erscheinung. Fürsten und Geistlichkeit fingen an, den feineren Lebensstil, soweit er sich ihnen in den alten Kulturen fertig darbot, anzustreben und nachzuahmen, und sie zögerten nicht, auf ihre Weise das Erbe der Antike anzutreten. Das artfremde Bildungsgut ergoß sich seit Karl dem Großen in immer neuen Wellen ins Land, Humanismus und Renaissance sind nur eine letzte, hochgehende Flut. Mit der Aufnahme der antiken Bildungselemente wuchs in der Oberschicht das Verlangen, auch die äußere Lebenshaltung nach jenen Vorbildern zu heben. Die Renaissance vollendet hier ebenfalls nur, was Herrschergeschenke, Fürstenheiraten und Kreuzfahrerbeute begonnen hatten. Durch das Aufblühen der Handelsstädte strömte das fremde Gut über Venedig und Antwerpen ins Land und füllte nicht mehr nur die Paläste weltlicher und geistlicher Herrscher, sondern auch die weiträumigen Häuser der wohlhabenden Bürger und die Werkstätten der Künstler.

Damit ist die Trennung zwischen hoher Kunst und Volkskunst eine vollendete Tatsache geworden. Der breiten Masse des Volkes, deren Hauptvertreter der Bauer war, fehlten alle Vorbedingungen, um auch ihrerseits jenes reichen Erbes teilhaftig zu werden: das an lateinischer Bildung geschulte Denken, ja selbst die Fähigkeit, sich lesend oder schreibend der eigenen Muttersprache zu bedienen, und in den meisten Fällen die Gelegenheit, die vielbewunderten Schätze der fernen Länder auch nur zu Gesicht zu bekommen. An den ruhigen Gang der Gestirne, den gleichbleibenden Ablauf der Jahreszeiten gewöhnt, die seine Arbeit und damit sein Leben regeln, ist das Bauerntum zudem immer ein konservatives Element gewesen. Der rechte Bauer verhält sich weit eher verneinend als bejahend gegen das, was ihm nicht anzugehören scheint, auch da noch, wo er aufzunehmen die Fähigkeit hätte. Erst mit der Erweiterung seines Gesichtskreises und der Auflockerung seiner festen Begriffe begann er auf seine Weise das höhere Kulturgut zu beachten und zu verarbeiten. Es ist schwer, auszumachen, wie weit bei den einzelnen deutschen Stämmen Unvermögen und Ablehnung, Geltungsbedürfnis und Bildungstrieb oder Stolz und Zähigkeit maßgebend dafür wurden, an dem arteigenen Kulturgut festzuhalten oder artfremdes hereinzunehmen; immer aber ist diese Auseinandersetzung von den beiden Faktoren Rasse und Landschaft geheimnisvoll bestimmt. Ihr greifbarer Niederschlag ist das Sachgut der Volkskunst. Setzt die Volkskundeforschung das ihr eigentümliche, durch nichts anderes zu ersetzende Material in diesem Sinne ein, so trägt sie das ihre bei zur Erkenntnis des kulturmorphologischen Aufbaues unseres Vaterlandes, welches das letzte hohe Ziel aller Wissenschaft vom Volke ist.

Das primitive Gemeinschaftsgut.

Parallel mit der Linie der internationalen hohen Kunst läuft von Urzeiten her die gerade Linie volkstümlicher Kultur weiter, ehrwürdig an Alter und geheiligt durch die Zähigkeit ihrer Tradition. Seit Hans Naumann hat sich die Forschung gewöhnt, dieses nationale Erbgut der Volkskunst als „primitives Gemeinschaftsgut" zu bezeichnen. Es ist das einfache Gebrauchsgerät, das immer wieder für den gleichen Zweck geschaffen, seine Formen über lange Zeiträume behält. Seine Eigenart beruht in der überpersönlichen Verbundenheit des Herstellers mit dem heimatlichen Boden, deren deutlichster optischer Ausdruck der reiche Schatz volkstümlicher Ornamentik ist. Hier, in der angewandten Kunst des Volkes, waltet ein von Grund

aus selbständiger Geist und eine Sinngebung, die sich von dem städtischen Kunstgewerbe grundsätzlich unterscheidet. Der Bauer will durch das Ornament, mit dem er Haus, Stall und Scheune bedeckt und seinen Hausrat überspinnt, sich und das Seine schützen, schützen vor jenen finsteren Mächten, von deren Feindseligkeit er überzeugt ist. Es ist Abwehr und Bann, was die Linien seines Ornaments bestimmt, zugleich aber ist es auch Kraft, Sammlung und Segen, was er in die Geheimschrift seiner Auszier hineinlegt (wie es konsequent zuerst von Konrad Hahm gezeigt worden ist). Diese formale Gebundenheit durch Seelisches hält auch dann noch an, wenn der ursprüngliche Sinn nicht mehr bewußt ist. Daß daneben von jeher die reine Freude am Schmücken mitspricht, ist selbstverständlich, aber die bloß dekorativen Elemente sind nicht richtunggebend.

Die Erhaltung des primitiven Gemeinschaftsgutes war in hohem Grade von den Faktoren des Handels und Wandels abhängig, wie es die fortlaufende Überlieferung volkstümlicher Ornamentik in den abgelegenen Heide- und Moorgebieten Niedersachsens und in verkehrsarmen Tälern der Alpen deutlich zeigt. Auch seelische Gründe können für das Festhalten am Althergebrachten maßgebend sein. An den gefährdeten Außenposten und Randgebieten nationaler Kultur sind oft Typen noch erkennbar, die im Mutterlande schon seit Jahrhunderten untergegangen sind. Für auslandsdeutsche Verhältnisse mag das Beispiel Siebenbürgens und der Moselgegend gelten, aus der die Hauptmasse der siebenbürgischen Siedler kam.

36. Grützmühle aus dem Kreis Luckau. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

Das gesunkene Kulturgut.

Mit seiner geistigen und materiellen Entwicklung wächst auch im Bauerntum das Verlangen nach höherem Bildungsgut. Gesteigerter Handel und bessere Verkehrsmöglichkeit bringen die Kultur des Städters in die Sphäre des Landmannes und lassen ihm dessen Lebenshaltung begehrenswert erscheinen. Das nach Vorbildern der hohen Kunst abgewandelte Sachgut der noch selbst schaffenden unteren Schicht in Stadt und Land wird im Gegensatz zum primitiven Gemeinschaftsgut als gesunkenes „Kulturgut" bezeichnet.

Neben der Neuerungssucht und dem Streben, sich einer höheren Schicht anzugleichen, sind auch psychologische Gründe für das Entstehen gesunkenen Gutes maßgebend, besonders da, wo Seelisches Ausdruck gewinnen will. Nur selten werden bei dem einfachen Menschen die gedanklichen und technischen Mittel der Stärke seines Gestaltungswillens entsprechen. Auch die Scheu, seine Gefühle mit eigenen und vielleicht unbeholfenen Worten auszudrücken, mag ihn veranlassen, nach Vorbildern zu suchen, in denen die gleichen Aufgaben vollgültig bewältigt wurden. Er findet sie in dem gewandten, sicheren Stil rein künstlerischen Formwillens und versucht nun, sich diese Ausdrucksmittel schlecht und recht zu eigen zu machen. Bei dem Gebrauch eines zu anderen Zwecken und von einem anderen Geiste erfundenen Instrumentes muß aber ein vollkommen neues Werk entstehen. Der zünftige Künstler meistert ja jene Sprache nach den Gesetzen seiner Zeit: er teilt den Raum, belebt die Fläche, sichtet, wägt ab und läßt fort. Der Laie, als welcher der volkstümlich Schaffende hier einmal bezeichnet sei, bedient sich zwar der gleichen Sprache, er ahnt jedoch nichts von Formgesinnung und Stil, die Gesetze der Komposition sind ihm unbekannt, er setzt unvermittelt hart

neben hart und laut neben laut. Aber gerade die zu volle Instrumentation, die solchen Darstellungen leicht den Charakter des „Greuels" verleiht, gibt ihnen eine unmittelbare Stärke des Ausdrucks und der dekorativen Wirkung.

Prinzipiell wichtig bei der Übernahme der Vorbilder ist nicht, was ausgewählt und nachgeahmt wird, sondern was das „Volk" in der ihm eigenen und eigentümlichen Art der Gestaltung daraus macht. Von einem Verfall der volkstümlichen Kultur zeugt ein solcher Vorgang erst dann, wenn die Übernahme zur gedanken- und willenlosen Hingabe an die artfremde städtische Kultur wird. Nur in diesem äußersten Falle darf das von der Kunstgeschichte beliebte Wort von dem Mißbrauch edlen Gerätes in plumpen Händen allenfalls auf die Volkskunst angewandt werden.

Die Vorstufen der Volkskunst.

Es scheint geboten, bei einer Darstellung der Volkskunst nach Möglichkeit auf die Vorstufen zurückzugehen, die noch unter die Alleinherrschaft des Gemeinschaftsgutes fallen. Bei ihnen ist die Verwirrung, welche die absinkenden Vorbilder höherer Schichten in der klaren Einheitlichkeit volkstümlich-nationaler Kultur anrichten, noch nicht zu verspüren, der ganze Typenschatz liegt noch rein und eindeutig zutage. Die Selbstbegrenzung der Fakultäten hat die Typen leider nicht durch das Mittelalter hindurch weiter verfolgt. Bei unserer Kenntnis von den Sachgütern der Vergangenheit herrscht deshalb der sonderbare Zustand, daß wir aus weit zurückliegender Zeit ein reichhaltigeres Sachmaterial besitzen als von dem in der Tat noch „finsteren" Mittelalter. Die Wissenschaft des Spatens hat sich mit Entdeckerleidenschaft auf die Vorgeschichte gestürzt und die Jahrhunderte nach der Völkerwanderung, in denen die literarischen Quellen zu fließen beginnen, allein der Geschichtsforschung überlassen. Diese wiederum verschmäht es heute noch, Grabungen anzustellen, und so sind wir z. B. über die Toilettengeheimnisse dekadenter Römerinnen weit besser unterrichtet als über das notwendigste Koch- und Trinkgeschirr unserer eigenen Vorfahren zur Zeit der Ottonen und Staufer.

37. Flachsschwinge aus Pommern. Berlin, Staatl. Sammlung. f. deutsche Volkskunde.

Die Funde, die wir aus der Vorzeit besitzen, können zwar über das einzelne Gerät sehr wohl unterrichten, vermögen aber von der gesamten Kultur des Volkes nur ein lückenhaftes und unvollkommenes Bild zu geben. Trifft doch die alles zerstörende Zeit keine andere Auswahl unter den Sachgütern als nach der Haltbarkeit des Materials; drei Viertel aller erhaltenen Bodenfunde gehören der Keramik an. Daran läßt sich ermessen, wie wenig wir im Grunde von der Fülle des Gebrauchsgutes vergangener Völker wissen. Auf die heutigen Verhältnisse übertragen hieße das, die deutsche Kultur des 20. Jahrhunderts nach einer mehr oder weniger zufälligen Auswahl des Tongeschirrs beurteilen.

Der Keramik folgt an Widerstandsfähigkeit gegen die Zersetzung das Metall, doch ist hier vieles, was dem Material nach hätte erhalten bleiben können, einem Umschmelzungsprozeß anheimgefallen, vornehmlich das Edelmetall. Fast völlig vergangen ist aber die ganze Welt der Holzarbeiten, ein besonders schmerzlicher Verlust, der sich an dem wenigen, das der Zerfall erhielt, ermessen läßt.

Das Holz.

Aushöhltechnik.

Bei unsern germanischen Vorfahren muß die Holzbearbeitung in ihren verschiedenen Zweigen bereits in hoher Blüte gestanden haben, vor allem in den waldreichen Gebieten Mittel- und Norddeutschlands.

Als älteste und einfachste Holztechnik gilt die des Aushöhlens aus dem Stamm oder Klotz. Daß in der oft als „feuerlos" bezeichneten Kunst der Holzbearbeitung gerade das Ausbrennen schon früh geübt wurde, darf angenommen werden, vornehmlich ist wohl an ein mühsames, stückweises Abarbeiten mit unzulänglichem Gerät zu denken. Wir müssen uns aber im Zeitalter der Technik hüten, das handwerkliche Talent und die werkmäßige Erfahrung gering anzusetzen bei Menschen, die wahrscheinlich über starke Muskeln und sicher über unbegrenzte Zeit verfügten.

Jedenfalls gibt es zu denken, daß wir die Technik der sogenannten Retusche von Steingeräten, auf die man sich vor mehr als fünftausend Jahren in Westeuropa so meisterhaft verstand, heute nicht in gleicher Vollendung herzustellen wissen oder, um ein zeitlich näherliegendes Beispiel zu nennen, daß die römische Brenntechnik der „Sigillata" (leuchtend rot und klingend hart gebranntes Geschirr) trotz aller uns zu Gebote stehenden Mittel moderner Töpferei ein Geheimnis geblieben ist.

Die uralte Methode des Aushöhlens aus dem ganzen Stamm oder Stück weisen die in Deutschland zahlreich gefundenen Einbäume auf, mit denen man in vorgeschichtlicher Zeit Seen und Flüsse befuhr und sich wohl auch an den Meeresküsten entlangwagte. An vorgeschichtlichem Kleingerät aus Holz haben sich z. B. steinzeitliche Trinkschalen aus dem Mansfelder Seekreise (Abb. 35, Museum Halle) sowie Schüsseln, Löffel und Kellen aus den Pfahlbauten der Schweizer Seen erhalten. Es zeugt für die Unverwüstlichkeit einmal erprobter Arbeitsweisen, daß noch im 19. und 20. Jahrhundert in den Alpen Wassertröge für das Vieh, in Ostpreußen, Schlesien und Thüringen Bienenstöcke, Grützmühlen (Abb. 36), Grützstampfen und Getreidebehälter durch Abarbeiten aus dem gewachsenen Holz herausgeholt werden, ohne irgendwelche Bindung durch Rute, Bast, Leim oder Nagel. Heute noch werden in dieser allereinfachsten Holztechnik Tröge (Mollen, Mulden), in denen der Fleischer die Wurst, der Bäcker den Teig mengt, hergestellt. Auch die Holzpantinenmacher arbeiten mit dem Stechbeitel aus dem ganzen Stück; seltener ist das Eimertragholz („Schanne") geworden. Ebenfalls aus dem Stück geschnitzte Löffel, Kellen, Becher und Büchsen (auch aus Horn) im Braunschweigischen haben den alten Typus einer gemein-europäischen „Hirtenkunst" bis in unsere Tage hinübergerettet.

38. Hölzerne Feldflasche aus den alemannischen Gräbern von Oberflacht nebst Rekonstruktion. Berlin, Museum für Vor- und Frühgeschichte.

39. Tönerne Feldflasche aus Kalau mit Brustornament. Museum Kalau.

Schnitzereien des ostpreußischen Oberlandes, meist Spinn- und Webgerät, auch Spazierstöcke (ehemals wohl Hirtenstöcke), zum Teil ebenfalls aus dem ganzen Stück herausgeholt, (Webeschiffchen, Büchsen) gehören in den gleichen Zusammenhang einer alten Schicht wolleerzeugender Viehzucht. Auch die Ornamentierung durch Ritzung ist in Mitteldeutschland die gleiche wie im ostdeutschen Kolonisationsgebiet, und es treten hier wie dort unbekümmert figürliche Darstellungen neben rein geometrischen Ornamenten auf. Fast scheint es, als ob die primitive Technik des Aushöhlens mit der ebenfalls uralten Ritztechnik vergesellschaftet gewesen ist. Von Hessen (Schwaben) über Braunschweig und Teile der Provinz Sachsen bis Pommern sind Ritz- (und Kerb-) Verzierungen mit roten und grünen Wachsinkrustationen bekannt, vornehmlich auf Flachsschwingen (Abb. 37), Spinnwocken und Waschhölzern.

Dreherei.

Die Bemühungen, ein Stück gewachsenen Holzes von innen her zu bearbeiten, haben schon früh zu praktischeren Arbeitsmethoden geführt. Von der Feuerbereitung und der Bohrung her kannte man die technischen Voraussetzungen dafür, einen Körper schnell um eine Achse (Spindel) zu drehen. Auf ähnliche Weise ließ man dann das Werkstück selbst um ein schneidendes Gerät (Eisen) rotieren, und so entstand die primitive Holzdreherei, bei der die Drehung der Spindel durch Ziehen oder Fiedeln eines um die Achse geschlungenen Strickes bzw. einer Sehne erzeugt wurde. Diese Technik, noch heute in der Feinmechanik bekannt, ist in Deutschland mit Sicherheit zum ersten Male in der jüngeren Hallstattzeit (etwa 500 v. Chr.) nachweisbar an einer im Staffelsee in Bayern gefundenen gedrehten Fußschale. In germanischer Zeit zeigt sich die Holzdrechslerei im 6. Jahrhundert auf der Höhe einer augenscheinlich schon langen Handwerkserfahrung: aus den alemannischen Gräbern von Oberflacht in Württemberg kamen verschiedene verhältnismäßig gut erhaltene Drechslerarbeiten ans Tageslicht. Särge („Totenbettstatt") und mitbeigesetzte Gestelle, in denen Grabbeigaben lagen, zeigen ein Gestänge profilierter Pfosten und kürzerer „Docken" in einem regelrechten Drechselstil. Von hier aus führt eine z. B. für das 9. Jh. (Karolingischer Utrecht-Psalter) belegbare Linie zu der romanischen Rundpfostenbank von Alpirsbach, für die man das Vorbild antiken Kunstgewebes in Anspruch genommen hat. Die Weiterentwicklung dieses Typus ist dann in gewissen Möbeln der Wilstermarsch und des Alten Landes nachweisbar.

40. Geböttcherter Eimer mit Bronzebeschlägen aus germanischer Zeit. Breslau, Schles. Mus. für Kunstgew. u. Altertümer.

Den Gräbern von Oberflacht verdanken wir außerdem eine sehr erwünschte Bereicherung unserer lückenhaften Kenntnis der germanischen Holzgefäße, man fand dort Schüsseln, Becher, Eimer, Teller und Leuchter, sämtlich gedreht, sowie mehrere Exemplare von Feldflaschen (Abb. 38). Diese Flaschen sind von der Vorderseite her aufgedreht, und es ergab sich die Notwendigkeit, das für die Aushöhlarbeit erforderliche kreisrunde Loch nach Fertigstellung des Stückes wieder zu schließen. Es geschah durch Einsetzen

einer kleinen, gesondert gedrehten Scheibe, deren Rundform immer wieder bei den Feldflaschen eine Reizstelle für motivische Ausbildung zu einem Ornament abgegeben hat.

Gemäß der allgemein menschlichen Anlage und Geneigtheit, in eine unorganische Form der Technik oder des Zufalls (Wolken, Bergprofile) naturgewachsene und -gewollte Gestalt hineinzusehen, wurde der Mittelpunkt des Kreises gern besonders hervorgehoben und die gewölbte Seite der Flasche zum Abbild der weiblichen Brust ausgestaltet. Das gleiche Motiv wurde auch auf die in Ton ausgeführten Feld- und Pilgerflaschen (Abb. 39) übertragen, wo es durch keine technische Gegebenheit gerechtfertigt ist, und ebenso erscheint es auf tönernen Sparbüchsen, die in Italien bisweilen mit unzweideutigem Hinweis auf ihre Form angepriesen werden. Es ist ein bezeichnender Vorgang, daß diese Sparbüchsen zu Fruchtbarkeitssymbolen geworden sind: die Form schuf sich den Inhalt. Neben diesem Ornament ist auch das konzentrischer Kreise oder fein gedrehter Spiralen sehr verbreitet. Völlig glatte Wölbung ist bei der Feldflasche selten, sie war dem Zeitalter der Normung vorbehalten, in der die Feldflasche zu einem Ausrüstungsstück des Militärs und anderer uniformierter Verbände geworden ist.

41. Ordenszeitliche Holzschüsseln aus Elbing. Museum Elbing.

Abgesehen von den erwähnten, aus dem Arbeitsvorgang selbst entstandenen Ornamenten sind Verzierungen bei gedrehten Holzarbeiten selten. In Zeiten, die für die unmittelbare Schönheit einer Technik noch lebendiges Empfinden haben, kann man gerade bei gedrechselten Formen der weiteren Ausschmückung entraten, sie wirken allein durch die feine Differenzierung, die in der Profilgebung möglich ist und auf die man sich schon in der Völkerwanderungszeit (Särge von Oberflacht) wohl verstand. Allenfalls scheint noch die Punzung material- und stilgerecht, weil sie die gedrehte Form zwar unterbricht, aber nicht aufhebt, wie die Beschnitzung es tun würde. Solche mit kleinen Rosettenstempeln gepunzten, gedrehten Holzgefäße waren im 19. Jahrhundert in Siebenbürgen noch bekannt. Der heute vielfach in Heimarbeit tätigen Holzdreherei soll bei der Spielzeugerzeugung noch gedacht werden.

Böttcherei.

Auch die Böttcherei dürfte ihren Ausgang von der alten Aushöhltechnik genommen haben. Wenn man den Stamm oder Klotz in mindestens zwei Teile zerlegte, so konnte man ihn desto leichter auf der Innenseite bearbeiten. Daraus ergab sich die Aufgabe, die Teile nebst einem etwa einzusetzenden Boden wieder so aneinanderzufügen, daß sie dicht hielten. Die Bindung geschah durch verschiedene Arten des Neben- oder Ineinanderpassens benachbarter Teile (Arbeit auf Nut und Feder), die oft noch durch Dübel gefestigt und stets durch außen herumgelegte Ringe aus Ruten, Spanholz oder Metall zusammengehalten wurden. Ein schönes geböttchertes Gefäß fand man in einem der germanischen Gräber des 5. Jahrhunderts von Sakrau in Schlesien (Abb. 40); die Bindung erfolgte hier durch reich ornamentierte Bronzereifen, eine weitere Auszier durch halbmondförmige bronzene Beschläge. Auf dem Plan von St. Gallen (820) ist die Werkstatt eines Böttchers und Drehers eingezeichnet. In mittelalterlichen Handschriften und durch Bodenfunde, z. B. aus Ostpreußens Ordenszeit (Abb. 41) mehrfach belegt, hat sich die Böttchertechnik bis heute durchaus lebendig erhalten. Die Lichtenhainer Krüge (Abb. 42), aus denen das obergärige Bier getrunken wird, sind im studentischen Brauchtum weit über das nur lokale Vorkommen hinaus

42. Moderne Lichtenhainer Krüge. (Photo Otto Prenzel, Berlin W 9.)

verbreitet. Geböttcherte Gefäße sind als Fässer überall bekannt, auch als Behälter bei der Weinlese und in der Milchwirtschaft spielen die „Bitschen" von den Alpen bis zur Nord- und Ostsee eine Rolle. Die näheren Vorstufen der geböttcherten Kübel, Kannen und Humpen finden sich reichlich in einem ausgesprochen nordisch-skandinavischen Formenkreise, dessen Gefäße, ebenso streng und klar in der materialgerechten Form wie lebhaft und phantastisch in der Ausbildung der Henkel, die Vorstellung eines „Holzstiles", ja einer „Holzzeit" zu geben scheinen. Auch diese, wie alles echt Volkstümliche „zeitlosen", schwer zu datierenden Geräte verschmähen aus einem richtigen handwerklichen Instinkt in der Regel eine Beschnitzung der Gefäßwände; nur im Barock ergreift der unbändige Überschwang der Formen auch das Gefäß selbst. Die Volkskunst darf solche Exemplare als städtisch aus ihrem Bereiche ausschließen, und es zeigt sich hier einmal deutlich, daß ästhetische Wertungen in Grenzfällen zwischen hoher Kunst und Volkskunst durchaus nicht immer zuungunsten der letzteren ausfallen muß. Als stilgerechtes Ornament der Gefäßwände scheint außer schmückender Durchbildung metallener Bindereifen und Beschläge (wie im Beispiel von Sakrau) nur das Einbrennen oder Einpunzen von Stempeln empfunden worden zu sein, wie die prachtvollen, textil anmutenden Muster auf schwedischen Gefäßen zeigen. Farbanstrich kommt in Deutschland überall vor, weitere Bemalung hauptsächlich in Süddeutschland.

43. Buntbemalte Mützenschachtel aus der Winser Elbmarsch 1794. Hannover, Vaterländ. Museum.

Die Beschnitzung der Henkel, meist klotzig und derb, geht bis zum Skurilen, so an einer bei Olaus Magnus abgebildeten Kanne des 15. Jahrhunderts, wo sich die beiden Henkel eines Humpens zu regelrechten Hirschgeweihen auswachsen. Diese Ausgestaltung berührt sich mit der Tierornamentik einer Gruppe gehöhlter schöpfkellenartiger Becher, die ihren Ausgang, wie es scheint, ebenfalls im Norden haben und über Rußland bis zum Balkan verbreitet sind, aber trotz motivischer Anklänge im niederdeutschen Hausrat als Trinkgerät nicht in deutsches Gebiet hineinreichen. Nur in Tirol sollen sie noch vorkommen (Spieß).

Den geböttcherten Gefäßen sind die Spanschachteln anzureihen, bei denen nicht einzelne Bretter zu einem Gefäß gebunden, sondern ein dünner, bisweilen aber ziemlich breiter „Span" zu einem Behälter gebogen wird, derart, daß Anfang und Ende sich berühren. Die Verfestigung geschieht auf verschiedene Weise, durch Holz- oder Metallstifte (neuer), auch durch Leimung. Ebenfalls schon in der Vorzeit durch bronzezeitliche Funde von Guldhøi belegt, hat sich die Technik in Bayern, Sachsen, Schlesien und anderen Provinzen selbständig oder für Nürnberg arbeitenden Holzorten zu einer Volks- und Heimindustrie entwickelt. In Berchtesgaden wird die Gadelmacherei noch heute ausgeübt. Die Schachteln dienten im 18. und 19. Jahrhundert vornehmlich zur Aufbewahrung von Brautstaat (Haubenschachteln) oder von Patengeschenken, und die Burschen überreichten sie gern ihren Mädchen als Minnegabe. In der Regel sind sie mit bunten Farben reich bemalt, und es gab besondere Gemeinden, die für die Erzeugerorte das „Fassen" (Bemalen) besorgten. Die Oberammergauer Wismutmaler waren hierfür hochberühmt, man sandte ihnen die zu fassende Ware sogar vom Grödnertal herauf. Die Bemalung ist oft figürlich und zeigt die Trachten des Barock und Rokoko (Abb. 43), häufig auch Jahreszahlen und Sprüche, darunter recht derbe. Nach Ostpreußen wurde die Technik im 3. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts durch die Salzburger Emigranten verpflanzt.

Die Möbeltischlerei.

Einer technisch wesentlich andersgearteten Reihe als die ausgehöhlten, gedrehten und gebundenen „Behälter" gehören die Möbel an. Zwar sind auch sie zum Teil im Grunde Behälter (im Bambergschen heißt der Küchenschrank Hälter oder B'halter), aber ihr Umfang verbietet die Herstellung aus dem vollen, gewachsenen Stück. Man hat die ursprünglichste Form der Truhen in den Einbäumen sehen wollen, aber sie haben auch da, wo sie wirklich der Aufbewahrung von Haus- oder Stallgerät dienen, keine formale oder handwerkliche Beziehung mehr zu unsern ältesten Truhen, wenigstens soweit sie uns erhalten sind. Sprachlich stammt sowohl Truhe wie Trog (= Einbaum) aus dem indogermanischen dru, das Baum oder Holz bedeutet. Die Vorzeit kennt das eigentliche bewegliche Möbelstück (mobile = beweglich) im heutigen Sinne nicht, ursprünglich sind alle Teile des Hausrates fest mit dem Hause verbunden: der Tisch als Klapptisch, die Sitzgelegenheit als feste Bank, bisweilen mit Deckel truhenartig ausgebildet, und selbst das Bett als wandfeste Pritsche, wofür es in den Almhütten der Alpenländer noch Beispiele gibt. Das Bauernmöbel als solches ist nicht eine Weiterentwicklung aus primitiven Anfängen zu größerer Bequemlichkeit und feinerer Durchbildung, sondern es ist ein Ergebnis der Nachahmung städtischer Lebensgewohnheiten und -bedürfnisse. Es erscheint im bäuerlichen Haushalt erst im 14. Jahrhundert nach der Abspaltung des Tischlerhandwerks vom Zimmermannshandwerk und setzt eine gewisse wirtschaftliche Selbständigkeit des Bauern voraus, mit der der Wunsch nach dem Besitz städtischer Ware überhaupt erst in ihm rege werden kann. Der Zeitpunkt für das Auftreten bäuerlicher Möbel ist daher in den einzelnen Teilen unseres Vaterlandes sehr verschieden, und es ergibt sich daraus, daß die Form von Tisch, Stuhl,

44. Bemalte Sockeltruhe aus Tirol, 1800. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

45. Bemaltes Bett aus Süd-Österreich. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

46. Pommerscher Brautstuhl. Stettin, Provinzial-Museum Pommerscher Altertümer.

Truhe (Abb. 44) usw. sich an den jeweils herrschenden Stil anschließt, an dem dann in der Folge festgehalten wird. Schon im 16. Jahrhundert finden wir im wohlhabend gewordenen Niederdeutschland vorwiegend von Renaissance und Barock beeinflußte Möbel nach dem Muster der niederrheinischen und holländischen Städte, während in Oberdeutschland das Rokoko nach dem Vorbilde des Hofes und der Kirche sich erst im 17. und 18. Jahrhundert entfalten kann.

Die Schwierigkeiten des Rokoko waren für den Landtischler schwer zu bewältigen; er fand daher den Ausweg, die Möbel bunt zu bemalen, um so die Stilelemente der städtischen Möbel mit dem Pinsel nachzuahmen. Auf diese Weise konnte er auch durch den Reiz der Farbe mindere Qualität und mangelnde Feinheit oder auch geradezu Materialfehler verdecken. Durch die Bemalung hat die ländliche Möbeltischlerei eine durchaus eigene und eigenartige Note erhalten, die sie von ihrem städtischen Vorbild weit entfernt. Nach Hellwag stammen die bäuerlichen Möbel der Form nach zumeist von städtischen Vorbildern der Renaissance, so besonders die Bauerntische und Betten, auch wenn ihnen vom Betthimmel nur die erhöhten Pfosten und das große Kopfbrett geblieben sind (Abb. 45). Gerade an den „Kopfhäuptern" findet die Malerei ein reiches Feld, um ihre Barockschnörkel, Blumengewinde und religiösen Motive anzubringen. Die Kinderwiegen tragen bisweilen als Ornament den Trudenfuß, weil das Neugeborene, wie auch die Wöchnerin, als besonders von Dämonen gefährdet gilt.

Die Tische werden auch auf dem Lande seltener bemalt, nur da, wo die Vorliebe für die Farbe sehr stark ist, wie in Bayern, siegt sie bisweilen über praktische Erwägungen, die im nüchternen Norden die Tischplatte aus hellem Holz (Linde u. a.) vorziehen, die man scheuern kann. Die Platte ruht gewöhnlich auf einer Zarge, eine zweite Zarge verbindet unten die Tischbeine als Fußbrett. Während beim süddeutschen Tisch die Stützen nach unten ausladen, stehen sie im Norden senkrecht und sind meist durch Kugeln oder Eiformen unterbrochen (holländischer Einfluß). Die Trennung zwischen städtischem und bäuerlichem Gut ist hier oft schwer durchzuführen und erfolgt meist rein gefühlsmäßig nach der Qualität des Stückes. Mit Unrecht gelten jedoch allein die handwerksmäßig besten Stücke als bürgerlich, denn auch auf dem Lande ist, wie Hellwag nach-

weist, bisweilen ausgezeichnete Tischlerarbeit geliefert worden, obwohl hier das Beschauen der Ware durch die Zunft fortfiel.

Dem städtischen Mobiliar scheinen die Sessel mit Pfosten, Arm- und Rückenlehne näher zu stehen, wofern nicht ihre Auszier sie als bäuerlich kennzeichnet. Dies ist der Fall z. B. bei Brautstühlen aus Jamund, Kreis Köslin (bunte Wismutmalerei, Abb. 46) und aus Hessen (Rückenlehne nach oben ausladend, geometrisch verziert und mit zwei kleinen Vögeln besetzt). Das Fehlen der Armlehne auf der einen Seite verweist derartige Sessel in die ländlichen Spinnstuben (z. B. im Bückeburgschen). Mehr bäuerlichen Charakter haben die dreibeinigen Sesselstühle, die auf unebenem Boden besser stehen als die vierbeinigen. Sie sind schon auf Bildern und graphischen Blättern des 15. Jahrhunderts festzustellen.

47. Schemelstuhl aus Jamund bei Köslin. Berlin, Staatl. Samml. f. deutsche Volkskunde.

48. Spinnrocken aus Pommern. Berlin, Staatl. Smlg. f. deutsche Volkskunde.

Völlig anders sind die Schemelstühle gebaut: die Beine sind in die Sitzplatte hineingesteckt. Sie sind bisweilen ganz in einem Ton rotbraun, blau usw. gestrichen, und an ihrer Rückenlehne wirkt sich bei den einzelnen deutschen Stämmen der Schmuckwille in eigenwilliger Weise mit Schnitzmesser, Säge und Pinsel aus. Die Mitte ist oft in Herzform ausgesägt, andere Motive sind über deutsche Landesteile verbreitet, die wahrscheinlich durch gleiches Blut der Siedler verbunden sind. Doch wäre es voreilig, weitergehende Schlüsse dieser Art zu ziehen, ehe der Atlas der deutschen Volkskunde seine umfassenden Bestandsaufnahmen beendet hat. Der mit der Säge im Kontur herausgeholte Doppeladler kommt in Hessen, im Elsaß, im Schwarzwald, in Bayern und in Tirol vor, andere Doppelvögel in Hessen und Pommern (Jamund, Abb. 47), verschlungene Schlangen oder Fische im Elsaß und in Schwaben, sonstige mit der Säge reich profilierte Lehnen finden sich überall in Deutschland.

Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Sitzmöbel in Norddeutschland eine besonders glückliche handwerkliche Durchbildung erfahren haben, während im Süden der Schrank größere Mannigfaltigkeit aufweist. Seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts hat er südlich des Mains die Truhe verdrängt: sie kam als Futterkasten in den Viehstall. Der Stolz der Bäuerin wurde fortan der neumodische Leinwandschrank (Taf. II), und auf ihm tummelte sich denn auch die Malerei, welche die Möbel von Tölz, Oberammergau und Berchtesgaden so weit berühmt gemacht hat, daß sie selbst — zum Ärger der Zunft — in München auf den Markt kamen. Der „Pauernkistler" verwendete im 17. Jahrhundert die Farbe noch sparsam; er trug seine linear gehaltenen Ornamente auf das ungestrichene, bloße Holz auf. Vom 18. Jahrhundert an wird dann das ganze

Möbel bemalt (Rud. Uebe). Die Vorliebe Altbayerns ist das Blau seiner Landesfarbe, in anderen Gegenden ist die Farbgebung vom Anbau gewisser Pflanzen bestimmt, so im nördlichen Elsaß vom Krapp. Nach Hahm gibt es auch in Norddeutschland ganze Farbprovinzen, wie den pommerschen Weizacker oder das schlesische Riesengebirgsvorland. Auffallend ist auch die starke Farbenfreudigkeit Masurens.

Die Bemalung versucht zunächst die tischlermäßige Struktur des Möbels wiederzugeben, im Rokoko ist sie bemüht, die geschnitzten Schnörkel der städtischen Vorbilder mit dem Pinsel nachzuahmen. Später werden die Wände des Schrankes, des Bettes usw. mehr und mehr als bloße Flächen empfunden, auf denen die Freude an bunten Farben sich in reicher, naiver Ornamentik und viel weniger freien Genreszenen ergeht. Im Süden wird die kirchliche Malerei unbekümmert auf die Möbel übertragen, in Ostpreußen kommen Porträts vor.

Gegenüber der rein ländlichen Möbelmalerei kann die ursprünglich aus Italien stammende Verzierungsart durch eingelegte Hölzer (Intarsia) das städtische Vorbild kaum verleugnen. In Süddeutschland ist sie in der Miesbacher Gegend lokalisiert, im Norden wurde sie vornehmlich in den Vierlanden bei Hamburg gepflegt. — Intarsia im kleinen sind die Schwarzwälder Stroheinlegearbeiten.

49. Webebrettchen und -nadel aus Pommern. Stettin, Prov.-Mus. Pommerscher Altertümer.

Eine Auszier durch Schnitzerei und Aussägen betätigt sich an dem Kleingerät, wie Löffelbretter (Niederrhein), Salzfässer (in Hausform, Braunschweig), Spinn- und Webegerät (Abb. 49, Ostpreußen, Schleswig-Holstein, Pommern, besonders Rügen). Eine reizvolle Sondergruppe bilden die ausgesägten, bunt bemalten Schiffswimpel kurländischer Fischer, die auch Figürliches frei-naiv zu meistern wissen. Die Mangelbretter, mit denen man die um einen Mangelstock gewickelte feuchte Wäsche walzt, sind gewissermaßen zu einer Brutstätte der Holzornamentik geworden, wo Flachschnitt in weichem Holz (Linde, Erle usw.) neben Kerbschnitt in Hirnholz (vornehmlich Eiche), Geometrisches neben Pflanzlichem, Weltliches neben Kirchlichem sich darbietet (Abb. 50). Unter den geometrischen Motiven sind die Wirbel, Sterne, Doppel- und Hakenkreuze, sämtlich in einen Zirkelschlag hineinkomponiert, am häufigsten, die man als Chronogramme des Sonnenkultes (Fr. Röck) gedeutet hat, die aber zum Teil sicher auch dem Mythos (Spieß) oder der Magie entstammen. Einfachere Muster verraten ihre Herkunft aus Techniken primitiver Zeiten, besonders aus der Weberei und Flechterei (versetzte Vierecke, Wolfszahnmuster u. a.). In christlicher Zeit kamen zu den alten Typen die Monogramme Christi und Mariens hinzu (so auch auf den Schellenbögen); seltener sind Darstellungen in Flachschnitzerei religiöser Art wie Simson mit dem Löwen (Schleswig-Holstein). Überdies hat sich bei den Mangelbrettern eine frei gestaltende plastische Schnitzerei der Anfasser bemächtigt, die bisweilen als Pferde oder Engel usw. ausgestaltet sind.

Kleinbildnerei.

Weihnachtskrippen.

Die sog. Weihnachtskrippen, die von alters her in den Kirchen und Familien katholischer Länder vom Feste bis zum neuen Jahre aufgestellt werden, sind ein Bereich der Kleinplastik, der eigenen ästhetischen

Gesetzen folgt. Die Figuren und Dekorationen, Gewänder, Geräte und Eßwaren usw. sind von erstaunlicher Naturalistik und werden oft zu einer höchst wertvollen Fundgrube für Kostüm- und Zeitgeschichte.

Schon 1223, drei Jahre vor seinem Tode, soll der heilige Franziskus eine Krippe errichtet haben. Mit päpstlicher Genehmigung drang der fromme Brauch in die Kirchen und von da aus in die Familien ein. Vielerorts gehörte dazu das „Kindleinwiegen"; die Kirchenbesucher traten an den Altar heran und setzten die kleine Wiege in Bewegung, während eines jener Wiegenlieder gesungen wurde, von denen manche noch in den volkstümlichen Liederbüchern stehen, wie das poetische:

„Auf dem Berge, da weht der Wind,
Da wiegt die Maria ihr Kind,
Mit ihrer schloh-engelweißen Hand,
Sie braucht auch dazu kein Wiegenband!"

Eine völlig andere Gattung als diese kunstvollen städtischen Krippenfiguren wurde von einfachen Bauern mit frommem Sinn und geschickter Hand angefertigt, so am Gmundner See, im Salzkammergut. Teils aus Ton, teils aus Holz gearbeitet, sieht man da die Szenen des Kindermordes zu Bethlehem mit dem grausamen Herodes und den jammernden Müttern, sowie die Flucht nach Ägypten und anderes mehr. Aber auch im Norden, z. B. im Pommerschen Weizacker, waltet ein gleicher beschaulich-gemütvoller Sinn etwa in der figurenreichen Schnitzerei der Kreuzigung Christi, wobei der Schnitzer den Vorgang in seine Heimat verlegt und den Menschen die Kostüme von 1870 anzieht (Tafel III).

Spielzeug.

Das größte und aufschlußreichste Gebiet der Kleinbildnerei ist das Kinderspielzeug. In abgelegenen Tälern der Alpen haben sich Spielzeugtiere erhalten von wahrhaft prähistorischer Form; sie sind formal wohl als das Urälteste anzusprechen, was die Volkskunst heute noch aufzuweisen hat. Der Vergleich zwischen einst und jetzt ist hierbei deshalb so fruchtbar, weil hinter der Form in beiden Fällen der gleiche einfache, urtümliche geistige Gehalt steht: die Gedankenwelt des Kindes.

a b c

50. Mangelbretter aus Schleswig-Holstein und Holland von Ende des 18. Jahrhunderts mit geometrischen Symbolen in Keilschnitt (a), bzw. freier Rankenschnitzerei (b und c). Berlin, Staatliche Sammlung für deutsche Volkskunde.

Das Kind lebt heute wie immer in einer vorlogischen Zeit. Völlig anders als der Erwachsene setzt es die Bilder seiner Welt zusammen. Seine Vorstellungs- und Einbildungskraft, noch nicht durch die Hemmung des reflektierenden Verstandes unfruchtbar gemacht, arbeitet nach einem Schema geringer Merkmale, die ihm genügen, um aus dem toten Gegenstande ein Stück lebendige Wirklichkeit zu machen. Die Freude des Kindes am Spiel der Phantasie — biologisch gesehen: an der Einübung von Verstandeskräften — erklärt den raschen Bedeutungswechsel ein und desselben Objektes, das bald ein Tier, bald ein Mensch, bald ein gehorsamer, gezüchtigter Diener, bald der Herr des Kindes zu sein hat, alles so oft und wie sein Tyrann es wünscht. Nun ist aber nicht jedes Steinchen oder Holzstückchen, mit dem man spielen kann, auch schon als „Spielzeug" fertig. Erst wenn dem unscheinbaren, gewissermaßen neutralen Gegenstande ein Merkmal, und sei es das allerkleinste, hinzugefügt wird, ist die Einbildungskraft in einer bestimmten Richtung festgelegt. So genügt es z. B. an einem etwa walzenförmigen Aststück ein paar Hörner anzudeuten oder in einen Tannenzapfen vier Holzstückchen als Beine hineinzustecken: in beiden Fällen ist die Kuh vorhanden in einer Wirk-

51. Herstellung von Spielzeugtieren aus dem gedrehten Reifen. Heidelberg im Erzgebirge.

lichkeit, die an Intensität die Welt der Erwachsenen bei weitem übertrifft. Ein „Instrument aus Hirschhorn mit zwei Spitzen", das in einer steinzeitlichen Höhle Frankreichs zutage kam, ist von dem Schweizer Forscher Rütimeyer mit Recht als Spielzeug bezeichnet worden. Genaue Parallelen dazu findet man z. B. bei den Jakuten, wie an mehrfachen Stellen der Alpen noch heute.

Das große volkskundliche Gebiet des Spielzeugs bietet ferner Gelegenheit, die Zusammenhänge zwischen dem „Hauswerk" und den Anfängen der Volksindustrie zu beleuchten. Wenn zunächst der Vater oder der große Bruder dem Kinde ein Spielzeug schnitzt, so wird mancherorts auch ein besonders geschickter Bastler für mehrere Kinder seines Dorfes solche kleinen Dinge hergestellt haben. Aus ihnen mögen sich in Zeiten aufblühenden Handels die Heimarbeiter rekrutiert haben, die seit dem ausgehenden Mittelalter überall in waldreichen Gebieten Deutschlands hauptsächlich für Nürnberg gearbeitet haben. Um den großen Bedarf an Ware zu decken, ließ die fränkische Handelsstadt überall dort nach ihren Mustern arbeiten, wo holzreiche Gegenden nicht allzu weit von den großen Handelsstraßen entfernt lagen. Die Orte, welche für Nürnberg produzierten, waren wegen ihrer Fertigkeit im Holzschnitzen von alters her bekannt, oder sie sind es durch die fränkischen Massenaufträge geworden. Berchtesgaden, das Grödenertal, Oberammergau und Sonneberg sind die wichtigsten unter ihnen, ferner das Zillertal, der Böhmerwald, das Erzgebirge, Steiermark und die Viechtau am Gmundener See. In der Viechtau haben sich sogar bis auf unsere Tage Typen erhalten, welche in den Nürnberger Musterbüchern der 1790er Jahre noch nachweisbar sind und dort bereits auf eine wohlbekannte, alte Tradition schließen lassen. Nach solchen Musterbüchern ist, wie es scheint, in den „Tochtergesellschaften" gearbeitet worden, etwa in der Weise, daß der Heimarbeiter bei dem Vertreter des Nürnberger Händlers oder bei einem selbständig als Unternehmer arbeitenden „Verleger" die Bestellungen und eventuell auch das Rohmaterial entgegennahm.

Besondere Geschicklichkeit erforderte das Bemalen der Spielwaren. Die Bevölkerung von Oberammergau hatte sich hierin spezialisiert und auch die Frauen hatten eine unübertreffliche Fertigkeit darin erlangt. Die Grödener Schnitzer brachten sogar ihre Figuren (wie ihre Spanschachteln) aus Tirol nach dem bayrischen Gebirgsdorfe, um sie dort „fassen" zu lassen.

Die Farben waren mit Leimwasser angerieben und wurden nach dem Anstrich noch mit einfachem Leimwasser lackiert; Gelb, Rot und Blau („waid" aus Erfurt, vor Einfuhr des Indigo) waren die Haupttöne. Für das Auge des Kindes ist die starke, leuchtende Farbe ja ein sehr wesentlicher Anreiz.

Peter Rosegger erzählt aus seinen Kindertagen ausführlich von dem Spielzeug, das der Hausierer in das abgelegene Tal mitbrachte. Er beschreibt den kleinen Reiter genau so, daß man ihn mit Sicherheit als das Pfeiffen-Rössel Nürnberger Produktion erkennen kann.

Das erzgebirgische Spielzeug wird in Heimarbeit hergestellt, die, ähnlich wie ehedem bei der Nürnberger Ware, von dem Verleger vergeben wird. Sie ist oft in ein und derselben Familie so sehr spezialisiert, daß z. B. ein Kind mit einem angespitzten Streichholz nur die Augen und Münder der heute im Format sehr klein gewordenen Figuren malt. Auf einen guten Gedanken, wie man auch Tiere mit der Drehbank herstellen kann, ist ein findiger Kopf gekommen. Man dreht Reifen, deren Profile im Querschnitt Tiergestalt haben. Die einzelnen Kühe, Pferde usw. werden dann aus dem Reifen geschnitten wie die Scheiben aus einem Napfkuchen (Abb. 51).

52. Tierfigur der jüngeren Steinzeit aus Bernstein (Danzig). Berlin, Museum f. Vor- u. Frühgeschichte.

Ein Zeugnis für die Vorzüglichkeit der Nürnberger Drechslerarbeit legt schon Martin Luther ab. Er schreibt an einen Nürnberger Freund:

„Weil bey uns Barbaren nichts Geschicktes zu finden ist, so habe ich und mein Famulus Wolfgang das Drechseln vor die Hand genommen. Wir schicken euch hiebey einen Goldgulden mit Bitte, uns dafür etliche Bohrer und Drechsler-Instrumente nebst 2 oder 3 Schrauben zu kaufen. Wir haben zwar einiges Werkzeug, wir möchten aber lieber Etwas von eurer zierlichen Nürnbergischen Arbeit haben. Thut mir den Gefallen; was es mehr kostet, will ich dankbar erstatten, denn ich glaube, man könne solche Sachen bei euch im guten Preis haben; damit wenn ja allenfalls die Welt uns nicht um des göttlichen Worts willen ernähren will, wir dennoch mit Handarbeit unser Brot verdienen möchten."

(Weitere Einzelheiten siehe in dem besonderen Kapitel Spielzeug dieses Bandes.)

Freie Schnitz- und Meißelarbeit.

Die freie, körperhaft schaffende Schnitzerei ist eine wahrhaft schöpferische Kunst, die es unternimmt, Gegenstände der Umwelt greifbar in den drei Dimensionen des Raumes hinzustellen. In ihren Möglichkeiten birgt sie die Gefahr magischen Mißbrauches, der manche Völker veranlaßt hat, figürliche Darstellungen überhaupt zu verbieten. In Deutschland sind 1932 Tierplastiken der früheren Steinzeit aus Mammutzahn zutage gekommen (Stetten ob Lontal, Schwäbische Alb). Nach der Zauberanalogie: wer das Bild hat, hat die Sache, vertreten diese Figuren von Wildpferd, Mammut, Renntier usw. die erhoffte Jagdbeute, wie die betonte Markierung der günstigen Einschußstellen für Speer oder Pfeil beweisen. Tierfiguren der jüngeren Steinzeit aus Bernstein (Abb. 52) sind in Ostpreußen gefunden worden. Die ältesten geschnitzten Menschenfiguren waren als Fetische mit geheimen Kräften begabt, eine Vorstellung, die man an primitiven Kulturen noch heute nachprüfen kann, und die auch im altgewordenen Europa nicht tot, sondern nur bis zur Unkenntlichkeit entstellt und abgesunken ist. Ihren noch deutlichen Niederschlag findet sie in

53. Grabstein des Capitains Dirck Cramer in Nieblum auf Föhr.

den Votivfiguren, die man mit der Bitte um Heilung (oder zum Dank) in die Kapelle opfert: Arme, Beine und andere Körperteile aus Holz, Wachs, Ton oder Metall, als regelrechte Stellvertreter der kranken Gliedmaßen.

In den Dämonenmasken der Alpenländer (Abb. 54) ist eine vorchristliche Schicht des Kultus noch greifbar. Die Schnitzerei hat hier bisweilen einen urtümlichen Zug typisierender Monumentalität, der solche Schöpfungen stilistisch mit den Malerien steinzeitlicher Höhlen verbindet, in denen auch der maskierte Mensch nicht unbekannt ist. Unmittelbarer als in den kleinen Formaten der Krippenschnitzerei vermag sich in der Bildschnitzerei christlicher Zeiten frommer Sinn und innere Ergriffenheit auszusprechen. Außer den mehr konventionellen, in Menge hergestellten Heiligenbildern gibt es solche von überraschender Schönheit naiven Formempfindens und rührender Tiefe des Ausdrucks. An ihrer herben Kraft und schlichten Tiefe wird es deutlich, wie wenig die Kunstgeschichte berechtigt ist, die Werke der Volkskunst als zweitrangig abzutun.

Neben dieser kultischen Reihe läuft, ebenfalls seit Urzeiten, die Bastelarbeit aus reinem Schaffens- und Spieltrieb, wobei wiederum oft das Hineinsehen und Hineindenken lebendiger Formen in unlebendige zum Anlaß der Ausgestaltung wird. Die Stellen der Mühle, an denen das gemahlene Getreide bzw. die Kleie herauskam, gestaltete man z. B. im Elsaß gern als einen großen, offenen Mund mit dazugehörigem Gesicht, und man schnitzte den sog. Kleienkotzer. — In Friesland schuf eine kräftige Reliefschnitzerei Besitzerzeichen für Schiff (Galeonfiguren) und Haus, die mit lebhaften Farben bemalt wurden.

Die figürliche Rundplastik aus Stein ist weniger Sache der Volkskunst, denn das harte Material erfordert eine hohe handwerkliche Schulung und rückt damit diese Werke meist in den Bereich der Stadtkunst. Dagegen zeigt sich eine volkstümliche Steinmetzarbeit den Aufgaben dekorativer Auszier aufs schönste gewachsen: die zur Verfügung stehende reichliche Zeit ersetzt hier, ähnlich wie bei der mühsamen Aushöhltechnik des Holzes, durch Fleiß und Geduld, was an Gewandtheit fehlt. Ja, dieses Zeithaben ist geradezu ein Merkmal solcher Arbeiten, sie strahlen die ganze Behaglichkeit einfacher Lebensbedingungen aus. So nahmen die Inselfriesen, wenn sie nach Grönland zum Walfischfang fuhren, die Steine mit, die sie auf ihre Gräber gesetzt haben wollten. Bei den langen Windstillen meißelten sie dann Bilder und Schrift in den Sandstein, und es ist nicht verwunderlich, daß diese Denkmäler die Sprache der Seefahrer sprechen. Auf dem Stein Dirck Cramers (Abb. 53), weyland wohlachtbaren Capitains aus Nieblum auf Föhr, steht am Schlusse seiner ausführlichen, graphisch wundervoll abgewogenen Lebensbeschreibung: „er wagte es endlich hoffnungsvoll (1769) über das schwartze Meer des Todes zu schiffen, und siehe, er kam glücklich hinüber und anckerte nach einer 44 Jährigen Lebens-Fahrt in den sicheren Hafen der seeligen Ewigkeit." — Auf einem Stein der Laurentikirche auf Föhr heißt es (in lateinischem Text) von Matthias Petersen: „Der Schiffahrt nach Grönland ehemals sehr kundig, wo er durch unglaublichen Erfolg 373 Walfische gefangen, so daß er nach dem Urteil aller den Namen ‚der Glückliche' erlangte."

54. Holzgeschnitzte Perchtenmaske aus Tirol. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

Bisweilen sind alte Sarksteine (Sark heißt Sandstein) über der Scheunentür eingelassen und deuten mit einem Sinnspruch auf die Lebensanschauung des Eigentümers, z. B.:

„Laat Haters hatten en Nyders nyden,
Wat Got uns gunt, dat moten se lyden."

Passionskrippe aus Brietzig im Weizacker (Pommern). Holzschnitzerei, bemalt. Um 1870.
Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

Tafel III

Häufig tragen diese Steine auch uralte runenartige Eigentumszeichen, z. B. in der Pfalz. In Unterfranken und Westfalen gibt es Hoftore mit reicher Steinmetzarbeit. Bei den sog. Sühnekreuzen (Abb. 55) unterscheidet J. Ritz zwischen dem Steinkreuz und dem Kreuzstein. Die „Musikantensteine" bei Falkenstein veranschaulichen beide Formen nebeneinander. Als sie im 16. Jahrhundert ihre rechtliche Bedeutung verloren, wurden Steinkreuze als Erinnerungsmale an Unglücksfälle aufgestellt. Sie sind eine Art Vorgänger der Bildstöcke oder Marterln, die in Süddeutschland und am Niederrhein weit verbreitet sind.

Die Töpferei.

Der Ton als Werkstoff.

Die Tonerden als Werkstoffe der mannigfachen keramischen Erzeugnisse werden nach ihrem Verhalten beim Brennen in verschiedene Gruppen eingeteilt. Für die Volkskunst genügt die Unterscheidung dreier Arten: feiner, mittlerer und gemeiner Ton. Die feinsten Erden sind die Kaoline, aus ihnen stellte im Anfang des 18. Jahrhunderts Boettger in Meißen das Porzellan her, das, in Ostasien schon lange bekannt, dem Abendlande bis dahin ein Geheimnis geblieben war. Die Porzellanware gehört ausschließlich dem Kunstgewerbe an, so daß sie in der Volkskunst unberücksichtigt bleiben muß. Gemeine Lehmerden gibt es in Deutschland nahezu überall; einfachste Töpferei und Ziegelei (sandige Lehm- bzw. Tonarten) konnte daher allenthalben ausgeübt werden. Die Entstehung eines reicheren keramischen Typen- und Formenschatzes ist im allgemeinen an die eigentlichen (mittleren) Tonerden gebunden. Einen geologisch fest umrissenen Unterschied zwischen Lehm und Ton gibt es nicht. Der Praktiker ordnet diese Stoffe nach dem Tastgefühl, die Erden, welche sich beim Zerreiben zwischen zwei Fingern fett und plastisch anlassen, nennt er Ton, die weniger geschmeidigen Lehm.

Für die Beurteilung der Keramik aller Zeiten ist es wichtig, zu untersuchen, ob die jeweils gefundene Ware einheimisch ist oder ob sie von auswärts eingeführt wurde.

Da heute noch bei dem Ausbau des Verkehrsnetzes alle wesentlichen Produktionsstätten keramischer Erzeugnisse in möglichster Nähe der Rohstoffvorkommen liegen, so darf rückschließend für Zeiten schlechter Straßen und mangelhafter Sicherheit um so mehr angenommen werden, daß ein weiter Transport von Tonwaren tunlichst vermieden wurde. Es kommt hinzu, daß gemeine Tone ja fast überall vorhanden waren und daß bis in das 14. Jahrhundert die Gefäße nicht hart genug gebrannt werden konnten, um einen weiten Versand zu vertragen. Mit der Einführung der hartgebrannten Ware freilich ändern sich diese Voraussetzungen, aber der Handel über Land wird auch dann nur für eine bestimmte Gebrauchsware und durch eine bestimmte Vertriebsart möglich, nämlich den Hausierhandel mit dem Planwagen.

55. Sühnekreuz von Treffurt im Werratal. (Phot. A. Luckwald, Halle.)

Keramik der Vorzeit und des Mittelalters.

Gebrannte Gefäße in einfacherer Ausführung sind schon in der mittleren Steinzeit in Norddeutschland nachweisbar. In der jüngeren Steinzeit (etwa 4000—2000 vor Christus) herrscht eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der Formen und der Verzierungen. Man unterscheidet auf deutschem Boden nach der Verzierungsart in der Hauptsache zwischen der wesentlich nordischen Tiefstich-

56. Niedersächsische (oben), mitteldeutsche (unten links) und rheinfränkische (unten rechts) Keramik des 13. und 14. Jahrhunderts. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

keramik, der mitteldeutschen Schnurkeramik (Zentrum Saalegebiet) und der donauländischen Bandkeramik, die ihre Verzierungen in gewundenen Bändern (S- und Spiralformen usw.) auf den Gefäßen anbringt. Die Bronzezeit (etwa 2000—800) kennt bei uns im wesentlichen bauchige, weitmündige Urnen- und Terrinenformen mit Buckel- und Rillenverzierungen, von deren zeitlich jüngster Gruppe (jüngere Lausitzer, sog. Göritzer Kultur) eine Linie zu den Formen der eisenzeitlichen germanischen Gefäße führt (Schuchhardt). Der keltische Einschlag, welcher in den letzten Jahrhunderten vor und in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt in den Kulturen Mitteleuropas wirksam wird (Hallstatt- und Latènezeit), führt am Rhein zu einer Umbildung der einheimisch germanischen Formen, es kommt zu einer Reihe von Typen, deren zweckmäßiger klarer Aufbau ihnen in der Folge eine erstaunlich lange Dauer verleiht. Gegenüber dem latènezeitlichen Einschlag ist der römische verhältnismäßig gering anzusetzen: was von der antiken Formenwelt vorübergehend aufgenommen wird, geht schon vor dem Ende der Fremdherrschaft wieder verloren.

Nur in der kirchlichen Kunst werden die römischen Formen weiter gepflegt, doch spielt bei diesem Gerät der Ton als Material kaum eine Rolle. Erst im späten Mittelalter werden die sakralen Formen kirchlicher Metallgefäße, besonders der Pokale, hier und da auch in Ton nachgebildet, doch bleiben sie artfremde Bestandteile unter den alteinheimischen Typen. Auch die sog. karolingische und ottonische Renaissance greifen auf das Gebrauchsgerät des einfachen Mannes nicht über, sondern sie beschränken ihren Einfluß auf die geistliche Oberschicht: ecclesia vivit lege Romana. Für die Zeiten nach der Völkerwanderung, in denen sich das

staatliche Werden Deutschlands zum ersten Male deutlicher abzuzeichnen beginnt, ist der Begriff Volk im wesentlichen mit dem des Bauerntums gleichzusetzen. Das tägliche Geschirr des Bauern bleibt von den modischen Wandlungen der international gewordenen Schichten unberührt, es zeigt noch in romanischer Zeit denselben eisenzeitlichen Charakter, den es vor der Zeitenwende besaß. Wohl in keiner anderen Technik wird es so deutlich wie in der Töpferei, daß eine Linie volkstümlich-uralter Gestaltgebung schon damals neben der klassisch „gehobenen" Kultur des Kunstgewerbes einherläuft, eine Erkenntnis, die wesentlich der Widerstandsfähigkeit des gebrannten Tones zu danken ist.

57. a) Kännchen mit gemündeltem Rand, b) Bombentopf mit Henkel. Beide mittelalterlich. Braunschweig, Haus Vale Hospes.

Das mittelalterliche deutsche Gebrauchsgeschirr ist bisher so gut wie gar nicht untersucht worden; erst neuerdings beginnt die Frühgeschichte ihre Belange so weit auszudehnen, daß eine allmähliche Ausfüllung dieser Forschungslücke zu erwarten ist, bis heute werden nur einige große Linien deutlich. Vor allem ist der Unterschied zwischen den beiden großen germanischen Stämmen der Sachsen und der Franken auch in ihrer Keramik festzustellen. In den Sumpf- und Heidegebieten Nordwestdeutschlands saßen die Sachsen und Friesen auf freier Scholle, fern von den Versuchungen römisch-dekadenter Lebensart, von der die beweglicheren Franken in langer, enger Berührung nur allzuviel angenommen hatten. Die Entwicklung der „Bombentöpfe" mit kugeligem Boden aus der sächsischen Keramik der ersten Jahrhunderte nach Christus gehört in das Arbeitsgebiet der Frühgeschichte und kann hier nur als Tatsache erwähnt werden. Dieser Typus ist am Ende des 1. Jahrtausends die Leitform der sächsischen Keramik geworden.

Ganz anders als diese grobschlächtige Bauernware entwickelt sich die fränkische (Abb. 56). Der Einschlag keltischen Blutes, der bei den Franken wohl nicht gering angesetzt werden darf, dazu die überlegene römische Technik, die sie am Rhein hatten lernen können, gibt ihrer Keramik, bei entschiedener Abkehr von den antiken Formen, eine besondere Note. Diese Becher und Krüge, welche sich hier aus den frühgermanischen doppelkonischen Urnen entwickeln, sind schlanker und feiner profiliert als die „barbarische" Volkskeramik der Sachsen. Der fränkische Töpfer liebt es, seine Gefäße mit einem Kranz eingedrückter, auf einem Rädchen angeordneter Stempel zu versehen, eine Technik, deren Ursprung keltisch zu sein scheint. Diese „Rädchenverzierung" wird in der mittelalterlichen Keramik bis zur Erfindung des Steinzeugs im 14. Jahrhundert angewandt, ja stellenweise noch darüber hinaus. Malerei ist selten. Eine mit roten Strichen kunstlos bemalte hellbraune Ware, nach ihrem Hauptfundort unweit Bonn als Pingsdorfer Keramik bezeichnet, ist im 10. bis 13. Jh. vom mittleren Rhein bis nach Holland verbreitet.

Es spricht für die Kraft bäuerlichen Festhaltens am Althergebrachten, daß die Überwindung der sächsischen Formen durch die „gehobenen" fränkischen erst erfolgte, als die Sachsen schon ein halbes Jahrtausend in das Reich einbezogen waren. Diese Auseinandersetzung der beiden Formenwelten frühdeutscher Keramik findet in romanischer Zeit im Süden des alten Herzogtums Sachsen statt. Hier entsteht etwa seit dem Ende des 13. Jahrhunderts eine sächsisch-fränkische Mischkeramik, in der das fränkische Element entschieden vorwiegt. Ein Zweig dieser „Normalkeramik" treibt in den alten Welfenlanden eine hohe, aber nicht lange währende Blüte. Im 13. und 14. Jahrhundert entstehen schlanke Kannen und Becher, deren gemündelter Rand (Abb. 57), von oben gesehen, an die Vier- und Fünfpässe gotischer Fenster erinnert. — Die schönsten dieser Gefäße erschließen ihre Ränder wie Blumen (Abb. 58) und ihre allmähliche Entwicklung aus durchaus volkstümlich-einfachen Formen zeigt deutlich genug, daß gelegentlich auch „gehobenes" Kulturgut aus der Volkskunst zu zunftgerechtem Kunstgewerbe emporsteigt.

58. Gotischer Krug aus der Braunschweiger Gegend. Hamburg, Museum für Kunst und Gewerbe.

Seit dem 13. und 14. Jahrhundert wurde die graue, frankosächsische Keramik vom Bistum Magdeburg aus durch die Ostlandfahrer bis tief nach Ostpreußen hinein verpflanzt (Abb. 59). Ähnliche Formen und Typen sind damals über ganz Deutschland verbreitet als wahrhaft volkstümliche Ware mitten in einer Zeit romanischer und gotischer Dombauten; auch in den Städten ist sie das Gebrauchsgerät der niederen Stände, und sie darf in einer Darstellung der Volkskunst nicht wie bisher übergangen werden.

Das Steinzeug.

Eine Änderung dieser einfachen und, im ganzen gesehen, recht gleichförmigen Ware tritt erst ein, als es im 14. Jahrhundert den Siegburger Töpfern gelingt, ihre Gefäße klingend hart zu backen. Dieses „Steinzeug" hat seinen Namen von der Härte seines Scherbens, der mit dem Stahl nicht ritzbar ist. Möglich wurde die Neuerung durch die Eigenschaften des in der Siegburger Gegend anstehenden Tones, der die notwendigen hohen Brenntemperaturen verträgt.

Es läßt sich beim Siegburger Steinzeug stufenweise verfolgen, wie die neue Technik zu neuer Formgebung und vor allem auch zu einer weit größeren Freiheit des Dekors angeregt hat. Der Töpfer arbeitet immer kühner mit Reliefauflagen, die er aus Modeln drückt, und bringt zwar an sich sehr schöne Bildtypen hervor, aber es kann auch vom kunstgewerblichen Standpunkt aus kaum bestritten werden, daß eine solche Behandlung von Tongefäßen im Grunde unkeramisch ist. In der ersten Zeit des Steinzeugs kommt eine schon vorher bisweilen angewandte Art der Behandlung des unteren Randes allgemein auf, die Gefäße erhalten eine sog. Wellenplatte, d. h. der Standfuß wird durch Druck des Daumens gegen den zweiten und dritten Finger gewellt. Einer energischen Einziehung über dem Fuße folgt gewöhnlich eine runde Ausbauchung der Mitte und ein oft trichterförmiger Hals. Diese nicht großen Gefäße sind bisweilen von köstlich-zarter Schlankheit, wie sich z. B. auf holländischen Bildern (Dirk Bouts) feststellen läßt. Das Beispiel spricht zugleich für die nun möglich gewordene starke Ausbreitung der Tonware, wobei einer der wichtigsten Vermittler Köln gewesen zu sein scheint. Auch im ostdeutschen Kolonialgebiet ist diese Ware etwa seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zu finden.

Die frühen Gefäße zeigen einen Wechsel heller und kräftig rotbrauner Töne, je nach dem Angreifen der Flamme beim Brennen. Bei den späteren kunstvollen, reliefbedeckten Kannen und Bechern setzte der Töpfer seinen Ehrgeiz daran, eine hellchamoisbraune, fast weiße Farbe zu erzielen.

Die Salzglasuren werden dadurch erzeugt, daß man beim Höhepunkt des Brandes Salz in den Ofen wirft, das verdampft und sich als feine Haut auf den Gefäßen niederschlägt. Ihre Zufälle geben den Gefäßen einen eigenartigen Reiz von Lebendigkeit.

Den einfachen, schmucklosen Steinzeugbechern und Krügen folgen zunächst solche mit kleinen Medaillonauflagen, unter denen die reicheren wohl für die städtischen, die gewöhnlichen für die ländlichen Abnehmer bestimmt waren. Als erster Steinzeugbecher mit figürlichem Relief gilt ein Gefäß mit dem Doppelporträt eines Liebes-

59. Ostdeutsche Kolonisationskeramik, schwarze, unglasierte Ware. Preuß.-Holland, Heimat-Museum.

paares, das nach der Tracht der Dargestellten auf den Anfang des 14. Jahrhunderts zu datieren ist. Noch ordnet sich das Relief sinngemäß dem Ganzen unter, doch bald überwuchert es so sehr, daß die Gefäße selbst nur hergestellt scheinen, um möglichst viel Raum für die Unterbringung dieser Bildchen zu bieten. Die Model, aus denen die oft sehr figurenreichen Reliefs gedrückt werden, sind mehr oder minder freie Nachbildungen nach Werken bekannter zeitgenössischer Graphiker. Auch von den gehobenen Töpfermeistern hat die Kunstgeschichte Namenlisten und Stammbäume aufgestellt. Die Steinzeugfabrikation breitete sich am Niederrhein aus, ihre wichtigsten Werkstätten lagen in Köln, Frechen, Raeren, stromaufwärts im Hessischen (Höhr-Grenzhausen im Westerwald, Dreihausen bei Marburg, für das Falke eine sehr frühe Entwicklung feinerer Ornamentik annimmt). In Franken (Creußen) wurde seit Beginn des 16. Jahrhunderts ebenfalls bis ins 18. Jahrhundert ähnliche Ware erzeugt. Die Creußener Gefäße haben einen tiefbraunen Grundton, dem man lebhafte Farben aufzulegen verstand. Zu hoher Berühmtheit brachten es die Apostel-, Kurfürsten- und Planetenkrüge. Der letzte Meister, der auf diese Art zu arbeiten wußte, nahm sein Geheimnis lieber mit ins Grab, als daß er seine Technik lebendig erhalten hätte, ein bezeichnender Vorgang. Scheinen doch die Töpfer früher eine engherzige und zankfüchtige Zunft gewesen zu sein, wie auch ihre ewigen Streitigkeiten um die Märkte der eigenen Heimat und deren Umgegend beweisen. Vielleicht war die Verachtung, die das Töpferhandwerk als unrein an den Rand der Ortschaften verbannte, der tiefere Grund für solche Sinnesart.

60. Modernes Westerwälder Steinzeug.

Über die Ursprünge des sächsischen Steinzeugs herrscht noch nicht völlige Klarheit. Der Behauptung, die sächsischen Meister hätten von den Creußenern gelernt, steht die umgekehrte Meinung Berlings entgegen, die Creußen bis zu einem gewissen Grade als von der Waldenburg-Zeitzer Keramik abhängig betrachtet.

In Waldenburg-Zeitz ist im 17. Jahrhundert die alte Rädchenverzierung in Form einer römischen XIII, die schon zur Römerzeit in Deutschland angewendet wird, noch lebendig, nachdem sie auf der grauen Ware des 13. bis 15. Jahrhunderts mehrfach wiederaufgetaucht war.

Auch in Leipzig muß schon früh aus den in der Gegend anstehenden feinen Tonen Steinzeug gebrannt worden sein, wie die Fundstücke im Leipziger stadtgeschichtlichen Museum beweisen. Wo immer sie ausgeübt wurde, war die Herstellung des Steinzeugs zunächst eine Volkskunst, ebenso sicher verfeinert sie sich dank der Nachfrage der höheren Schichten zu einem Kunstgewerbe. Nur im Westerwald ist das graue Steinzeug, mit blauen Schnörkeln verziert (Abb. 60), noch als wirklich volkstümliche Ware kräftig am Leben und scheint sich auch für die Zukunft behaupten zu wollen.

Die Hafnerware.

Die glasierte Irden- oder Hafnerware kommt in Deutschland im Laufe des 16. Jahrhunderts bei Gefäßen in allgemeineren Gebrauch; bei den glasierten Kacheln und Ziegeln wird die gleiche Technik zum Teil bereits um Jahrhunderte früher des öfteren angewendet. Die Glasur fand am Rhein wahrscheinlich von Holland aus Eingang, wo Braat grünglasierte Gefäße aus den Funden der Zuidersee schon in das 12. Jahrhundert setzen zu können glaubt. Ihre Herkunft aus der Ofentöpferei kann die Gefäßhafnerei nie-

61. a) Dreibeiniger Grapen, glasiert, b) Henkeltopf mit Innenglasur. Beide spät-mittelalterlich. Braunschweig, Städtisches Museum.

mals verleugnen, ja es haben sich bisweilen die Benutzung ein und desselben Modells für Kacheln und Schüsseln nachweisen lassen (M. Klar).

Die gewöhnlich rot- oder gelbbraun gebrannte Hafnerware wird in ihrer einfachsten Behandlungsart zunächst nur innen, sodann gänzlich mit einer durchsichtigen Bleiglasur begossen; das Ergebnis ist nach dem Brande ein leuchtend braunes Geschirr (Abb. 61). Ein erheblicher Fortschritt ist der Beguß mit farbigen Erden, die den Ton nicht durchscheinen lassen (Engoben). Entweder wird damit das ganze Gefäß begossen oder hineingetaucht, oder es werden einfache Muster mit dem Malhorn aufgelegt und sodann mit der Bleiglasur weiterbehandelt. Bei der Musterung entsteht Zweifarbigkeit, z. B. deckendes Weiß auf durchscheinendem rotem Grunde. Es kann aber auch auf dem für gewöhnlich hellen Vollbeguß mit dem Malhorn in verschiedenen, durch die Brennhöhe beschränkten Farben gemalt werden. Bei der ziemlich groben Art, die zähflüssige Masse aufzutragen, läßt sich das Ineinanderfließen benachbarter Töne beim Brande schwer vermeiden, oft wird es auch als ein bewußter Reiz verwendet, besonders bei plastischen Stücken, wo die Fülle der Glasuren in die tiefliegenden Stellen abläuft. Andererseits hat man versucht, die Klarheit der Form durch Konturenritzung zu retten, so in Schlesien und Oberösterreich, später am Niederrhein.

Schon früh muß diese Ware auch in der Stadt lebhaften Beifall gefunden und das Bestreben, einem verwöhnteren Geschmack gerecht zu werden, in den Werkstätten geweckt haben. Die Hafner schufen in Schlesien, Franken, an der Donau und anderwärts wahre Prachtstücke der Keramik, am schönsten und frühesten blühte sie am Niederrhein, wo die sog. Hirschvogelware einen Höhepunkt der „Duppenbäckerei" darstellt. In der gehobenen Hafnerei werden die Schüsseln oft zu bloßen Prunkstücken ohne praktische Verwendung, das Trinkgerät wird gern in Mensch- und Tierfiguren (Bären, Eulen usw. Abb. 62) umgeschaffen, eine heute sehr selten gewordene Ware, von der das Berliner Schloßmuseum wertvolle Exemplare bewahrt. Einer dieser Becher (von 1555) aus dem Besitz der Kölner Kachelbäckerzunft ist von riesigen Ausmaßen und hat statt des Fußes einen Männeroberkörper. Derartige Sturzbecher, die man nur umgestürzt, d. h. ausgetrunken auf den Tisch stellen kann, erfreuten sich im hohen Mittelalter großer Beliebtheit beim gemeinsamen, festlichen Umtrunk. Ein Beweis für die Volkstümlichkeit des Wortes und der Sache ist darin zu sehen, daß der berühmte Seeräuber Störtebeker, ein sehr trinkfester Mann, seinen Beinamen nach einem solchen Sturzbecher erhielt.

Diesen Gefäßen formal verwandt sind die Bartmannskrüge, bei denen Masken bärtiger Männer am Halse angeklebt sind. Rein formal gesehen verdanken sie ihren Ursprung (wie die erwähnten Brustmotive der Feldflaschen) dem Hineinsehen von menschlichen Formen in den leblosen Stoff, wie man ja auch von Schulter, Hals, Bauch und Fuß eines Gefäßes spricht. Vielleicht läßt sich einmal die Linie solcher figürlichen Gefäße rückwärts bis zu den Gesichtsurnen der frühen Eisenzeit verfolgen. Auch die Kopfurnen, die im Bayrischen Walde und an anderen Orten, mit dreierlei Getreide gefüllt, in manchen Kapellen aufgestellt sind, gehören formal in dieselbe Reihe. Die Technik der Kopfurnen ist bezeichnend für ihre kultische Verwendung: sie hält bewußt an einer uralten Herstellungsart fest, die sonst längst verlassen wurde.

62. Humpen in Tiergestalt. Berlin, Schloßmuseum.

Die feinere Hafnerware neigte sich mit dem sinkenden 16. Jahrhundert ihrem Ende zu, eine Farbe nach der anderen einbüßend. Nur am Niederrhein hielt sich eine gehobene Hafnerei — mit oder

ohne Beeinflussung durch die früheren Spitzenleistungen — bis ins 18. Jahrhundert lebendig (Issum [Abb. 63], Sevelen, Bluyn, Wickrath, Schaphuysen, Hüls, Rayen u. a.), ebenfalls mit Reliefs und lebhaften Farben arbeitend und neue Anregungen von Holland, vielleicht auch aus Persien aufnehmend. Als echte Volkskunst ist sie auch in dieser Zeit kaum zu buchen. Dagegen wird man kein Bedenken tragen, die westfälische (Ochtrup), die hessische (Abb. 64, Marburg), die sächsische (Abb. 65) und thüringische (Bürgel bei Jena), die fränkische (Feuchtwangen), die niederbayrische (Kröning), die schlesische (Bunzlau, Abb. 66) und die schweizerische (Heimberg) Hafnerei als wirklich volkstümliche Ware anzuerkennen. Bunzlau, Feuchtwangen, Kröning und Hessen arbeiten, jedes auf seine Weise, zum Teil mit Reliefauflage, die der Ware ein gefälliges Aussehen gibt. Hessengeschirr wurde im 19. Jahrhundert mit dem Planwagen in ganz Deutschland vertrieben und erst durch die scharfe Konkurrenz der billigen englischen Ware stark zurückgedrängt: man findet die englische Keramik, Hunde paarweise mit Körbchen in der Schnauze und Geschirr meist von kupfergoldener Farbe, in den Bauernhäusern längs der Nord- und Ostseeküste noch heute, soweit nicht auch diese Stücke schon in die Heimatmuseen gewandert sind. Die hessische, die Bürgeler und die sehr hart gebrannte Bunzlauer Irdenware, in Gestalt von Kaffeekannen, Tassen, Tellern, Essenstragen usw., sowie zahlreiche lokale Typen größerer und kleinerer Töpferorte sind noch allenthalben im Handel.

63. Reliefschüssel mit Kreuzabnahme Jesu aus Issum, 1767. Museum Krefeld.

Die Fayence.

Die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts scheint arm an farbiger Keramik gewesen zu sein. Erst gegen Mitte des Jahrhunderts setzte sich die aus Italien zu uns gekommene, zunächst als welsche Kunst abgelehnte Neuerung durch: die Fayence. Sie grundiert das ganze Gefäß mit einer weißen oder leicht gefärbten undurchsichtigen Zinnglasur; die weitere Behandlung erfolgt, wie bei der Hafnerware, mit einer durchsichtigen, leicht schmelzenden Bleiglasur. Zwischen den beiden Glasuren liegt die Malerei. Unbekümmert um die Rücksicht auf das Fließen der Glasuren kann hier mit dem Pinsel frei gemalt und dabei scharf gezeichnet werden. Diese Technik hatte diesseits der Alpen einen unwiderstehlichen Erfolg, weil sie einer Vorliebe des Volkes für Buntfarbigkeit bei klarer Formgebung entgegenkam, welche die Hafnerei doch nur zum Teil befriedigen kann. Die Benutzung schöner Zufälle im Durcheinanderfließen der Glasuren, das Ziel kunstgewerblichen Ehrgeizes, liegt dem einfachen Manne nicht: er will eine straffe Formulierung für sein Ornament, ob es nun geometrisch, pflanzlich oder figürlich ist. Sehr zutreffend unterscheidet Karl Spieß zwei Stufen der deutschen Fayence. Eine erste kunstgewerbliche beginnt schon im Anfang des 16. Jahrhunderts und schließt sich in der Bemalung an das italienische Vorbild an, die zweite, spätere, steht zu dieser unselbständigen Dekoration in starkem Gegensatz. Das städtische Vorbild ist verblaßt und aufgegeben, eine volksmäßige, stilisierende Malerei wirkt sich im Laufe des 17. Jahrhunderts in immer kühneren und energischeren Formeln auf diesen

64. Marburger Kaffeekanne, 19. Jahrhundert.

65. Essentrage aus Sachsen. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

Tellern, Schüsseln und Krügen aus. Hierbei ist holländischer Einfluß vielfach unverkennbar. Vollends zur Bauernkunst wird die Fayence oder Majolika, seitdem sich im frühen 18. Jahrhundert das Interesse der Oberschicht ganz dem neuerfundenen Porzellan zuwendet. So wird im 17. und 18. Jahrhundert allenthalben in Deutschland Fayence hergestellt, zum Teil arbeiten auch städtische Werkstätten für den Bedarf und im Geschmack ländlicher Abnehmer. Vom Elsaß (Sufflenheim) und Württemberg bis Ost- und Westpreußen (Neidenburg, Tolkemit, Marienwerder), von Österreich (Salzburg, Gmunden, Graz) bis nach Pommern (Stralsund), Holstein (Kellinghusen) und dem Niederrhein ist diese Ware mit örtlichen Besonderheiten in Mustern und Farben, aber im Ganzen doch gleichartig, über ganz Deutschland verbreitet. Im Münsterland („Pottland"), in Sachsen, Schlesien und Franken stellten sich die Töpfer auf die neue Technik um, während die feinere Hafnerware immer seltener wurde. Der Handel über Land mit dieser Ware muß im 17. und 18. Jahrhundert bedeutend gewesen sein, denn man findet ihre Scherben fern vom Ursprungsort überall bei den Kanalisationsarbeiten der großen und kleinen Städte, sowie auf den Feldern und Äckern und an den Ufern der Flüsse, in die sie mit dem Müll in Mengen geworfen wurden.

Unter den Motiven der Fayencemalerei fällt der Lebensbaum auf, meist in symmetrisch angeordneten, aus einer Vase entsprossenden Blumen (Abb. 68) oder Rankengewinden gegeben. Ein anderes eigenwilliges Motiv ist der Hirsch, springend oder ruhend, bisweilen mit einem Blatt oder Zweig im Maule oder mit einem Vogel auf dem Rücken. Einzelne oder paarige Vögel oft in reichem Rankenwerk (Abb. 67) vervollständigen den Eindruck, daß diese Dekorationsart der persisch-sassanidischen Teppichweberei entlehnt ist, zumindest ist der Kunstwille in beiden Fällen gleichartig unterbaut und gleichen Absichten dienstbar.

Auch diese Motive wirken noch lange fort, nachdem alter Sinn und Zusammenhang vergangen ist. Daneben geht die Auszier der Fayence, die ein flottes Arbeiten mit leichtbeschwingter, aber sicherer Hand gestattet, ja erfordert (weil eine Korrektur schwierig ist), gern auf spielerische Gestaltung und Füllung durch Schrift. Unbefangen spricht sich in diesen Sprüchen auf Tellern und Schüsseln naive Lebensweisheit, biedere Frömmigkeit, zarte Sinnigkeit und munterer Witz ohne Zimperlichkeit aus:

„Das Leben ist ein Sauerkraut,
Wohl dem, der es gesund verdaut."

66. Braunes Bunzlauer Geschirr mit weißen Auflagen. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

Ofen- und Baukeramik.

Von dem gleichen lustigen Sinn zeugen die Kacheln und Fliesen, die man in Mittel- und Oberdeutschland an der Wand neben dem Ofen anbrachte.

„Alte Tahler junge Weiber
sind die besten zeitvertreiber
wie au ie (ich) glaub" (Abb. 69)

schreibt ein Schwarzwälder Töpfer auf seine leichtsinnig gemalte Kachel. Glücklicher und beschwingter spricht sich hier die derbe Malerei mit dem Malhorn oder Maltopf aus, als auf den gebogenen Wänden der wesensverwandten Hafnergefäße. Eine auffallende Gleichartigkeit im Dekorationsstil herrscht zwischen der niederrheinischen, hessischen, thüringischen, württembergischen und schweizerischen (Kanton Bern) Ofenhafnerei des 18. und 19. Jahrhunderts; sie dürfte sich am einfachsten durch Gesellenwanderung erklären, die im Töpferhandwerk stets sehr lebhaft war. Unbefangen wagt man sich allenthalben ans Figürliche, und die grobschlächtige Technik scheint hier einmal die übliche Scheu vor der selbsterfundenen Darstellungsform vergessen zu machen. Die viel sorgfältigere Pinselmalerei der Fayence erfordert dagegen eine zwar auch mit leichter Hand hingesetzte, aber doch wohlüberlegte Formel, wie es z. B. auf Wandfliesen der Kasseler Fayencefabrik (nach holländischem Muster) zu erkennen ist.

67. Vogel zwischen Blattwerk. Pommersche Fayence-Schüssel.

Die harmlosen glasierten Kacheln des 18. Jahrhunderts haben vornehmere Vorgänger in einer leicht reliefierten, mehr kunstgewerblichen Ware des 13. und 14. Jahrhunderts, wie sie z. B. aus den Gräben der Marienburg zum Vorschein kamen. Für die wenig erforschte Zwischenzeit fehlt es noch an Material, um weiteres über etwa durchgehende Entwicklungen aussagen zu können. Ein anderer, ebenfalls einfacher Zweig der Ofenkeramik des 13. und 14. Jahrhunderts läßt eine Weiterbildung erkennen. Es sind die auf der Töpferscheibe gedrehten becherartigen Kacheln, die zunächst mit ihren runden Öffnungen, dann am Rande viereckig ausgebogen, nebeneinander gesetzt wurden. Sie wurden später, in Model gedrückt, zu Schüsselkacheln oder, senkrecht zu Nischenkacheln aufgeschnitten, in reichverzierte Rahmen eingepaßt. Die Formen hielten sich vom Ausgang der Gotik über die Renaissance zum Teil bis heute.

Da die Baukeramik enger zu dem hier nicht zu behandelnden Hausbau gehört, so seien nur einige volkskundlich sonderbare Verzierungsarten von Ziegelsteinen erwähnt. Weit verbreitet, namentlich in Mitteldeutschland, sind Ziegel mit eingeritzten Sonnen, die, am Rande angebracht, ihre Strahlen über die Fläche ausbreiten. In Friedeberg, Havelberg und Angermünde wurden solche Sonnenziegel als erste im Frühjahr vom Gesellen dem Meister mit der Bitte um ein Trinkgeld überreicht. Auf einem Perleberger Stück hat sich der eingeritzte Spruch erhalten:

„Ich lebe ohne Sorgen
Mein frohes Leben hin
Und freu mich jeden Morgen,
Daß ich ein Ziegler bin."

Aus einem anderen geht die Verwendung hervor:

„Er ist gemacht für Sie zu Ehren
Damit Sie uns ein Trinkgeld bescheren.
Es mag sein groß oder klein,
Wir wollen damit zufrieden sein.

68. Teller aus dem Pyritzer Weizacker mit Lebensbaum-Motiv. Berlin, Smlg. f. dt. Volkskunde.

69. Württembergische Wandkacheln für die Ofenecke. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

Auch Ziegel mit Hand- und Fußabdrücken kommen vor sowie solche mit dem Stempel des Bestellers oder des Zieglers (Abb. 70) schon in römischer Zeit (Legionenstempel); seltener sind figürliche Ritzungen. Firstziegel, als Pferd, Reiter oder Hahn plastisch ausgebildet (Bayern, Hessen, Sachsen), haben sicher unheilabwehrenden Sinn.

Glas.

Wie nahe die glasierte Tonware dem Glas selbst verwandt ist, wird an einer persischen Schüssel des Berliner Schloßmuseums hervorragend deutlich. Dieses Gefäß zeigt nämlich einen Dekor kreuzförmiger Stempel, die völlig durch die Wandung hindurchgedrückt sind, so daß kreuzförmige Löcher entstanden. Die dicke Bleiglasur, mit der die Schüssel überzogen wurde, schloß diese Öffnungen und machte sie zu wirklichen Fenstern, deren Helligkeit sich, wenn man das Gefäß gegen das Licht hält, phantastisch von dunklem Grunde abhebt.

Bilder von Glasbläsern in einem Grabe der 12. Dynastie beweisen, daß den Ägyptern dieser Zeit das Glasblasen schon geläufig war. Die Germanen lernten die Technik von den Römern; in der Völkerwanderungszeit zeigt dann die minderе Qualität der Glasgefäße an, daß die Herstellung in die einheimischen fränkisch-merovingischen Werkstätten übergegangen war (Rob. Schmidt).

Glasbecher dieser Zeit haben bisweilen sonderbare, rüsselartig nach unten gezogene Ausläufer. Beim Füllen sammelt sich in ihnen die Flüssigkeit und beim Austrinken bleibt sie darin zurück, bis der Trinkende zuletzt den Becher ganz überkippt: dann entleeren sich plötzlich die Hörner und überschütten den Uneingeweihten zur Freude der Zechgenossen. Solche germanischen Trinksitten vererbten sich weiter. Ein 1914 datierter Tonkrug mit durchbrochener Wandung gestattet das Trinken aus einer Öffnung im Rande. Hält man dabei aber ein zweites Loch im Rande nicht mit dem Finger zu, so wird man ebenfalls begossen.

Gläserne Flaschen in Tiergestalt setzen noch heute als Schnaps- oder Parfümflaschen eine uralte, ehemals kultische Reihe von Tiergefäßen fort, deren Ursprung im Orient zu liegen scheint.

Gleich der Töpferei ist die Glaserzeugung örtlich gebunden, und zwar an das Vorkommen der Quarze und des Holzes, das von ihr, zu Pottasche verarbeitet, benötigt wird. Deshalb haben sich in den Waldgebirgen Deutschlands die Mittelpunkte unserer

70. Ziegelsteine mit Stempeln aus Lüneburg. Museum Lüneburg.

71. Glasfabrikation des frühen 19. Jahrhunderts im Schwarzwald auf dem Aile bei Neustadt. Farbiger Aquatintastich um 1825.

Glasherstellung (Abb. 71) gebildet: Riesengebirge, Thüringerwald, Fichtelgebirge, Schwarzwald, Böhmerwald und Tirol. Als Vermittler der Technik ist vornehmlich Venedig zu nennen. Am lebhaftesten arbeitet heute noch Lauscha in Thüringen, dessen Volksindustrie die ganze Welt mit dem gläsernen Weihnachtsbaumschmuck versorgt. Die dortige Heimarbeit stellt auch die zierlichen Hirsche, Hunde, Vögel, Teufel, Luftschiffer, Balletteusen usw. her. Diese kleinen Dinge waren ehemals in der Hauptsache Spielzeug. Nur ein paar Pfennige kosteten die „Kartesianischen Taucher", die in einer wassergefüllten Röhre, einem leichten Fingerdruck gehorchend, geheimnisvoll auf und nieder stiegen. Heute sind sie — leider — für die Vitrinen bestimmt, in denen der Ästhet seine Kostbarkeiten aufstellt. Ihre frische Natürlichkeit, die ihnen, durch das zarte Material gebändigt, so wohl anstand, haben sie eingebüßt, sie sind zu einem allerdings sehr reizvollen, aber etwas überspitzten Kunstgewerbe geworden. Es ist das Schicksal der Heimindustrie, daß die Berührung mit dem städtischen Publikum sie wirtschaftlich zwingt, den Boden handwerksgerechter Tradition zu verlassen.

Die bloße Befriedigung der Nachfrage erzieht zur Denkfaulheit und zu falschem Ehrgeiz. Man kann es heute erleben, daß ein Lauschaer Glasbläser in einem Buche mit Abbildungen nachschaut, wie ein Löwe „aussieht", ja man kann ihn dabei ertappen, daß er die Rossebändiger vom Quirinal in schwarzem Glas „nachbläst"! Ähnlich ist es auch der Oberammergauer Krippenschnitzerei ergangen. Einst schuf sie Stücke von tiefer Innerlichkeit und zarter Frömmigkeit, seit aber der Amerikaner bei den Passionsspielen seinen Bedarf an Reiseandenken deckt, hat die Verbindung ererbter Treuherzigkeit mit geschäftstüchtiger Einfühlung sonderbare Typen gezüchtet, denen nur die Sicherheit des Handwerks Haltung verleiht.

72. Schnapsflasche aus Nienburg. Vaterländisches Museum, Hannover.

73. Hinterglasbild aus Schlesien. Berlin, Staatliche Sammlung für deutsche Volkskunde.

Sehr bedeutsam für die Volkskunst ist ferner die Hinterglasmalerei (Abb. 73), bei der auf der Rückseite einer Glasplatte „in umgekehrter Reihenfolge, als sonst ein Bild entsteht" (Gröber), die Farben aufgesetzt werden. Diese Malereien wurden in solchen Massen hergestellt, daß sich sogar eine Arbeitsteilung lohnte, derart, daß ein Bild durch mehrere Malerhände ging. Die Vereinfachung der Formulierung, die bei solchem Betriebe nicht ausbleiben kann, legt die Beziehungen zwischen Vorbild und Nachbild einmal deutlich bloß, indem sie zeigt, was von dem Vorbilde bei völliger „Abnutzung" übrigbleibt. Angenommen, die intimen Reize gingen ohne Rest verloren, so bleibt doch viel mehr als ein leeres formales Schema ohne Gehalt und Leben. Die Umstilisierung geht vielmehr zwangsläufig ins Dekorative, und das Hinterglasbild verhält sich zum Vorbild wie ein Plakat zum Ölbild. Im Herrgottswinkel des katholischen Bauernhauses werden die Heiligen, im Bibeleck des protestantischen vornehmlich Porträts berühmter Leute aufgehängt, wie Luther, Friedrich der Große und Napoleon. — Die Emailmalerei auf Gefäßen gehört nahezu völlig ins städtische Kunstgewerbe, nur auf Schnapsflaschen betätigte sich in Süd-, Nord- und Mitteldeutschland eine bunte, bäuerliche Malerei (Abb. 72, 74).

Volkstümliche Weberei, Stickerei und Flechterei.

Eine Verzierungsart, deren Linienführung sich zwangsläufig aus Technik und Material ergibt, kennt die Töpferei nicht: in der geschmeidigen Tonmasse ist jede Formgebung, jedes Muster möglich. Zwar besitzen die Gefäße gewisse Reizstellen, die eine Auszier herausfordern, aber rein technisch betrachtet ist dieser Anlaß nicht zwingend. In vollem Gegensatz hierzu ist die Weberei stark formal gebunden durch Werkstoff und Webstuhl, und ihre Muster gestatten Aufschlüsse über volkstümliches Schaffen, wie sie aus anderen Techniken nicht gewonnen werden können.

Eine Amphora der Hallstattzeit (etwa 800—500 v. Chr.), die in Ödenburg gefunden wurde (Abb. 75), gibt in erwünschter Weise Aufschluß darüber, wie man sich Gerät und Arbeitsvorgang der derzeitigen Weberei etwa vorzustellen hat. Das Gefäß zeigt spinnende und webende Frauen in eckiger, primitiv anmutender Darstellung. Die eine Frau spinnt den Faden mit dem Spinnwirtel, einem kleinen, rundgedrehten, durchlochten Tonklumpen, wie man sie auch in Deutschland aus vorgeschichtlicher Zeit in Mengen gefunden hat. Nach Schoneweg ist bei uns das Spinnen mit Wirtelsteinen und Spindeln bis zum

Mittelalter üblich gewesen. Dann erst begannen im deutschen Bauernhause die Spinnräder zu schnurren, die das Drillen und das Aufwickeln des Fadens in ein und demselben Arbeitsgange besorgten. — Eine andere Frau der Ödenburger Amphora steht am senkrechten Webstuhl, der weniger Raum und einfachere Bedienung erfordert als der wagerechte, dessen Kettfäden gewöhnlich aufgerollt sind. Die für den Durchschuß nötige Fachbildung zwischen den Fadengruppen kann hier nicht wie beim wagerechten Stuhl durch Heben und Senken von „Schäften" (mit Fußbedienung) erfolgen. Wie lange der senkrechte Webstuhl, auf dessen Vorhandensein in Europas Vorzeit auch Funde einzelner Zubehörteile schließen lassen, in ausschließlichem Gebrauch war, läßt sich vorläufig nicht feststellen. — Eine dritte Frau hält (wie schon aus dem Gerät der beiden anderen Frauen geschlossen werden darf) einen Webekamm (von Hoernes als Leier erklärt) in der Hand. Mit solchen, meist verzierten Kämmen wurden noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts z. B. in Niederdeutschland Bänder und Gurte gewebt, und es scheint, daß die verhältnismäßig leicht zu handhabende Technik im Begriff steht, eine neue Auferstehung zu feiern. Inzwischen hatte sie im Kunstgewerbe des 19. und 20. Jahrhunderts eine Stätte gefunden.

74. Schnapsflasche aus Klausthal. Vaterländisches Museum, Hannover.

Nach der Art und Weise, wie sich der Schußfaden mit dem Kettenfaden kreuzt, unterscheidet man in der Weberei zwischen der Leinenbindung (gleichmäßiger Wechsel der Fäden 1:1), der Köperbindung (gleichmäßig wiederkehrender Fadenwechsel, in einfachster Form 2:1) und der abwechslungsreichen Atlasbindung. Nach Tacitus haben die germanischen Frauen leinene Gewänder getragen, was jedoch weder durch entsprechende Funde (bisher) bestätigt noch auf die Leinen-Bindung einzuschränken ist. Denn auch die Köperbindung scheint schon in der Steinzeit vorzukommen (z. B. Pfahlbau von Irgenhausen). In Niedersachsen stammen die im Hilgenmoore erhalten gebliebenen wollenen Decken und Kleidungsstücke, welche Köperbindung mit Borten aus Brettchenweberei aufweisen, etwa aus dem 3. Jahrhundert n. Chr. (Hahne). In der Grafschaft Ravensburg wurde zur Zeit des großen Kurfürsten nur „Löwend" (Leinen in Leinwandbindung) hergestellt (Potthof); die Damastweberei ist im 17. und 18. Jahrhundert in Mitteldeutschland verbreitet, in der schlesischen „Leinen- und Gebildweberei" war Landeshut schon im 17. Jahrhundert führend.

Für das Auge bieten sich die Gewebe verschieden dar. Gleichmäßig und einfach ist das eigentliche Leinen mit seinen vielfachen, eng beieinander liegenden Kreuzungen der Fäden; beim Köper entsteht aus dem geregelten Wechsel von Kett- und Schußfäden der Eindruck schräger Linien (Diagonalen), der Atlas endlich ist optisch etwas wesentlich anderes. Weil das von den Fäden zurückgeworfene Licht hier nur selten durch Querfäden unterbrochen wird, so entsteht eine glanzreiche, geschlossene Oberfläche. „Durch den Wechsel von reflektierenden und nichtreflektierenden Fäden kommt dann die Musterung zustande" (Schoneweg).

75. Abgerollte Zeichnung eines Tongefäßes aus Ödenburg mit spinnenden und webenden Frauen. Ausschnitt nach M. Hoernes.

76. Beiderwand-Weberei. Flensburg, Kunstgewerbe-Museum.

Der Damast muß (neben seidenen Geweben) in der Technik wie im Ornament als Vorstufe einer Gruppe von volkstümlichen Geweben angesehen werden, die in Niedersachsen (Friesland, Schleswig-Holstein) den Stil alter Webekunst bis ins 19. Jahrhundert weitergeführt haben: die Beiderwandstoffe. Im Gegensatz zum rein leinenen Damast verwendete aber die Beiderwandweberei Leinen nur für die Kettfäden, für die Schußfäden jedoch gefärbte Wolle. Derbe graue Wollstoffe, sogenannte „Friesentücher", wurden in den Klöstern Werden a. d. Ruhr und Fulda schon im 9. Jahrhundert erzeugt.

Die Muster der Beiderwandgewebe sind einem alten Bildvorrat entnommen, der auf einem Augsburger Damast in schwedischem Privatbesitz bisher den deutlichsten und reichsten Niederschlag gefunden hat. Dieses seltene, von Six ins 16. Jahrhundert gesetzte Stück bringt Szenen aus dem Paradiese, wo nahezu sämtliche Tiere sich tummeln, die später der Beiderwand geläufig sind (Hirsche, Pfauen, Einhörner usw.). Als ein wahrscheinlich deutsches Renaissancemotiv ist nach Dorothee Klein auch die Szene von Pyramus und Thisbe anzusehen, während die stilisierten Tulpen und Nelken (Abb. 76) ein türkisch-osmanisches Element hinzubringen. — Für die erzählenden figürlichen Darstellungen kommen als Vorbilder namentlich auch die Motive der Bildwirkerei (Gobelinkunst) in Betracht. Da die Weberei aus technischen Gründen gern mit spiegelverkehrter Symmetrie der beiden Stoffhälften arbeitet, so wird den Motiven der freien Gobelinwirkerei beim Übersetzen in die Webetechnik bisweilen nicht wenig Gewalt angetan. Bis zur Hilflosigkeit zeigt sich diese zwangsweise Einordnung z. B. bei der Samariterin am Brunnen auf einem Beiderwandstoff des Flensburger Museums; das Mädchen wird gerade von der Mittelachse erfaßt, so daß sie mitsamt dem Brunnenarm über ihr zur Karyatide erstarrt (Abb. 77, D. Klein).

Die abstrakten Ornamente zeigen durch ihre Steifheit im Vergleich zu ihren seidenen Vorbildern die Grenzen der Beiderwandkunst, während anderen Webetechniken gerade die geometrische Ornamentart wohl ansteht. Die mehrfach angeführte Ödenburger Amphora belegt den geometrischen Webestil, übertragen auf Ton, schon für die frühe Eisenzeit. Es werden hier nämlich außer Horizontalen und Vertikalen mit offenbarer Absicht nur (annähernd) halbe rechte Winkel angewendet, und, soweit der Dekor überhaupt geht, befleißigt er sich, den Raum intensiv zu füllen. Schuchhardt (Alteuropa) nennt diesen Stil textil, und er macht

darauf aufmerksam, daß die Scheu vor leeren Stellen aus der Weberei stammt, die keine freien Flächen kennt, sondern immer und überall Muster erzeugt. Der textile Stil hatte schon damals ein hohes Alter, und er gehört, wie Hoernes (die Urgeschichte der Kunst) feststellt, schon in der jüngeren Steinzeit einer bäuerlichen Bevölkerung an, im Gegensatz zu der naturalistischen Höhlenmalerei nomadisierender Jägervölker. „Das geometrische Kunstprinzip ist das der Zucht, der Anpassung und Einfügung in einen gegebenen oder geschaffenen Raum oder Rahmen. Sein Wesen enthüllt sich in der rhythmischen Gliederung und symmetrischen Entsprechung, der Zusammensetzung größerer Gebilde aus gleichen oder ungleichen Teilen. Alles wurde diszipliniert und reguliert, sowohl das bildlose Motiv irgendwelcher Herkunft als auch die belebte organische Form. Alle Naturtreue wurde diesem Prinzip geopfert ..." Mit dieser Erkenntnis fällt von der Vorgeschichte aus Licht auch auf die Volkskunst und auf die Stetigkeit ihres Ornamentwillens. Sie erklärt sich aus den Vorbedingungen des Bodens, der im Norden unseres Vaterlandes von alters her Seßhaftigkeit gestattete ebenso wie im Südosten Europas. Für die Volkskunst (wie für die hohe Kunst) in Deutschland sind beide Gebiete so oft die Quelle neuer Anregung und motivischer Bereicherung gewesen. Auf den Geweben hat sich die geometrisierende Ornamentik deshalb so lebendig erhalten, weil die Technik der Weberei und Wirkerei (bei der die Schußfäden nur an den Stellen durchgezogen werden, wo das Muster sitzt, nicht aber über die ganze Breite, wie bei der Weberei) zum Haken, zum Mäander, zum Stern oder Radkreuz, zum „Gänseauge" usw., aber auch zur geometrischen Abschleifung des Figürlichen herausfordert, ja solche Gebilde erst recht eigentlich erzeugt.

77. Beiderwand. Christus und die Samariterin. Flensburg, Kunstgewerbe-Museum.

Die Abhängigkeit vom technischen Webmuster macht sich auch in der Stickerei geltend, besonders beim Kreuzstich, dem ohnehin eine geometrische Tendenz innewohnt, beim freieren Plattstich aber offenbar nur aus handwerklichem Stilinstinkt. Schöne Beispiele für Plattstickarbeit in Wolle und Seide bieten die prachtvollen Stickereien der Vierlande bei Hamburg (Abb. 78—80) oder das reiche Gerank auf Schultertüchern und Paradehandtüchern (Abb. 81) der Winsermarsch und des pommerschen Weizackers.

Als textile Motive der Stickerei sind neben Blumen, Ranken und Herzen die Tiertypen der Beiderwandweberei zu erwähnen, die auch der Bauernfayencetöpferei geläufig waren: der Hirsch, der Vogel, die „Gruppe zu Dreien" (Spieß), d. h. ein Mensch zwischen zwei Tieren. Der Lebensbaum erfährt auch hier unendliche Abwandlung vom Baum zum Pinienzapfen und von den paarigen Blumen zu den symme-

78. Blumen aus einem Vierländer Schultertuch. Hannover, Vaterl. Museum.

trischen Gewinden. Unbekümmert läuft rein Geometrisches zwischen den stilisierten, organischen Formen einher, die Tisch- und Leibwäsche sowie Teile der Kleidung mit gestickten Mustern unmittelbar oder in aufgesetzten Streifen verzierend. Die Mustertücher (Tafel IV), in Sachsen „Zeichnentücher", in Niedersachsen Namentücher, in Ostfriesland Lettertücher genannt (Peßler), vereinen den jeweils geläufigen Bildvorrat auf ein und demselben Stück Leinen oder Stramin. Viele dieser Muster sind noch heute am Leben, wie denn die Kreuzstichtechnik selbst ein Festhalten am Althergebrachten begünstigt.

Eine alpenländische Besonderheit sind die Pfauenfederstickereien auf den breiten Ledergürteln („Bauchranzen") der Männer, die sich in der immerhin spröden Technik sogar an Figürliches wagen. Daß auch die Aufnäharbeit in der Volkskunst anzutreffen ist, sei wenigstens erwähnt (z. B. Schlesien). Der Zeugdruck, namentlich der Blaudruck (Abb. 82, 83), ist vielfach den Mustern der Beiderwand gefolgt. Blaudruckmodel haben sich in großen Mengen in den deutschen Heimatmuseen erhalten.

Als Mutter der Weberei gilt mit Recht die Flechterei, die ja ebenfalls durch Kreuzung schmaler Streifen flächenhafte, zusammenhängende Gebilde erzielt. Primitive Kulturen, z. B. die der Indianer Zentral-Brasiliens, zeigen einen überraschenden Reichtum an Flechtmustern, die, nach Max Schmidt, ohne besondere schmückende Absicht des Menschen allein durch die Technik des Flechtens entstanden sind, wie Stufen, Kreuze, Rhomben und sogar Mäander. Durch „Hineinsehen" werden die Ornamente leicht ins Figürliche oder wenigstens ins Organische und somit auch ins Magische gewendet. Das Gleiche ist auch für Alteuropa anzunehmen: daß hier die Flechtkunst bekannt war, geht jedenfalls aus den Abdrücken von Geflechten auf Tongefäßen unzweifelhaft hervor. Manches keramische Muster mag auch bei uns sein Vorbild aus der Flechterei bezogen haben. Aus der Bronzezeit Oberitaliens liegt ein strahlenförmig aus Ruten gearbeiteter Korbboden vor, dessen Bau „ganz der Gegenwartstechnik entspricht" (A. Haberlandt). Mittelalterliches Flechtwerk ist aus den Denkmälern der Kunstgeschichte, vornehmlich aus der Buchmalerei bekannt. Die wesentlichsten Gegenstände dieses oft im Herumziehen betriebenen Handwerks sind Körbe und Behälter (Kober) aller Art mit und ohne Holzgerüst, Stuhlsitze und Bastschuhe, ihre wichtigsten Materialien sind Ruten und gespaltene Zweige von Haselnuß und Weide, ferner Wurzeln, Schilf und Bast. Geflochtene Gefäße wurden schon zu Plinius' Zeit mit Harz ausgepicht und kommen in gleicher Technik noch im 19. Jahrhundert vor; sie ahmen gern keramische Formen (Krüge, Pilgerflaschen) nach. Innerhalb des Kunstgewerbes scheint die Flechterei niemals eine hervorragende Rolle gespielt zu haben, wohl wegen der Geringwertigkeit des Materials. Doch hat der kunstgewerbliche Begriff der Zweckschönheit hier einmal einer Volkskunst zu wachsender Anerkennung auch in städtischen Abnehmerkreisen verholfen. Zentren feinerer Korbflechterei sind heute Hessen (Abb. 84) und Oberfranken (Lichtenfels, Abb. 85). Die einst blühende „Wannenmacherei" in Emsdetten in Westfalen ist heute im Absterben.

79. Brustlatz aus den Vierlanden. Hannover, Vaterländ. Museum.

Sog. Zeichnentuch aus Sachsen (1763). Von Schülerinnen im Handarbeitsunterricht angefertigt als Muster für die Bestickung der eigenen Ausstattung.
Kreuzstich in vielen Farben. Blau, rot, grün herrschen vor.

Tafel IV.

Eisen und andere Metalle.

Eine ganze Periode der Menschheitsgeschichte trägt den Namen des Metalls, das auch heute noch einer der wichtigsten Werkstoffe ist: das Eisen. Seit der Aufdeckung des Gräberfeldes von Hallstatt in Österreich hat sich die Vorgeschichte daran gewöhnt, die Hallstattzeit als die älteste Eisenzeit von der ihr vorangehenden Bronzezeit abzusetzen. Damit hörte jedoch die Verwendung der Bronze auch für das Gebrauchsgerät keineswegs auf; das Gießen und Hämmern der Bronze erreichte vielmehr gerade jetzt seine höchste Vollendung, und das Schmieden des Eisens erweiterte nur den Kreis des technischen Könnens. Die gegossenen Stücke (Messer, Beile, Fibeln) wurden in der Regel graviert, die größeren geschmiedeten (zumeist Vasen) durch Treibarbeit verziert (Hoernes). Das gegossene Stück, das mit Meißel und Stichel geglättet werden mußte, wird also mit eben diesem Werkzeug auch ornamentiert, das mit dem Hammer geschmiedete Eisen wird ebenfalls weiterhin mit dem Hammer bearbeitet (Buckel-Treibornament). Es kann nicht wundernehmen, vor fast dreitausend Jahren das gleiche Gesetz in Kraft zu sehen, das heute noch in jedem Stück guter Volkskunst wirksam ist: das Walten eines lebhaften Gefühls unverbildeter Menschen für die Eigenart des Werkstoffs, die ihm jeweils zukommende Auszier und die Grenzen der einzelnen Bearbeitungsmethoden.

80. Vierländer Schultertuch. Hannover, Vaterländ. Museum.

Zu allgemeiner Verwendung gelangt das Eisen erst in der jüngeren Eisenzeit, die nach ihrem bedeutendsten Fundplatz am Nordende des Neuenburger Sees die Latène-Zeit genannt wird. Die dort zutage gekommenen Waffen, Haus- und Wirtschaftsgeräte aller Art gehören etwa der Zeit von 250 bis 100 v. Chr. an.

Die älteste Nachricht über das Eisen verdanken wir der Blendung des Kyklopen Polyphem, die Homer zu einem für uns technisch höchst aufschlußreichen Vergleiche veranlaßt hat:

„Wenn der Schmied eine glühende Axt, ein glühend Schlichtbeil nimmt und taucht's in die eisige Flut, da zischt es gewaltig und wird stark und das Eisen gewinnt die vorige Härte: also zischte der Gallert des Augs um den feurigen Kolben." (Übersetzung von Rud. Alex. Schröder.)

Damit ist die Härtung des Eisens beschrieben; eine wirkliche Verstählung scheint man zunächst nicht gekannt zu haben.

81. Paradehandtuch aus Handorf in der Winser Elbmarsch, 1772. Hannover, Vaterländ. Museum.

Die Verarbeitung des Eisens konnte niemals Sache des einfachen Bauern sein, sie verlangte hervorragende handwerkliche Geschicklichkeit. Das Eisen war ein wertvoller Stoff, nicht überall zu finden wie Ton oder Holz, sondern in den meisten Fällen von fern herbeigeschafft durch Kauf oder Tausch wie das Salz.

Der Schmied als ein Mann vieler Künste und gewaltiger Körperkräfte fordert die Phantasie des Volkes heraus, und so haben Sage und Legende sich gern mit ihm beschäftigt. Wieland ist der Erfindungsreiche, der fliegen kann, erfindungsreich und gewalttätig ist er auch in seiner Rache. Jung Siegfrieds erste Heldentat ist das Schmieden des Schwertes.

82. Ecke einer Blaudruckschürze aus dem Schaumburgischen. Hannover, Vaterländ. Museum.

„Eine Grube im Erdreich, darin ein Feuer, das ein Blasebalg schürte, und darauf geschichtet ein Gemisch von Holzkohle und Erz — so dürfte es dort ausgesehen haben, wo das Eisen zu Siegfrieds Schwert entstand" (A. Binz). Aus der Grube wurde ein Ofen von behauenen Steinen, der Vorläufer unserer Hochöfen. Zur Erhöhung der Hitze wußte man seit dem 15. Jahrhundert die Wasserkräfte der Gebirgsbäche auszunutzen als Antrieb für die Gebläse. Durch die Verhüttung wird dem Erz Wasser und Kohlensäure entzogen, durch das „Glühen" mit Luft und Kohlenstoff (ehemals in Form von Holzkohle) wird der Sauerstoff von ihm abgetrennt. Das Ergebnis ist Gußeisen, Schmiedeeisen oder Stahl, je nach der Menge von Kohlenstoff, den man beim Glühen von dem flüssigen Eisen auflösen läßt. Der Kohlenstoffgehalt ist für die Eigenschaften des Eisens entscheidend: ohne ihn wäre die Menschheit nicht über die Technik der Bronzezeit hinausgekommen, und die Welt hätte heute ein vollkommen anderes Gesicht. Bei dem weiteren Veredlungsprozeß des Eisens, „dem Frischen", scheidet sich Kohlenstoff in Form von Graphit aus. Dieses Abfallprodukt (anstehender Graphit ist in Deutschland nur bei Passau bekannt) hat augenscheinlich schon seit der frühen Eisenzeit in der germanischen Keramik zur Erzielung der tief schwarzen Farbe gedient.

Schon im 15. Jahrhundert nutzte man in der Steiermark in den „Radwerken" die Wasserkräfte auch zur Schlichtung des „rauhen" Eisens. Die Hammerschmieden standen unweit der Erzgewinnungsstätten, wofern nicht, wie in der „ehernen Mark" (Steyr) Holzmangel dazu zwang, sie in weiterer Entfernung zu errichten. Die großen „deutschen" Hammerwerke trennten, nach nochmaliger Erhitzung durch Holzkohle, den Stahl

83. Hessischer Blaudruckstoff mit der Auferstehung. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

vom Eisen, die kleineren Zainhämmer („welsche Hämmer") besorgten die feinere Bearbeitung. „Das Weicheisen wurde zu Stangeneisen oder Zaineisen in Stäbe ausgeschmiedet. Sie dienten für die Ausschmiedung zu Blechen, und aus ihrem Abfall wurde das Drahtziehereisen hergestellt. Die beste Qualität, den Vorderkernstahl schmiedete man zu Scharsachstahl aus und verwendete ihn für die Schwerter- und Sensenerzeugung. Dieser Scharsachstahl war die gesuchteste Sorte." (Tanzer.)

84. Hessische Körbe, modern. (Photo-Atelier Otto Prenzel, Berlin W 9.)

Abgesehen von den Waffen, deren Grundformen, aus dem gleichen Zweck geboren, sich immer ähneln werden, ist es vornehmlich ein eisernes Gerät, das sich von der Vorzeit bis zur Gegenwart verfolgen läßt: die Kesselkette. Sie ist in den Alpenländern (Kanton Wallis, Vorarlberg, Lötschental) noch in der alten Form in Gebrauch und war im 19. Jahrhundert auch im Juragebiet weit verbreitet (Rütimeyer). Das gemeinsame bezeichnende Merkmal, das diese Ketten zu einer Gruppe verbindet, sind die geraden, in sich gedrehten (tordierten) Eisenstangen, die durch einen oder mehrere Ringe miteinander verbunden sind. An geeigneter Stelle angebrachte Haken gestatten ein Verkürzen der ganzen, bisweilen mehr als zwei Meter langen Kesselkette durch einfaches Einhaken. Man hat solche Ketten aus der vorchristlichen Eisenzeit in Hessen, Baden und im Juragebiet gefunden, in römischer Zeit sind sie etwas reicher gegliedert, wie die Funde aus mehreren Kastellen des Limes beweisen (Lauffer). Auch mittelalterliche Stücke sind teils aus der Literatur, teils aus den Museumsbeständen bekannt. Eine spätere praktische Abart der Anbringung des Kessels über dem offenen Feuer sind die sog. Sägen aus seitlich gezähntem starkem Eisenblech, oft durch Ätzung oder Ausschneiden (Niedersachsen) verziert.

Einen sehr frühen Typus der Schmiedekunst zeigen ferner die kleinen Mensch- und Tierfiguren (Abb. 86), die als Opfergaben in den Kapellen St. Leonhards, der Vierzehn Nothelfer und anderer Heiligen zum Teil noch in Gebrauch sind. Rud. Kriß ist der Nachweis gelungen, daß die ältesten dieser Tiere aus dem 11. Jahrhundert stammen, doch ist ihr Typus, rein formal gesehen, noch viel älter.

Die Figuren werden von den Bauern nicht gestiftet, sondern nur gemietet und nach dreimaligem Herumtragen

85. Korbflechtereien aus der Fachschule zu Lichtenfels. (Photo-Atelier Otto Prenzel, Berlin W 9.)

86. Eiserne Votivgabe aus Bayern. Berlin, Staatl. Slg. f. dt. Volksk.

um den Altar, zwecks Erlangung von Gesundheit und Fruchtbarkeit für das Vieh daheim im Stall, wieder in die Aufbewahrungskiste zurückgetan. So können sie sich, dank dem robusten Material, Jahrhunderte lang erhalten. Die älteren sind aus Stabeisen geschmiedet, die jüngeren aus Blech ausgeschnitten oder -gestanzt. Bezeichnend ist die übertriebene Herausarbeitung des Gehörns bei dem Rindvieh, das bisweilen die ganze Körperlänge an Ausdehnung übertrifft. Die Tiere erinnern hierin an die oben besprochenen Spielzeugkühe, und die Hörner sollen auch hier den Anlaß geben, den unscheinbaren Gegenstand zu einem „wirklichen" Tiere hinzuzudenken: stehen die Figuren doch bei dem Opferakt deutlich genug als Stellvertreter ihrer wertvollen Urbilder. Auch hier gilt wieder die volkstümliche Analogie: wer das Bild hat, hat die Sache.

87. Totenkrone aus Oberösterreich, Eisen, bemalt. Berlin, Staatl. Slg. f. deutsche Volkskunde.

Aus ebendieser Anschauung heraus sind auch viele der kleinen Tierfiguren zu erklären, die uns als Gebäcke (Pfefferkuchen, Spekulatius usw.) geläufig sind. Nach ihrem verdienstvollen Erforscher, dem verstorbenen Hofrat Höfler in Tölz, stellen die meisten unserer „Gebildbrote" die Ablösung eines alten, wertvollen Opfers dar. Wirtschaftliches Unvermögen mag arme Leute zuerst auf den Gedanken gebracht haben, der Gottheit den minderwertigen Ersatz an Stelle des Stieres oder des Rosses anzubieten, wofür Beispiele auch aus dem alten Orient, aus Griechenland und Rom überliefert sind: in sacris simulata pro veris!

Bei den meisten eisernen Gegenständen des Hausgebrauches verlieren sich die Anfänge völlig im Dunkel der Früh- und Vorgeschichte, auch ist so manches Stück, das nicht völlig dem Roste zum Opfer gefallen ist, noch nicht richtig wieder erkannt und eingereiht worden. — Es muß nahe gelegen haben, Herd- und Beleuchtungsgeräte jeder Art aus nicht brennbarem Material, Ton oder Metall herzustellen. Greifbar werden tönerne Feuerböcke in einem früheisenzeitlichen Wohnplatz bei Heilbronn (A. Schliz), eiserne Feuerböcke sowie Rosten, Pfannenknechte, Spanhalter, Hänge- und Standleuchter aber erst im späteren Mittelalter. Etwa dem Ende des 15. Jahrhunderts gehört ein eiserner alpenländischer Feuerbock an, der seitlich in zwei gehörnten Hirschköpfen endet. Ihm ähnlich, aber mit reicherem Gehörn versehen, ist ein Exemplar, das aus der Donau gebaggert wurde. Ein Votivkerzenständer aus der Innsbrucker Gegend zeigt im späten 16. Jahrhundert feinste Schmiedearbeit auf der Höhe technischen Könnens: ein Geranke von Bandeisen, das oben Blumen mit eingerollten Kelchen trägt. Auf 1719 datiert ist ein Deckenluster des Meldorfer Museums, der durchbrochene Schrift dekorativ auszunutzen weiß. Das Gerüst ahmt starke Taue nach, die einzelnen Lichthalter tragen kleine Hängeschildchen von vielleicht apotropäischer Bedeutung. Noch einfacher als dieses aus Dithmarschen stammende Stück ist ein anderes ihm ähnliches aus Ostpreußen (Heydekrug, Abb. 88); raffiniertere Arbeiten der Alpen-

88. Eiserner Hängeleuchter aus Heydekrug (Ostpreußen). Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

länder klingen leicht an städtischen Geschmack an, wie ja oft der Begriff Bauernkunst weniger nach dem Verfertiger als vielmehr nach dem Verbraucher anzusetzen ist. — Von edelster, materialgerechter Einfachheit sind oft die norddeutschen Wurst- oder Fischrösten (Abb. 89), und man darf sich bei solchen Stücken nicht durch den modernen Begriff der Zweckästhetik dazu verleiten lassen, sie dem Kunstgewerbe zuzurechnen.

Schmiedeeiserne Grabmäler sind auf dem deutschen Friedhofe selten geworden, der Rost und die neue Mode haben wenig davon übriggelassen. Meist sind es Kreuze, bisweilen wachsen sie wie ein Baum neuen Lebens aus der Grabstätte empor. Auch die Totenkronen, die man unbescholtenen Jünglingen und Jungfrauen als einen Abglanz versäumten Lebensreichtums auf den Sarg setzt, sind bisweilen aus Bandeisen zusammengebogen und mit Bemalung versehen (Abb. 87). In den Dorfkirchen zeigen noch mancherorts die eisernen Hutständer für die Männer eine unbändige Lust an barocken Formen, die dem Bandeisen nicht schlecht anstehen (z. B. Altengamme bei Hamburg). Tür-, Kasten- und Truhenbeschläge rollen sich gern nach alter Weise zur Spirale. Unter den eisernen Glockenstühlen sei das zierliche, 1666 datierte Stück erwähnt, das Bernt (Jb. f. hist. Volkskunde 1934) abbildet (alpenländisch). Anderes Eisenwerk, wie Zunft-, Innungs- und Wirtshausschilder oder auch die weitverbreiteten gußeisernen Ofenplatten reichen gewöhnlich in städtische Formgebung und Gesinnung hinein. Ebenso ist fast das gesamte Messing-, Kupfer- und Zinngerät des Bauernhauses als städtisches Gut zu bezeichnen, die reich ornamentierten Bettpfannen, Ofenstülpe usw. Niedersachsens nicht ausgenommen. Eine wegen ihrer Ornamentik besonders beachtenswerte Gruppe endlich sind die Waffeleisen (Abb. 90). Sie haben vielfach primitives Gemeinschaftsgut in sehr reiner Form bewahrt; so zeigen Stücke des Berliner Museums für deutsche Volkskunde, die aus Brandenburg und aus Westfalen stammen, die alten Heilsymbole des laufenden Rades und des Radkreuzes, sowie die bäuerlichen Kalenderzeichen von Jahresaufstieg, Mitte und Untergang.

89. Wurströste aus Ostfriesland. Bremen, Focke-Museum.

Bäuerlicher Schmuck.

Unter den Gebildbroten (s. oben), welche altes Formengut in veränderter Sinngebung bewahrt haben, sind auch solche, die als Ablösung von Schmuckstücken anzusehen sind. Statt dem Verstorbenen die Armringe oder die spiralförmig zusammengedrehten Rundhafte, wie man sie in der Bronzezeit trug, in Wirklichkeit mit ins Grab zu legen, wich man von der Selbstlosigkeit dieser Sitte ab, und der Tote mußte sich mit der wohlfeilen Nachbildung in Brotteig begnügen. Auf solche Weise erklärt Höfler die Entstehung unserer Bretzeln, Ringe, Bäugel und ähnlicher Formen, wobei er daran erinnert, daß Bretzel mit dem lateinischen Worte bracellum, d. h. Armring, gleichbedeutend ist. In

90. Waffeleisen (geöffnet) aus Brandenburg von 1729. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

91. Rundhaft der Völkerwanderungszeit. Berlin, Museum für Vor- und Frühgeschichte.

nicht so ferne Zeiten weist der heute noch getragene Bauernschmuck zurück. — Eine der spätkarolingisch-ottonischen Handschriften, welche nach dem alten Texte des Prudentius die Kämpfe der Tugenden und Laster zum Gegenstande haben, stellt die Niederlage der Pompa (Üppigkeit) sehr drastisch dar: das besiegte Laster reißt sich die prächtigen Kleider vom Leibe und wirft seine Kleinodien fort. Die Zeichnung ist ein erwünschter Beleg für den damaligen Schmuck, und sie beweist, daß hier noch die gleichen Typen lebendig sind, die in Mitteleuropa, aus der Völkerwanderungszeit stammend (Abb. 91), vielfach gefunden worden sind, nämlich Rundhafte (hier von einem Quadrat durchdrungen), Armringe, eine tierartige Fibel u. dgl. Im letzten Drittel des 13. Jh. tragen die Naumburger Stifterfiguren (im Dom) Schmuckstücke gleichen Stiles noch als Gut der Oberschicht. Ähnliche Formen leben im Bauernschmuck weiter, besonders haben sich die eigentlichen, mit Halbedelsteinen oder bunten Glaseinlagen besetzten Rundhafte erhalten, die bei festlichen Gelegenheiten noch heute z. B. in Siebenbürgen angelegt werden (Abb. 92). Auch in Westfalen und in Niedersachsen schmückt sich die bäuerliche Braut mit dem silbernen Rundhaft; in den Schaumburger Landen herrscht das große, flachgewölbte Achteck vor mit eingravierten (bis Mitte des 19. Jahrhunderts), später mit aufgenieteten Buchstaben, Jahreszahlen, Vögeln und Herzen (Abb. 93), im Geestgebiet die Brosche mit „Steinen" aus Glasfluß und mit aufgelegtem Filigranmuster (Peßler, Niedersachsen).

92. Brustschmuck aus Siebenbürgen, 19. Jahrh. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

Die uralte Technik des Filigrans (Faden, filum, der um ein Korn, granum, gelötet wird) ist schon aus den Funden von Troja bekannt. Nach Haberlandt ist in Norddeutschland das Filigran vielleicht schon im 5.—7. Jahrhundert aus dem Bereich der antiken Welt eingeführt worden, wie ja auch sonst vielfache Kulturbeziehungen dieser Art, auf dem Seewege vollzogen, nachweisbar sind. Die Donauländer scheinen die Filigrantechnik dagegen erst im hohen Mittelalter aus Italien erhalten zu haben (Haberlandt). Im Braunschweigischen ist das Filigran, hier ehemals Kirimiri genannt, erst im 16. Jahrhundert bekannt (Fuhse). In Norddeutschland ordnet es sich mehr dem ganzen Stück als dekoratives Moment unter, im Süden macht es sich gewissermaßen selbständig und bläht sich zu luftigen Gebilden auf (Abb. 94), so allerdings auch an Knöpfen und Bommeln im alten Lande bei Hamburg und in Friesland.

93. Rundhaft von 1868 aus Schaumburg-Lippe. Berlin, Staatl. Sammlung für deutsche Volkskunde.

Ein dritter Haupttypus des Bauernschmucks sind die herzförmigen Schließen, in Friesland Hätje = Herzchen, niederdeutsch Bruthart, Brustherz, genannt (Mielke). Auf

solchen Stücken lebt häufig noch die alte hallstattzeitliche Vogelornamentik fort; das Motiv des Lebensbaumes kommt ebenfalls vor. Herzförmige Schließen wurden auch aus Bein oder Bernstein (Ostpreußen) geschnitzt.

Es ist vielfach auf die unheilabwehrende Bedeutung des Schmuckes hingewiesen worden, doch ist die Grenze zwischen Schmücken und Abschrecken meist schwer zu ziehen. Am deutlichsten wird der Gedanke der Abwehr an den Brautkronen, wie ja auch die Braut, nach der Meinung des Volkes, besonderen Grund hat, sich vor dem bösen Blick übelwollender Geister zu hüten. Deshalb werden die Kronen mit dünnen Plättchen aus gestanztem und gepreßtem Messingblech behangen, in deren Typen sich eine Fülle alter Abwehrsymbole erhalten hat, wie Gorgo (Sonne), Mond (Horn), deren blanke, spiegelnde Oberfläche den bösen Blick zurückwerfen soll. Es scheint nicht ausgeschlossen, daß sich in den Metallflittern auch römisches Formengut verbirgt, das auf besondere Weise in den Motivschatz der Übelabwehr hineingekommen sein mag. Scherben der römischen Sigillatagefäße werden namentlich am Rhein etwa beim Pflügen gefunden worden sein, und ihre Embleme dürfte man als geheimnisvoll kraftbegabt angesehen haben. Denn nichts ist nach dem Volksglauben so gut zum Amulett tauglich, als was gefunden (oder gestohlen) wurde. Jedenfalls besteht eine auffallende Typenähnlichkeit zwischen den Motiven der römischen Sigillata und den Brautkronensymbolen trotz späterer christlicher Umdeutung und Bereicherung (Eichel, Weintraube, Schiff, römischer Kopf, nach O. Bramm die Juno Lucina, u. a.).

94. Filigranschmuck in Vogelgestalt, aus Schwaben.

Die Sitte, Tonscherben selbst als Amulette, und zwar in der bedeutungsgeladenen Horn- oder Halbmondform zu tragen, ist schon für die jüngere Steinzeit bezeugt (Rüdigheim bei Hanau, Georg Wolff).

Eine alte Geschichte hat auch einer unserer unentbehrlichsten Gebrauchsgegenstände, die Sicherheitsnadel. Unter den formenreichen Typen dieser Schmucknadeln zur Bronzezeit gleicht die sog. Peschierafibel (Oberitalien) fast zum Verwechseln ihren heutigen Nachkommen. In Deutschland kamen ähnliche Nadeln z. B. aus den ostgermanischen Gräbern

95. Germanische Fibeln aus der Latène-Zeit, die Vorläufer unserer Sicherheitsnadeln.

von Rondsen, Kreis Graudenz zutage (Abb. 95), die der Spät-Latènezeit angehören. Inzwischen haben sich die Fibeln in mannigfacher Weise, meist ihren Schmuckcharakter stark betonend, abgewandelt, und die einfache Sicherheitsnadel wurde erst im 19. Jahrhundert neu „erfunden".

Neue Hoffnungen der Volkskunst.

Wer mit liebevollem Herzen und offenen Augen die Sachgüter der Volkskunde sucht, der wird heute noch in Deutschland ihre Spuren uralter Überlieferung erkennen. Die Industrialisierung des 19. und 20. Jahrhunderts hat allerdings das primitive Gemeinschaftsgut stark zurückgedrängt und die Grenzen zwischen Land- und Stadtgut mit wachsender Schnelligkeit verwischt. Die Stadt zog den Bauern mehr und mehr in ihren Bannkreis, er übernahm schließlich die Fabrikware ohne Umwandlung und ohne Hemmung, eine Ware, die selbst schon „gesunkenes Kulturgut" geworden war. Das überfeinerte Kunstgewerbe vermochte er nicht mehr in seinen Bereich zu ziehen. An der auch hier zutage tretenden Entfremdung zwischen der bürgerlichen und der bäuerlichen Schicht hat der Nationalsozialismus angesetzt, und er betrachtet es als eine seiner vornehmsten Aufgaben, dem Deutschen zur Wiederbesinnung auf seine eigene reiche Vergangenheit zu verhelfen. Der großangelegte Versuch, dem Bauern in zwölfter Stunde mit seiner materiellen und ideellen Stützung ein weiteres Festhalten an noch lebendigen Überlieferungen zu ermöglichen, wird hoffentlich auch im Bereiche der Sachgüter ein neues Zeitalter heraufführen.

Schrifttum.

Wesen und Begriff der Volkskunst. Hans Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde, Leipzig 1922. — Adolf Spamer, Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde, Leipzig 1928. — Konrad Hahm, Deutsche Volkskunst, Breslau 1932.

Holz. Walther Veeck, Die Alemannen in Württemberg, Berlin 1931. — Karl Spieß, Bauernkunst, ihre Art und ihr Sinn, Wien 1925. — Fritz Hellwag, Bäuerliche Möbeltischlerei, Jb. f. hist. Volkskunde, Berlin 1934. — Rudolf Uebe, Deutsche Bauernmöbel, Berlin 1924. — L. Rütimeyer, Urethnographie der Schweiz, Basel 1930. — Joseph Ritz, Franken (Bd. 6 der „Dt. Volkskunst"), München, ohne Jahr.

Keramik und Glas. Martin Klar, Hafnerkeramik. Die Schaulade II, H. 7, 427 ff. — Robert Schmidt, Das Glas, Berlin 1912. — Karl Gröber, Schwaben (B. 5 der „Dt. Volkskunst"), München.

Weberei, Stickerei, Flechterei. F. M. Feldhaus, Die Technik der Vorzeit ..., Leipzig, Berlin 1914. — Hans Hahne, Vorzeitfunde aus Niedersachsen, Bd. VI. — Potthof, Jahresbericht d. hist. Ver. f. d. Grafschaft Ravensberg, 1910. — Eduard Schoneweg, Das Leinengewerbe, Bielefeld 1923. — O. Schwindrazheim, Deutsche Bauernkunst, Wien-Leipzig 1931. — Dorothee Klein, Jb. f. hist. Volkskunde, 1934. — Carl Schuchhardt, Alteuropa, Berlin und Leipzig 1926. — Moritz Hoernes-Oswald Menghin, Urgeschichte der bild. Kunst, Wien 1925. — Wilhelm Peßler, Niedersachsen (Bd. 1 der „Dt. Volkskunst"), München. — Arthur Haberlandt in Buschans Ill. Völkerkunde, Bd. 3. Stuttgart 1926.

Eisen und andere Metalle. K. Tanzer, Vom norischen Eisen zum steirischen Stahl. Dt. Museum, Abhandl. u. Berichte, Berlin 1930. — Rudolf Kriß, Jb. f. hist. Volkskunde, 1934. — Max Höfler, s. den Katalog seiner zahlreichen Schriften im Handwörterbuch des dt. Aberglaubens, Berlin seit 1927, unter Gebildbrote (Eckstein). — Walther Bernt, Jb. f. hist. Volkskunde, 1934. — R. Mielke, Bauernschmuck. Mittlgn. aus d. Mus. f. dt. Volkstrachten 1901, H. 7. — Otto Bramm, Jb. f. hist. Volkskunde, 1934. — Georg Wolff, Neolithische Brandgräber. Prähist. Z. III (1911).

Sonstige wesentliche Literatur zur Volkskunst. Alois Riegl, Volkskunst, Hausfleiß und Hausindustrie, Berlin 1894. — Michael Haberlandt, Werke der Volkskunst, Wien 1914. — Otto Lauffer, Niederdeutsche Volkskunde[2], Leipzig 1923. — Deutsche Volkskunst, München, seit 1924, bisher 13 Bände. — Alex. Schöpp, Alte volkstümliche Möbel, Elberfeld 1924. — H. Th. Bossert, Volkskunst in Europa, Berlin 1926. — Das Volkswerk, herausgegeben von J. M. Ritz und A. Spamer, Augsburg, seit 1930.

Wichtigen Stoff der Volkskunst enthalten ferner die Zeitschriften für Volkskunde, nämlich: Z. f. Volkskunde, Berlin, seit 1891 bzw. 1929 (Böhm). — Niederdeutsche Z. f. Volkskunde, Bremen (Grohne und Tardel). — Oberdeutsche Z. f. Volkskunde, Heidelberg (Fehrle). — Mitteldeutsche Z. f. Volkskunde, Leipzig (Karg u. a.). — Hessische Blätter f. Volkskunde, Gießen (Hepding). — Schweiz. Archiv. f. Volkskunde, Basel. Seit 1897. — Wiener Z. f. Volkskunde, Wien (M. Haberlandt). — Jahrbuch f. hist. Volkskunde (begr. von W. Fraenger), Berlin seit 1926.

Die Tatauierung.

Von **Herbert Bellmann.**

Wenn in einem Handbuche der deutschen Volkskunde Tatauieren als ein gesondertes Kapitel der Volkskunst behandelt wird, so scheint dies einer Rechtfertigung zu bedürfen. Bei dem Begriff Tatauieren oder — was geläufiger ist — Tätowieren erinnert man sich, bei Matrosen und Arbeitern auf den Armen einen Anker oder eine andere Zeichnung gesehen zu haben, und man verbindet eventuell noch damit einen gewissen Makel. Die Volkskunstforschung arbeitet nicht nach ästhetischen Gesichtspunkten, sondern nach phänomenologischen, und so ist gerade die Tatauierung hierzu besonders geeignet; denn das Schmücken des eigenen Körpers ist vielleicht die primitivste Kunstäußerung des Menschen, die von Urzeiten an noch bis heute bei den Natur- und Kulturvölkern anzutreffen ist und die besonders deswegen die Probleme der Volkskunst erschließt. Die wissenschaftliche Bearbeitung des europäischen Hautstiches beginnt in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ein Kriminalfall läßt zunächst die Kriminalisten und nach ihnen die Mediziner sich mit ihm beschäftigen. Lombroso sieht in ihm ein Zeichen des geborenen Verbrechers, so daß die Tatauierung unberechtigterweise einen üblen Beigeschmack bekam. Als Volkskundler haben eigentlich nur Otto Lauffer (1914) und ganz besonders Adolf Spamer (1934) das deutsche Hautbild bearbeitet; zu erwähnen wäre noch der Mediziner Erhard Riecke (1925).

Das Wort „Tatauieren" stammt aus der Südsee und heißt auf Tahiti tatatau, wobei ta „schlagen" und tatau „ordnungsgemäß, richtig" bedeutet; es ist seit J. Cooks zweiter Erdumseglung (1772—1775) in der Form tattow ins Englische eingeführt worden. Während es die deutschen Forschungsreisenden jener Zeit richtig als Tatuiren, Tatauiren eindeutschten, wurde später bei uns die englische Form, halb englisch, halb deutsch, als Tätowieren üblich — jetzt beginnt sich wieder die richtigere Form Tatauieren durchzusetzen. Im älteren Schrifttum wird das Tatauieren ausgedrückt durch Stigmata, Mahlzeichen, Male, so spricht z. B. Luther in seiner Bibelübersetzung von „Male pfetzen", „Male stechen". Im 16. Jahrhundert sind Ausdrücke wie Stipfeleien, Dipfeleien belegt (Vespucci 1508, de Bry 1590). Friedrich Ludwig Jahn schlägt 1833 die Verdeutschung „Masel" vor, und Adolf Spamer spricht 1933 von Hautbild und Hautstich.

96. Tatauierter vornehmer Mann aus Nukuhiwa (Marquesas-Inseln im Stillen Ozean). Die Tatauierung ist den Körperformen geschickt angepaßt. (Nach Krusenstern 1804.)

97. Der bekannte Hamburger Tatauierer Christian Warlich bei der Arbeit mit Tatauiermaschine.

Von der jüngeren Steinzeit an finden wir menschliche Figuren mit Zeichnungen, die als Tatauierungen gedeutet werden können, in Südosteuropa und im gesamten Mittelmeergebiet von Kleinasien bis zur Pyrenäenhalbinsel, nicht aber bei den germanischen Völkern. Auch in der antiken Literatur ist häufig und unzweideutig die Tatauierung belegt, besonders von den Pikten, Sarmaten, Gelonen und Thrakern, die sogar auf griechischen Vasen mit Hautbildern dargestellt sind. Die Harier sind der einzige germanische Stamm, von denen die Körperbemalung bekannt ist; Tacitus berichtet in der Germania (c. 43): Harii tincta corpora; da diese aber so weit östlich wohnen und Völkern benachbart sind, von denen uns diese Sitte bekannt ist, so ist diese bei ihnen wohl nicht ursprünglich. Die in der Edda erwähnten Odinszeichen sind Wundmale, die sich die Nordgermanen auf dem Sterbebette beibrachten, um wenigstens als Verwundete Eingang in Walhall zu finden; sie sind daher kaum als Tatauierungen anzusehen.

Mit dem Christentum scheint auch die Tatauierung zu uns gekommen zu sein, zeichneten ja die Urchristen auf ihre Stirn ein Tau (T). Eine solche Szene ist um 1160 von dem flämischen Goldschmied Godefroid de Claire als Emailbild auf dem Kreuzfuß von St. Omer dargestellt worden. Andererseits kamen die iroschottischen Missionare aus einem Land, in dem 787 ein Konzil gegen das Überhandnehmen dieses Brauches einschreiten mußte. Von dem ersten Kreuzzuge kehrten viele Teilnehmer mit einem Kreuz in die Haut gezeichnet heim. Seuse berichtet uns am Anfang des 14. Jahrhunderts, daß er sich ein J H S (Jesus) auf die Brust einschnitt, ein Brauch, der sich noch bis heute in katholischen Kreisen erhalten hat; dies ist somit zur Zeit der erste Beleg für die Ausführung eines Hautbildes in Deutschland. In einem Kommentar zu Cicero de officiis von 1563 lesen wir: „Tatsächlich tatauieren sich (se compungunt) unsere Bademeister und die ihnen nachahmenden, törichten Jünglinge freiwillig, sie glauben natürlich, es sei schön." In demselben Jahre läßt sich der Edle Alexander zu Pappenheim auf einer Palästinafahrt in Jaffa von einem Araber mit einer Stecknadel ein Kreuz in den Oberschenkel stechen. Von nun ab werden die Berichte von Jerusalempilgern zahlreicher, die sich von dort Bilder auf ihrer Haut als Erinnerung und Zeugnis mitbrachten. Im 16. Jahrhundert ist der Formenschatz der eingeführten Hautstichbilder schon sehr groß; so hat z. B. der Forschungsreisende Otto von der Gröben 1694 folgende Tatauierungen, die er auch in seiner „Orientalischen Reisebeschreibung" abbildet, auf seinen Armen anbringen lassen: Christus, das Kreuz tragend; Christus am Kreuze; der Leidensweg Christi; die Grabeskirche in Jerusalem mit dem auferstehenden Christus; das Wappen von Jerusalem (Abb. 105). Wie man sich mit dem Hautstich als Christ zu erkennen gab, so wurde es dann auch zum weltlichen Erkennungszeichen; laut Rostocker Gerichtsakten von 1586 bekennt Daniel Wulf, der, um gefahrlos rauben zu können, das Freischießen erlernen wollte, daß er sich in dummer Weise mit der Nadel seinen Namen auf die linke Hand und ein Kreuz auf die rechte Hand gestochen habe, damit ihn, da er in den Krieg ziehen wollte, seine Freunde erkennen konnten, falls er umkäme. Die Tiroler Bauern stachen, wie Joh. Georg Keyßler 1740 berichtet, ihren Kindern Zeichen ins Gesicht, bevor sie diese in die Fremde schickten, um sie später wiederzuerkennen. Mit dem Aufblühen der Überseeschiffahrt bekommt die europäische Tatauierung einen neuen Impuls; die Offiziere und Matrosen bringen sich ein solches Reiseandenken aus der Südsee, aus Ostasien mit — genau wie bis in unsere Zeit. Die Bauernburschen in der Schwalm ließen sich am Anfang des vorigen Jahrhunderts Namen und Figuren von ihren Mädchen einstechen. Nach den aktenmäßigen Nachrichten von dem Gauner- und Vagabundengesindel (Kassel 1822) hatten 10 von 1186 Verbrechern folgende Zeichnungen eingeätzt: Initialen, den eigenen Namen, menschliche Figuren, Anker, den Kruzifixus, Herz und Blumentopf — alles Bilder, die teilweise noch heute Mode sind. Von der Mitte des 19. Jahrhunderts an häufen sich dann die Belege über die Tatauierungen.

Das Wesen der Tatauierung besteht darin, daß mittels Nadeln kleine Farbstoffteilchen in die Hautschicht gelagert werden. Als Farbstoff dienen in der Hauptsache schwarze chinesische Tusche oder Ruß, die durch die Haut hindurch blau erscheinen. Rote Zeichnungen werden mit Zinnober oder Ziegelstaub erzeugt. Von Berufstatauierern werden noch andere bunte Farben verwendet, und zwar Erdfarben, so z. B. Ocker für Gelb und Braun, Schweinfurter Grün für Grün. Zum Einstechen wird ein Nadelbündel benutzt, das, je nachdem, ob eine feine Linie oder eine große Fläche erzeugt werden soll, aus drei bis zehn nebeneinander an einem Halter befestigten Nadeln besteht. Seit ungefähr 30 Jahren werden elektrische Tatauiermaschinen benutzt, die nach dem Prinzip der elektrischen Klingel konstruiert sind. Wenn der Hautstich sauber ausgeführt wird, so ist er — auch in größerer Ausdehnung — für den Körper nicht schädlich; nur in den ersten Tagen gibt es eine geringfügige Entzündung. Größere Arbeiten müssen allerdings in mehreren Sitzungen gemacht werden.

Er ist da, der König der Tätowierer !!! Christian Warlich
Hamburg-St. Pauli, Kielerstr. 44, Wirtschaft

Entfernung von Tätowierungen unter Garantie, ohne Stechen, ohne Schneiden.
Prof. Electric Christian Warlich, Tattooing Artist.
Gebt Euren Körper nicht in die Hände von Pfuschern.
Meine Tätowierungen dauern über den Tod hinaus.
Referenzen aus allen Hafenstädten der Welt.

98. Eine Reklamekarte Christian Warlichs (s. Abb. 97) mit japanischen Mustern. Prof. heißt nicht Professor, sondern Professional.

Ausgeführt werden die Hautbilder von Berufstatauierern, von Gelegenheitstatauierern der verschiedensten Art und, wenn auch ganz selten, vom Selbsttatauierer. Über die Berufstatauierer, besonders der deutschen Hafenplätze, in denen das Gewerbe noch am meisten blüht, sind wir aufs beste durch Adolf Spamer unterrichtet. In Hamburg-St. Pauli gibt es jetzt noch zwei regelrechte Tatauierstuben: Christian Warlich, der den Hautstich künstlerisch zu gestalten sucht, indem er neben anderem auch Bilder der hohen Kunst (Holzschnitte von Dürer) als Vorlagen benutzt (Abb. 97), und Carl Finke, dessen Bildgut volkstümlicher ist; in Kiel wirkt Willy Blumberg. Die Kunden kommen — wenn auch nicht mehr so zahlreich, denn die Wirtschaftslage wirkt sich auch hier aus — und suchen sich aus den Vorlagebüchern und Musterkartons, mit denen die Stube geschmückt ist, etwas aus, was ihrem Geschmack und Geldbeutel entspricht. Oder aber sie bringen gleich einen bestimmten Wunsch mit, etwa ein Bild aus einer Illustrierten oder gar die Photographie eines Angehörigen. Je nach der Geschicklichkeit wird frei tatauiert oder nach vorheriger Vorzeichnung, indem man das auf transparentes Papier mit Kopiertinte gezeichnete Bild als Schablone auf die angefeuchtete Haut drückt. Das Nadelbündel wird in die Tusche getaucht und dann etwas schräg in die gespannte Haut gestochen. Die Preise schwanken zwischen 0,50 RM. und 25 RM. und noch mehr. Für Kundenwerbung sorgen zuweilen Schlepper oder Reklamekarten (Abb. 98).

Im Binnenlande sind kaum noch Tatauierläden zu finden, hier arbeiten fast stets die Gelegenheitstatauierer, die ungefähr neun Zehntel dieses Handwerks ausmachen. Sie wandern als Artisten von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, wie es C. Zuckmayer in der „Katharina Knie" dargestellt hat, oder sie zogen zur Zeit der allgemeinen Wehrpflicht von Kaserne zu Kaserne und versahen da oft ganze Kompanien mit den Sinnbildern des Militärs oder des Handwerks (so hat z. B. der Schmidt-Hermann über zwei Jahrzehnte die sächsischen Garnisonen

99. Tatauierungen als Berufs- und Erinnerungszeichen eines Fleischers (a), Ringkämpfers (b) und Soldaten (c). (Sächs. Landeskriminalamt.)

bereist), oder sie sitzen in Kneipen und suchen ihre Opfer im Alkoholrausch zur Tatauierung zu verleiten. An der Arbeitsstätte, an Bord, im Schützengraben, im Gefängnis, auch schon in der Schule läßt sich mancher nach langen Überredungsversuchen seine Haut verzieren, um nicht als feig zu gelten oder um die Langeweile zu überwinden. Das Können dieser Hautstichbildner schwankt zwischen zeichnerischer Unfähigkeit und künstlerischer Begabung, und ihr Lohn sind bare Münze oder auch Naturalien, ja oft ist es nur ein Glas Bier; auch begnügen sie sich manchmal schon mit der Befriedigung ihres „künstlerischen Schaffensdranges".

100. Tatauierung eines Matrosen. (Sächs. Landeskriminalamt.)

Wenn auch heute nicht mehr fromme Pilger und edle Grafen einen Großteil der Tatauierten bilden, so war doch bis vor kurzem in unserer kaiserlichen Familie die Tatauierung zu finden; manch hoher Seeoffizier verdeckt mit seiner blauen Uniform eine blaue Zeichnung auf seiner Haut; auch in den Kreisen der Intellektuellen (Hochschulprofessoren) dürfte man nicht ganz umsonst suchen. Matrosen und Schiffer, Arbeiter, Handwerker, aber auch Verbrecher und Prostituierte sind die Hauptträger dieses Hautschmuckes, den sie sich in jungen Jahren erwerben und dessen sie sich, wenn sie älter werden oder in gehobenere soziale Stellung aufrücken, oft schämen; man greift dann zu Entfernungsmitteln, wobei im Volksglauben das Nachstechen mittels Milch, besonders Frauenmilch, eine Rolle spielt. Das Hautbild ist bei uns ein männlicher Schmuck, denn der Anteil der Frauen beträgt schätzungsweise nur 5% von dem der Männer; doch dieses Verhältnis ist abhängig von der Mode.

Die europäische Tatauierung bildet im Gegensatz zu der der Primitiven (Abb. 96) nicht eine Einheit mit dem Körper, sondern

101. Volkstümliches Bildgut in der Tatauierung: der Indianer (a), die Artistin (b) und das in vielen Varianten bekannte Schlange-Baum-Motiv (c). (Sächs. Landeskriminalamt.)

ist wahllos aufgepickt — wir haben den Sinn für unseren Körper verloren. Es wird höchstens der Hals mit einer Girlande umgeben, die Brustwarze zum Mittelpunkt eines Sternes gemacht, das Gesäß wird zum Gesicht. Es gibt keine Stelle am Körper, die nicht tatauiert wurde; sogar der Augapfel, das macht allerdings der Augenarzt. Am häufigsten werden die Vorderarme dazu gewählt, nicht selten auch der Handrücken; besonders die Schiffer tragen zwischen Daumen und Zeigefinger einen Anker. Dann verlocken Brust, Rücken und Oberschenkel als große Flächen zur Bebilderung, während das Gesicht sehr selten gezeichnet wird. Der Hamburger Tatauierer Christian Warlich tatauiert grundsätzlich Hände und Gesicht nicht, um die Leute in ihrem weiteren Leben vor Unannehmlichkeiten zu bewahren.

Der Bilderreichtum unserer Tatauierungen ist so zahlreich und so mannigfaltig, daß selbst eine umfangreichere Darstellung nicht erschöpfend sein kann. Bei der volkskundlichen Betrachtung des Hautstiches dürfen wir nicht allein vom Bild selbst ausgehen, sondern vielmehr auch vom Träger und seinen Beweggründen und Erklärungen, denn ein und dasselbe Bild kann ganz verschiedene Bedeutung haben. So ist z. B. ein Anker bei einem Seemann das Zeichen seines Berufes, ein anderer sieht darin das Symbol der Hoffnung und einem Dritten ist er reines Ornament ohne jede Ideenverbindung oder eine sinnlose Nachahmung eines zufälligen Vorbildes. Wir müssen uns aber hüten, zuviel hinter den Dingen zu suchen, denn der gewöhn-

102. Erotische Tatauierung: das Freundschaftshändepaar und die Initialen der Geliebten. (Sächs. Landeskriminalamt.)

103. Tatauierter Matrose. Auf dem rechten Arm sind besonders zu beachten oben das Freundschaftshändepaar mit schnäbelnden Tauben und unten das Zeichen der Brauer, auf dem linken das Mädchen im Mond und der durch die Hand gestochene Dolch. (Polizeibehörde Hamburg.)

liche Mensch tut so manches — rein aus Nachahmung —, ohne daß er sich darüber Rechenschaft geben kann. In vielen Fällen ist nicht einmal der Träger für die Wahl des Bildes verantwortlich, sondern die anwesenden Kameraden oder der Tatauierer, der seinen Kunden das aufschwatzt, was er besonders gut kann oder was er selbst auf dem Arm trägt oder was ihn sonst gerade zur Darstellung reizt.

Unter den Hautbildern finden wir neben neuen, eigenen Schöpfungen Bilder, die uns aus dem Formenschatz anderer Gebiete der Volkskunst als Kerbschnittmuster, in Bilderbogen, kleinen Andachtsbildern bekannt sind oder deren Motive auch in Volksliedern widerklingen — z. B. der Vogel mit dem Zettel im Schnabel oder das Bild mit den vier Totenschädeln: „Ob arm, ob reich, im Tode alle gleich!", das wir in einem sächsischen Volkslied finden. Andere haben in Sagen und Märchen (z. B. das Meerweibchen, der Mann oder die Frau im Monde [Abb. 103]) und im Volksglauben als Glückssymbole ihren Ausdruck gefunden. Nicht selten erkennen wir in dem Hautstich eine Geschäfts- oder Filmreklame wieder oder auch Abbildungen aus illustrierten Zeitungen, Witzblättern, ja sogar Kopien der hohen Kunst. Selbstverständlich ist auch die Tatauierung der Mode unterworfen, so sind heute z. B. die Militär- und Berufsembleme, die religiösen Bilder nicht mehr so begehrt. Vor allem gehen die politischen Hautstiche mit dem Wandel der Zeiten. Bis in den Weltkrieg waren patriotische Darstellungen mit den Devisen „Mit Gott für Kaiser und Reich!", „Getreu bis in den Tod!" u. a. überaus häufig, während Sozialdemokraten das Schlagwort der französischen Revolution „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!" trugen, wie es F. A. Beyerlein (1903) in „Jena oder Sedan" schildert. Der Umsturz von 1918 hat anfangs kaum einen nennenswerten Einfluß ausgeübt; segelten sogar die tatauierten Schiffe alle unter Schwarz-Weiß-Rot ohne schwarzrotgoldenen Gösch. Erst mit der Radikalisierung des politischen Lebens durch die Kommunisten sah man auch Sichel und Hammer, Sowjetstern, „Rot Front!". Die nationalsozialistische Bewegung brachte das Hakenkreuz mit oder ohne Beiwerk, das SA.-Zivilabzeichen. Im Volksglauben herrschte die Meinung, die Freimaurer trügen ein geheimes Zeichen auf ihrer Haut.

Bis zum Weltkrieg waren die Handwerker mehr tatauiert als heute; sie trugen die Symbole ihres Berufs, die meist den Zunftwappen entnommen sind: die Fleischer, die am häufigsten tatauiert waren: Ochsenkopf mit gekreuzten Beilen (Abb. 99a) oder auch ein Lamm mit Kreuzfahne, das der altchristlichen Lamm-Gottes-Darstellung entlehnt ist; die Bäcker: eine von zwei stehenden Löwen getragene Brezel; die Schlosser: Schlüssel, Zahnrad und gekreuzte Werkzeuge; die Eisenbahner: das Flügelrad. Ebenso trägt der Sportler

seine Vereinsembleme auf der Haut, der Turner sein FFFF, der Arbeiterturner: FFST; der Kegler: Kugel und Kegel mit „Gut Holz"; der Jockei: Pferdekopf im Hufeisen; der Kraftsportler: einen Hantel stemmenden Athleten. Die Matrosen, die ja den höchsten Prozentsatz der Tatauierten stellen, tragen alle möglichen Bilder der Schiffahrt: den Rettungsring mit einem Schiffs- oder Hafennamen, mit Steuerrad und Flaggenmast, ganze Schiffe — es ist allerdings fast ausschließlich das Segelschiff —, dazu die aufgehende Sonne, einen Leuchtturm, Matrosen (Abb. 100, 103) und Matrosinnen. Dann spiegelt sich in ihren Hautbildern die Tragik ihres Berufes in dem häufig zu findenden und in zahlreichen Varianten bekannten „Seemannsgrab" — ein abgebrochener Mast, Rettungsring, Anker, Flaggen, die untergehende Sonne, dazu manchmal noch ein untergehendes Schiff oder eine trauernde Gestalt an einem Grabstein, meist mit der Beischrift „Seemannsgrab". Ein anderes Motiv ist der „letzte Mann", das auch in den verschiedensten Ausführungen zu finden ist; eine davon hat das gleichnamige Gemälde von H. Bohrdt (1915) zum Vorbild. Der junge Rekrut ließ sich früher zur Erinnerung an seine Dienstzeit die Zeichen seiner Waffengattung (gekreuzte Gewehre, Kanonen oder Lanzen, das Achselstück oder einen ganzen Soldaten) und die Daten seiner Dienstzeit auf der Haut verewigen (Abb. 99c). Alle diese Embleme sind meist noch mit Zweigeinfassungen, Kronen, Fahnen, Initialen und Namen verziert. Dazu kommen oft noch Orden und Ehrenzeichen, die Landeswappen, die Porträts von Regenten; so waren Ludwig II. von Bayern, Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich III. beliebt, seltener Kaiser Wilhelm II., der sonderbarerweise im französischen Hautstich häufiger zu finden ist.

104. Die tatauierte Schaustellerin „La bella Angora, die Königin der Tätowierten". Nach einer Ansichtskarte, die sie 1930 auf der Dresdener Vogelwiese verkaufte. Die hohen Schnürstiefeln sind tatauiert.

Wie der Soldat seine Vaterlandsliebe im Hautbild zum Ausdruck bringt, so wird ganz allgemein die Liebe in die Haut geritzt, gleichsam: „Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein." Neben den bekannten erotischen Motiven des angeschossenen Herzens, flammender Herzen, des Freundschaftshändepaares (Abb. 102, 103), der Amordarstellungen und Liebespaare sowie allgemeingültigen Beteuerungen, wie „Treue Liebe", „Aus Liebe", „Ewig dein", sind auch die Initialen und vollständigen Namen des Partners häufig zu finden; allerdings sind diese oft dauerhafter als die Liebe. Auch ist das nach einer Photographie gestochene Porträt der Geliebten sicherer auf der Haut als in der Brieftasche aufgehoben. Erotische Bilder — mehr oder weniger bekleidete Frauengestalten — sind oft zu finden, wenn auch nicht so häufig, wie man allgemein anzunehmen glaubt, und Obszönitäten sind selten. Die Sehnsucht nach der Mutter findet bei manchem in der Fremde seinen Ausdruck im Hautbild; ja, und wenn es schon zu spät ist, dann ist es nur noch der „Mutter Grab". Auch die Kehrseite der Liebe, der Haß, kommt zum Ausdruck in der Form des von einem Dolch durchbohrten Herzens: „Rache ist süß!", „Verschmähte Liebe!". Lebenserfahrungen, wie „Lerne leiden, ohne zu klagen!", „Glück ist nur Schein!", „Kein Glück!" oder „Memento mori" sind in der Haut verewigt. Eine große Gruppe bilden die Darstellungen aus dem Zirkusleben; so erscheinen der Clown, der Trapezkünstler, Ring-

kämpfer, Kunstreiter, Schütze — noch mehr aber die weiblichen Vertreter dieser Berufe, nur mit Trikot bekleidet (Abb. 101b), auch Indianer, Cowboys in allen möglichen Kombinationen und Drapierungen. Exotische Bilder spielen eine große Rolle: arabische Landschaften, Löwenjagden, Kampf zwischen Schlange und Löwe und als unbedingtes Beiwerk die Palmen. Wieweit hier überseeischer Einfluß oder die Freude am Fremdartigen in Frage kommt, ist schwer zu entscheiden. Japanischer Einfluß in der deutschen Tatauierung ist allerdings vorhanden, und zwar wahrscheinlich von dem weltberühmten englischen Tatauierkünstler Macdonnald am Ende des vorigen Jahrhunderts in Europa eingeführt. Die gesamte Darstellungsweise ist eine andere, es sind da Geishas, Drachenmotive der verschiedensten Art (Abb. 98). Neben großen Bildern (Zirkusszenen, Eisbärenjagd) sind es dann vor allem kleine Ornamente (Sterne, Blumen, Tiere usw.), die in zahlreicher Fülle fast stereotyp zu finden sind. Humoristische Einfälle sind bei uns selten, und das Rebus ist fast kaum anzutreffen. Der Schmuckcharakter der Tatauierung wird am deutlichsten offenbar, indem sie den „echten" Schmuck ersetzen muß. Wer sich einen goldenen Ring nicht leisten kann, läßt sich einen für 50 Pfennig unverlierbar in die Haut stechen, auf diese Weise kann man auch ein Armband, sogar ein Uhrenarmband, ein Halskettchen mit Medaillon oder Blumengirlanden um den Hals haben.

Warum lassen sich nun eigentlich die Leute tatauieren? Größtenteils ist es derselbe Grund, weshalb wir überhaupt schmücken. Genau so wie der Bauer seinen Schrank bemalen läßt, wie der Matrose seine Kabinenwand mit Ansichtskarten beklebt, wie wir die Wände unserer Wohnung mit Bildern beleben, genau so läßt man sich die Haut schmücken, es ist die Freude am Bilde; der Berliner drückt das ganz drastisch wie folgt aus:

„Ick hab' 'ne tätowierte Frau,
Die Bilder, die sind jrien und blau,
Und wenn ick nachts nich schlafen kann,
Denn kik' ick mir die Bilder an."

Die Langeweile, die den Arbeitslosen allerhand basteln und bosseln läßt, die uns unsere Kollegheste verzieren läßt, wird auch hier der Hauptanlaß sein, daß das Schmuckbedürfnis, die spielerische Betätigung seinen Ausdruck findet. Oft ist ja auch die Tatauierung ein Produkt des Augenblickes, des Rausches, des Milieus. Wie wir uns etwa von der Sommerreise ein paar gute Ansichtskarten mitbringen, so bringt sich der Matrose aus einem Hafen ein tatauiertes Andenken mit. Im Gegensatz zu den romanischen Völkern finden wir bei uns nicht mehr den einst häufig geübten Brauch, die Teilnahme an einer Wallfahrt durch einen Hautstich zu beurkunden (Abb. 105). Ist nicht eine Freundschaft oder Liebe inniger in der Haut gebannt, als eine Photographie im Wechselrahmen? Welch eine Sentimentalität spricht daraus, wenn vor drei Jahren ein Ehepaar zu Christian Warlich kommt, um sich einen Kanarien-

105. Tatauierung eines Jerusalempilgers aus Hamburg (1669). (Nach einem Kupferstich von H. Winterstein, 1676.)

vogel auf den Arm stechen zu lassen, der ihnen vor kurzem gestorben war. Genau so wie der Schrebergärtner bei seinem Nachbarn einen neuen Laubenschmuck sieht und nachbaut, so reizt die Tatauierung des Arbeitskollegen zur Nachahmung. Wie ein kostbarer Ring am Finger oder eine schöne Halskette den Träger bewunderungswürdig macht, so verschafft der Hautstich Ansehen und Geltung, zumal das Tatauieren gleichsam eine Mutprobe ist, da es mit Schmerzen verbunden ist, über deren Stärke die Meinungen allerdings geteilt sind. Dem Kosmetiker dient die Tatauierung, um dauernde Effekte zu erzielen — Schönheitspflästerchen, jugendfrische, rote Lippen —, auffallende Flecken in der Haut und in der Augenpupille werden ausgeglichen. Nur eine ganz kleine Anzahl von Menschen läßt sich zum Gelderwerb tatauieren, indem sie sich dann auf Messen und Märkten, in Gastwirtschaften öffentlich sehen lassen (Don Manuelo, der muskulöseste und besttätowierte Mann, Fern Ruth, La Bella Angora (Abb. 104), Irma Senta, das lebende Kunstwerk). Gering ist ferner bei uns die Zahl derer, die das Hautbild als Amulett tragen. Auch die Volksmedizin kennt den Hautstich; er soll besonders gegen Rheumatismus helfen und entspricht so der Akupunktur und dem Baunscheidtismus, der durch Einstechen von Öl mittels eines Nadelbündels, „Lebenswecker" genannt, einen ableitenden Hautreiz erzeugt. In der Gesamtheit der europäischen Tatauierungen sind völkische Unterschiede zu erkennen, und die deutschen erscheinen schlicht und einfach, ja fast steif, in Form und Bedeutung korrekt und dezent, ohne jede Überschwenglichkeit, und das Bildgut konservativ. So hilft uns die Tatauierung — als primitives Gemeinschaftsgut und gesunkenes Kulturgut zugleich — in das primitive geistige Denken einzudringen und ist somit ein wichtiges Forschungsgebiet der Volkskunde.

Schrifttum.

Lauffer, Otto: Über die Geschichte und den heutigen volkstümlichen Gebrauch der Tätowierung in Deutschland (Wörter und Sachen). Heidelberg 1914. Bd. 9, S. 1—14, m. Abb. — Gotthold, Karl: Vergleichende Untersuchungen über die Tätowierung bei Normalen, Geisteskranken und Kriminellen (Klinik für psychische und nervöse Krankheiten). Heidelberg 1914. Bd. 9, S. 193—252. — Cattani, Paul: Das Tatauieren. Basel 1922 (m. Abb.). — Riede, Erhard: Das Tatauierungswesen im heutigen Europa. Jena 1925 (m. Abb.). — Spamer, Adolf: Die Tätowierung in den deutschen Hafenstädten (Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde), Bremen 1933 und 1934. Bd. 11, S. 1—55 und 129—182, m. Abb., auch als Sonderdruck (1934) erschienen.

Die Volkstracht.

Von Dr. Eva Nienholdt.

Begriff, Wesen und Entstehung der Volkstrachten.

Kaum ein Gebiet der gesamten Volkskunde veranschaulicht die Mannigfaltigkeit deutschen Volkslebens so sehr auf den ersten Blick wie die Tracht. Was die große Zahl der Dialekte dem Ohr zu erkennen gibt, das offenbart die Fülle der Volkstrachten dem Auge: die Vielgestaltigkeit und schöpferische Eigenwilligkeit eines Volksganzen. Unter dem Begriff Volkstracht verstehen wir heute ausschließlich die der individuellen Modetracht gegenüberstehende Gemeinschaftskleidung des Bauern, soweit sie sich in den einzelnen ländlichen Gauen ihre lokale Besonderheit bewahrt hat. Im Gegensatz zu ihr steht die Nationaltracht als die der Gesamtheit eines Volkes eigene einheitliche Tracht, durch die es sich von anderen Völkern oder Nationen unterscheidet. Eine solche hat das deutsche Volk niemals besessen. Die zentrale und nicht durch natürliche Grenzen abgeschlossene geographische Lage, die politische Entwicklung und der eigenwillige, zum Individualismus neigende Volkscharakter des Deutschen machten dies von vornherein unmöglich. Aber gerade dieser geographisch, geschichtlich und rassisch bedingte Mangel an Einheitlichkeit und Geschlossen-

heit hat die bunte Fülle der Trachten geschaffen, die man seit etwa hundert Jahren als wertvolles Volksgut erkannt hat. Ebenso alt ist auch die Bezeichnung Volkstracht für die besondere Tracht des Bauern. Sie wurde geprägt zur Zeit der Romantik im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts, als man sich auf die schöpferischen und erneuernden Kräfte der Nationen besann. Damals, als man Volkslieder sammelte, Volksmärchen aufschrieb und altes Volkskulturgut der Vergessenheit und Unbeachtetheit entriß, erschienen auch die ersten Trachtenbücher mit dem Titel „Volkstrachten", die ausschließlich bäuerische Trachten, meist in Handzeichnungen nach der Natur, wiedergaben. Vorher hatte man den fast stets nur auf den Umkreis einer Stadt beschränkten Trachtenbüchern die einzelnen Bauerntrachten der näheren Umgebung nur als Standeskleidung des niederen Volkes beigefügt. Freilich bildeten die deutschen Volkstrachten des 17. und 18. Jahrhunderts noch keinen bei aller Vielfältigkeit geschlossenen Gegensatz zur städtischen Kleidung. Denn diese selbst unterschied sich in den einzelnen Städten, vor allem in den Reichs- und Freien Städten oft ebensosehr voneinander wie die Bauerntracht einer Gegend von der benachbarten. Der verschieden differenzierten bürgerlichen Tracht stand wiederum die höfische Tracht gegenüber, die seit der Zeit Ludwig XIV. der französischen Mode folgte. Erst nachdem als Nachwirkung der französischen Revolution von 1789 die ständischen Unterschiede im großen und die lokalen Verschiedenheiten im besonderen einer einheitlichen bürgerlich-städtischen Tracht wichen, die nur noch dem Wechsel der Mode unterworfen war, standen sich Stadt und Land als schroffe kostümliche Gegensätze einander gegenüber. Darum ist es auch kein Wunder, daß die bäuerische Tracht, die aus verschiedenen Gründen der Mode nur langsam und in Einzelheiten folgt, in vielen Gegenden für uns heute noch deutlich erkennbar den modischen Charakter jener Zeit verrät, in der eine einheitliche städtische Tracht sich ihr als geschlossenes Ganzes entgegenzustellen begann. Ebenso erklärlich ist es auch, daß man eigentlich erst jetzt, abgesehen von den volkskundlichen Bestrebungen der Romantik, der bäuerischen Kleidung größeres Interesse entgegenbrachte. Hierbei herrschte lange die Meinung vor, daß die Bauerntracht, die im 19. Jahrhundert zu erstarren beginnt, stets eine einheitliche, sich gleichbleibende Kleidung gewesen sei. Erst am Ende des 19. Jahrhunderts wurde mit dieser falschen Ansicht aufgeräumt und erkannt, daß auch sie von der allgemeinen Mode abhängt und, da sie immer nur in bestimmten Gegenden getragen wird, „gleichsam einen Dialekt des Modekostüms bildet". (Hottenroth, Deutsche Volkstrachten vom 16. bis zum Anfang des 19. Jahrh., Bd. I, S. 1.)

Die Volkstracht ist, solange sie wandlungsfähig blieb, nie eine selbständige, im Gegensatz zur bürgerlich-städtischen Modetracht stehende Kleidung gewesen, sondern immer nur ein Teil derselben, der in beschränktem Umfang noch Geltung behielt, als diese sich schon wieder gewandelt hatte. So kommt es, daß die bäuerliche Tracht oft verschiedenen modischen Epochen angehörende Einzelheiten vereinigt oder eine Form durch eine neue ersetzt hat, ohne das ganze Kostüm der inzwischen veränderten Mode anzupassen. Nach welcher inneren Gesetzmäßigkeit sich dieser Wandel vollzog, bleibt uns verborgen. Wohl aber können wir die wesentlichen Faktoren erkennen, die zur Entstehung der Volkstracht zusammengewirkt haben. Daß der Landmann am einmal Bestehenden, also auch an einer Modeform zäher festhält als der Städter, erklärt sich aus seiner Lebensweise, die viel mehr als die des letzteren an den ewigen Wechsel der Jahreszeiten und an seine hierdurch bedingte, durch die Jahrhunderte sich gleichbleibende Arbeit gebunden ist. Die ländliche Abgeschlossenheit, in den einzelnen Gegenden und Landschaften verschieden, machte es dem Bauern oft auch unmöglich, den Wandlungen der Mode zu folgen, und manches uns in der Entwicklung der Volkstrachten sprunghaft Dünkende mag hierin eine Erklärung finden. Ferner kommt noch hinzu, daß der Landmann ein Kleidungsstück länger trägt als der Städter und es erst bei zwingender Notwendigkeit durch ein neues ersetzt. Hierbei bevorzugt er dann meist noch die ihm vertraut gewordene Form des alten. Also auch aus diesem Grunde macht er den Wechsel der Mode nur langsam mit.

Die Mannigfaltigkeit der deutschen Volkstrachten, die uns gestattet, zahlreiche Trachtengebiete zu unterscheiden, ergibt sich aus der Verschiedenartigkeit der Landschaft und der Stammeszugehörigkeit und aus

der ehemaligen politischen Uneinheitlichkeit des Deutschen Reiches. Oft deckt sich ein Trachtengebiet mit den Landesgrenzen eines ehemaligen Territoriums. Die Landschaft, bedingt durch Klima und Bodenbeschaffenheit, bestimmt zunächst einmal den allgemeinen Charakter der Tracht. Der Küstenbewohner braucht eine andere Kleidung als der Älpler. Die vielen Spielarten gerade der Volkstrachten gebirgiger Gegenden finden in der Abgeschlossenheit einzelner Gebirgszüge und Täler ihre Erklärung. Auch der Reichtum oder der Mangel einer Landschaft und mithin der ihrer Bewohner kommt in Einzelheiten der Tracht zum Ausdruck. Schließlich hat auch die alte Stammeszugehörigkeit sehr wesentlich zur allgemeinen Differenzierung der Volkstrachten beigetragen. Wir unterscheiden ja geradezu friesische, niedersächsische, hessische, fränkische oder bayrische Trachten, die unter sich wiederum in verschiedene Trachtengebiete zerfallen. Sie führte auch zur Entstehung von Trachteninseln inmitten eines kostümlich wie überhaupt kulturell völlig anders beschaffenen Gebietes. Meist stimmen diese Trachteninseln mit Sprachinseln überein und sind uns wie diese ein Beweis für die Zähigkeit und Lebenskraft gesunden Volkstums. Hier sind vor allem die sog. Siebenbürger Sachsen zu erwähnen oder die Schwarzwälder im südungarischen Komitat Baranya.

Die Volkstrachten sind ein Bestandteil der Modetracht, die nur langsam und bisweilen sprunghaft deren Wandlungen gefolgt sind. Es wäre aber einseitig und unzutreffend, nur hierin ihre Besonderheit zu erblicken und ihnen jede eigene Produktivität abzusprechen. Die Volkskunst ist in ihren verschiedenen Äußerungen ja auch nicht etwa entartetes und rückständiges Kunstgewerbe, sondern hat ihre eigene Gesetzmäßigkeit und schöpferische Kraft, wenngleich sie auch die künstlerische Höhe besonders der Einzelleistung des ersteren nicht erreicht. Gerade in der Art, wie eine Modeform abgewandelt wird, zeigt sich das besondere schöpferische Gestalten, das bei aller Vielfältigkeit der Volkstrachten doch dieselbe Gesetzmäßigkeit und das gleiche bäuerliche Schönheitsgefühl offenbart. Überall deutlich erkennbar wird es allerdings erst von dem Zeitpunkte an, wo bäuerische und städtische Tracht sich geschlossen gegenüberstehen. Es kommt vor allem in der Neigung zum Extrem zum Ausdruck, wie z. B. ins Riesenhafte gesteigerte oder auf ein Mindestmaß beschränkte Haubenformen verraten. Oder in einer Häufung von Gleichwertigem, z. B. die zahlreichen übereinandergezogenen Röcke der Frauen, die im Kontur außerdem noch die Reifrockbildungen vergangener Jahrhunderte festhalten. Hierher gehört auch die Vorliebe des Bauern, viel Schmuck der gleichen Art, oft mehrere Ketten übereinander, anzulegen, wodurch er andererseits seine Wohlhabenheit betonen will. Besonders deutlich tritt das bäuerliche Schönheitsgefühl im Kolorit der Tracht zutage. Wenn sich hierbei manches auch historisch erklären läßt, z. B. der farbliche Charakter vieler Männertrachten aus der Einwirkung der Uniformen des 18. Jahrhunderts, so bleibt doch als allgemeines, allen Bauerntrachten eigenes Kennzeichen, die Neigung zu ungebrochenen Lokaltönen, die in größeren oder kleineren Flächen unvermittelt nebeneinandergesetzt werden. Gebrochene Töne sind selten, und der allmähliche Übergang von einer Farbe in die andere sowie das Aufeinanderabstufen und Nuancieren fehlen gänzlich. Gewiß war in der Färberei dem Bauern, der das Material zu seiner Kleidung und ihre einzelnen Teile in der Hausindustrie selbst herstellte, manches unzugänglich oder technisch nicht möglich. Auch leben in seiner Tracht vielfach modische Farbzusammenstellungen vergangener Jahrhunderte fort. Jedoch der lebhafte Farbensinn als solcher muß als wesentliche bäuerliche Eigenart gewertet werden, die ja auch in der Volkskunst deutlich zum Ausdruck kommt.

Die geschichtliche Entwicklung der Volkstrachten ist schwerer zu verfolgen als die der Modetrachten, weil sie nur lückenhaft überliefert sind und außerdem ihre an sich sprunghafte Abwandlung den historischen Überblick noch erschwert. Die Entstehung der Volkstrachten — wohlgemerkt immer als eines Bestandteils des jeweiligen Modekostüms — fällt in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, in jene Zeit, als die Tracht sich überhaupt stärker zu differenzieren begann und die Bürger der einzelnen deutschen Städte hinter der besonders von Adel und Fürstlichkeiten getragenen spanischen, später französischen Modetracht zurückblieben und sich allmählich durch kostümliche Besonderheiten voneinander unterschieden. Damals bekam bald jede Reichsstadt und jede Landschaft schließlich ihren eigenen kostümlichen Charakter, wobei der Gegensatz zwischen

106. Ostlandsiedlung deutscher Bauern. Sachsenspiegel, Heidelberger Handschrift. Ende 13. Jahrh. Dem Dorfschulzen überreicht der Herr zu Erbzinsrecht für eine auf neugerodetem Land entstehende Siedlung die Lehnsurkunde. Die Tracht ist noch undifferenziert. Für den Landmann charakteristisch ist nur der Strohhut in seiner typischen Form.

Stadt und Land, wie schon betont, noch nicht sehr groß, oft sogar unbedeutend war. Vor dem 16. Jahrhundert ist uns eine eigene Bauerntracht nicht überliefert, wie ja überhaupt Unterschiede in der Tracht erst im 15. Jahrhundert schärfer hervorzutreten beginnen. Die Tracht der einzelnen Stände unterschied sich im Mittelalter weniger durch ihren Schnitt und ihre Form als durch das Material und den Schmuck. Kostbare Seidenstoffe, edle Pelze und reicher Edelmetallschmuck waren Bürgern und Bauern verboten. Die Kaiserchronik (12. Jahrhundert) berichtet, daß schon Karl der Große den Bauern nur graue oder schwarze Röcke, rindslederne Schuhe und grobes Leinen zu Hemd und Unterkleidung gestattet habe. Die graue Farbe für den Männerrock wird auch in den folgenden Jahrhunderten immer wieder hervorgehoben. Im 13. Jahrhundert mehren sich die Klagen und Beschwerden über den durch wachsenden Wohlstand übermütig gewordenen Bauer, dessen Kleiderluxus und Modetorheiten keine Grenzen kennen. Im 14. und 15. Jahrhundert kehren die gleichen Klagen wieder und die Warnung, daß das Wetteifern mit den Rittern den Bauern niemals zum Guten gedeihen könne. Auf den Darstellungen des 13. und 14. Jahrhunderts, meist Handschriftenminiaturen (Abb. 106), erscheint der Landmann in einem halblangen oder geschürzten, hemdartigen Rock, dessen Zuschnitt wie auch die anderen Kleidungsstücke sich in nichts von der üblichen Tracht unterscheidet. Dazu trägt er, hauptsächlich bei der Feld- und Gartenarbeit, einen Strohhut mit einem spitzen Kopf und schräg abfallender Krempe, ferner die Gugel, die Kragenkapuze mit angeschnittenem, breitem Schulterkragen, oder einen Hut mit hinten aufgeschlagener und nach vorn sich verbreitender heruntergebogener Krempe. Diese beiden Kopfbedeckungen bleiben bis ins 16. Jahrhundert typische Requisiten der bäuerlichen Tracht. Aber sie werden auch von vornehmen Herren getragen, die Kapuze auf der Reise und der Hut zur Jagd, also dort, wo sich ihr Leben mit dem der Landleute berührt. Im 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts begegnet uns zum ersten Male die bildliche Darstellung des Bauern als Selbstzweck und nicht mehr nur als Illustrierung irgendeines ländlichen Vorganges. Sie fallen alle weniger durch eine besondere als durch die Ungepflegtheit und Nachlässigkeit ihrer Kleidung auf. Der Mann trägt gewöhnlich einen halblangen, an den Seiten geschlitzten Überrock, den Kittel, um den er einen Gürtel gebunden hat, an dem oft eine lederne Tasche oder ein breites Messer hängt (Abb. 107). Der Brustschlitz des Rockes wird mit Bändern oder Hefteln geschlossen. Die langen Strumpfhosen, die Beinlinge, sind nachlässig an das unter dem Rock getragene Wams genestelt, so daß sie nicht eng und straff sitzen wie bei modischen Herren. An den Füßen

107. Allegorische Darstellung der Grammatik als Sämann, Rhetorik als Müller. Elsässischer Meister um 1500. Charakteristisch sind Strohhut und Fußbekleidung. (P. Brandt, Schaffende Arbeit und bildende Kunst.)

trägt der Bauer breite, niedrige Bundschuhe, die Nachkommen der altgermanischen Tracht (Abb. 108). Diese Bundschuhe unterscheiden sich wesentlich von den tief ausgeschnittenen modischen „Entenschnäbeln" und „Kuhmäulern" des späten 15. und 16. Jahrhunderts, die freilich zur Feld- und Gartenarbeit unmöglich angezogen werden konnten. Der Bart ist struppig, das Haar kurz und wirr. Beide zeigen wenig modischen Zuschnitt. Die Bäuerin trägt über dem bequem sitzenden, gegürteten Kleid meist eine Latzschürze, wie sie die Bürgerfrau im Hause umbindet. Das Kleid entspricht im Schnitt ebenfalls der Zeittracht, hält sich jedoch von Schmuck und modischen Einzelheiten, wie umfangreichen und komplizierten Ärmelbildungen, Schlitzen und Puffen fern.

108. Aus dem Triumphzug Kaiser Maximilians, von Albrecht Altdorfer. Man beachte die bäuerlichen Bundschuhe und breitkrempigen Strohhüte.

Das gleiche gilt auch von der männlichen Tracht. Das Kopftuch, das der Bäuerin teilweise bis auf Schulter, Brust und Rücken fällt, ist ebenfalls nicht so kompliziert geknifft wie das der Städterin. Ihre Füße stecken auch in breiten, flachen Bundschuhen (Abb. 109). Diese Kleidung, die beim Mann gelegentlich durch eine Pelzmütze ergänzt wird und bei der Frau durch einen flachen, breitkrempigen Strohhut und das Goller (oder Koller), einen Schulterkragen oder ein ärmelloses Leibchen, das ebenfalls der Modetracht entspricht, ist allgemein gültig und die Arbeits- und Standeskleidung des Bauern schlechthin. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts lassen sich dann, wie schon angedeutet, lokale Unterschiede in der bäuerischen Tracht erkennen, die zum Teil von so ausgeprägter Eigenart sind, daß sie als Volkstracht bezeichnet werden müssen. In einzelnen Gegenden werden diese, wie aus schriftlichen Quellen hervorgeht, nicht erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden sein, sondern auf ein höheres Alter zurückblicken. Bildliche Darstellungen von ihnen besitzen wir nicht. Diese stammen frühestens vom Ende des

109. Bauernpaar mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen auf dem Markt. Radierung von Albrecht Dürer, 1519. Die Kleidung ist noch nicht von der städtischen verschieden, doch alles wirkt gröber und plumper.

16. und Anfang des 17. Jahrhunderts und sind meist mit großer Vorsicht zu bewerten. Soweit wirklich schon Volkstrachten im 16. Jahrhundert bestanden haben, läßt sich doch keine von ihnen in fortschreitender Entwicklung bis an die Grenze der Gegenwart verfolgen. Beinahe alle im 19. Jahrhundert in Blüte stehenden und heute noch lebenden Volkstrachten gehen in ihrer Gesamterscheinung wie in ihren wesentlichen Bestandteilen auf die Tracht der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zurück, wobei natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß ein oder das andere Trachtenstück auf eine größere Vergangenheit zurückblickt. Darum läßt sich auch die Entwicklung der einzelnen Volkstracht selten weiter als bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen, und nur dort, wo die Beziehungen zur Modetracht sehr locker waren, blickt noch der kostümliche Charakter einer früheren Epoche hindurch.

Wendin um Muskau. Trauer.

110. Trauerkleidung (Oberlausitz). Das weiße Leinentuch als Trauerumhang war bei verschiedenen deutschen Volkstrachten gebräuchlich.

Wie die Volkstrachten sich nicht nur durch ihren Schnitt, sondern auch durch ihr festes Gefüge von der individuell labilen Modetracht abheben, so sind auch die Unterschiede zwischen Alltags- und Festtracht schärfer gekennzeichnet. Letztere bringt überhaupt erst den ganzen Formenreichtum zum Ausdruck, während die Alltagskleidung ihn am ehesten verwischt. Die Festtracht zerfällt wiederum in die Sonntags- oder Kirchgangstracht und die Tracht für besondere Feste (Hochzeit, Taufe, Abendmahl oder Kommunion), die sich meist durch besseres Material, Schmuck und im Kolorit voneinander unterscheiden. Eine besondere Bedeutung kommt der Trauertracht zu (Abb. 110), die häufig ganz oder in Einzelheiten mit der Kirchgangs- und Festtracht übereinstimmt und bisweilen gerade alte Trachtenformen am längsten bewahrt. Fast überall, auch dort, wo die Tracht bereits geschwunden ist, hat die Frau, die ihrer Veranlagung nach konservativer ist als der Mann und durch ihr Wirken im häuslichen Kreise weniger mit modischen Neuerungen in Berührung kommt, an der Volkstracht festgehalten, während der Mann längst zur Modetracht übergegangen ist, der er sich überhaupt meist eher angeschlossen hat.

Die niederdeutschen Volkstrachten.

Das Nordseegebiet.

Die altfriesische Tracht. Zu den ältesten, in ihrer Eigenart bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bestehenden Volkstrachten gehören die friesischen, vor allem die inselfriesischen, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts völlig schwinden. An ihre Stelle tritt die heute noch auf Föhr, Amrum und den Halligen gebräuchliche Tracht. Am eigenwilligsten und von der Zeitmode am weitesten entfernt war die Tracht auf Föhr und Sylt, deren Besonderheit in zeitgenössischen Berichten des 16. bis 18. Jahrhunderts immer wieder hervorgehoben wird. Die Männertracht, die mit der holländischen Schiffertracht verwandt war, bestand am Ende des 16. und im 17. Jahrhundert aus bis über die Waden hängenden, rockähnlichen Hosen, einem kurzen, enganliegenden Schoßwams, bequemen, bis über die Knöchel reichenden Schuhen und einem Hut mit hohem Kopf und schmaler Krempe. Im 18. Jahrhundert lehnte sie sich, soweit nicht bei Fischfang und Schiffahrt die weiten Schifferhosen als Berufstracht beibehalten wurden, bereits sehr an die Modetracht an. Dagegen behält die Tracht der Frau ihre Selbständigkeit. Sie bestand aus einem in Röhrenfalten herabfallenden Kittelkleid mit langen Ärmeln und spitzem Ausschnitt, das in der Taille von einem oft mit Metall beschlagenen Gürtel zusammengehalten wurde. Dieses Kleid, Kortel genannt, das im 18. Jahrhundert immer kürzer wurde und bisweilen nur noch einer langen Schoßtaille glich, war bei der Werktagstracht schwarz mit roten Ärmeln, bei der Trauer- und Kirchentracht blau, das Festkleid auch gelegentlich rot (Taf. V). Unter den Kortel wurde ein weißes, gleichfalls in Röhrenfalten gelegtes Unterkleid, der Smok, gezogen, das zunächst etwa nur handbreit, dann immer breiter unter dem Kortel hervorsah. Im Winter zog die Friesin einen auf Brust und Rücken mit Lederstreifenornamenten verzierten Schafspelz, den Schist, unter den Kortel. Der dicht gefältelte, halblange, schwarze Mantelumhang ist die verkürzte Hoike des 15. und

16. Jahrhunderts. Bei der Festtracht war er mit Pelz verbrämt, am unteren Rande mit Fuchsschwänzen besetzt und hatte einen breiten Rückenschild. Zum Kirchgang wurde der schmucklose schwarze Mantel getragen, der bei der Trauer über den Kopf gezogen wurde. Dieser Mantel, die Surregkapp — Trauerkappe — war vereinzelt am Anfang des 20. Jahrhunderts noch in Gebrauch, ist aber jetzt endgültig geschwunden. Die Fußbekleidung bestand aus weitausgeschnittenen Schuhen mit schmalem Längssteg über dem Spann, die mit einer Schnur zusammengehalten wurden. Dazu zog die Föhrer Frau lange, grüne Strümpfe an und weiße Knöchelbinden darüber, die Amrumer blaue und die Sylterin rote zu dem oft nur die Knie bedeckenden Kleid. Auf Föhr trug die Frau die Gugel (Kagel), die vom 16. bis 18. Jahrhundert mancherlei Verwandlungen durchmachte. Der vordere Kapuzenrand war zunächst dreieckig spitz zugeschnitten und wurde hochgeschlagen. Im 18. Jahrhundert stand sie am Hinterkopf steil in die Höhe und lief am Rande in drei hörnerartige Zacken aus. In Dithmarschen trug man die Gugel mi-parti, schwarz-rot. In der ursprünglichen einfachen Form als glatt anliegende Kragenkapuze wird die Gugel von einigen alten Föhrer Frauen noch gegenwärtig als „Stormkapp" bei schlechtem Wetter zur Feldarbeit getragen. Die Kopfbedeckung der Frau auf Sylt bestand aus einer spitzen Kegelmütze, in der wohl der französisch-niederländische Hennin des 15. Jahrhunderts fortlebte. Aus ihr entwickelte sich die vor allem im 18. Jahrhundert bis in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts gebräuchliche, abgestumpfte Kegelmütze, das Hüf (Huif), das auf Föhr niedrig, auf Sylt beträchtlich hoch war (Taf. V). Es bestand aus schwarzem Samt und war mit versilberten und vergoldeten Münzen oder Knöpfen besetzt. Die Sylterin band bei besonderen festlichen Gelegenheiten noch ein Schultern, Brust und Rücken bedeckendes Tuch über das Hüf, das unter dem Kinn geknotet wurde. Neben dieser eigenwilligen Kopftracht wurden in Gegenden des Festlandes, wo die Volkstracht sich an die Zeittracht anlehnte, dieser entsprechende Kopfbedeckungen getragen, am interessantesten hier unter eine durch Verbreiterung der seitlichen Wölbungen zur Flügelhaube umgewandelte Stuarthaube. Selbstgewebte buntfarbige Bänder, die vorn oder seitlich vom Gürtel herabhingen und in die langen Zöpfe eingeflochten wurden, die die verheiratete Frau aufgesteckt, das Mädchen herabhängend trug, vervollständigten im Verein mit buntbestickten Leder- oder Wollhandschuhen die Tracht.

111. Mädchen aus Ostenfeld bei Husum.
(J. Rieter, Dansko Nationale Klædedragter.)
Kennzeichnend ist die Jacke mit breiten Ärmelaufschlägen und die dichte Schnürung des Mieders über dem mit Gold- und Silberfäden durchwirkten Frieslatz.

Die Festlands- und Halligentracht des 18. und 19. Jahrhunderts. Die altfriesische Tracht wurde im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts durch die Festlandstracht ersetzt, die auf dem Wege über die Halligen, die sie schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts annahmen, nach Föhr und Sylt kam. Die Kleidung der Festlandbewohner war nie so weit von der Modetracht abgewichen wie die der Inselfriesen. So lehnte sich auch diese neue Tracht im allgemeinen an die bürgerliche der zweiten Hälfte des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts an. Dies gilt vor allen Dingen von der Männertracht, besonders von der Festkleidung, die sich nur aus modischen Bestandteilen zusammensetzt, diese aber über die eigentliche Geltungsdauer der Mode hinaus beibehält. Zum Beispiel wurden um 1800 noch die lange Schoßweste und die breiten Ärmelaufschläge am Rock getragen (Kirchspiel Ostenfeld bei Husum), die der Modetracht des frühen 18. Jahrhunderts entsprechen Die Kniehose wurde besonders von alten Leuten noch weit ins 19. Jahrhundert hinein beibehalten, wie in der städtischen Tracht ja vielfach auch, und der lange Schoßrock aus dem ersten Viertel des 19. Jahrhunderts hatte im Verein mit dem hohen Zylinder ebenfalls über seine eigentliche Mode hinaus Geltung. Die Frauentracht bestand aus einem dunkelblauen Miederkleid. Das enge Mieder war bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts tief ausgeschnitten, der faltige Rock am unteren Rande mit einem hellblauen oder bunten Streifen besetzt. Den Miederausschnitt füllte ein Brustlatz aus buntem Brokat, über den eine silberne, mit Münzen behängte Kette hin und her gelegt wurde. Um den Hals wurde werktags ein dunkles, wollenes oder baumwollenes, an Festtagen ein buntes, seidenes Tuch geschlungen. Den Rock bedeckte eine lange, einfarbige oder buntgestreifte Schürze. Besonders charakteristisch war die Kopftracht, die sich aus drei Teilen zusammensetzende friesische Haube. Sie bestand aus dem Muß, einem rechteckigen, bei Witwen glattem, sonst mit Spitze besetztem weißem Tuch, das über den Scheitel gelegt und an den Seiten hochgebogen wurde. Dieses Tuch wurde von einem gleichen, im Nacken mit dünnen Bändern geknüpften Leinentuch festgehalten, dem Schiebuck. Darüber setzte man auf den Hinterkopf ein kleines, bei Mädchen farbiges, bei Frauen schwarzes Mützchen, die Stiffhol, deren Bänder unter dem Kinn gebunden wurden. Diese komplizierte Festtracht wurde alltags durch ein mit Häkelei oder Spitze besetztes

Mützchen von ähnlicher Gesamtwirkung ersetzt. Die Braut trug eine flache Flitterkrone. Aus dieser farbenfreudigen Tracht, die in einzelnen Kirchspielen und Landstrichen des Festlandes, vor allem in Ostenfeld bei Husum (Abb. 111) und in der Probstei südöstlich der Kieler Förde noch ihre Besonderheiten hervorbrachte (Kopftrachten, Zuschnitt und Schmuck der Schürze und des Mieders, Unterkleidung), die aber spätestens im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts endgültig geschwunden sind, hat sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die feierlich ernste, heute nur noch von den Frauen auf Föhr, Amrum und den Halligen getragene friesische Volkstracht der Gegenwart entwickelt.

112. Heutige Festtracht der Frauen auf Föhr. (Schleswig-Holst.-Jahrbuch, 1922.) Der reiche Silberfiligranschmuck auf dem Mieder ist die Hauptzierde der dunklen Tracht.

Die friesische Tracht auf Föhr, Amrum und den Halligen. Die Tracht der Inselfriesin besteht aus einem wollenen, ärmellosen, dunkelblauen Leibchenrock, dem Pei (Pie), mit hellblauen Woll- oder Seidenstreifen am Rande. Die schwarzen Ärmel (Slieven) sitzen an einem Leinenleibchen, das unter dem Kleid angezogen wird. Das Kleiderleibchen zieren alltags auf jeder Seite zwei Silberfiligranknöpfe, festtags ein Silberschmuck, der sich aus einer breiten Querkette, dünnen, halbkreisförmig herabhängenden Kettchen und im Halbkreis angeordneten großen Filigranknöpfen zusammensetzt (Abb. 112). Um den Halsausschnitt wird ein dunkles, mit bunten Blüten besticktes oder durchwirktes Tuch gelegt, das alltags über der Brust gekreuzt wird, bei der Festtracht dagegen oberhalb des Silberschmuckes abschließt. Den ganzen Rock bedeckt eine lange, hinten mit einer Silberfiligranplatte geschlossene Schürze. Sie ist bei der Alltagstracht dunkel, an Festtagen weiß. Die weiße Schürze gehörte früher auch im Verein mit der schwarzen Hoike (Surregkapp) zur Trauertracht. Um den Kopf wird ein dunkles, ebenfalls mit Blumen durchwirktes Tuch gewunden, das am Hinterkopf lose herabhängt und über dem Scheitel, durch eine Pappunterlage gesteift, sichelförmig emporragt. Die verheiratete Frau trägt außerdem einen halbmondförmigen roten Tuchlappen auf dem Scheitel.

Die ostfriesische Tracht. Die alte ostfriesische Bauerntracht unterschied sich wenig von der nordfriesischen, nur daß hier bereits im 16. Jahrhundert der Metallschmuck eine weitaus größere Rolle spielte. Das Kleid der vornehmen Frau bedeckten in langen Reihen Metallplattengehänge, und die Bäuerin trug einen Gürtel aus vergoldeten Platten, auf den Schultern große Filigranknöpfe, Fingerringe und an den eingeflochtenen Zopfbändern silbervergoldete Eicheln. Der Hut des ostfriesischen Bauern unterschied sich von dem des nordfriesischen durch die vorn stark verbreiterte, schirmähnlich wirkende Krempe. Im 18. Jahrhundert lehnte sich die ostfriesische Tracht ebenfalls enger an die bürgerliche Kleidung dieser Zeit an. Sie blieb bis gegen das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts lebendig. Charakteristische Merkmale der aus Rock, Schürze, Halstuch (Timptuch) und meist zwei miederartigen Kleidungsstücken für den Oberkörper (Bostdok und Unnerpand) bestehenden Frauentracht waren ein breitkrempiger Strohhut mit flachem Kopf, der dem altostfriesischen des 16. Jahrhunderts glich, und eine der nordfriesischen verwandte Haube mit weißgrünem Schleifenschmuck auf dem Scheitel. In der Tracht herrschte, wie schon im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts, die rote Farbe vor (Abb. 113).

113. Ostfriesin in Kirchgangstracht. (E. Duller, Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten, 1847.) Die ostfriesische Tracht zeichnet sich durch ihre Vorliebe für leuchtendes Rot aus.

Oben: Bauernpaar der Probstei (Ostholstein, Kreis Plön) auf dem Wege zur Kirche
Unten: Abendmahlstracht der Frauen von den nordfriesischen Inseln Föhr und Sylt
Zeichnungen von J. Senn für J. Rieter's Danske Nationale Klæderdragter, 1806

114 u. 115. Vierländer und Vierländerin um 1830—40. Das Charakteristikum der Frauentracht ist der selbstgeflochtene breite Strohhut. Zur Alt-Vierländer Männertracht gehört eine rote Weste.

Die Vierländertracht.

Die zum Hamburger Staatsgebiet gehörenden Vierlande umfassen die südöstlich von Bergedorf im alten Flußbett der Elbe liegenden Gemeinden Altengamme, Neuengamme, Kurslak und Kirchwerder. Ihre gemeinsame, in Einzelheiten sehr charakteristische Tracht hatte ihre Hauptblütezeit in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dann begann, wie bei den meisten Volkstrachten, ein langsamer Abstieg. Heute werden nur noch vereinzelte Reste, hauptsächlich der große Strohhut der Vierländertracht, angelegt. Nach rückwärts läßt sie sich mit Sicherheit nur bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts verfolgen. Wenn auch Einzelheiten auf einen älteren Ursprung hindeuten und schriftliche Berichte diesen zu bestätigen scheinen, so fehlen doch sichere Belege, die uns ein genaues Abbild der Alt-Vierländertracht vermitteln. Die Männertracht (Abb. 116) besteht aus Kniehosen (Büxen) aus Manchester oder schwarzem Tuch, deren ursprünglich bunte Stickerei seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts durch braune ersetzt ist. Am Hosenbund und an den Seiten des breiten Hosenlatzes sitzen schwarze, dunkelbraune oder silberne Knöpfe, die bei Trauer einen schwarzen Überzug erhalten. Die gleiche einst bunte, dann einfarbige Stickerei ziert die dunkelbraune oder schwarze, mit niedrigem Stehkragen und einem kleinen Rückenschößchen versehene Jacke an Kragen, Schoß, Ärmeln und Vorderseiten. Die beiden letzteren sind ebenfalls mit je einer Reihe dicht sitzender Metallknöpfe geschmückt, an deren Stelle bei Trauer schwarze Horn- oder Glasknöpfe treten. Die hochgeschlossene, früher leuchtend rote (Abb. 115), später dunkle Weste, das Ünnervörhemd, hat gleichfalls zwei Reihen großer Metallknöpfe. Die Hemden sind reich bestickt, die älteren in Kreuzstich, die jüngeren in Plattstichstickerei. Am Halse und an der Hand wird das Festtagshemd mit silbernen oder silbervergoldeten Filigranknöpfen geschlossen. Zu den Kniehosen werden braune (ehemals weiße) Strümpfe getragen (Häsen) und flache, ausgeschnittene Lederschuhe, deren Silberschnallen etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts durch Seidenschleifen ersetzt sind. Die Kopfbedeckung war im 18. Jahrhundert der Dreispitz, danach der runde Hut. Seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts wird zum Kirchgang und bei festlichen Gelegenheiten ein Zylinder aufgesetzt. Zur sommerlichen Feldarbeit trug der Mann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen der Mode entsprechenden

Strohhut mit schwarzem Bande, im Winter die seit langem gebräuchliche Pelzmütze. Die als Haustracht seit dem 18. Jahrhundert allgemein verbreitete Zipfelmütze aus weißer oder bunter Baumwolle (Kapittelmütz) schwand, wie fast überall, gegen die Jahrhundertmitte endgültig. Zur vollständigen Männertracht gehört ein schalartig um den Hals geschlungenes schwarzes, rotes oder buntgemustertes Halstuch, dessen Enden häufig in die Weste oder das Ärmelloch der Jacke geschoben wurden. Zum Schutze der Kniehose wurden bei der Arbeit meist lange Überhosen aus schwarzem oder weißem Leinen (Pluderbüxen) übergestreift.

116. Vierländertracht der Gegenwart. Auch die verheiratete Frau trägt die auf der Stirn zungenförmig geschweifte „Deernsmütz". Die Männertracht ist ganz dunkel gehalten.

Die Frauentracht (Abb. 114) besteht aus zahlreicher Unterkleidung. Über das Nedderhemd oder Obb un Dahlhemd wird ein oft reich gesticktes, im Sommer offenes, im Winter geschlossenes, langärmliges Hemd gezogen, darüber trug man früher noch ein kurzes, rotseidenes oder bei Trauer schwarzes Hemd. Über ein bis vier Unterröcke kommt der Kleiderrock (Schörtt). Er ist schwarz, braun oder rot, am unteren Rande mit schwarzer oder grüner (die roten Röcke) Schnur besetzt und unterhalb des Gürtelbandes über handbreit eng gereiht, so daß im Gegensatz zu dem weitabstehenden Rocksaum die Taille besonders schlank wirkt. Ebenso sind die hinten schräg zusammengehenden und fast den ganzen Rock bedeckenden Schürzen (Platen) gearbeitet. Die Alltagsschürzen sind aus blauem oder buntgestreiftem Kattun, die Festtagsschürzen aus Seide mit Stickerei und Bandbesatz am oberen Teil. Das weit ausgeschnittene schwarze, dunkelgrüne oder dunkelblaue Tuchmieder, Liefstück oder Rump, das an Feiertagen durch ein samtenes ersetzt wird, hält ein bunter Brustschmuck zusammen, der aus Kettenteilen, silbernem oder silbervergoldetem Filigranwerk und einem mit bunten Steinen besetzten, seit dem zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts häufig bemalten Schild besteht. Der Brustkette entsprechen die runden Hemdspangen. Als weiterer Schmuck kommt eine mehrreihige Bernstein- oder Glasperlenhalskette — der Bernstein wird im 19. Jahrhundert durch Glasperlen ersetzt — mit Filigran- oder graviertem Silberschloß hinzu. Den Miederausschnitt bedeckt ein mit farbiger Seide und Metallfäden bestickter Brustlatz. Ebenso reich bestickt ist der vorn geschlossene, farbige Samtgürtel, der erst etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts getragen wird. Um den Hals wird ein einfarbiges oder gestreiftes Tuch geschlungen, dessen Enden vorn herabhängen. An einer oder zwei Ecken ist ebenso wie bei der Schürze möglichst sichtbar der Name der Besitzerin eingestickt. Über das Mieder wird außerhalb des Hauses eine langärmlige Tuch-, Leinen- oder Seidenjacke gezogen, die mit Stickereien, Bandbesatz und Knöpfen an den Ärmeln verziert ist. Als Mantel dient ein ärmelloser Umhang. Die Schuhe entsprechen der männlichen Tracht. Die blauen, bei Trauer schwarzen Strümpfe haben meist weißen Saum und weiße Zehenspitzen. Am eigenwilligsten ist die Kopftracht. Sie setzte sich ursprünglich wie bei den friesischen und anderen niederdeutschen Trachten aus einer Haarbinde und zwei Hauben, der gazeartigen, spitzenbesetzten Huv und der steifen, halbkugeligen Hüll auf dem Hinterkopf zusammen. Beide schwinden im Laufe des 19. Jahrhunderts zunächst in der Alltags-, dann auch in der Festtagstracht. Bestehen bleibt die Mädchenhaube (Deernsmütz), die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts auch von den verheirateten Frauen übernommen wird (Abb. 116). Sie ist eine dunkle, über der Stirn zungenförmig ausgeschweifte

Seidenhaube mit Kinnbändern. Ihr Schmuck ist die Nessel, eine große Schleife am Hinterkopf aus mit Gummi gesteiftem und in Längsrippen gepreßtem Seiden- oder Baumwollband. Über diese Haube wird im Sommer der charakteristische, aus Gras- oder Roggenhalmen geflochtene Strohhut mit eingesunkenem Kopf und nach unten gewölbter Krempe gesetzt. Ein zwischen Hutkopf und Krempe hindurchgezogenes schwarzes Band wird unter dem Kinn gebunden. Im Winter ersetzte bei Frauen ein auf dem Kopf geknotetes Tuch (Munddook), bei Mädchen ein unter dem Kinn gebundenes (Koppdook) den Hut. In die langen Zöpfe der Mädchen wurden Seidenbänder eingeflochten. Der verheirateten Frau schnitt man bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts die Haare ab. Ein besonderes Kleidungsstück ist das früher an Stelle eines Regenschirms benutzte Regenkleid oder Regentuch, ein großes Tuch, das zur Trauung über dem linken Arm getragen und bei Beerdigungen ähnlich wie die Friesenhoike über den Kopf gezogen wurde.

117. Bauer und Bäuerin aus Demern im Fürstentum Ratzeburg. (C. F. Lisch, Mecklenburg in Bildern, 1842—1845.) Die Kopfbedeckung der Frau ist die „dreistückt Mütz" mit langer Nackenschleife.

Mecklenburg.

In Mecklenburg ist die Volkstracht bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschwunden. Höchstens einige Frauenkopftrachten, das kleine Strohhütchen der Rostocker Gegend und ein oder die andere Haubenform sind noch hin und wieder anzutreffen. Sie hatte ihre reinste Entfaltung in dem Landgebiet um die alten Küstenstädte und im Gebiet der geistlichen Stifte und Klöster gefunden, wo sie bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Blüte stand. Besonders die Landbevölkerung an der unteren Warnow in der Gegend zwischen Schwaan, Rostock und Doberan und die Bewohner der Dörfer des vormaligen Domstiftes Bützow hatten an ihrer Tracht festgehalten. Die der Dörfer Biestow im Bezirk Rostock und Zepelin bei Bützow galt in erster Linie als spezifisch mecklenburgische Bauerntracht. Zu den Besonderheiten der Tracht der Rostocker Gegend (Biestow) gehörte für die Männer neben bauschigen Kniehosen eine kurze Schoßjacke, darunter eine Weste (Krupin — kriech ein), die nur über der Brust geknöpft wurde und unten einem glatten, breiten Gürtel glich. Als Kopfbedeckung diente ein Filzhut mit flachem, rundem Kopf, schmaler Krempe und schwarzer (verheiratete) oder weißer (unverheiratete) Schnur. Die Frauentracht war in Einzelheiten der Weizackertracht verwandt (Hüftwulst, zahlreiche Röcke, der Oberrock alltags rot, Sonntags schwarz, mehrere bunte Halstücher). Die Kopftracht bestand in einem kleinen schwarzen, schräg ansteigenden Scheitelmützchen, der „dreistückt Mütz", von deren Spitze eine lange, breite Schleife auf den Rücken herabhing. Ein schmaler, weißer Rand (Strich) war der Rest einer ursprünglich darunter getragenen Leinenhaube. Die Mütze wurde unter dem Kinn gebunden. Auf sie setzte man im Sommer ein nur die Schädelplatte bedeckendes Strohhütchen. Die Männertracht der Bützower Gegend hatte manches mit der Mönchguter gemein. Zu weiten Kniehosen wurden dunkelblaue oder buntgestreifte Jacken mit Metallknöpfen und runde, breitkrempige Hüte getragen. Die Mädchen hatten enganliegende, festtags rote, alltags grüne Damastmützen, die am Rande mit entsprechendem Band besetzt waren, das unter dem Kinn geknotet wurde. Im Nacken hing eine lange Schleife herab. Die Frauenmützen waren schwarz, mit schwarzen Bändern und weißem, spitzenbesetztem Batiststrich. Die Tracht in dem Mecklenburg eingegliederten Fürstentum Ratzeburg (Abb. 117) war in Einzelheiten der Bützower (Zepelin, Abb. 118) verwandt (Frauenmütze), andererseits hatte sie auch eine gewisse Ähnlichkeit mit der holsteinischen Tracht der Probstei (Tafel V). In den kurz angegebenen Formen waren die mecklenburgischen Volkstrachten eine Weiterentwicklung der Tracht des späten 18. Jahrhunderts. Weiter zurück läßt sich kaum eine mit Sicherheit verfolgen, wenn auch Einzelheiten, wie der Krupin oder die auch an der Ostseeküste gebräuchlichen, der holländischen Volks-

118. Bauer und Bauermädchen aus Zepelin im Bützower Lande. (C. F. Lisch, a. a. O.) Der Mann trägt die hohen Schaftstiefel der Küstenbewohner.

tracht entlehnten weiten Fischerhosen und die kurze, enge Jacke, die in Mecklenburg z. B. auf der Insel Poel bei Wismar getragen wird, bereits auf das 17. Jahrhundert hinweisen.

Pommern.

Die Weizackertracht (Abb. 119). In Pommern haben sich im Gebiete des Weizackers in den Kreisen Pyritz und Greifenhagen und auf der Halbinsel Mönchgut, dem Südostzipfel Rügens, Volkstrachten bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts erhalten. Ihr Bestand ist leider im Aussterben begriffen. Im ganzen übrigen Pommern sind die Volkstrachten bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts geschwunden, so vor allem die Jamunder Tracht in der Gegend von Köslin, die der Weizackertracht sehr verwandt war. Die bereits aufgegebene Männertracht des Weizackergebietes, das dem Territorialbesitz des ehemaligen Zisterzienserklosters Kolbatz entspricht, besteht aus grobem Leinenhemd, gelben Wildlederkniehosen, an deren Stelle an einigen Orten lange blaue Tuchhosen mit roter Biese getreten sind, Weste und Rock. Die Weste aus schwarzem oder blauem Tuch mit niedrigem Stehkragen ist an Taschen und Armlöchern rot, an den Knopflöchern grün gepaspelt und vorn und an den Taschen mit Silber- oder Messingknöpfen besetzt. Die Taschen sind außerdem mit roter und grüner Stickerei verziert. Der fast bis zu den Knöcheln reichende dunkelblaue oder schwarze Schoßrock mit zwei Reihen blau oder schwarz besponnener Knöpfe ist rot gefüttert. Die umgeschlagenen Ecken am Halse lassen das rote Futter sehen. Statt des Rockes zog der Weizackerbauer auch das diesem entsprechende Fojehemd (Futterhemd) über, das nur eine Knopfreihe und keinen Kragen hat. Um den Hals wurde ein vorn zur Schleife gebundenes, schwarzseidenes Tuch geschlungen. Zu den Kniehosen gehören weiße Strümpfe und Schnallenschuhe, zu den langen blauen und den bei der Arbeit an ihre Stelle tretenden kurzen blauen oder weißen Leinenhosen Schaftstiefel. Die Kopfbedeckung ist ein flachköpfiger, schwarzer Filzhut mit breiter, schräg abfallender Krempe, an deren Unterseite sich eine schmale Seidenrüsche entlangzieht. Um den Hutkopf ist ein in schmaler Schleife auf den Rücken herabhängendes Seidenband gebunden. Beim Kirchgang und bei feierlichen Gelegenheiten wurde ein hoher, schwarzer Zylinder, um den ein vorn in dichtes Plissee gelegtes Seidenband gewunden war, getragen. Haus- und Arbeitstracht war eine Pelzmütze mit Goldquaste und rotem oder grünem Friesdeckel.

119. Bauern aus dem Weizacker. Leuchtende Farben, bunte Stickereien und eine Vorliebe für Bandschmuck zeichnen die kurzröckige Frauentracht des Weizackers aus. Zur Männertracht gehört ein breitkrempiger Filzhut mit lang herabhängendem Band.

In einigen Dörfern sieht das Hemd der Frauentracht unter dem ziemlich kurzen Rock hervor. Darüber wird eine lange, leinene Ärmeljacke (Öwerdeel) mit Halskrause gezogen. Das über der Brust geknöpfte, weit ausgeschnittene Leibchen aus geblümtem Samt (Josip) hat einen Hüftwulst, über dem sich fünf bis acht dicht gefältelte Röcke bauschen, deren oberster bei jüngeren Frauen rotschwarz, bei älteren blauschwarz gestreift ist. Am unteren Rande sind sie mit grünem oder blauem Band besetzt. Unter dem Rock sehen die langen Schleifen der gestickten Strumpfbänder hervor, die die roten oder schwarzen, reich mit Plattstichstickerei verzierten Strümpfe festhalten. Die Füße stecken in absatzlosen, schwarzen Samtschuhen oder gestickten Pantoffeln. Über dem Leibchen sitzt ein tief ausgeschnittenes Mieder mit gefaltetem Schoß (Jope), das vorn und an den Ärmeln mit Metallknöpfen besetzt ist. Eine grüne, blaue oder bei alten Frauen schwarze Bandschleife hält es über der Brust zusammen. Von den seidenen Ärmelaufschlägen hängen ebenfalls farbige

Bänder herab. Die gemusterte oder bestickte Kattun- oder Seidenschürze bedeckt nur die Vorderbahn des Rockes, über den sie hinaushängt. Um die Hüften ist eine bunt bestickte, mit Seidenband besetzte Tasche gehängt. Die Schultern umhüllen ein bis zwei auf dem Rücken radial gefaltete Kattun- oder Seidentücher mit besticktem Rand, deren Zipfel in das Mieder gesteckt werden. Ein steifer, gefältelter, weißer Kragen umschließt den Hals. Darüber fällt als Schmuck eine zweireihige, mit geblümtem Samtband gebundene Bernsteinkette. Die Kopftracht besteht aus viereckiger weißer Leinenbinde und einer Haube darüber aus blauer (jüngere Frauen) oder schwarzer (ältere Frauen) Seide mit silberbesticktem Boden. Vom Hinterkopf hängt eine lange Bandschleife herab, Backenbänder halten sie unter dem Kinn fest. Im Sommer wird über diese Haube eine hohe, schmale Strohschute mit schwarzem Band gesetzt. Der ärmellose schwarze Mantel ist der Kontur der Tracht angepaßt. Sein oberer Teil ist rot gefüttert und hat drei bis fünf Schulterkragen, von denen die unteren rot gepaspelt sind und der obere in farbiger Stickerei wie Schürze und Halstuch der Vierländerin Monogramm und Jahreszahl aufweist. Zur Kirchgangstracht gehört ein Pelzmuff mit blauem oder grünem Bandschmuck. Durch ihn wird ein weißes gesticktes Tülltuch gezogen. Grüne Halbhandschuhe mit bunter Stickerei auf dem Handrücken vervollständigen die Kirchtracht. Die Hochzeits- und Abendmahlstracht unterscheidet sich von dieser durch schwarzen Rock, schwarze, blaubestickte Strümpfe und schwarze, mit Silberstickerei verzierte Haube, unter der eine weiße, spitzenbesetzte Tüllmütze getragen wird. Statt der bunten Schürze wird eine weiße Tüllschürze umgebunden und über das bunte Tuch ein weißes Tülltuch gelegt.

120. Mönchguter Fischertracht. (Aufnahme: Karl Bitterling, Göhren a. R.) Die weiten, kurzen Fischerhosen sind seit dem 17. Jahrhundert an der Nord- und Ostseeküste in Gebrauch. In Farbe und Form lehnt sich die Mönchguter Tracht an südschwedische Volkstrachten an.

Die noch bestehende Weizackertracht gehört im wesentlichen dem Anfang des 19. Jahrhunderts an, die geschwundene Jamunder reicht bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts zurück. Der gleichen Zeit entstammen auch die Kniehosen und das Mieder mit Hüftwulst der Weizackertracht. Der Mangel an erhaltenen Originalen oder bildlichen Darstellungen verhindert einen Überblick über den historischen Ablauf der Tracht. Schriftliche Quellen (Pyritzer Kleiderordnung von 1616, Schöffenbuch von Werben mit Eintragungen von 1552 bis 1603) lassen vermuten, daß ihre Bestandteile im großen ganzen die gleichen waren, sie also wohl eine gleichmäßig fortlaufende Entwicklung gehabt hat.

Die Mönchgutertracht (Abb. 120). Wie die Weizackertracht, ist auch die Mönchguter seit dem Anfange des 20. Jahrhunderts im Schwinden begriffen. Zur Männertracht gehören bis zur Wade reichende weite, weiße Leinenhosen, die über die eigentlichen, etwas engeren gezogen werden. Diese sind beim Kirchgang, bei der Abendmahlstracht und bei der Trauer schwarz. Über dem Hemd sitzt eine rot-, bei Trauer blaugestreifte Weste mit zwei Reihen Silber- oder Messingknöpfen, darüber eine kurze, schwarze, ehemals mit Stehkragen versehene Wolljacke mit ebenfalls zwei Knopfreihen (Horn- oder Kokosnußschale). Über diese Jacke wird bei feierlichen Gelegenheiten (Abendmahl, Trauung) ein langschößiger, schwarzer Überrock mit hohem Stehkragen gezogen. Den Hals umgibt ein rotes Seidentuch. Graue oder braune Wollstrümpfe und flache Lederschuhe oder Schaftstiefel vervollständigen den Anzug. Die aus dem 18. Jahrhundert

stammende rotwollene Zipfelmütze und der wahrscheinlich noch ältere runde schwarze Hut mit breiter, heruntergebogener Krempe ist in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch eine blaue oder schwarze Schirmmütze ersetzt worden. Zur Abendmahls- und Hochzeitstracht gehört ein schwarzer Zylinder. Die Männer sind bartlos oder tragen den bei den Schiffern üblichen, das ganze Gesicht rahmenden, kurzgehaltenen Bart.

Die *Frauentracht* besteht aus einem über einen Hüftwulst gezogenen langen schwarzen Rock mit hellblauem Saum. Ihn bedeckt vorn eine weiße, mit Spitze, Band oder Litze besetzte Schürze, über die eine lange Schleife herabfällt. Zum Kirchgang gehört eine schwarze Wollschürze, zur Brauttracht eine blaue Leinenschürze mit blauem Band. Über dem langärmeligen Hemd sitzt ein vorn verschnürtes schwarzes Mieder, dessen weiten Ausschnitt ein Brustlatz (Bostdook) aus bunter Wolle mit bunter Perlen- und Flitterstickerei und Bandbesatz ausfüllt. Der Brustlatz der Festtracht ist aus bunter Seide mit Gold- und Silberspitzen, am prächtigsten das Bostdook der Braut. Den Halsausschnitt bedeckt ein buntes Halstuch, dessen Enden in den Brustlatz gesteckt werden. Beim Kirchgang wird darüber noch ein dreizipfelig geknifftes Tuch mit eingesticktem Namen gelegt. Über das Mieder wird eine Jacke, die vorn weit offenstehende *Jope*, gezogen. An ihre Stelle tritt außer dem Hause eine schwarze, langärmelige Wolljacke mit Rückenschößchen und schwarzem Samt- oder Seidenbesatz an den Ärmeln. Zum Kirchgang wird ein kurzer schwarzer, mit steifem Futter versehener Wollumhang übergehängt, der *Sadel* (Sattel), der mit Atlasband besetzt ist. Die Strümpfe sind blau, bei festlichen Gelegenheiten rot, bei Trauer schwarz. Die Lederschuhe waren früher hochhackig und mit Riemen verschnürt. Den Kopf bedeckt eine stumpfkegelförmige, dick gefütterte Haube, deren Rand ein schwarzes Band umgibt, dessen Enden im Nacken lang herabhängen. Die verheiratete Frau unterscheidet sich durch ein schwarzes Querband auf ihrer Haube. Unter dieser schwarzen, bis an die Stirn gezogenen Haube wird eine nur als Strich sichtbare weiße Leinenhaube getragen. Darunter sieht eine gedrehte Haarlocke hervor. Auf dem Kirchgang setzt die Mönchguterin eine mit buntem Band geschmückte Strohschute über ihre Haube. Zur Trauer legte man früher ein weißes Tuch über die Haube, das im Nacken gefaltet wurde und in zwei mit schwarzer Seide benähten Enden fächerförmig auf den Rücken herabhing. Unter der schwarzen Haube sah ein bunt ausgenähter Leinenstreifen hervor. Während der Ernte wird eine weiße Leinenjacke, *Binneljacke*, übergezogen und eine weiße Leinenschürze sowie ein weißes Halstuch umgebunden. — Die Mönchguter Tracht zeigt in den Streifenmustern der Männerwesten (z. B. blau-rote oder rotschwarz-gelbe Quersteifen) Verwandtschaft mit schwedischen Volkstrachten in Södermanland und Upland, die wahrscheinlich noch auf die Zeit der schwedischen Herrschaft auf Rügen zurückgeht, das erst 1815 zu Preußen kam. In die ersten Jahrzehnte des 19. und letzten des 18. Jahrhunderts weisen auch die meisten Einzelheiten der Tracht (Überrock, Jacke, Weste und Halstuch des Mannes, Brustlatz und Halstuch der Frau), deren Entwicklung aus älteren Formen wahrscheinlich, aber schwer nachweisbar ist. So ist es z. B. durchaus

121. Bambergerin (Bamberka) in Fronleichnamsprozessionskleidung. Der Prozessionsweg verläuft von der Pfarrkirche um den Alten Markt. Die Tracht der Bamberger ist eine Mischung von Volkstracht und modischer Kleidung.

fraglich, ob in der um 1800 noch steil auf dem Kopf sitzenden Frauenhaube ein spätes, in der Volkstracht erhaltenes Nachleben der burgundischen Haube des 15. Jahrhunderts, die überdies in Deutschland kaum getragen worden ist, oder eine Neubildung erblickt werden darf.

Die Ostmark.

In der deutschen Ostmark waren vor allem die Danziger Niederung, die Umgebung von Elbing, das preußische Oberland und das Bistum Ermland in sich gesonderte Trachtengebiete, in denen die Volkstracht aber bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts geschwunden ist. In der Danziger Niederung herrschte bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in der Männertracht ein bis zu den Knien reichender, kragenloser Rock aus hellbraunem oder blauem Tuch vor (Koschgeng), der breite Aufschläge und wie die Weste (Brostlap) zwei Reihen silberner oder besponnener Knöpfe hatte. Dazu wurden Kniehosen aus schwarzem Manchester oder Leder (Trauer: schwarz, Hochzeit: weiß) getragen. Im Winter vervollständigten Pelzmützen, im Sommer ein niedriger, grauer oder schwarzer Filzhut die Tracht. Zur Frauentracht gehörten Faltenröcke, eine kurzärmelige Jacke (Foderhemd) mit Rosettenschmuck an den Seiten und am Rücken und silbernen Schnüren als vorderem Verschluß. In der Elbinger Gegend bestand die Frauentracht aus langem, buntgestreiftem Rock, dunkler Jacke und bedruckter Leinenschürze mit buntem, vorn zu langer Schleife gebundenem Band. Ein buntes Halstuch mit großer Schleife belebte die Jacke. Als Kopftracht diente eine Haube mit weißer Spitzenkrause (Krullhaube) oder ein auf dem Kopf zur Schleife gebundenes dunkles Kopftuch. Die Männer trugen lange, blaue Tuchröcke und Tuchhosen, die in Schaftstiefeln steckten, und einen Zylinder mit hellem, vorn schräg nach aufwärts genähtem Band. Die Tracht des preußischen Oberlandes war ähnlich, nur bunter. An die Stelle des Kopftuches trat eine schwarze oder weiße Mütze, deren Bänder unter dem Kinn gebunden wurden. In Ermland herrschten Hauben mit reichgestickten Böden vor (häufig Metallstickerei), um die eine bunte, weiße Krause herumlief, die in einer langen Schleife auf den Rücken herabfiel. Gekrauste Wangenbänder hielten die Haube unter dem Kinn zusammen. Das Kleid setzte sich aus langem, faltigem Rock (Keddel) und rotem, tiefausgeschnittenem Wollmieder zusammen (Weest), über das ein breites, mit Fransen und farbigem Blumenrand verziertes Schultertuch gelegt wurde. Der lange Männerrock war hellblau.

Bis in das 20. Jahrhundert hinein haben sich Reste der noch vor fünfzig Jahren im Memellande in Blüte stehenden litauischen Tracht (Abb. 122) erhalten, die bereits im 17. Jahrhundert in ihrer Eigenart bestand, aber schon östlichen Charakter hat und nicht mehr den rein deutschen Volkstrachten zuzurechnen ist. Zu der schon seit Jahrzehnten geschwundenen Männertracht gehörte ein langer, dunkelblauer Schoßrock mit roten Ärmelaufschlägen, weite, am Knie aufgebundene Beinkleider und eine helmartige, dunkelblaue Tuchmütze, die wie eine über der Stirn aufgeschlagene Kapuze das Gesicht rahmte. Die Frauen tragen einen faltigen, karierten oder gestreiften Wollrock, die Marginne, die ursprünglich nur ein rechteckiges Tuch war, das um den Körper geschlungen wurde. Unter dem schwarzen Mieder sieht das langärmelige Hemd hervor, das an Schultern, Hals und Ärmelbund mit farbiger, meist roter Stickerei geschmückt ist. Über die bunte oder bestickte Leinenschürze hängt das lange Gürtelband herab und die reich bestickte Gürteltasche. Zur Festtracht der verheirateten Frau gehört eine dunkle, bis zum Halse reichende Tuchjacke und ein großes, den ganzen Oberkörper einhüllendes weißes Leinentuch, die Dobrula. Um den Kopf wird turbanartig ein Kopftuch geschlungen. Die Mädchen tragen das Haar mit Bändern durchflochten und in Zöpfen um den Kopf gelegt, dazu an Festtagen ein schmales Diadem aus

122. Litauerinnen in Nationaltracht. Aquarell. Die gestickten Hemden und Gürtel zeigen schon slawischen Einfluß.

123. Der Kopfputz der Spreewälderin. Das durch Pappe gesteifte Kopftuch hat in den letzten Jahrzehnten an Umfang zugenommen. (Aufnahme: M. Löhrich.)

dunklem, mit Flittern besetztem Samt und langen bunten Bändern.

Reste deutscher Volkstrachten haben sich auch in der Umgebung der Stadt Posen bei einem Teil der erst seit der Mitte des 19. Jahrhunderts polonisierten Landbevölkerung bewahrt. Diese im Beginn des 18. Jahrhunderts nach Posen verpflanzten Bauern werden nach ihrer süddeutschen Heimat, dem Bistum Bamberg, **Bamberger** genannt. Ihre Tracht (Abb. 121), an der nur noch die Frauen festgehalten haben und die in der Hauptsache schon den Charakter der Übergangstracht zeigt, ist seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts im Aussterben. Sie besteht aus zahlreichen, über ein Hüftpolster gezogenen Faltenröcken mit Blumen- oder Streifenmustern, kurzer Ärmeljacke oder langer Kattunbluse, weißer Schürze, weißem Spitzentuch und weißer Halskrause (Festtracht) oder buntgeblümtem Halstuch (Alltagstracht) nebst mehrreihiger Korallenkette. Die gewöhnliche Kopftracht ist ein großes, über Kopf und Schultern geworfenes buntes Tuch oder im Sommer eine Strohschute. Die mit bunten Nackenbändern geschmückte, diademförmige Jungfrauenkrone der Braut und Brautjungfern krönt auch die Heiligenbilder tragenden Mädchen bei der Fronleichnamsprozession. Ähnlich ist die Tracht in **Großdammer bei Neubentschen** (Grenzmark). Das Kleid entspricht mit langem Rock und einer Schoßjacke mit weiten, am Handgelenk engen Ärmeln der Übergangstracht. Ebenso kommt das lange, kreuzweise übergeschlagene Schultertuch mit Fransen, dessen Enden zu beiden Seiten der Schürze herabhängen, der städtischen Mode, nämlich dem Longschal mit türkischen Mustern, nahe. Auch die spitzenbesetzte, bei Mädchen helle, bei Frauen dunkle Schürze zeigt keine besonderen Merkmale bodenständiger Volkstracht mehr. Diese beschränken sich auf die Kopfbedeckungen. Die dunkle Mädchenhaube der „Kränzeldamen", die in der Fronleichnamsprozession die Heiligenbilder tragen, ist schutenförmig, der Modetracht der fünfziger Jahre des 19. Jahrhunderts entlehnt. Sie hat einen runden, offenen Boden, an der rechten Seite hängt eine lange Schleife herab und vorn umrandet sie ein breiter Kranz aus künstlichen Blumen und Flittern. Die verheiratete Frau trägt eine weiße Tüllhaube, eine schmale Tüllrüsche rahmt das Gesicht, während im Nacken eine breite Spitzenkrause den Abschluß bildet. Bei der Trauer

wird ein dunkles gemustertes Kopftuch über die Haube gebunden. Zu der bei Mädchen einschließlich der Strümpfe weißen, bei Frauen dunklen Festtracht gehört eine weiße Spitzenhalskrause, die vorn eine Schleife ziert.

Die Lausitz.

Die Tracht der Ober- und Niederlausitz. Ein einheitliches Trachtengebiet mit noch heute lebendiger Volkstracht ist die Lausitz, der Umkreis der ehemaligen Markgrafschaften Nieder- und Oberlausitz, an dem die Mark Brandenburg (Niederlausitz), die Provinz Schlesien und der Freistaat Sachsen Anteil haben. Ein großer Teil der geschwundenen sowie die wenigen neben der Niederlausitzer Spreewaldtracht noch erhaltenen Trachtenreste in Brandenburg gehören dem gleichen Gebiet an. Die Trachten sind in ihrem Gesamtcharakter deutsch, wenn auch die slawische, jetzt größtenteils germanisierte Bevölkerung der Lausitz in einigen Gegenden an ihrer Sprache sowie an manchen Sitten und Gebräuchen festgehalten hat. Die vielfach als wendisch oder slawisch bezeichneten Teile der Frauentracht, die lose Jacke und das Kopftuch, sind zwar in den slawischen Trachten heimisch, aber durchaus nicht rein östlichen Ursprungs. Die lose Jacke ist der europäischen Modetracht der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entlehnt, und das Kopftuch, im 15. Jahrhundert sogar eine spezifisch deutsche Tracht, ist ganz allgemein verbreitet. Höchstens könnte man aus der Art, es umzubinden oder zur Haube zu kniffen, Rückschlüsse ziehen. So betrachtet, zeigt die Tracht der katholischen Wendinnen der Bautzener Gegend am meisten östlichen Einfluß. Entsprechend der alten territorialen Gliederung in Nieder- und Oberlausitz kann man zwei Trachtengruppen unterscheiden. Die im wesentlichen auf das Spreewaldgebiet beschränkte Niederlausitzer ist durch das Kopftuch gekennzeichnet (Abb. 123), die Oberlausitzer (Abb. 124—27) durch die Haube, die in den einzelnen Kirchspielen verschieden gestaltet ist. Da stets die Zugehörigkeit zu diesem die Variationen der Trachtengruppe bedingt, tritt hier auch ein Unterschied zwischen katholischen und protestantischen Wendinnen zutage. Fast überall setzt sich die Tracht zusammen aus kurzärmeligem, an Festtagen mit Spitzen besetztem Hemd, zahlreichen Röcken, Schürze, Mieder und Brusttuch. Die Farben sind nach dem Alter abgestuft, vom Hellfarbigen der Mädchen bis zum Braun oder Schwarz der alten Frau. Häufig wurde bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts als Hemd ein Untergewand getragen, Unterhemd oder Kittlik genannt, das, wie in Thüringen das Tanzhemd, aus ärmellosem Leibchen und angereihtem Rock bestand. Die einfarbigen Woll- oder Seidenröcke (Festtracht) haben einen farbigen Saum. Die Schürze, die alltags blau, schwarz oder gestreift, an den Feiertagen bei den Mädchen aus weißem Leinen oder Mull mit Spitzenbesätzen und bei den Frauen aus schwarzer Seide besteht, umschließt den Rock fast ganz. Das ärmellose, schwarze Samtmieder wird vorn verschnürt oder geknöpft. Darüber liegt das vornübergeschlagene, auf dem Rücken dreieckig herabhängende, hellfarbige Schultertuch, dessen Enden unter der Schürze verschwinden. Zu den ausgeschnittenen Halbschuhen werden gegenwärtig meist schwarze, nur zum Tanz und bei Festen noch weiße Strümpfe getragen. Bei kühlem Wetter zieht die Spreewälderin eine kurze, langärmelige Schoßjacke aus schwarzem Samt über das Mieder. In der Oberlausitz herrscht eine lose Jacke vor, die bei den katholischen Wendinnen der Gegend von Bautzen und Wittichenau (Abb. 126) ständig getragen wird. Die Kopftracht

124. Mädchen aus Schleife, Kr. Rothenburg (Oberlausitz). Die Kinnschleife wird neuerdings gesondert am Haubenband befestigt.

ist im Spreewald das große, helle, über Pappe festgesteckte Kopftuch. Meist hängt ein mit der Spitze nach unten weisendes Fünfeck auf den Rücken herab, und zwei gleichfalls fünfeckig gesteckte Flügel ragen seitlich hervor. In dieser Form wird das Kopftuch erst seit den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufgesteckt. Vorher überwog die an den Seiten spitz zulaufende Knüpfung ohne gesondertes Rückenteil, wie sie ähnlich in Leipe noch heute gebräuchlich ist. Verschwunden ist auch seit dieser Zeit die sog. Barthaube (Abb. 125), eine breite, dicht gefältelte, am Hinterkopf hochstehende Halskrause, die zur Festtracht der Braut und Brautjungfern gehörte und auch in den anderen Gegenden der Mark Brandenburg sowie in Schlesien üblich war. In der Oberlausitz tritt, wie schon betont, an die Stelle des Kopftuches die Haube. Sie ist aus schwarzer Seide oder weißer Stickerei (Festhaube), läßt meist den Scheitel frei und wird unter dem Kinn gebunden. Der Hinterhauptteil ist verschieden gestaltet, bald leicht gekraust, mit zwei Flügeln aus Spitze und Stickerei (Schleife, Abb. 124), bald flach, bald beutelförmig (Hoyerswerda, Abb. 127), meist mit kleiner Nackenschleife. Bei den Katholikinnen in Wittichenau (Abb. 126) und um Bautzen ist diese ziemlich groß mit herabhängenden Enden („Schnurka"). Hier binden die Frauen zum Kirchgang ein Kopftuch über die Haube, das durch eine steife Scheitelbinde Halt bekommt.

125. Frau mit Barthaube aus dem Neuland (Kr. Löwenberg). Die Barthaube war in Ostdeutschland bis nach Schlesien hin weit verbreitet.

Die wendische Jungfrauenkrone, Borta, von Braut, Brautjungfern und Patinnen getragen, ist von den in den meisten deutschen Gauen gebräuchlichen recht verschieden. Sie gleicht einem nach oben sich verjüngenden Hohlzylinder aus schwarzem Samt mit Flitterschmuck. In Hoyerswerda (Abb. 127) ist sie hinten nur zusammengebogen. Die Lücken füllen bei Brautjungfern ein Sträußchen und auf den Rücken herabhängende Bänder. Die geschlossene Borta von Wittichenau hat hinten einen Ausschnitt für den Haarknoten, über den das flitterbesetzte Flinderhäubchen gezogen wird. Die Braut trägt den Sliebornik, ein Band mit Flittersternen, darüber den Brautkranz aus grünen und silbernen Zweigen oben auf der Borta. Sie gehörte bereits am Ende des 18. Jahrhunderts zu den Besonderheiten der Lausitzer Festtracht. Aus den den dazugehörigen Halsschmuck bildenden Perlenschnüren ist inzwischen in Hoyerswerda ein breites, viereckiges Bruststück, „Ketten", geworden. Weiße Halbärmel mit Schulterklappen und lange, bunte Ärmel, beide einzeln übergezogen, vervollständigen das Festkleid. In Wittichenau tritt an die Stelle des Perlenbruststückes ein breiter, runder Schulterkragen, und über die Schürze fällt eine

126. Festjungfrauen aus der katholischen Pfarrgemeinde von Wittichenau (Kr. Hoyerswerda). Ein breiter Schulterkragen und eine Haube mit großer Nackenschleife (Schnurka) kennzeichnen die Festtracht. (Schmidt, Seyffert und Sponsel, Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser.)

127. Gruppe aus einem wendischen Hochzeitszug. Brautjungfern und deren Führer. Kreis Hoyerswerda. Zur zylindrischen Jungfrauenkrone (Borta) gesellt sich ein breites viereckiges Bruststück. Bei den Männern blieb von der alten Festtracht nur noch das große ins Knopfloch des Rockes hineingeknotete Tuch übrig. (Schmidt, Seyffert und Sponsel, a. a. O.)

lange, bunte Schleife. Das in Nieder- und Mitteldeutschland einst weit verbreitete Regentuch wird auch in der Lausitz zusammengerollt unter dem Arm getragen. Als Zeichen der Trauer hüllt ein weißes Leinentuch, die Plachta, die ganze Gestalt ein (Abb. 110). Sein Gebrauch in dieser Form ist ebenfalls bis ins 18. Jahrhundert zurückzuführen. Beim Kirchgang und zur Trauung wurde es, auch damals schon zu einer Rolle zusammengewickelt, unter dem linken Arm getragen.

Die Männertracht ist in der Lausitz seit Jahrzehnten geschwunden. Sie hat sich meist, auch im 18. Jahrhundert, ziemlich eng an die Modetracht angelehnt, die dann über ihre eigentliche Geltungsdauer hinaus beibehalten wurde. Der einzige Trachtenrest ist das beim Hochzeitsbitter am Gehrock befestigte helle Seidentuch und ein Strauß am Zylinder.

Trachtenreste in der Mark Brandenburg. Abgesehen von der Spreewaldtracht hat sich in zwei Gebieten der Mark Brandenburg, die ursprünglich auch der Niederlausitz angehörten oder doch an sie grenzten, ländliche Tracht noch bis in das 20. Jahrhundert erhalten: im Kreise Weststernberg in Ziebingen, Aurith, Balkow, Grimnitz und im Ländchen Bärwalde bei Dahme. Die Tracht von Ziebingen, Aurith usw. verrät auf den ersten Blick ihre Verwandtschaft mit der Niederlausitzer (Abb. 128). Hier tragen die Frauen ebenfalls das Hemd mit Halbärmeln, das kreuzweis gebundene Schultertuch, die dunkle Schoßjacke und die mehrfach übereinander gezogenen weiten Röcke, von denen der oberste mit Längsstreifen gemustert ist. Auch die lange Schleife über dem Rock oder der Schürze kehrt als Festputz wieder. Die Jungfrauenkrone ähnelt in ihrem diademartigen Aufbau der der Bamberkas. Zur einheitlichen dunklen Kirchtracht gehört eine dunkle Haube mit Kinnbändern, über die ein

Kopftuch gelegt und auf dem Scheitel zur Schleife gebunden wird. Von ähnlichem Aussehen waren die seit Jahrzehnten ausgestorbenen Trachten im Kreise Lebus und Züllichau-Schwiebus. Die Tracht der Gegend von **Dahme** unterscheidet sich von den anderen, mit denen sie in den einzelnen Stücken und zum Teil in der Farbe ebenfalls übereinstimmt, besonders durch die Tragweise des Kopftuches. Dieses wird dreiteilig zusammengefaltet und so um den Kopf gelegt, daß einer der mit roten oder violetten (alte Frauen) Rosenmustern bestickten Zipfel auf den Rücken fällt und die beiden anderen über die Schultern nach vorn. Eine am Mieder festsitzende gestickte Spange hält das Schultertuch über der Brust zusammen. Hier im Gebiete des niederen Flämings wurde auch bis an das letzte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die meist aus schwarzer Tüllspitze bestehende Barthaube in Verbindung mit einer schwarzen Mütze getragen.

128. Mädchen aus Ziebingen-Aurith (Kr. Weststernberg). Die Tracht zeigt deutlich die Verwandtschaft mit der Spreewaldtracht. Die alte Lausitz reichte bis an die Oder.

Hannover und Braunschweig.

Die geestländischen Trachtengruppen. In Hannover haben sich Volkstrachten vor allem in den zwischen Weser und Elbe liegenden Geestbezirken in den Kreisen Rotenburg, Zeven und Bremervörde noch ganz oder in Resten bis in die Gegenwart erhalten. An erster Stelle steht hier die südliche **Scheeßeler Gruppe**, ein noch heute lebendiges Trachtengebiet, das die Kirchspiele Zeven, Gyhum, Elsdorf, Sittensen und Scheeßel umfaßt. Die Frauentracht besteht aus langem, dicht gefälteltem Rock und langärmeliger Jacke aus grünem, in neuerer Zeit auch schwarzem Wollstoff. Rock, Jackenärmel sowie die violette Schürze haben am unteren Rande einen breiten, schwarzen Samtbesatz. Über die Schürze wird der Gürtel aus buntem Seidenband mit steingeschmücktem Metallschloß, **Livhaken**, gebunden, von dem lange, mit Fransen besetzte Bänder herabhängen. Den Hinterkopf bedeckt eine kleine feste Haube, die unter dem Kinn mit langer Schleife gebunden wird. Auf den Rücken hängt gleichfalls eine lange Bandschleife herab. Unter dem vorderen Rand der Haube sieht ein weißer Strich hervor. Haube, Schürze und Schultertuch, das flügelähnlich gestaltet („Engelsflügel") auf den Rücken herabhängt, sind bei der Abendmahls- und Trauertracht weiß. Über der Haube wird im Sommer noch eine Strohschute mit hohem Kopf und schwarzen Nacken-

129. Braut aus Scheeßel (Kr. Rotenburg i. Hann.). Neben der Bückeburger gehört die Scheeßeler Brautkrone zu den umfangreichsten deutschen Brautkronen. (Müller-Brauel, Das erste niedersächsische Volkstrachtenfest zu Scheeßel.)

bändern getragen. Die Braut schmückt an ihrem Ehrentage eine hohe, bunte Flitterkrone (Abb. 129). Die zur Scheeßeler Trachtengruppe gehörenden Kirchspiele, von denen Zeven die Tracht bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgegeben und Sittensen sie bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts durchgehend bewahrt hat, unterscheiden sich untereinander noch durch besondere Einzelheiten betreffende Merkmale. Auch die übrigen Trachtengruppen der Geestbezirke, die mittlere Heeslinger und Rhader und die nördliche Bremervörder oder Mulsumer Tracht zeigen den gleichen Gesamtcharakter wie die Scheeßeler und bekunden, daß sie zu einer großen Trachtenfamilie, der niedersächsischen, gehören. Die Bremervörder Gruppe (Abb. 131) erstreckt sich auf die Kirchspiele Bremervörde, Mulsum, Örel und Ahlerstedt. Sie bevorzugt dunkle Farben: Schwarz, Dunkelbraun oder Grau, statt des bunten Samtbesatzes einen schmalen Streifen und wenig Schleifenputz. Das schwarze Mieder belebt in einigen Dörfern reicher Kettenschmuck. Der farbige Hauptreiz der Tracht geht von der den größten Teil des Rockes deckenden Schürze aus, die aus heller, gemusterter Seide oder dunklem Tuch besteht und mit bunten Streifen besetzt ist. Zur Abendmahlstracht gehört auch hier meist eine weiße Schürze. Die Kopftracht bildet eine kleine Haube, die ebenfalls nur den Hinterkopf bedeckt. Über eine enganliegende runde Kappe legt sich rahmend eine zweite, hinten offene aus breitem Seidenband, das im Nacken zu einer großen Schleife gebunden ist, deren Enden bis über die Kniekehlen herabhängen. Diese Haube ist der einzige hier und da noch gebräuchliche Trachtenrest geblieben. Die Heeslinger Trachtengruppe umschließt die Kirchspiele Heeslingen und Selsingen. Hier ist der Kleiderrock für Mädchen hell- oder dunkelrot, für alte Frauen und bei Trauer schwarz. Der breite, schwarze Samtbesatz hat sich in neuerer Zeit in mehrere Reihen schmalen Bandes aufgelöst. Über einem Leibchen, Rump, mit Hüftwulst sitzt eine früher mit silbernen Knöpfen, jetzt mit bunten Litzen besetzte schwarze Tuch- oder Seidenjacke. Den Rock bedeckt eine wie bei der Bremervörder Gruppe mit bunten Streifen geschmückte schwarze oder farbige, bei der Trauer- und Abendmahlstracht weiße Schürze, über die die langen Enden des sie festhaltenden Gürtels herabhängen. Ein mit Steinen besetztes silbernes Filigranschloß schließt den Gürtel, ein ähnliches die Jacke am Halse und die Freese, den breiten, gefältelten Leinenkragen.

130. Mädchentracht aus Rhade (Kr. Zeven). Bunte Schleifen, Borten und Stickereien geben der Rhader Tracht ihr farbenfreudiges Aussehen. (Müller-Brauel, a. a. O.)

131. Mädchenhaube aus Mulsum (Kr. Stade). Die Mulsumer Tracht zeichnet sich durch dunkle Farben und reichen Schleifenputz aus. Nahe verwandt ist die Tracht von Bremervörde. (Müller-Brauel, a. a. O.)

(Junge Mädchen tragen die aus bunten Glasperlen gehäkelte „Parlfrees".) Außerdem umschlingt ein buntgemustertes, hinten geknotetes Tuch den Hals, und auf der rechten Schulter breitete sich eine bunte Seidenschleife aus. Auf dem Kopf sitzt die hinten waagerecht abstehende „Timpmütze" aus schwarzer Seide, die in zwei seitlichen Klappen bis in die Schläfen vorspringt. Ein weißer Strich oder eine Tüllspitze zieht sich um den Rand. Auch hier bilden die breiten Kinnbänder und eine lange Nackenschleife den Schmuck der Haube. Der Strohhut der Heeslinger Trachtengruppe unterscheidet sich von der Scheeßeler Schute durch die weit auseinander gebogene, an den Seiten spitz zulaufende Krempe und die breite, den Kopf bedeckende schwarze Schleife. Zur Abendmahls- und Trauerkleidung gehört neben der weißen Schürze ein weißes Halstuch, außerdem verhüllt ein weißes Leinentuch den Kopf.

132. Alte Frau aus dem Alten Land (Kr. Stade).
Die Tracht hat in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihr leuchtendes Blau und Rot aufgegeben.

Zur Rhader Trachtengruppe (Abb. 130) zählen die Kirchspiele Rhade, Otterstedt, Wilstedt und Kirchtimbke. Hier ist die Tracht bereits bis auf wenige Ausnahmen um die Jahrhundertwende geschwunden. Sie war die bunteste der vier Gruppen. Der schwarze oder dunkelblaue Rock hatte einen bunten Saum. Die Schürze zierte vorn eine große bunte Schleife. Ein langärmeliger, hochgeschlossener (Rhade) oder weit offenstehender (Kirchtimbke) Spenzer bedeckte den Oberkörper. Das in den Ecken mit roten (Festtag) und weißen (Trauer) Rosen bestickte Halstuch wurde über der Brust gekreuzt und am Halse von einer scheibenfibelartigen Filigranbrosche zusammengehalten. Unter dem offenen Spenzer sah der gestickte oder mit Flittern benähte Brustlatz hervor. Den geschlossenen Spenzer schmückte eine bunte Seidenschleife. Die am Hinterkopf leicht gebauschten Hauben bedeckten den ganzen Kopf und waren am Rande mit buntem Seidenband eingefaßt. Beim Kirchgang rahmte ein weißer Strich die Haube, und zum Abendmahl wurde ein mit hellblauem Tüll eingefaßtes Leinenhäubchen darunter getragen. Ein weißes, mit Klöppelspitze besetztes Halstuch, eine weiße Schürze und blauweiße Bänder ersetzten dann den bunten Putz.

Die Männertracht ist in diesen nordhannoverschen Geestbezirken seit mehreren Jahrzehnten bereits der städtischen Mode gewichen. Sie zeigte in Einzelheiten Verwandtschaft mit der Vierländer Tracht. So wurden z. B. in Scheeßel um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch dunkle Kniehosen, eine kurze, mit Metallknöpfen besetzte Jacke und ein hoher Zylinder getragen.

Das Alte Land. Sehr ähnlich sah auch die gleichfalls geschwundene Altländer Männertracht der hannoverschen Elbmarsch aus. Die Frauentracht des Alten Landes (Abb. 132) hat sich bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts gehalten. Sie ist in wesentlichen Teilen und in der Dunkelfarbigkeit ein Produkt des 19. Jahrhunderts und unterscheidet sich zum Teil erheblich von der älteren Altländer Tracht, die die Frauen bedeutend umfangreicher erscheinen ließ und an Stelle der zuletzt gebräuchlichen Haube ein weißes, hochgebundenes Kopftuch aufwies, das an Inseltrachten des Ostseegebietes erinnerte. Zur Tracht gehört ein langer, roter, zuletzt nur noch in dunklen Farben getragener Tuchrock mit seidenem Saum. Am Rock sitzt das schwarze Mieder, dessen Brustlatz alltags aus farbiger Wolle, an Festtagen aus Brokatstoff mit Metallstickerei besteht. Über das Mieder wird eine schwarze (früher blaue) Jacke gezogen, deren weite Ärmel am Rande mit je zweimal drei Silberfiligranknöpfen geschmückt sind. Den Rock bedeckt ringsum eine lange Schürze aus gemustertem Kattun (alltags), schwarzer Seide (feiertags) oder weißem Mull mit Stickerei- und Spitzeneinsätzen (Abendmahl). Das buntseidene Halstuch wird dreizipfelig zusammengelegt und im Nacken geknotet. Zu blauen oder schwarzen Wollstrümpfen werden breitlaschige Schuhe mit silberner Schnalle getragen. Am eigenartigsten ist die Kopftracht, eine den ganzen Kopf bedeckende, halbkugelige Mütze aus dunkler Seide

133. Wendländische Bauernstube mit Brautpaar. Museum Lüneburg. Die Tracht der Elbslawen im hannoverschen Wendland ordnet sich dem niedersächsischen Trachtenkreis ein.

mit Goldbortenbesatz. Die langen Mützenbänder werden an der linken Schläfe gebunden. Über die Mütze wird ein schwarzes oder buntseidenes Kopftuch gelegt, dessen Enden über der Stirn geknotet werden. Zur Tracht gehört außerdem reicher Schmuck. Das Hemd schließt am Halse mit einer Silberfiligranbrosche, darüber fällt eine oft achtreihige Kette aus Filigranperlen, und das Mieder der Brauttracht, der sog. „silberne Bossen", ist dicht mit zwei Reihen silberner Haken besetzt, über die eine lange Silberkette gehängt wird.

Das Wendland. Eine eigene Tracht besaß bis an die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts das Wendland, der östlichste Zipfel Hannovers (Abb. 133). Sie zeigte keinerlei östlichen Charakter mehr, wie auch ihre Träger, die Elbslaven oder Polaben, sondern fügte sich einheitlich in den großen niedersächsischen Trachtenkreis ein. Zur Festtracht der Frau gehörte neben langer Schürze und Schultertuch — beides aus bunter Seide mit Fransenbesatz — reicher Bandschmuck, vor allem bei Braut und Brautjungfern, über deren Kleider vorn lange Seidenbänder herabfielen. Auch von der kleinen Jungfrauenkrone hingen lange, unten paarweise zusammengenähte Bänder (Töm-Zaumbänder) herab. Die von einer langen Kinnschleife festgehaltene Haube

134. Bursche und Mädchen aus dem Herzogtum Braunschweig. Die Frauentracht mit der charakteristischen „Bandmütze" ist bereits in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts der Übergangstracht gewichen. (Ed. Duller, a. a. O.)

135. Dorfschulze aus Bortfeld, nordwestlich von Braunschweig. Hier hat sich die alte Männertracht bis an den Anfang des 20. Jahrhunderts erhalten.

schmiegte sich eng um den Kopf. Ihren Schmuck bildeten Nackenbänder und auf jeder Seite zwei Bandschluppen. Charakteristisch war der hier besonders stark ausgeprägte, auf das Alter abgestufte farbige Wandel der Tracht, von der dunklen Festtracht über die immer dunkler werdende „atlasbandige" und „taffetbandige" bis zur tiefschwarzen „schlichtbandigen".

Braunschweig. Das braunschweigische Trachtengebiet erstreckte sich westlich bis nach Minden und ans Schaumburger Land. Im Norden unterschied sich die Tracht des angrenzenden hannoverschen Bezirkes Gifhorn nur durch dunklere Farben, und im Süden bildeten der Harz und die Halberstädter Gegend die Trachtengrenze. Am längsten und reinsten hat sich die Tracht in dem Dorfe Bortfeld bei Braunschweig gehalten, und zwar ausnahmsweise die Männertracht bis an die Grenze des 20. Jahrhunderts, während die Frauentracht bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Übergangstracht gewichen war (Abb. 134, 135). Die Tracht entstammt im wesentlichen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Ihre Kennzeichen sind der lange, weiße, im Norden Braunschweigs schwarze oder blaue Männerrock mit rotem Futter nebst dem Dreispitz und der faltige, rote Frauenrock und die Bandmütze. Der bis zur Wade reichende Leinenkittel der Männertracht, der mit und ohne Stehkragen, Rückenschlitz oder Einfassung getragen wurde, hat vorn eine lange Reihe Silber-, Messing- oder Bleiknöpfe. Als Kirchtracht trat an seine Stelle überall der schwarze Rock. Gelblederne Kniehosen, Büxen, wurden über das Bostdauk (Brusttuch) gezogen, das die Stelle der Weste vertrat und wahrscheinlich aus dem Goller des 17. Jahrhunderts entstanden ist. Es besteht aus rotem Tuch und ist auf der linken Seite zu knöpfen. Das Halsloch und der kurze vordere Schlitz sind grau eingefaßt. Am Hals wurde der Kragen des langärmeligen Hemdes sichtbar, darunter ein schwarzseidenes, vorn geknüpftes Halstuch. Die Füße steckten in blauen Strümpfen und Schuhen mit Silberschnallen, im Winter in Schaftstiefeln. Dazu wurde über den Kittel ein Umhang aus grauer Wolle gehängt, Balwänner — Beidervänder. Die breite Krempe des Dreispitzes, Dreitimpenhut, hielten Schnüre am Kopf fest. Darunter saß ein kleines Käppchen, Dips oder Peckel. Bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts trug sich der Braunschweiger Bauer bartlos und sein bis in den Nacken hängendes Haupthaar in der Mitte gescheitelt. Den weißen Rock ersetzte bei der Arbeit der weitverbreitete blaue Leinenkittel mit Halsschlitz, der Krupkittel oder Kruper — Kriecher. Von dieser Kleidung des verheirateten oder älteren Bauern unterschied sich die Burschentracht durch eine kurze einfarbige oder geblümte Weste mit zwei

Bäuerinnen aus dem Fürstentum Bückeburg.
(Sickert, Trachten der Landleute aus dem Fürstentum Bückeburg und Umgebung, 1840.)

Tafel VI.

Reihen Metallknöpfen. Darüber wurde eine kurze Jacke gezogen. Statt des Dreispitzes trug der Bursche eine Pelzmütze aus Otterfell mit rotem, braunem oder grünem Samtboden und Goldschnur- und Quastenbesatz (Brägenmütze).

Die Frau zog unter das leinene Ärmelhemd ein Trägerhemd. Die glatte Vorderbahn des fußfreien roten Faltenrockes (Folenrock = Faltenrock) mit grünem, bei alten Frauen und der Abendmahlstracht schwarzem Besatz deckte eine Schürze aus Kattun oder geblümter Seide, deren mit Seide und Metallfäden bestickte Bänder vorn zu langer Schleife gebunden wurden. Zur Abendmahlstracht gehörte eine mit Spitze und Stickerei besetzte weiße Mullschürze. Das Mieder (Wams), das im Winter langärmelig, im Sommer ärmellos war und vorn geknöpft oder gehakt wurde, bestand aus schwarzem Tuch, bunter Seide oder Samt. Es wurde zum Teil von dem schwarzseidenen Schultertuch mit Goldfransenbesatz und bunter Blumenstickerei bedeckt. Da es dreieckig zusammengelegt wurde, konnte das gleiche Tuch auch mit den Silberfransen und der Silberstickerei der Trauertracht versehen werden. Eine Spange hielt das kreuzweise übereinander geschlagene Tuch, dessen Enden unter der Schürze verschwanden, auf der Brust zusammen. Über dem Tuch breitete sich eine faltige, weiße Halskrause, Frese, aus. Zur Abendmahlstracht gehörte entsprechend der weißen Schürze ein weißes Tuch. Wie der Bauer trug auch die Bäuerin Schnallenschuhe und weiße oder blaue Zwickelstrümpfe mit weißer Fußspitze. Die Arme bedeckten lange, lederne oder gestrickte Handschuhe mit bunter Stickerei auf dem Handrücken (Hanschen). An Festtagen werden hohe, bis auf den Handrücken reichende Pelzärmel (Pelzmauen) aus weißem Kaninchenfell mit schwarzen Tupfen über den Unterarm gezogen, die am Handgelenk mit langen, bunten Seidenbändern gebunden wurden. Im Winter hüllte sich die braunschweigische Bäuerin in einen langen, ärmellosen Mantel (Hoike oder Heike). Die originelle Kopfbedeckung war die Bendmütze (Bandmütze). Sie bestand aus einem kleinen Scheitelmützchen, Eidop, oder der im Norden Braunschweigs und im Bezirk Gifhorn getragenen, in eine röhrenförmige Verlängerung auslaufenden Tornmütse (Turmmütze) aus schwarzer Seide mit Seiden- und Goldstickerei und bis auf die Füße herabhängenden, gefransten oder gezackten, schwarzgrundigen Nackenbändern. Kinnbänder hielten die Bandmütze auf dem Kopfe fest. Die Frisur paßte sich mit ihren auf dem Scheitel zusammengedrehten Haarknoten, Kip oder Knust, der Kopftracht an. Zur Feldarbeit wurde eine Strohschute mit schwarzem Band, Kipe, übergestülpt. Die Bandmütze ist erst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts in Gebrauch. Vorher hatte man den Kopf fest umschließende Hauben mit reich gesticktem Boden, breiter Krause und reichem Bandschmuck getragen. Als Abendmahls- und Hochzeitstracht blieben diese vereinzelt bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in Gebrauch. Der Schmuck der Braunschweiger Bäuerin bestand neben Ohr- und Fingerringen hauptsächlich aus Silberfiligranspangen für das Schultertuch und Halsketten aus dicken Bernsteinperlen.

Zu der aus schwarzem Rock, schwarzer Jacke und Schürze bestehenden Übergangstracht, die die farbenbunte verdrängte, gehört eine ebenfalls der Modetracht entlehnte kapotthutartige Rüschenhaube, Moppe, deren schwarze Seide vom Hinterkopf lose herabhängt.

Besonderes Kennzeichen der Harztracht, die vor allem in den Haubenbildungen der Braunschweiger sehr ähnlich sah, war ein in veränderter Form noch im Anfang des 20. Jahrhunderts gebräuchlicher Radmantel aus grobem, schwarzweiß gestreiftem Wollstoff, der sog. Schilderhausmantel.

Westfalen, Oldenburg und Schaumburg.

Die westfälischen Trachtentypen. Auch in Westfalen sind die buntfarbigen Volkstrachten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschwunden. Eine Ausnahme macht nur die Gegend um Minden, die bis in das 20. Jahrhundert hinein lebendiges Volkstrachtengebiet geblieben ist und einer der drei Schaumburger Trachtengruppen angehört. Eine einheitlich westfälische Volkstracht hat sich niemals herausgebildet, da das heutige Westfalen, einschließlich des westlichen Teiles von Hannover bis in die napoleonische Zeit ein in zahlreiche Territorien zerspaltenes Gebiet war, von denen jedes einzelne seine wiederum vielfach differenzierten Besonderheiten in der ländlichen Tracht entwickelt hatte. Die Männertracht setzte sich, wie fast überall, aus Kostümformen der zweiten Hälfte des 18. und des frühen 19. Jahrhunderts zusammen und entsprach im wesentlichen der Braunschweiger Tracht. Zu schwarzen Kniehosen mit breitem Latz und Knieschnallen wurden dunkelblaue Wollstrümpfe und häufig kurze, weißleinene oder lange, braune Gamaschen angelegt (Strüpphoßen). Unter der kurzen Jacke, dem Kamisol, zog der Bauer zwei festgeschlossene Westen übereinander an, von denen die obere, der Rump, so kurz gehalten war, daß unten und am Halse die untere Weste sichtbar wurde. Um den Hemdkragen wurde ein Halstuch (Dassen) geschlungen und vorn geknotet. Der

136. Mädchen aus Osnabrück. Im nördlichen und östlichen Westfalen war die Osnabrücker Haube mit goldgesticktem Boden heimisch. (E. Duller, a. a. O.)

137. Tracht aus dem Kreis Melle. Die katholische Tracht (von vorn) sowie die protestantische (von hinten) zeigen beide schon die Merkmale der Übergangstracht. (Jostes, Westfälisches Trachtenbuch.)

138. Alte Frau mit Münsterländer Haube. Diese durch den tellerförmigen Boden charakteristische Haube wurde im mittleren und südlichen Westfalen getragen. (Jostes, a. a. O.)

lange, meist weiße, rot gefütterte Überrock mit einer Knopfreihe hatte im Gegensatz zum Braunschweiger faltenreiche Schöße, die schon dicht unter der Schulter einsetzten. Die Kopfbedeckung war ein breitkrempiger Filzhut mit flachem Kopf, dessen durch eine Schnur hinten oder seitlich in der Schwebe gehaltene Krempe den Dreispitz nur noch ahnen ließ. An seineStelle trat häufig ein Zylinder mit Schleifen — oder Schnallenschmuck. Typisch für Westfalen sind die von Männern, Frauen und Kindern bis ins 20. Jahrhundert hinein getragenen Holzschuhe, Holsken, ein Erfordernis des Moorbodens, die in der ehemaligen Grafschaft Bentheim, im Emsland und auf dem Hümling noch bis zur Jahrhundertwende selbst beim Kirchgang im Gebrauch waren.

Ebenso lange hat sich in der Frauentracht die Jahrhunderte alte Hoike, hier auch Falge genannt, im Bentheimischen, Melleschen, Ravensbergischen und Schaumburgischen als Trauerumhang und im katholischen Sauerland als Kirchentracht erhalten. Wie in der Lausitz, kommen auch in Westfalen (Kreis Melle) konfessionelle Unterschiede in der Frauentracht zum Ausdruck (Abb. 137), und es wird hier wiederum besonders deutlich, daß diese nicht im Kirchlich-Konfessionellen an sich begründet sind, sondern daß auch hier nur die bewußt betonte Unterschiedlichkeit den Ausschlag gibt, durch die sich eine Kirchengemeinde von der benachbarten abhebt. So ist z. B. die katholische Tracht im Kreise Melle die jüngere Entwicklungsstufe der früher beiden Konfessionen gemeinsamen und von den Protestanten beibehaltenen Tracht. Der Hauptunterschied in den Frauentrachten der einzelnen westfälischen Landesteile bestand in den Haubenformen. Verschieden war auch die Art, das Schultertuch zu falten und umzulegen. Meist wurde es kreuzweis übereinander geschlagen und die Schürze darüber gebunden. Im Bezirk Minden dagegen wie im Schaumburgischen wird es in den Miederausschnitt gesteckt und erweckt so im Gegensatz zu der schlank machenden ersten Tragweise den Eindruck von Breite und Fülle. Hier wie im südlich angrenzenden Ravensbergischen wird über dem Tuch noch eine breite, gefältelte Leinenkrause getragen. Auch in Westfalen drang in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die dunkle Übergangstracht ein und verdrängte vielfach die farbenfreudige ältere Volkstracht, ehe diese ganz erlosch. Hauptkennzeichen hierfür ist die den modischen Hutformen entsprechende Krüll- oder Prüllmütze, eine Kapotte mit hochstehendem Vorderteil aus dicht gekraustem Tüll mit Rückenschleier und herabhängenden Seidenbändern oder Nackenschleifen, die in ganz Westfalen häufig bis in das 20. Jahrhundert hinein getragen wurde. Auch die schon erwähnte, nach Konfessionen unterschiedene Tracht im Kirchspiel Melle, die bis ans 20. Jahrhundert beibehalten wurde, war mit Ausnahme der Hauben und der Tülltücher bereits dem städtischen Kleiderschnitt angepaßt.

Im übrigen bildeten die verschiedenartigen Hauben, bei denen vielfach das modische Vorbild des 18. Jahrhunderts noch deutlich erkennbar ist, den Hauptreiz der Frauentracht, und gerade sie veranschaulichen besonders deutlich die ehemalige politische Vielgestaltigkeit Westfalens, da ihr Geltungsbereich meist mit den alten landesherrlichen Territorien zusammenfällt. Zu unterscheiden sind zunächst gestickte und ungestickte Hauben. Die letzteren waren in Minden, Ravensberg, Schaumburg, Lippe, im Sauerland und westlichen Münsterland und in der früheren Grafschaft Bentheim heimisch. Die reich mit Gold- und Silberfäden bestickten Hauben, deren Blütezeit in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts fällt, haben zwei Typen entwickelt: die Münsterländische Goldhaube oder Twigpandsmütze und die Osnabrückesche Goldhaube oder Drigpandsmütze. Die ältere Form ist die den Hinterkopf einhüllende, enganliegende Osnabrücker Frauenhaube (Abb. 136) mit

kugeligem, geradem oder trapezförmigem Boden, die außer im Osnabrückischen noch im südöstlichen Tecklenburg, im westlichen Teil der Grafschaft Ravensberg und im Nordwesten des Kreises Lübbecke vorgeherrscht hat. Neben dieser Frauenhaube gab es im Osnabrückischen die nur einen Teil des Hinterkopfes deckende kleine Mädchenhaube, die „lüttke müße". Ein ähnliches, aber unbesticktes Mützchen älteren Ursprungs, aus dem sich wohl auch die Mädchenhaube entwickelt hat, bildete in Minden (Kreis Lübbecke) und in der Alt-Schaumburger Tracht die allgemeine Frauenkopftracht. Zu ihm gehört auch eine besondere Frisur: das im Nacken nach unten eingeschlagene Haar. Die Münsterländische Haube (Abb. 138) besitzt einen steil aufragenden, tellerförmigen Boden, der, durch Abschnüren des hinteren Haubenteiles allmählich entstanden, durch eine Pappunterlage gesteift wird. Die ursprüngliche Goldstickerei ist durch dicht nebeneinandersitzende, vergoldete Metallplättchen ersetzt. Der Umkreis der münsterländischen Haube erstreckte sich über die Obergrafschaft Tecklenburg, das Niederstift Münster, auf Teile der Kreise Iburg und Melle und das nordwestliche Bistum Paderborn. Ihre reiche Vielfältigkeit erhielten die Münsterländer und Osnabrücker Goldhaube erst durch die Gestaltung des Striches und den verschiedenartigen Schleifenschmuck. In Tecklenburg erschien er als Doppelstrich, im Emsland ist er fortgefallen, im Münsterland und Kreis Paderborn sah er als schmaler Rand unter der Haube hervor und hing, wie auch im Kreise Lübbecke, im Nacken als „Gardinchen" herab. In der Gegend von Soest überwog der als breiter Saum über die Kappe zurückgeschlagene Strich, und im Osnabrückischen, im südlichen Paderborn und in Lippe umgab die Haube ein nimbusartiger, plissierter und gestärkter Strich, der im Norden der alten Grafschaft Ravensberg zur Schnebbe gebogen wurde. Ganz besondere Ausmaße hatte der Strich im Gebiet der Grafschaft Bentheim angenommen, wo in der Gegend von Nordhorn die aus schwarzem Kleid, schwarzer Schürze, weißem Schultertuch und Schnallenschuhen bestehende Tracht bei der älteren Generation noch im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts gebräuchlich war. Der bei alten Hauben aus echter Spitze, bei jüngeren aus gestreiftem Battist bestehende Strich der weißen Haube rahmt das Gesicht nimbusartig. Darunter sitzt eine enganliegende Untermütze mit weißem Saum und über der Haube der große, aus der Biedermeierschute hervorgegangene Strohhut mit sichelförmiger Krempe, deren Innenrand mit geblümtem oder schwarzem (Trauer) Stoff bezogen ist. Dieser Strohhut wurde auch im Münsterlande und im Saterland (Oldenburgisches Münsterland) getragen, während im Emslande und im Hümling die Strohschute ohne Boden als Arbeitstracht üblich war, aus der das mit einem schwarzen Netz bedeckte Haar hervorsah. Außer dem Strich saß in einigen Gegenden (Ravensberg und Minden, Kreis Lübbecke) über der Frauenhaube noch die Bindse, eine schnebbenförmig verlaufende Stirnbinde, die das Haar verdeckte.

Oldenburg. Ebensowenig wie eine einheitlich westfälische, hat es eine oldenburgische Volkstracht gegeben. Im Norden und Nordwesten, im Jeverland und vor allem im Saterland, wo sich auch die alte friesische Sprache erhalten hat, überwog die ostfriesische Tracht. Im Westen und Süden dagegen, im oldenburgischen Münsterland, herrschten westfälische Haubenformen vor, die Emsländische Haube, die Münsterländische Twigpandsmütze und in den Bezirken des südlich angrenzenden ehemaligen Bistums Osnabrück die Drigpandsmütze. Allgemein verbreitet war auch die in den anschließenden östlichen Gebieten beheimatete kleine Hinterkopf- oder Scheitelhaube von schwach gewölbter Form. Alle ländlichen Trachten sind jedoch bereits seit Jahrzehnten ausgestorben.

Die Schaumburger Trachtengruppen. Eines der wichtigsten deutschen Trachtengebiete mit noch lebender farbenfreudiger Volkstracht ist das Schaumburger Land, das das ehemalige Fürstentum Schaumburg-Lippe mit der Hauptstadt Bückeburg und das Territorium der alten Grafschaft Schaumburg umfaßt. Hier haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts drei Trachtengruppen herausgebildet, die nördliche Lindhorster, die mittlere Bückeburger und die westliche, den Umkreis von Minden mitumfassende Friller Gruppe. Von diesen dreien legt vor allem die Bückeburger ein beredtes Zeugnis ab für den noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts lebendigen Wandel und die Neubildung ländlicher

139. Bauern aus dem Bückeburgischen. Der weiße Rock mit rotem Futter und hoch ansetzenden Schößen stimmte mit der westfälischen Tracht überein. (J. J. Sickert, Trachten der Landleute aus dem Fürstentum Bückeburg und Umgebung, um 1840.)

140. Bäuerin aus dem Bückeburgischen. Letztes Viertel des 19. Jahrhunderts. Die Bückeburger Flügelhaube hat erst in den letzten Jahrzehnten ihren heutigen Umfang erreicht.

Trachten, denn das Hauptkennzeichen dieser Gruppe, die große Flügelhaube, ist erst eine Schöpfung der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts. Auch im Zuschnitt der einzelnen Teile weicht die jetzige Bückeburger Tracht, die im Norden bis zu den Dörfern Pollhagen und Nordsehl und im Süden bis nach Krebshagen und Wendhagen reicht, von der noch um 1850 gebräuchlichen älteren Tracht ab, die ähnlich auch in den beiden anderen Trachtenbezirken getragen wurde, wie ja überhaupt die Herausbildung der drei Gruppen ebenfalls erst neueren Datums ist. Die Männertracht entsprach mit schwarzen Kniehosen mit Latz und Knieschnallen, langem, weißem, rot gefüttertem Rock mit hochsitzenden Schößen und dem breitkrempigen Hut dem niedersächsisch-westfälischen Typus (Abb. 139). Die zweireihige Weste war oft so kurz, daß zwischen ihr und der Hose das Hemd sichtbar wurde. Diese Tracht ist nicht mehr anzutreffen. Dagegen ist die Zusammenstellung von langer Hose, kurzer, zweireihiger Jacke (Kaputh) mit Stehkragen und kleinem Rückenschößchen und runder Pelzmütze in der Gegend von Stadthagen und Lindhorst noch gebräuchlich. Die alte Frauentracht setzte sich zusammen aus dem roten Faltenrock, dessen Vorderbahn die Schürze bedeckte, und einem halbärmeligen Mieder. Über die Unterarme waren Halbärmel (Handschen) gezogen, oder Armbänder aus Seidenband umschlossen das Handgelenk. Das Schultertuch glich einem breiten, in Falten gelegten Kragen, der mit einer Spitze auf den Rücken herabhing und vorn im Miederausschnitt verschwand. Darüber saß die breite, weiße Halskrause. Die Füße steckten in weißen Strümpfen und flachen Hackenschuhen. Auf dem Kopfe thronte eine kleine, schrägansteigende Bandhaube mit keilförmigem Boden, Nackenschleife und Kinnbändern; die in die Stirn vorspringende Schnebbe verdeckte den Haaransatz (Taf. VI).

Die jetzige Tracht hat in allen drei Gruppen den roten Rock mit buntem Saum beibehalten, ebenso die lange, farbige Schürze, das krawattenartige, reich bestickte und mit Fransen besetzte Halstuch, die bunten Zwickelstrümpfe und die flachen Schuhe. Der Bund der Bückeburger Schürze hat sich zu einem breiten gestickten Gürtel ausgewachsen, und das Mieder hat vorn meist einen herzförmigen Einsatz. Dieser fehlt bei der Lindhorster Gruppe, deren Mieder (Brusttuch oder Wams) sonst entsprechend gestaltet ist, desgleichen auch das mit Stickereien und Fransen geschmückte Schultertuch, das die Oberarme eng umspannt, die einfache oder doppelte Halskrause darüber und die bunten Halbärmel an den Unterarmen. Auch der Schmuck ist der gleiche, die Kette aus großen Bernsteinperlen mit rechteckiger Silberschließe, die kugeligen Ohrgehänge, die an den Haubenbändern

141. Bückeburgerin im Hochzeitsstaat. Die farbenprächtige Hochzeitstracht zeichnet sich durch reichen Bandschmuck und das breite „Halsgeschirr" aus.

befestigt werden, und der breite, scheibenförmige Brustschmuck, der bei der Lindhorster Gruppe besonders zur Geltung kommt. Gänzlich verschieden von dem alten Schaumburger Mützchen ist die Bückeburger Flügelhaube. Sie besteht aus einem reich mit Gold bestickten Stirnband, Plitt, dem Rest einer ursprünglich deckelförmigen Mütze. Daran sitzen rechtwinklig zueinander vier breite, mit Pappe gesteifte schwarze Schluppen, Dutzen, die seit dem Aufkommen der Haube an Umfang bedeutend zugenommen haben. Lange schwarze Bänder hängen auf den Rücken herab, und zwei weitere sind unter dem Kinn zu einer langen Schleife gebunden. Oft hält auch nur eine kurze helle Schleife die Haube unter dem Kinn fest. Bei schlechtem Wetter und im Winter trägt die Bückeburgerin einen langen, weiten Radmantel mit breitem Rüschenkragen (Abb. 140). Bei der Lindhorster Trachtengruppe (Abb. 142), die die Kirchspiele Lindhorst, Heuersen, Lauenhagen, Propsthagen und das Amt Rodenberg umfaßt, ist der gleiche Radmantel, meist mit flachem Kragen, im Gebrauch. Ihr Kennzeichen ist die schwarze Steilhaube, die über der Stirn mit leichter Neigung nach vorn in die Höhe steigt und hinten schräg abfällt. Sie hat in den letzten sechzig Jahren ebenfalls an Größe zugenommen. Eine breite, schwarze Kinnschleife und lange Nackenbänder erhöhen die Wirkung der Haube.

142. Bäuerin in Lindhorster Tracht. Sie unterscheidet sich von der Bückeburger durch die schwarze Steilhaube.

Die Abendmahls- und Halbtrauertracht — Ganztrauer ist überwiegend schwarz — sind bei beiden Gruppen, abgesehen von dem bei Halbtrauer meist beibehaltenen roten Rock, auf die Farben Schwarz, Weiß und Blau abgestimmt. Bei Familienfesten dagegen, Hochzeit und Taufe, entfaltet sich die ganze leuchtende Farbenpracht dieser malerischen Tracht. Braut, Brautjungfern und Patinnen tragen hohe Flitterkronen, von denen die Brautkrone häufig mit langen, bunten Seidenbändern geschmückt ist. Die gleichen reichgestickten und mit Fransen besetzten Seidenbänder hängen über den Rock oder den ganzen Körper herab, und Mieder, Schultertuch und Halskrause leuchten in Rot- und Goldstickerei. Der bei solchen Festen vollständig angelegte Schmuck, vor allem das breite „Halsgeschirr", steigert den überaus reichen Gesamteindruck (Abb.141).

Die Friller Tracht (Abb. 143), die in dem Schaumburgischen Kirchspiel Frille und im westfälischen Dankersen bei Minden heimisch ist, unterscheidet sich nicht allein durch die Kopfbedeckung von den beiden anderen Gruppen. Die kleine, von zwei schmalen Kinnbändern gehaltene, vorn in

143. Mädchen aus Frille. Die Friller Tracht hebt sich durch ihre hohe Gürtung und die in zwei hörnerartigen Spitzen endigende Haube von den andern schaumburgischen ab. (Müller-Brauel, a. a. O.)

zwei hörnerartigen Spitzen aufragende und hinten schräg abfallende Haube ist mit Band garniert, das zu einer Stirnschleife geschlungen ist und hinten herabhängt. Sie hat, ebenso wie die Bückeburger Flügelhaube und die Lindhorster Steilhaube, eine besondere Frisur gezeitigt, die Punz, das dicht über der Stirn in Flechten oder einem gedrehten Knoten (Lindhorst) aufgesteckte Haar. Die Friller Tracht hat bis nach der Jahrhundertwende die hohe Taille der ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts beibehalten. Der faltige rote Rock mit breitem seidigem Bund schließt sich an das kurze, ärmellose Leibchen, Bindwams; darüber wird eine Ärmeljacke, Wams, gezogen. Die Schürze hat ein breites, seidenes, buntgeblümtes Gurtband. Zwei entsprechende Bänder hängen häufig unter dem Schultertuch hervor bis auf den Rocksaum. Dieses ist mit Fransen besetzt und von Streifenmustern durchzogen. Die Zipfel des schmalen Halstuches liegen bei der Friller Tracht auf der Schulter.

Zur geschwundenen Männertracht dieser Gruppe gehörten lange, dunkle Hosen mit breitem Latz, eine kurze, zweireihige Jacke aus geblümtem Samt und ein zweireihiger, langer, dunkelblauer Schoßrock mit rotem Futter. Um den niedrigen Filzhut mit breiter, seitlich geschwungener Krempe war ein fransenbesetztes Samtband geschlungen, dessen Enden auf die rechte Schulter fielen.

144. Tracht aus dem Saarland. Kopfbedeckung (das Rozzeköppchen) und Schürze sind die volkstümlichen Reste der sonst städtischen Zuschnitt zeigenden Tracht. (v. Belser-Berensberg, Alt-Rheinisches.)

Die mitteldeutschen Volkstrachten.

Das Rheinland.

Im Rheinland sind, abgesehen von wenigen Resten, die die Jahrhundertwende überdauert haben, die Volkstrachten seit Jahrzehnten geschwunden. Der Rückgang setzt bereits bald nach der Mitte des 19. Jahrhunderts ein, und auch schon vorher hatte sich der Einfluß der Mode hier stark bemerkbar gemacht. So gehörte z. B. zum Sonntagsstaat der wohlhabenden Bäuerin der auch in der städtischen Kleidung vielfach bis weit in die zweite Jahrhunderthälfte hinein beibehaltene Longschal. Auch das Kleid entsprach städtischem Zuschnitt, und es machte wenig aus, daß darunter die „Wulstjacke" getragen wurde, ein ärmelloses Leibchen mit gepolstertem Rand zum Festhalten der Röcke. In einigen Gegenden, vor allem im östlichen Hunsrück, war ein aus schwarzer oder blauer Wolle gestricktes Mieder mit viereckigem vorderen und spitzem Rückenausschnitt im Gebrauch, und im Bergischen Land trug man eine kurze Jacke (Spentser). Über Mieder, Jacke oder Kleid lag stets das dreieckig geknüffte, vorn übereinander geschlagene Brusttuch, hier geschlagenes Brusttuch, hier Schnaubdich (Schnaubtuch) genannt, dessen Zipfel unter der bunten oder einfarbig dunklen Schürze verschwanden. Die Braut trug ein reich besticktes weißes Mulltuch, das vielfach als Sonntagstracht beibehalten wurde. Die Fußbekleidung bestand auch hier aus weißen, später dunklen Strümpfen und flachen Schuhen, deren Schmuck statt der Schnallen häufig Seidenschleifen bildeten. Unterschiedlich waren die Kopfbedeckungen gestaltet, von denen einige sich bis an die Jahrhundertwende gehalten haben. Die meisten verraten deutlich ihre Herkunft von der bürgerlich-städtischen Frauenhaube des 18. Jahrhunderts. Im Saargau (Abb. 144) und im Hochwald, dem mittleren und östlichen Hunsrückgebiet, war ein kleines tellerförmiges Mützchen heimisch aus weißem Leinen, Mull oder Musselin mit eingestickten Mustern, die bei Mädchen weiß, bei verheirateten Frauen schwarz waren. Es hieß an der Saar Rozzeköppchen und war von runder Gestalt, das etwas größere Kamudchen (Kommodchen) des Hochlandes war oval. Beide Häubchen thronten, steif gestärkt und durch eine Papiereinlage gefestigt, auf dem Scheitel und wurden von Kinnbändern auf dem Kopf festgehalten. Den unteren Rand der flachen Haube umgab ein hinten zu einer kleinen Schleife gebundenes Seidenband. Eine Abart des Kamudchens war die im westlichen Hunsrück als Sonntagstracht bevorzugte „Löcherblauhaube", ein ungesteiftes ovales Mützchen aus dicht gefälteltem blauen Leinen mit Lochstickerei. In der Eifel und an der unteren Mosel dagegen wurden enganliegende, fast den ganzen Kopf bedeckende Hauben mit krausgezogenem Boden und schmalen Kinnbändern getragen. Meist schmückte an der Stelle, wo der gekrauste Boden an den glatten anderen Teil stieß, ein Band oder Schleifchen die weiße mit Steppmustern und Stickerei verzierte Haube, hier

Boak genannt. Diese Schleife wuchs sich in der südlichen Eifel, im Maifeld, zu mehreren breiten, am Hinterkopf aufrechtstehenden Bandschluppen aus. Hier auf dem Maifeld hatte sich auch eine bis an den Mittelrhein verbreitete Mädchenhaube herausgebildet, die sog. Ohreisen- oder Haarflechtmütze (Abb. 145). Sie war ein kleines halbrundes Battist-, Samt- oder Seidenmützchen, durch dessen unteren Rand ein hufeisenförmiger Metallbügel, das Ohreisen, gezogen wurde. Sie saß hinten auf dem Scheitel, die Haarflechten lagen kreisförmig darüber um den Hinterkopf, so daß der hintere Teil der Haube von ihnen verdeckt wurde. Durch den Flechtenansatz wurde ein metallener, mit Steinen geschmückter Haarpfeil gesteckt. An weiteren Haubenbildungen wäre das Kornetchen des östlichen Hunsrücks zu nennen, eine im Schnitt der Eifelhaube entsprechende Mütze mit viereckigem aufgesetzten Boden, dessen obere Ecken von vorn gesehen wie zwei kleine hörnerartige Ausbuchtungen wirkten (daher Kornetchen = Hörnchen). Im nördlichen Rheinland dagegen überwog neben einer der Dormeuse des 18. Jahrhunderts entsprechenden Haube die „Brabanter Mütze", eine weitausladende Frauenhaube mit festem Rand und oft breitem „Gardinchen", das bei den Festhauben aus echter Brabanter Spitze bestand. Im östlichen Bergischen Land näherte sich diese Mütze, hier Dimediskappe genannt, bereits der Münsterländischen Haube.

An Stelle des umfangreichen Brautkopfputzes anderer Gegenden schmückte im Rheinland bis nach der Mitte des 19. Jahrhunderts die Braut nur ein kleines Krönchen, dessen Zacken mit Flittern, Glasperlen und Metallblättchen besetzt waren. Verschiedentlich gehörte der Longschal auch zur Brauttracht.

145. Trachten von der unteren Mosel. Der blaue Leinenkittel bildete die Arbeitstracht, Zylinder und Frack zu Kniehosen die Festtracht des rheinischen Bauern. (v. Pelser-Berensberg, a. a. O.)

In der Männertracht war neben dem blauen Schoßrock (Kures) mit Metallknöpfen an Brust, Ärmeln und Schößen als Festtracht auch der Frack mit blauen oder dunklen Bronzeknöpfen bis in die sechziger Jahre hinein gebräuchlich. Solange noch die Kniehose (Box) vorherrschte, trug man lange, aus weißem Tirtich genähte Strümpfe (Hossen). Im Winter wurden Gamaschen darüber gezogen. Der Zylinder, der den Dreispitz ablöste, war neben der Zipfelmütze die alltägliche Kopfbedeckung. Der Festtagszylinder zeichnete sich nur durch feineren Filz aus. Unentbehrlich war dem rheinischen Bauer der blaue Leinenkittel, der Brabanter Kittel, der an der Saar Knip, Schip oder Schiep hieß. Er zog ihn zur Feldarbeit an, bei Gängen über Land als Schutz gegen Sonne und Regen, und sogar auch an Sonntagen, wo statt der werktäglichen schwarzen weiße Stickerei ihn auf den Achselstücken zierte. Darüber wurde um den Hals ein buntes Tuch gebunden (Abb. 145).

Die hessischen Trachtengruppen.

Im westlichen Mitteldeutschland sind die hessischen Trachten die einzigen, an denen die Landbevölkerung bis in die Gegenwart festgehalten hat und von denen die der Marburger Gegend sich noch im 20. Jahrhundert weiter ausbreitet. Das Trachtengebiet umfaßt den nördlichen Teil des Freistaates Hessen und ein großes Stück des ehemaligen Kurfürstentums Hessen-Kassel (preuß.

146. Frauen aus dem hessischen Hinterland, Amt Blankenstein. Die typische Kopftracht ist die schwarze Hemmschuhhaube. (C. Heßler, Hessische Landes- und Volkskunde.)

147. Mädchen aus dem hessischen Hinterland. Breidenbacher Grund. Das Stülpchen mit tellerförmigem Boden ist von dem gleichnamigen Marburger sehr verschieden. (C. Heßler, a. a. O.)

Reg.-Bezirk Kassel). Innerhalb dieses Gebietes haben sich mehrere, zum Teil territorialgeschichtlich bedingte Trachtengruppen herausgebildet, in denen der modische Charakter verschiedener Epochen zum Ausdruck kommt. Die unterscheidenden Merkmale treten auch hier vor allem in der Frauentracht zutage. Die westliche Gruppe erstreckt sich über das sog. hessische Hinterland, ein schmales, früher zur Landgrafschaft Hessen-Darmstadt gehörendes Gebiet, dessen einst weitverbreitete Tracht heute größtenteils ausgestorben ist. Die Frauentracht setzt sich zusammen aus einem als Untergewand dienenden Leibchenrock aus grünem oder rotem Wollstoff und einem kurzen, dicht gefältelten schwarzen Beiderwandrock, an dem das tiefausgeschnittene, vorn verschnürte schwarze Tuchmieder sitzt. Den Miederausschnitt füllt der reichbestickte Stecker (Brusttuch). Über das Mieder und die bald langen, am Handgelenk mit schwarzweißer Stickerei geschmückten, bald kurzen, glockenförmigen Hemdärmel wird eine enganliegende langärmelige Jacke (Mutzen) aus gemustertem Kattun oder dunklem Tuch gezogen, deren weißes Flanellfutter als breiter unterer Rand sichtbar wird. Dieser weiße Umschlag, der in neuerer Zeit meist fortfällt, beschränkte sich auf das Amt Blanckenstein, wo die Tracht zu Beginn des 20. Jahrhunderts geschwunden ist. Hier und im Amt Biedenkopf bedeckten unter den Glockenärmeln des Hemdes gestickte Halbärmel den Oberarm, deren Bezeichnung „Wams" ihre Herkunft von einem nicht mehr vorhandenen Oberkörpergewand verrät. Im Breidenbacher Grund und im Kirchspiel Eisenhausen trägt man an Stelle des Tuchmutzens eine weiße, grüne oder blaue gestrickte Jacke. Über der Vorderbahn des Rockes liegt eine an das farbige Gurtband angereihte oder plissierte Schürze. Darunter sehen die buntbestickten, zur Schleife gebundenen Strumpfbänder hervor (Hessebännel), die die weißen Strümpfe festhalten. Die Füße stecken in halbhohen geschnürten oder gebundenen Schuhen. Um den Hals schlingt sich ein im Nacken geknotetes buntes Halstuch. Außer den bereits kurz erwähnten und zum Teil schon geschwundenen Abweichungen unterschieden sich die Trachten des hessischen Hinterlandes durch die Ausgestaltung der auf die gleiche Grundform zurückgehenden Kopfbedeckung. Am einfachsten ist die stumpfkegelförmige Haube des Kirchspiels Eisenhausen (Breidenbacher Grund, Obergericht). Im Untergericht des Breidenbacher Grundes herrschte das auf dem Hinterkopf sitzende Stülpchen (Abb. 147), das einen durch Pappe gesteiften tellerförmigen Boden hatte und für Mädchen rot, für Frauen blau und bei der Trauer schwarz war. Es ist erst in den letzten zwanzig

148. Bursche und Mädchen aus der Schwalm. Die hohen Schnallenschuhe und die zahlreichen glockenförmig stehenden Röcke kennzeichnen das Alter der Frauentracht.

Jahren aufgegeben worden. Durch Kniffen und Falten des oberen Teiles erhalten die beiden Haubenformen der Ämter Blanckenstein und Biedenkopf ihr charakteristisches Aussehen. Beide umschließen eng den Kopf. Bei der Biedenkopfer Mutsche wirkt der hintere durch Pappe gefestigte, vorn in seiner ganzen Breite gekniffte Teil des Haubenbeutels wie eine Helmzier. Die Blanckensteiner Haube läuft über der Stirn in eine Schnebbe aus (Abb. 146). Darüber legt sich der durch Pappunterlage zungenförmig gestaltete obere Teil der Haube, die wegen dieses Zuschnittes Hemmschuhhaube oder Schnebbekapp genannt wird. Die Kinnbänder hängen im hessischen Hinterland, in der Marburger Gegend und in der Schwalm meist lose oder geknotet auf den Rücken herab. Die bekannteste der hessischen Trachten, die Schwälmer Tracht (Abb. 148) im Tal der Schwalm, einem kleinen Nebenflüßchen der Eder, wurde von dem ursprünglich sich bis hierher erstreckenden Gebiet der Hinterländer Tracht durch die hauptsächlich erst im 19. Jahrhundert sich als eigene Gruppe entwickelnde Marburger Tracht abgespalten und hat seitdem manche Eigenart hervorgebracht. Trotzdem ist der Zusammenhang noch deutlich erkennbar.

149. Hochzeitsgäste aus der Schwalm (Willingshausen). Aquarell von Gerhardt von Reutern, 1827. Die Tracht entspricht im wesentlichen der bürgerlichen Mode des späten 18. Jahrhunderts. (Hessen-Kunst, 1919.)

Auch in der Schwalm trägt man kurze schwarze Röcke, weiße Strümpfe mit bunten Strumpfbändern, deren herabhängende Enden (Platten) mit verschiedenfarbigen Metallplättchen besetzt sind, und halbhohe Schuhe mit einer auf breiter Lasche sitzenden Schnalle. Zahlreiche übereinandergezogene Röcke mit buntem Randbesatz geben dem Unterkörper hier ein glockenförmiges Aussehen; darunter sieht handbreit das weiße Hemd hervor. Das hoch schließende, ärmellose Leibchen (Knappdeng) hat einen herzförmig geschnittenen, mit Knopflöchern und Knöpfen umrandeten Einsatz, von denen eine Reihe nur als Schmuck aufsitzt, während die andere zum Schließen dient. Über dem Knappdeng trägt die Schwälmerin eine engärmlige grüne Jacke mit kleinem Rückenschößchen, und über den Rock bindet sie eine dunkelblaue, hinten übereinandergehende Schürze. Den Hals umgibt ein rot gemustertes, im Nacken geknotetes Halstuch, über das sich eine mit buntem Band gebundene Perlenkette, die Krällen (Korallen) legt. Diese Kette ist neben den Schuhschnallen und Gewandnesteln der Mieder und Männerkittel der einzige Schmuck in der hessischen Tracht. Auf dem Scheitel thront das Betzel, ein rundes Mützchen mit gesticktem Deckel und schmalen schwarzen, an den Enden ebenfalls bestickten Kinnbändern (Betzelschnür). Die für ihn vorgeschriebenen Farben — rot für Mädchen, grün und schwarz für Frauen — werden nicht mehr genau innegehalten. Er bedeckt gerade den auf dem Scheitel aufgesteckten Zopf, Schnatz. Von völlig anderem Aussehen ist die Abendmahlshaube, eine hohe, weiße, mit schwarzer Spitze bezogene Atlashaube mit breitem Samtrand. Darüber fällt ein großer, stark geblauter Schleier, der im Verein mit der Haube der ganzen Gestalt ein wundervoll feierliches Aussehen verleiht. Zur Festtracht der Braut und Brautjungfern (Abb. 149) gehört ein mit buntem Band und Flittern besetztes Pappschild, das beide, die nach ihm „gebretterte Jungfern" genannt werden, auf dem Rücken tragen. Ein auf gleiche Weise hergestellter viereckiger Schmuck, die Ecken, ziert die Schürze über den Hüften. Auf dem Kopfe der Braut schwankt eine hochstehende aus Bändern, künstlichen Blumen und Flittern bestehende Krone. Die Marburger Tracht (Abb. 150), die sich zwischen der

150. Mädchen aus der Gegend von Marburg. Die Marburger Tracht ist die jüngste der hessischen Volkstrachten und hat sich der städtischen Mode am meisten angeglichen.

Schwalm und dem Hinterland immer weiter ausbreitet, ist im Schnitt und Material am meisten mit der Mode mitgegangen. Bis auf die schwarze Trauerfarbe hält sie an keinem festgelegten Farbenkodex mehr fest. Der lange Rock in modischen Farben — bevorzugt sind grün, blau und bräunliche Töne — ist am Rande mit gemustertem Band besetzt. Er wurde früher über ein Schoßmieder mit Hüftwulst gezogen, das vorn zwei Reihen Knöpfe hatte. Dieses schwand bereits in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts — nur in der Abendmahlstracht hat es sich noch gehalten — und das Hauptgewandstück blieb der schon von der Hinterländer Tracht her bekannte Mutzen, der hier einen weiten viereckigen, mit dem gleichen Band wie der Rock besetzten Ausschnitt hat. Diesen bedeckt ein weißes oder buntes, vorn übereinander gestecktes Halstuch. Die schmale Schürze ist an ein farbiges Gurtband angekraust. Unter dem langen Rock sahen früher bunte Zwickelstrümpfe hervor, die Schuhe sind hier flach und ausgeschnitten und haben Bandrosetten. Das über der Schnatzfrisur sitzende Marburger Stülpchen ist eine kleine, buntbestickte Kegelmütze mit lose herabhängenden Kinnbändern. — Die Trachten des südlich angrenzenden Gebietes bis hin zur Wetterau, die heute größtenteils erloschen sind, entsprechen in vielem der Marburger, lassen aber auch deutlich erkennen, daß die ältere Tracht des Hinterlandes einst auch hier in Blüte stand. Daneben haben auch sie lokale Besonderheiten entwickelt, die ihnen ein eigenes Aussehen geben. Hierher gehört z. B. reichlicher Schleifenschmuck, auch Nackenschleifen an der Haube und außer dem Halstuch ein Schulterkragen über dem Mieder. Die Tracht der katholischen Dörfer unterscheidet sich von der Marburger durch größere Buntheit. Zwischen Gießen und der Wetterau hat sich die Hüttenberger Tracht bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts erhalten. Die Festtracht gleicht der Wetterauer sehr und zeigt ebenfalls reich bestickten oder bunt gemusterten Bandbesatz und Schleifenschmuck. Eine breite, fransenbesetzte Schleife hält die Jacke auf der Brust zusammen. Eine gleiche hängt auf die Schürze herab. Die dem Marburger Stülpchen ähnelnde Haube ist mit schwarzem Seidenband besetzt, hat eine breite Nackenschleife und breite verschleifte Kinnbänder. Zur schwarzen Abendmahlstracht wird eine hutähnliche, mit Spitzen und Schleier geschmückte weiße Haube darübergesetzt und ein breites, weißes Schultertuch statt des bunten umgebunden. — Die bereits in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts geschwundene niederhessische Tracht hatte manches mit den angrenzenden niedersächsischen Trachten gemeinsam (roter Wollrock, kragenförmig gefaltetes Halstuch, breite, weiße Halskrause und Armbänder aus dunklem Samtband).

Die Schwalm ist eines der wenigen deutschen Trachtengebiete, in dem sich auch die Männertracht, wenigstens als Kirchgangs- und Festtracht, bis in die Gegenwart erhalten hat. Diese zeigt den modischen Charakter der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts (Abb. 151). Zu weißen Kniehosen wird eine blaue gestickte Weste und ein schwarzer Schoßrock getragen, der an den Schößen, Taschen, Ärmelaufschlägen und vorn von oben bis unten mit Knöpfen besetzt ist. Dunkelblaue Tuchgamaschen bedecken die weißen Strümpfe, die lederne, zur Schleife gebundene Riemen unter dem Knie festhalten. Die Schnallenschuhe entsprechen im wesentlichen denen der Frauentracht. Um den Hemdkragen ist ein schmales Halstuch mit bunt bestickten Zipfeln gebunden. Den charakteristischen Abschluß bildet der breitkrempige Zweispitz. Der Bursch trägt unter der dunkelblauen Tuchweste eine kürzere rote mit niedrigem Stehkragen und grüner Umrandung. Über die blaue Weste wird eine ihr in Farbe, Schnitt und Ausputz entsprechende Ärmeljacke (Ärmelding) gezogen. Weste und Ärmelding sind mit je zwei Reihen Metallknöpfen besetzt. Auf dem Kopf sitzt statt des Zweispitzes die allenthalben verbreitete Pelzmütze mit grünem oder rotem Tuchspiegel und Goldtressenbesatz. Bereits geschwunden ist der lange weiße Drillichrock mit Messingknöpfen, der zur Festtracht gehörte und über der blauen Weste getragen wurde. Im blauleinenen Werktagskittel, der beim Mann recht kurz ist, laufen in der Schwalm auch die Kinder herum. Daneben ist bei den hessischen Bauern ein knielanger schwarzer Leinenkittel und ein fester, runder, brauner Filzhut gebräuchlich.

151. Schwälmer auf dem Kirchgang. Zum Kirchgang und bei festlichen Gelegenheiten trägt der Schwälmer Bauer häufig noch seine alte aus Kniehosen, Schoßrock und Zweispitz bestehende Tracht.

Thüringen und Sachsen.

Die Thüringer Volkstrachten. Von der bunten Mannigfaltigkeit thüringischer Volkstrachten haben nur wenige Reste (Mantel, Kopftuch und Strohhut) das 19. Jahrhundert überdauert. Abgesehen von einigen Gegenden, die zäher an ihrer Tracht festgehalten haben, ist diese im ganzen thüringischen Sprachgebiet in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufgegeben worden, und es war wie an vielen Orten eine Seltenheit, wenn dem Wanderer nach der Jahrhundertwende hier und da noch Einheimische in ihrer ländlichen Tracht begegneten. Ganz besonders gilt dies wieder von der männlichen Tracht, die die städtische Mode zuerst übernommen hat. Sie bot auch hier das gewohnte Bild: die allmählich erstarrten Kostümformen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. Die bei der Feiertagstracht schwarzsamtenen Kniehosen schlossen mit einem buntbestickten Knieriemen ab, der die weißen Strümpfe festhielt. Um den Umlegekragen des Leinenhemdes schlang sich ein buntes Halstuch, das häufig über die hochgeschlossene zweireihige Weste herabfiel. Darüber saß die kurze zweireihige Jacke (Kamisol) mit umgeschlagenem Kragen oder zum Kirchgang und an Festtagen der lange, mit Knöpfen besetzte schwarze, blaue, grüne oder braune Schoßrock. Die Beine deckten oft lange, bis zum Knie reichende Gamaschen, besonders im Winter und bei Fahrten und Gängen über Land. Hierbei wurde auch meist der Leinenkittel übergezogen, der zu Anfang des 19. Jahrhunderts noch von weißer Farbe war und in der Ebene kürzer getragen wurde als auf dem Thüringer Wald. Der Dreispitz, in Thüringen häufig Napoleonshut

genannt, obgleich der eigentliche Napoleonshut eine besondere Form des Zweispitzes ist, hielt sich bis an die Mitte des 19. Jahrhunderts. Dann nahm der Zylinder seine Stelle ein. Nur ganz vereinzelt hielten alte Leute bis ans Jahrhundertende am Dreispitz und dementsprechend auch an den Kniehosen fest. Im westlichen Thüringen, im Werratal, näherte sich der Dreispitz schon der breitkrempigen aufrechtstehenden hessischen Form. Außerdem waren die runde Pelzmütze mit farbigem Tuchspiegel und als Haustracht die Zipfelmütze in Gebrauch. Die *Frauentracht* war in ganz Thüringen, abgesehen von den Varianten der Kopftrachten und kleinen Unterschiedlichkeiten, die sich in jeder Gemeinde herausbilden, ziemlich einheitlich gestaltet. Die Grenzen einer Trachtengruppe richteten sich wie meist in gebirgigen Gegenden hauptsächlich nach den natürlichen Grenzen, Tälern und abschließenden Höhenzügen. Über ganz Thüringen verbreitet war das tiefausgeschnittene, auf der Achsel durch ein Bündchen geschlossene „*Osselhemd*" (Achselhemd) und eine besondere, zum Tanz getragene Form des Osselhemdes, das *Tanzhemd*. Dieses bestand aus einem enganliegenden Leibchen mit angesetztem weitem Rock, der oft eine Weite von $3^1/_2$ m erreichte. Er war entweder an das Leibchen angereiht oder hatte zahlreiche eingesetzte Keile (Späteln, Girn oder Gern). Auf dem Eichsfeld sah die an das Tanzhemd angesetzte Spitze unter dem Rock hervor. Über das Hemd wurde eine langärmlige weiße Leinenjacke gezogen, das *Streifelmieder*, so genannt, weil die Ärmel meist zur Hälfte aufgestreift wurden. Darüber kam das schwarzsamtene oder farbige ärmellose Schnürmieder (*Liebchen-Leibchen*) mit Hüftwulst zum Festhalten der Röcke. Es wurde meist mit Schließen oder Hefteln geschlossen, seltener geschnürt. Den Halsausschnitt deckte das ins Mieder gesteckte oder darüber gekreuzte Tuch, *Brustlappen*, aus buntgemusterter Wolle, Halbseide oder Seide. Über dem Mieder wurde die knappanliegende Kleiderjacke getragen, die sich in Zuschnitt und Ärmelbildung am meisten der Mode anschloß. Der dunkelfarbige Kleiderrock aus dickem Wollstoff war mit Ausnahme der glatten, von der Schürze bedeckten Vorderbahn dicht gefältelt und am unteren Rande mit einem breiten einfarbigen (im Thüringer Walde vorwiegend grünen) oder gemusterten Streifen geschmückt. Die an den Bund gereihte

152. Frau vom Thüringer Walde. Kopftuch (Heidlappen) und Kindermantel sind noch gelegentlich anzutreffen. (L. Gerbing, Die Thüringer Trachten.)

„*Kräußelschürze*" aus Leinen, Baumwolle oder Seide, die unten meist mit einer Frisur, Borte oder Franse abschloß, zeigte wie der Brustlappen und das Kopftuch in der Musterung oft die feinsten und reizvollsten Farbzusammenstellungen, darunter gebrochene und changierende Töne. Als Abart der mittelalterlichen Hoike hatte sich bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts, zu feierlichen Gelegenheiten noch Jahrzehnte länger, der sog. *Dachkragenmantel* gehalten, ein langer dunkler, auf dem Rücken in Falten gelegter Umhang mit kleinem, rechteckigem, gesteiftem Nackenkragen. Den Dachkragenmantel verdrängte der noch heute anzutreffende Kirchen- oder Kindermantel aus gemusterter Baumwolle oder Kattun. Dieser meist dreiviertellange Umhang hat einen breiten, fast ebenso langen, am Rande gereihten oder gekrausten Überkragen. Die Thüringer Bäuerin konnte sich und ihr kleines Kind warm darin einhüllen oder schlug ihn beim Kirchgang unter dem hochgehaltenen Gesangbuch zierlich übereinander. Von den Kopftrachten steht das vereinzelt noch bis in die Gegenwart getragene Kopftuch, der *Kopf- oder Heidlappen*, an erster Stelle. Das turbanartig um den Kopf geschlungene Tuch war besonders am *Thüringer Wald* (Abb. 152) heimisch. Kleine Varianten im Kolorit, in der Musterung und Knüpfung unterschieden auch hier die einzelnen Kirchspiele voneinander. In Ruhla z. B. trug man das Tuch mit hinter dem Ohr herabhängendem Zipfel. Häufig wurde es noch über eine der stattlichen Hauben gebunden, die zur Kirchen- und Festtracht gehörten. Bei diesen sind nach Zuschnitt, Ausputz und Verbreitungsgebiet drei Typen zu unterscheiden. Auf dem Ostabhang des Thüringer Waldes und im Vorland glich die Kirchenmütze einem abgestumpften Kegel. Der buntbestickte Boden war meist trapezförmig oder quadratisch gestaltet. Den vorderen Rand der Haube umgab ein plissierter, häufig zur Schnebbe gebogener Strich oder Besatz (Abb. 153). Außer der Kinnschleife schmückten sie seitlich und auf den Rücken herabhängende Seidenbänder und an Stelle des Kopftuches auch hier und dort ein aufrechtstehendes plissiertes Band auf der Stirnseite. Den reichsten Bandschmuck wies die in *Nordthüringen* beheimatete sog. weimarische oder gothaische Haube auf. Sie zierten außer den zahlreichen, bald wie im Elsaß in zwei großen Schluppen hochstehenden, bald herabhängenden Schleifen und Bändern Fransen, Tressen, Perlen und Sträußchen aus Flitterschmuck, künstlichen Blumen und Straußenfederteilchen. Im *Werratal* zwischen Thüringer Wald und

Rhön, wo sich die Volkstracht vielfach bis über die Jahrhundertwende erhalten hat, war die Haube, hier Sperrheid genannt, von ovaler Grundform, mit länglichem bestickten oder gekraustem („gerupftes Sperrheid") Boden. Als Stickmaterial diente oft bunte Chenille. Während die Kirchenhaube des Thüringer Waldgebietes meist bis in die Stirn hineingerückt wurde, bedeckte das Sperrheid nur den Hinterkopf und ließ die Stirn frei. Am Bodenansatz war ein zur Nackenschleife geknotetes Band um die Haube geschlungen. Auf dem Eichsfeld, wo auch wieder konfessionelle Gegensätze in der Tracht zum Ausdruck kamen, glich die Haube, Schnurbätzel, Storze, Turm- oder Spitzmütze, einer spitzen Tüte. Der Boden lag tief innen, vom aufrecht stehenden Band verdeckt, das auf dem Rücken lang herabhing und unter dem Kinn zur Schleife gebunden wurde. Neben diesen Feiertagsmützen trug man, besonders zur Feldarbeit, den fast überall verbreiteten schutenförmigen Strohhut. Im westlichen Thüringen bildete dieser, reich mit Band und Blumen garniert (Pferdekopf oder Gäulskopf), sogar die Festtracht junger Mädchen. Die Brautkrone (Abb. 154) bestand in Thüringen meist aus hochrotem, in Falten gelegtem Band (Schnur), das gewöhnlich von der Dorfputzmacherin sehr kompliziert auf dem Kopf aufgesteckt wurde. Oben auf der nach ihrem Material Schnurheid oder Bängerheid (Bänger=Bänder) genannten Bandmütze saß ein Sträußchen aus künstlichen Blumen oder der eigentliche aus Blumen, Glasperlen und Flittern gewundene Brautkranz (Flitterheid), der an manchen Orten nur zum Aufgebot getragen wurde. Die Abendmahlstracht war entweder ganz schwarz oder schwarzweiß gehalten (weiße Schürze, weißes Tuch, schwarz-weiße oder weiße Haube). Auf dem Eichsfeld wurde über das dunkle Trauerkleid ein großes weißes Tuch um die Schultern gehängt und der Kopf mit einem weißen Tuche verhüllt.

Die Altenburger Tracht. Im östlichen Teil des ehemaligen Fürstentums, späteren Herzogtums Sachsen-Altenburg hat sich die Bevölkerung eine eigene Tracht geschaffen, die bereits zu Beginn des 18. Jahrhunderts als besondere Volkstracht anerkannt wurde. Diese alte Tracht bestand für den Mann neben langschäftigen Lederstiefeln und einem breitkrempigen Hut mit hohem spitzen Kopf hauptsächlich in einem weitärmligen Überrock mit enganliegendem Oberteil und langem faltigen Schoß. Die Frau trug über ihrer Leinenjacke und dem dicht gefältelten Rock ein tiefausgeschnittenes Schoßmieder. In die Schürze war wie bei anderen Volkstrachten im 19. Jahrhundert vielfach Jahreszahl und Name der Besitzerin deutlich sichtbar eingestickt. Aus dieser Alt-Altenburger Tracht entwickelte sich im Laufe des 18. und in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die wegen ihrer Eigenart allgemein bekannte Tracht, die noch in den siebziger Jahren in Blüte stand, nach der Jahrhundertwende aber kaum noch anzutreffen ist. Von der bunten Farbigkeit des westlich angrenzenden Thüringer Trachtengebietes unterscheidet sie sich durch ihr düsteres Schwarz. Über das mit einem Stehkragen am Halse abschließende Leinenhemd, dessen Rückenteil und Ärmel dicht gefältelt waren, zog der Altenburger Bauer das schwarze, an der linken Seite geschlossene Brusttuch. Die bauschigen schwarzen Kniehosen, an deren Stelle später lange Beinkleider traten, wurden von den breiteiligen rotledernen Hosenträgern gehalten, der sog. Hosenhebe, die sich auf dem schwarzen Brusttuch im Verein mit dessen roter Einfassung wirkungsvoll abhoben (Abb. 156). Darüber saß ein langer schwarzer Schoßrock (Kappe) mit grünem Flanellfutter. Im Sommer

153. Tabarzer Tracht. Lithographie von Hellfarth, nach Zeichnung von H. F. Schneider. 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Neben dem Kopftuch wurde im Thüringer Wald eine abgestumpfte Kegelmütze mit Nackenbändern und plissiertem Rand getragen.

154. Brauttracht vom Thüringer Wald. Lithographie von Hellfarth, nach Zeichnnung von H. F. Schneider. 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Kopfputz der Braut war das rote „Bängerheid" mit kleinem Flitterkranz darauf (Flitterheid).

155. Bäuerinnen aus der Erfurter Gegend. Die sog. Weimarische Haube in Nordthüringen war die umfangreichste der Thüringer Kopftrachten. (E. Duller, a. a. O.)

ersetzte ihn ein glatter weißer Tuchrock, die Weiße (Kappe zu ergänzen) mit bauschigen, dicht gefältelten Ärmeln und langen seitlichen Schlitzen. Ein schmaler schwarzer Lederstreifen faßte den Rock am Rande, ein Samtbesatz ihn an den Ärmeln ein. Statt der Kappe wurde im Winter ein langer Schafspelz von gleichem Schnitt und ebenfalls schwarzer Einfassung übergezogen. Die Füße steckten in hohen Schaftstiefeln oder bequem geschnittenen Riemenschuhen, die die weißen Leinen- oder Wollstrümpfe sehen ließen, und auf dem Kopf saß ein flaches rundes Filzhütchen, dessen schmale Krempe hinten etwas hochgebogen war. Ein schwarzseidenes vorn zur Schleife gebundenes Halstuch und eine kurze braune Jacke an Stelle des Schoßrockes vervollständigten die Männertracht. In der Frauenkleidung überwogen gleichfalls die dunklen Farben. Das Hemd entsprach mit seinem Stehkragen und der kleinen schwarzen Schleife am Halse dem Männerhemd. Darüber wurde eine weitausgeschnittene kurzärmlige Kattunjacke gezogen, deren Ausschnitt der im 19. Jahrhundert bis zum Kinn hinaufreichende, bunte, mit wollenem Band kreuzweis verschnürte Vorstecker oder Latz ausfüllte. Bei der Sonntagstracht trat an die Stelle der Kattunjacke ein Tuchmieder. Der weite Faltenrock schrumpfte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts zu einem knielangen plissierten Röckchen zusammen, das den Körper so eng umschloß, daß es nur umgelegt und vorn gebunden werden konnte. Er bestand an Werktagen aus quergestreiftem Wollstoff oder Kattun, bei der Festtracht dagegen aus dunkler Seide mit breitem Bandbesatz. Wie der Rock war auch die weiße, später dunkle Schürze in dichte Falten gelegt. Diese enge Fältelung, ein besonderes Charakteristikum der Altenburger Tracht, wurde mit einem gläsernen Reibstein ausgeführt. Aus dem gleichen Stoff wie der Rock war der Spenzer gearbeitet, eine Jacke mit oben weiten, das Handgelenk engumschließenden Ärmeln, die die Bäuerin beim Ausgang über das Mieder zog. Er wurde über der Brust von einem breiten schwarzseidenen Band zusammengehalten. Zur älteren Tracht gehörte ein in tiefe Falten gelegter, steifer, schwarzer Tuchmantel mit rotem Futter. An seine Stelle trat im Laufe des 19. Jahrhunderts ein dem Thüringer Kindermantel ähnelnder Kragenmantel. Die zunächst wie die Männerstrümpfe aus Leinwand genähten, dann aus weißer, blauer oder schwarzer Wolle oder Baumwolle gestrickten Strümpfe wurden unter den Knien von farbigen Strumpfbändern festgehalten, die der kurze Rock nicht mehr bedeckte. Im Gegensatz zu den hochhackigen Schuhen des 18. Jahrhunderts waren die flachen schwarzen, häufig buntgestickten Samt- oder Tuchschuhe im 19. Jahrhundert fast absatzlos, wie sie auch die Modetracht der ersten Jahrzehnte vorschrieb. Sie wurden daher bei schlechtem Wetter durch hochschäftige Lederstiefel ersetzt. Den größten Wandel haben die Kopftrachten durchgemacht. Im 18. Jahrhundert wand das Mäd-

156. Altenburger Bauern. Von C. F. Hempel nach Kronbiegel 1839. Über dem schwarzen „Brustlatz" der Männer sitzen die roten Hosenträger. Die Enden des Frauenkopftuches stehen am Hinterkopf wie breite Flügel ab.

157. Altenburger Bauer um 1815. Radierung von Strauch. Im Sommer trug der Bauer einen glatten weißen Rock mit langen Seitenschlitzen.

chen um die auf dem Wirbel aufgesteckten Zöpfe ein rotes Band, die Nestbänge (Nestbinde), davor eine „Vorbinde" aus schwarzer Seide. Aus der Nestbinde entwickelte sich ein fester Kopfputz, das Nest, das aus mehreren ineinandergeschachtelten und mit buntem Band bezogenen Pappringen bestand. Die verheiratete Frau trug eine hohe, nach oben sich verbreiternde Pelzmütze mit Kinn- und Nackenbändern, den Saumagen. Bei der Trauer deckte ein weißer Schleier die hohe schwarzseidene Haube, der teils über den Rücken herabhing, teils als breite weiße Binde Ohren und Kinn verbarg. Von ähnlich zylindrischer Form war das Hormt (Hormet, Hormbt), die der Lausitzer Borta verwandte Kopftracht der Patinnen, Bräute und Brautjungfern, die nach ihr „Hormtjungfern" genannt wurden. Es war eine mit rotem Samt oder Damast bezogene hohe zylindrische Mütze, die mit silbernen Plättchen benäht war, von denen vergoldete Blättchen herabhingen. Dickes geflochtenes Seidenband, ursprünglich der mit Band durchflochtene Haarzopf, spannte sich wie ein Bügel über das Hormt. Dieser Zopfbügel wurde im Verlauf des 19. Jahrhunderts durch einen Blumenbogen ersetzt. Darüber saß das eigentliche aus Glasperlen, Gold- und Silberflittern bestehende Jungfrauenkränzchen. Rote Bänder, die Enden der unter dem Hormt umgelegten Stirnbinde, flatterten auf den Rücken herab, und zwei unter dem Kinn zur Schleife gebundene hielten es auf dem Kopf fest. Der Spenzer der „Hormtjungfern" war im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert eine lange rote Jacke mit breitem faltigen Schoß, dem verkürzten friesischen Kortel nicht unähnlich, deren vordere Ecken umgeschlagen wurden und das bunte Futter sehen ließen. Die zylindrische Haube, die um 1800 wohl ihre größte Höhe erreichte und oft mit einem zur Schleife gebundenen oder in zwei breiten Flügelenden abstehenden Kopftuch umwunden wurde, schwand zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Übrig blieb nur das den Kopf fest umhüllende Tuch mit dem im Nacken durch Pappe gesteiften, breit auf den Rücken herabhängenden Zipfel. Ein wie ein Fächerpilz gestalteter Bandschmuck am Hinterkopf, die Haube, war das Abzeichen der verheirateten Frau. Auch dieser schwand im Laufe des 19. Jahrhunderts. Neben dem auf dem Rücken ausgebreiteten Kopftuch trug ein mit Fransen besetztes Schultertuch und eine breite Seidenschleife über dem hochstehenden Vorstecker zu dem etwas unförmig gedrungenen Aussehen der Altenburger Bäuerin bei.

158. Altenburger Braut um 1815. Radierung von Strauch. Der bis ans Kinn hinaufreichende Vorstecker, der Spenzer mit breiter Bandschleife und der kurze, enge Faltenrock charakterisieren die Frauentracht.

Die schlesischen und die sudetendeutschen Trachtengruppen.

Die oberschlesischen Trachten. Gerade im industriereichen Oberschlesien hat sich in einigen Bezirken ländliche Tracht in teilweise recht ausgeprägter Eigenart bis in die Jetztzeit lebendig erhalten,

159. Altenburger Braut. 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der geflochtene Bügel der Jungfrauenkrone (Hormt) wurde im 19. Jahrhundert zu einem Blumenbogen.

während sie in Niederschlesien seit Jahrzehnten so gut wie erloschen ist. Ein eigenes Trachtengebiet bildet heute das Dorf Schönwald bei Gleiwitz, das sich eine bis ins 20. Jahrhundert hinein wandlungsfähige Frauentracht bewahrt hat. Über dem vorn geschlossenen weißen Leinenhemd mit kleinen Puffärmelchen, die von einer roten Bandschleife zusammengehalten werden, sitzt ein kurzes schwarzes Tuch-, Samt- oder Seidenmieder mit dem üblichen Hüftwulst (Wurst). Roter Bandbesatz und die Verschnürung nur noch andeutende Silberschnüre und vergoldete Knöpfchen beleben es (Abb. 160). Darüber wird ein hoch hinaufreichender faltiger Tuchrock gezogen, der früher kürzer war und einen rotgrünen Saum hatte. Den vorderen Einsatz aus weniger gutem Stoff bedeckt die dunkel gemusterte, bei der Festtracht aus Samt oder Seide bestehende und vorn mit langer Schleife geschmückte Schürze. Ehrenjungfrauen und Erstkommunikantinnen haben eine weiße Schürze. Zum Ausgang zieht die Schönwälderin eine schwarze, langärmelige Jacke über, die am unteren Rande einen breiten schwarzen Samtbesatz hat und am Halse mit einem kleinen Stehkragen abschließt. Sie reicht vorn kaum bis unter die Brust und nimmt nach hinten an Länge zu. Dieser Zuschnitt ist eine Neuerung der letzten dreißig Jahre, eine Anlehnung an die Reformmode der damaligen Zeit. Vorher war die Jacke länger, hatte einen Schoß und wie der Rock einen rotgrünen Saum. Um die samtbesetzte Tuchjacke zu schonen, bedient man sich auch einer etwas längeren mit schwarzer Spitze. Das Haar hängt in langem Zopf auf den Rücken. Darüber bindet die Schönwalder Bäuerin jetzt ein schwarzes fransenbesetztes Kopftuch mit grün und rot besticktem Rand, statt des bis nach der Jahrhundertwende üblichen weißen. Zur Festtracht gehört ein dem Kopftuch entsprechendes, über dem Mieder gekreuztes Brusttuch. Damit die schöne wie beim Kopftuch selbst ausgeführte Stickerei recht zur Geltung kommt, steht die kurze, im Rücken in Falten gelegte, schwarze Tuchjacke der Braut weit auseinander. Sie ist rot oder violett gefüttert und hat wie der Rock einen hellroten Rand und hellblaue oder lila Ärmelaufschläge mit grüner Schleife. Um den Hals tragen die Braut sowie Brautjungfern und Brautfrauen, die das Brautgefolge bilden, außer der Glasperlenkette eine kleine Spitzenkrause. Bei Braut und Brautfrauen ist sie mit rotem und grünem Band besetzt. Die Jungfrauenkrone in Gestalt eines bei der Braut breiteren, bei den Brautjungfern schmaleren Kranzes aus künstlichen Blumen und silbernen und weißen (Braut) oder silbernen und grünen (Brautjungfern) Flittern ist mit herabhängendem Band geschmückt, das beim Gefolge der Braut grün, bei dem des Bräutigams rot ist (Abb. 161). Auf dem Kopf der Brautfrauen sitzt eine ein- bis vierfache Hülle. Über eine bunt bestickte Stirnbinde, die über eine weiße Leinenhaube gebunden wird, kommt eine weiße Mütze (Kapitze) mit das Gesicht rahmender Spitzenkrause und hellblauem (hinten), rotem oder grünem (an den Seiten) Bandschmuck und als letzter Abschluß darüber eine mit Pelz umrandete Seidenhaube mit den gleichen grünen oder

160. Frau in Schönwalder Alltagstracht. Auch alte Frauen tragen den langen Hängezopf. (Fr. Kalsig, Schönwald.)

161. Braut aus Schönwald, O.-S. Die Farben des Flitterkranzes, der Bänder und Besätze sind bei Braut und Brautgefolge genau festgelegt. (Fr. Kalsig, a. a. O.)

Bauer und Bäuerin aus dem Ochsenfurter Gau (Unterfranken).
(L. Adelmann, Bayerische Trachten 1856).

roten Bändern, die nach dem Brautgefolge unterschieden sind (Abb. 162). Die weiße Trauer ist um die Jahrhundertwende durch blaue ersetzt worden. Zu der um die gleiche Zeit geschwundenen Männertracht gehörte eine zweireihige Weste, eine kurze zweireihige Jacke und ein langer Tuchmantel mit Doppelkragen.

162. Brautfrauen aus Schönwald. Kennzeichnend ist die mit Pelz umrandete Seidenhaube über der weißen Mütze mit Spitzenkrause. (Fr. Kaisig, a. a. O.)

Von der sich über die Gegend von Tarnowitz und Beuthen erstreckenden Roßberger Tracht (Roßberg bei Beuthen) hat sich die Frauentracht am meisten städtischen Modeformen angepaßt, während in der Männertracht einzelne Kleidungsstücke den kostümlichen Charakter des 17. Jahrhunderts festgehalten haben. Dies gilt vor allem von Rock und Weste (Bruschlik, poln. Bruczlek und Kamisol), die, beide fast gleich lang und mit hochsitzender Taille, Goller und Wams des 17. Jahrhunderts nahekommen. Andererseits sind auch in Schnitt und Farbe Anlehnungen an den neueren Uniformrock hier unverkennbar. Beide sind aus blauem Tuch mit roter Umrandung und Metallknöpfen (Abb. 163). Gelbe Lederhosen, oft bis zu den Knöcheln, Schaftstiefel und ein Hemd mit Umlegekragen, um den ein mit den Zipfeln herabhängendes seidenes Halstuch geknotet wird, vervollständigen die Festtracht. Als Kopfbedeckung dient die bereits bekannte Pelzmütze mit Tuch-, Samt- oder Lederspiegel. Der blaue Tuchmantel der Roßberger Tracht mit weißem Futter und in Quasten endender Schnurverzierung vorn und auf den vertikalen Taschenklappen reicht, wie es in Schlesien allgemein üblich war, bis auf die Füße und hat einen niedrigen Stehkragen. Die Burschentracht unterscheidet sich durch lange blaue Tuchhosen (Abb. 164), einen über den Bruczlek gebundenen Seidenschal und einen flachköpfigen blauen Hut mit breiter geschweifter Krempe und Bandschmuck, an dem der „Kranzelherr" einen aufrecht stehenden Strauß mit langer Schleife trägt.

Die Tracht der Frau entspricht mit langem dunklem Rock, loser Jacke und Longschal der Mode im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts. Als wirkliche Volkstracht anzusprechen ist neben der meist hellfarbigen breiten Seidenschürze vor allem das Schoßmieder (Bruczlek), das über ein kurzärmeliges Hemd mit Spitzenkrause und Schleifenschmuck gezogen wird. Ausschnitt und Schöße sind mit gemustertem hellblauem Band umrandet. Bestandteile echter Volkstracht sind ferner das bunte Brusttuch, das zweizipfelig im Nacken geknotete Kopftuch und die weiße Haube. Diese bedeckt den ganzen Kopf und hat die Form eines abgestumpften Kegels, dessen unteren Rand eine breite Spitze umgibt. Zwei seitliche, im Muster oft mit der Seidenschürze korrespondierende Bänder werden unter dem Kinn zusammengesteckt. Die Mädchenfesthaube besteht aus einer den Kopf umschließenden Haube, an der zu beiden Seiten zahlreiche Bandschluppen und auf dem Rücken lange Bänder herabhängen. Darauf wird eine buschige Myrtenkrone gesetzt oder ein Flitterkranz (Abb. 164). Als Schmuck sind hauptsächlich

163. Männertracht aus Roßberg. Der blaue Rock mit roter Umrandung und Metallknöpfen zeigt die Einwirkung der Uniform.

164. Kränzelherr und Kränzeldame aus Roßberg. Ein Kranz auf der Mädchenhaube und ein Blumenbusch und Bänderschmuck am Hut oder Rock des Burschen zeichnen beide aus.

mehrreihige Ketten aus Korallen, Bernstein oder Glasperlen gebräuchlich.

Eine ebenfalls zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch lebendige Trachtengruppe umfaßt den Bezirk der ehemaligen Standesherrschaft Pleß. Die Frauentracht setzt sich aus dem für Schlesien charakteristischen zweiteiligen Hemd (Rock und Ärmeljacke), einem fast bis zur Taille ausgeschnittenen Seiden-, Samt- oder Brokatmieder, das häufig mit Flitterstickerei bedeckt ist, und dem langen faltigen Rock mit farbigem Saum zusammen. Ein besonderer Schmuck des Kleides ist die bunte seidene Festtagsschürze. Über der Hängezopffrisur mit langer seidener Haarschleife liegt ein unter dem Kinn geknotetes buntes Kopftuch, unter dem die verheiratete Frau außerdem ihre glatte Frauenhaube trägt. Zur Festtracht der Braut und Brautjungfern gehören auch hier Kränze mit reichem Flitter- und Bandschmuck.

Von den übrigen mit geringen Abweichungen über ganz Schlesien verbreitet gewesenen Haubenformen haben sich nur hier und da geringe Reste erhalten. Verschwunden ist die auch in der Mark und Lausitz verbreitete Barthaube (Festhaube). Der plissierte „Bart" hing hier zu beiden Seiten der den Kopf eng umschließenden Haube herab und wurde auf der Brust von einer Schleife zusammengehalten. Auch die am Alltag getragene kattunene Schnebbenhaube mit Nackenschleife und breiten Bändern ist nicht mehr anzutreffen, ebenso die „Schnurrgurke" mit breiter, das Gesicht rahmender Spitze. Dagegen findet sich noch, z. B. in Richtersdorf bei Gleiwitz, eine wie alle schlesischen Hauben den ganzen Kopf einhüllende Tüllhaube mit Rüsche und langer Kinnschleife. Weste und Rock der Männertracht waren mit Überschlagkragen versehen. Zum langen Schoßrock (Gottestischrock — also Kirchentracht) aus schwarzem, blauem oder grünem Tuch wurde ein hoher Zylinder getragen.

Die sudetendeutschen Trachten. Jenseits der Reichsgrenzen schließen sich die sudetendeutschen Volkstrachten in ihrer Zusammensetzung und im Kolorit dem gesamtdeutschen Trachtengebiet an. An erster Stelle stehen hier die Trachten des Egerlandes, und unter diesen wiederum die den Westzipfel umfassende eigentliche Egerländer Tracht im engeren Sinne. Denn zu den verschiedenen Trachtengruppen des ganzen Egerlandes gehören auch schon solche, die in ihrer Buntheit und den von ihnen bevorzugten Farben slawischen Einfluß verraten, vor allem die Tracht der Pilsener Gegend. Die Egerländer Tracht ist heute bereits geschwunden und wird nur noch gelegentlich zu festlichen Anlässen hervorgesucht. Die Hauptblütezeit der zuletzt bestehenden Frauentracht fällt in die beginnende 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts und zeigt in einzelnen Kleidungsstücken deutlich modischen Einschlag. Dies kommt in erster Linie wieder an der über dem Mieder getragenen schwarzen Jacke mit Überschlagkragen und gefälteltem Schoß zum Ausdruck, die die Schinkenärmel der Biedermeierzeit beibehält. Das Mieder ist auf dem Rücken reich verziert. Vorn bedeckt es das buntgeblümte Tuch, das über der Brust gekreuzt und hinten geknotet wird. Darunter sehen die kurzen, häufig bestickten und von einer Bandschleife zusammengehaltenen

165. Frauentracht aus Roßberg. Breiter Spitzenbesatz und breite bunte Seidenbänder bilden den Schmuck der weißen Haube.

Puffärmel des Hemdes hervor. Über der Vorderbahn des langen, ebenfalls nach städtischer Mode zugeschnittenen Rockes von roter, schwarzer oder gelblicher Farbe liegt die schwarze Schürze. Das Kopftuch mit bunter Blumenborte ist so gebunden, daß zwei Enden sich über den Schläfen zu Puffen bauschen und ein drittes lose auf den Rücken herabfällt. Hierin weicht die neuere Tracht am meisten von der zu Beginn des 19. Jahrhunderts gebräuchlichen ab, zu der ein weißes, zu einer hochstehenden Haube mit überfallendem Zipfel und zwei im Nacken flügelartig abstehenden Enden geknüpftes Kopftuch gehörte. Das schmale gekreuzte Schultertuch ließ damals das Schnürband des weit auseinander stehenden Mieders deutlich sehen. Die Männertracht hat den älteren Charakter bewahrt. Auf ihre Ähnlichkeit mit der Altenburger Tracht ist verschiedentlich hingewiesen worden (Abb. 166). Die schwarzen, unter dem Knie mit Riemen gebundenen Lederpumphosen reichen hoch hinauf. Mit einem großen und mehreren kleinen Messing- oder Bronzeknöpfen werden sie an breiten, dreiteiligen Lederhosenträgern befestigt. Darunter sitzt die Weste (Brusttuch) aus dunklem Samt und darüber eine kurze braune oder grüne Tuchjacke (Gola) mit besponnenen Knöpfen. Die engen Schaftstiefel lassen die weißen Strümpfe etwas sehen. Den Hals umgibt ein schwarzseidenes, im Nacken geknotetes Halstuch, und auf dem Kopf trägt der Egerländer einen schwarzen Filzhut mit flachem rundem Kopf, der vorn mit dicht gefälteltem Seidenband bedeckt ist, das seitlich in mehreren Schluppen über die Hutkrempe hinaushängt. Bei der älteren Tracht war um den Hut ein helles Band gelegt, das hinten zu einer Rosette zusammengefaßt wurde. Über den Hosenträgern saß im Hause eine zweite ärmellose Weste mit dichter Metallknopfreihe, beim Ausgang eine entsprechende Jacke oder ein langer faltiger Schoßrock.

166. Egerländer Bauern gegen Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Männertracht erinnert in Farbe und Formengebung an die Altenburger. Charakteristisch für die Frauentracht ist die Knüpfung des Kopftuches. (N. Pröckl, Eger und das Egerland, 1845.)

In der deutschen Sprachinsel um Iglau kommt die Deutschstämmigkeit der Bevölkerung auch in der bis in die Gegenwart gebräuchlichen Tracht zum Ausdruck. Über mehreren Unterröcken tragen die Frauen einen hellen Kleiderrock, darüber eine blaue Schirtingschürze (Fürsteck, Abb. 167). Das obere Hemd (Kittel) hat kurze, von farbigem Seidenband zusammengehaltene Puffärmel und am Hals eine Spitzenkrause. Darüber sitzt ein weitausgeschnittenes Mieder, das von über der Brust verschleiften roten Seidenbändern zusammengehalten wird (Hinawieder = Hin und wieder). Das bunte Brusttuch fehlt auch hier nicht, und außerhalb des Hauses wird über das Mieder eine mit Perlenborte verzierte Tuchjacke gezogen. Das geblümte, verschlungene Kopftuch hängt mit einem Ende auf den Rücken herab. Die Füße stecken in farbigen Strümpfen und hochlaschigen Schnallenschuhen. Die Männertracht ist nicht mehr als ganz reine Volkstracht anzusprechen. Sie setzt sich aus Lederhosen, Schaftstiefeln, gerader, hochgeschlossener Samtweste, blauer Tuchjacke und schwarzem runden Filzhut zusammen (Abb. 168).

Neben der Iglauer hat sich die Böhmerwaldtracht im Vorlande des Gebirges bis ins 20. Jahrhundert gehalten. Die Männertracht lehnt sich mit ihrem breiten, gestickten Hosengurt, den graubraunen Wadenstutzen aus Schafwolle und dem breitkrempigen, braunen Filzhut mit grünem Band an die Tracht der Älpler an. Dazu werden eine hochgeschlossene Weste (Leibl) mit doppelter Hornknopfreihe — bei der Festtracht besteht sie aus roter Wolle oder Seide mit Metallknöpfen —, lange Tuchhosen oder Lederkniehosen, eine

167. Iglauer Bäuerin. Die Frauentracht zeigt deutlich ihre Verwandtschaft mit der Egerländer. (E. Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde.)

kurze Jacke und im Winter oder bei schlechtem Wetter ein brauner Mantel mit dreifachem Kragen getragen. Die Festtracht der Frau besteht aus halbärmeligem Hemd, weitausgeschnittenem Mieder, über dem das buntblumige, gekreuzte Brusttuch liegt, und dem wie fast überall modischem Schnitt entsprechendem Spenzer mit oben bauschigen und unten engen Ärmeln. Der faltige Rock ist aus Seide oder geblümtem Kattun gearbeitet. Darüber breitet sich die farbige Seidenschürze aus, und um den Kopf ist das schwarzseidene Kopftuch geschlungen.

168. Iglauer Bauer. Bei der Kleidung des Mannes sind nur noch Einzelheiten als Volkstracht anzusehen. (E. Lehmann, a. a. O.)

169. Mädchen in der Tracht des Gaues Ochsenfurt (Unterfranken). Sie ist die reichste und farbenprächtigste der fränkischen Trachten.

Die oberdeutschen Volkstrachten.

Die fränkischen und bayrischen Trachten.

Franken. Von den fränkischen Volkstrachten haben vor allem die Ochsenfurter Gautracht in Unterfranken, die Effeltricher im nördlichen Mittelfranken und die Tracht des Mistelgaues in Oberfranken das 19. Jahrhundert überdauert. Die Tracht des Ochsenfurter Gaues (Abb. 169, Taf. VII), die um die Jahrhundertwende weit über Würzburg hinaus anzutreffen war, besteht für die Frau aus einem Leibchen mit Hüftwulst und zahlreichen Unterröcken, über die der plissierte dunkelrote oder rotbraune Kleiderrock mit blauem oder grünem Randbesatz und das seitlich tief ausgeschnittene Mieder gezogen werden. Über dem Mieder sitzt eine kurze enge Jacke aus Damast oder Samt mit Seiden- und Flitterbesatz um den viereckigen Ausschnitt und um die Ärmel, die entsprechend der Mode des 19. Jahrhunderts keulenförmig geschnitten sind und Achselwülste haben. Den Jackenausschnitt deckt ein farbiges Brusttuch, die Vorderbahn des Rockes eine seidene Schürze mit buntem Besatz. Auf dem Kopf trägt die Ochsenfurter Bäuerin die spitzkegelige Langhaube aus schwarzer Seide mit langen Bändern und Schluppen. Die inzwischen aufgegebene Frisur setzte sich aus zwei vierzehnflechtigen (die einzelnen Flechten aneinandergenäht) Zöpfen zusammen, die im Nacken von Schmucknadeln festgehalten wurden. Über den Scheitel zogen sich drei Samtbänder.

Bei der Effeltricher Tracht (Abb. 170) südlich von Forchheim deckt die buntseidene Schürze den plissierten rotbraunen Rock fast ganz. Die dunkelfarbige, tiefausgeschnittene Jacke ist mit zwei schrägen Knopfreihen besetzt, deren eine zum Verschließen dient. Den Ausschnitt füllt auch hier das fransenbesetzte Brusttuch, dagegen ist an die Stelle der Haube ein auf dem Scheitel geknotetes Kopftuch getreten, dessen eines Ende auf den Rücken herabhängt, während die beiden anderen seitlich abstehen. Die Effeltricher Jungfrauenkrone ist ein auf einem Kopfreif sitzender hoher, runder Aufbau aus künstlichen Blumen, Perlen, Flittern und Glasgehängen. — Die bereits in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts geschwundene Männertracht bestand aus schwarzen Kniehosen, hochgeschlossener Weste mit hellfarbigem

Rande und dichter Metallknopfreihe und zweireihigem langem Schoßrock mit schmalem Umlegekragen und Aufschlägen. Den Anzug vervollständigten weiße Strümpfe und Schnürschuhe, eine über dem Hemdkragen zur Schleife geknotete Halsbinde und ein breitkrempiger Zweispitz mit Bandschmuck.

Ähnlich der Effeltricher Männertracht ist die noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts im **Mistelgau** (Bezirk Bayreuth) gebräuchliche. Die am Knie mit Riemen gebundenen schwarzen Lederhosen werden von entsprechenden Hosenträgern gehalten. Über der Weste sitzt ein ovales gesticktes Bruststück. Der kragenlose, halblange, schwarze Schoßrock wird mit Ösen geschlossen. Ihm entspricht im Schnitt der zum Kirchgang angelegte lange Schoßrock. Die Beine stecken in kniehohen Schaftstiefeln, und auf dem Kopf sitzt der breitkrempige Zweispitz. Dem Brautpaar hängt an der linken Seite ein großes buntes Taschentuch herab. — Von der Frauentracht ist am Ende des 19. Jahrhunderts manches aufgegeben worden, so die Kurzhaub genannte abgestumpfte Kegelhaube, die diademförmige Jungfrauenkrone und die weitärmelige Jacke. Auch der von hinten über den Kopf gelegte vielflechtige Zopf ist einer weniger komplizierten Frisur gewichen. Nur Trachtenreste haben sich im Mistelgau und im übrigen Oberfranken noch bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts gehalten: ein langer angekrauster Rock über einem gesteppten Unterrock, ein Mieder mit tiefem viereckigem Ausschnitt, die hochgeschlossene, langärmelige Jacke und das im Nacken geknotete Kopftuch.

170. Effeltricherin im Feststaat. An die Stelle der Haube ist hier das Kopftuch getreten. (Aufnahme: Schneider, Nürnberg.)

Zu der um die Jahrhundertwende ebenfalls nicht mehr lebendigen mittelfränkischen Tracht gehörten trichterförmige Hauben, deren runder Boden wie die schwäbischen Radhauben mit breit abstehendem Spitzenrand umgeben war.

Bayern. Im Bayern südlich der Donau ist die im Dachauer Moos nordwestlich von München heimische **Dachauer Tracht** (Abb. 171) erst am Anfang des 20. Jahrhunderts allmählich aufgegeben worden. Die Männer trugen über hohen Schaftstiefeln schwarze Lederkniehosen mit schmalem Hosenlatz und gesteppten Verzierungen, eine hochgeschlossene rote oder grüne Tuchweste mit zwei Reihen Silbermünzenknöpfen und eine kurze braune, grüne oder blaue Tuchjoppe, die mit Band eingefaßt war, einen schmalen Umlegekragen und Hornknöpfe hatte. An den Feiertagen wurde der lange schwarze Tuchrock mit übersponnenen Knöpfen, grün umrandeten Brustaufschlägen und Stehkragen übergezogen und der rundköpfige und breitkrempige schwarze Filzhut aufgesetzt. — Zur Frauentracht gehörte ein Hemd, dessen dreiviertellange Ärmel mit einer Krause abschlossen, ein grüner Wollunterrock, ein grünes, im Rücken mit farbigen Damaststreifen besetztes Wollleibchen und ein schwarzwollener faltiger Oberrock mit hellem Saumbesatz. Das an ihm befestigte kurze Mieder war hinten gleichfalls mit bunter Damastborte eingefaßt und wurde über der Brust mit blauen Wollbändern kreuzweis verschnürt. Dahinter steckte ein halbmondförmig geschnittener Latz aus buntem Damast, und um den Hals schlang sich ein schwarzes mit Goldtresse besetztes Seidenband, das vorn ein breites silbernes

171. Dachauerin aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Charakteristisch ist die mit Flor besetzte Schleifenhaube und die ziemlich kurze Taille.

Schloß zusammenhielt. Über dem Mieder saß eine kurze halbseidene Jacke mit Achselpolstern in den Ärmeln und silberner Verschnürung über der Brust. Die Schürze aus gemusterter Halbseide mit breitem schwarzsamtenem Bund schmückte vorn eine lange Seidenschleife. Die Füße bedeckten weiße, blaubestickte Wollstrümpfe und tiefausgeschnittene mit Samt und Fransen besetzte Schuhe, und die Kopftracht bestand aus einer bunten Damasthaube mit schwarzen Ohrenklappen und hochstehender schwarzer Seidenschleife auf dem Scheitel. Vom vorderen Rand der Haube fiel ein schwarzer Tüllschleier tief ins Gesicht.

Die bekannteste aller deutschen Volkstrachten ist die von Mittenwald bis Berchtesgaden verbreitete oberbayrische Gebirgstracht (Abb. 172, 173), von der in den letzten fünfzehn Jahren immer wieder Einzelheiten in die städtische Sommerkleidung aufgenommen worden sind (Haferlschuhe, Dirndlkleid, sog. Berchtesgadener Jacke und der blaue Leinenjanker). In zahlreichen Variationen erstreckt sich diese Tracht über das ganze deutschstämmige Alpengebiet und paßt sich ebenso wie die der Küstenbewohner der Landschaft und den Lebensbedingungen an. Die Lederkniehosen der Männertracht (Krachlederne) haben einen breiten Latz und gesteppte grüne Verzierungen am Latz, Taschenrand und neben der Schnürung am Knie. Die grüne Tuchweste schmücken häufig statt der früher üblichen Münzen runde Silberknöpfe, die nur zur Hälfte geschlossen werden, um die gestickten Hosenträger mit Quersteig und das rotgemusterte Halstuch über dem Umlegekragen des Hemdes sehen zu lassen. Darüber sitzt eine kurze graue oder bräunliche Lodenjoppe (Janker) mit Hornknöpfen, schmalem Überschlag, grünem Stehkragen und grüner Paspelung. Im Sommer wird an ihrer Stelle meist eine blaue Leinenjacke getragen. Die Beine bedecken die vom Knie bis zu den Knöcheln reichenden Stutzen oder Loferln aus dicker grauer Wolle mit grünem Randmuster. Die Füße stecken in genagelten Lederschuhen oder Stiefeln. Der Filzhut mit schmaler Krempe und eingedrücktem oder spitzem niedrigem Kopf, den Schnur und Quaste, Gemsbart oder Adlerflaum zieren, hatte bis ins 3. Viertel des 19. Jahrhunderts noch eine breite Krempe und einen spitzen Kopf. Als Wetterschutz dient dem Älpler der Kotzen, ein langrechteckiger mit einem Kopfloch versehener Überwurf aus grobem Loden. — Die Frauentracht hat in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts manches der städtischen Mode entlehnt. Rock und Mieder sind seitdem aus dem gleichen Stoff gearbeitet. Darüber wird festtags ein seitlich zugehaktes Trägermieder aus schwarzem Samt gezogen, das vorn mit dem kreuzweis durch Haken und Ösen gezogenen Geschnür, silbernen Ketten mit Münzen, geschmückt ist. Den ergänzenden Schmuck bildet ein silbernes Kettenhalsband mit vorn sitzender, vergoldeter Schließe. Eine weiße oder gemusterte Schürze, ein buntes, in den Miederausschnitt gestecktes Brusttuch und der seit dem 18. Jahrhundert gebräuchliche und in seiner formalen Entwicklung dem Männerhut entsprechende grüne Filzhut mit Schnur und Adlerflaum oder Blumenbusch, dessen Kopf außerdem mehrfach mit Goldschnur umwunden und dessen Krempe mit Goldspitze belegt wird, vervollständigen die Festtracht. Die Alltagskleidung besteht im Sommer aus einem enganliegenden Kattunkleid mit weitem Ausschnitt und kurzen engen Ärmeln, oder man begnügt sich mit dem ärmellosen Leibchen über dem Hemd. Den Hut ersetzt, besonders bei älteren Frauen, ein im Nacken geknotetes Kopftuch. Die an hohen Festen angelegte Kirchentracht ist schwarz.

In den übrigen Teilen Südbayerns, besonders im bayrischen Schwaben, ist die Tracht bis auf wenige, zu Beginn des 20. Jahrhundert noch lebendige Reste im Ries zwischen fränkischem und schwäbischem Jura, ausgestorben. Das Kleid lehnte sich hier schon seit Jahrzehnten stark an städtischen Zuschnitt an. Die Taille (Spenzer) hatte Ärmel, die am Ellbogengelenk gepufft waren und am Oberarm gereihte Zwischenteile oder mehrfachen Borten- und Rüschenbesatz zeigten. Darüber saß ein hohes schwarzes Atlasmieder mit gesteppten Ornamenten und reichem Goldbesatz. Außer dem Geschnür trug die Bäuerin silberne Ketten, die auf den Rücken herabhängen, vorn am Halse durch ein großes mit Steinen geschmücktes Schloß zusammengehalten werden. Den Kopf bedeckte die flache leinene Riegelhaube oder verschiedene Formen der schwäbischen Backenhaube, die ein kleines, vorn oder hinten auf dem Scheitel sitzendes Kugelmützchen ist mit rechteckigem oder dreieckigem Boden (Kappenbläß), gesteppten Backenlaschen, breiten gezackten Kinnbändern und langer Nackenschleife. Durch einen diademförmigen, vergoldeten Aufputz auf dem kleinen Häubchen, der sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem hohen, fächerförmigen Drahtgestell auswuchs, entwickelte sich aus diesem die bis nach Überlingen verbreitete Reginahaube.

172 u. 173. Oberbayrische Gebirgstracht. Die Älplertracht erstreckt sich in zahlreichen Abarten auch über das ganze österreichische Alpengebiet. (Quaglio, Oberbayrische Volkstrachten, um 1820.)

Im Ries treten in den noch um die Jahrhundertwende lebendigen Trachtenresten konfessionelle Unterschiede zutage. In den katholischen Gegenden thront die schwarze Backenhaube auf dem Scheitel, am Hinterkopf abgeschlossen durch die aufrechtstehenden, faltig zusammengefaßten Nackenbänder. Die protestantische Bäuerin trägt die Haube, bei der die Backenlaschen fortgefallen sind, tief unten über dem im Nacken aufgesteckten Haarknoten, ferner im Gegensatz zu der Schwarz bevorzugenden katholischen Bäuerin blaugraue bedruckte Wollröcke, nach der Musterung Wolkenröcke genannt. Die Reste der Männertracht beschränken sich auf eine einreihige, hochgeschlossene Weste, kurze Jacke oder blauen Leinenkittel und hohe, über die Knie gehende Schaftstiefel. Den Kopf bedeckt eine Tuchmütze mit seitlich herabhängender Kordel oder ein schmalkrempiger steifer Filzhut mit rundem Kopf. Zur Kirchen- und Festtracht gehört ein langer schwarzer Schoßrock.

Württemberg und Baden. Unter den württembergischen Trachten steht die in Betzingen (Abb. 175, 176) und einigen anderen Dörfern des Amtes Reutlingen noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts gebräuchliche wegen ihrer leuchtenden Farbenpracht an erster Stelle. Die Frau trägt zum langärmeligen Hemd mit Bund und Spitzenkrause am Handgelenk einen faltigen dunkelblauen Tuchrock mit hellblauer (alltags) oder goldener (sonntags) Randborte. Den Oberkörper bedeckt ein rotes Tuchmieder mit Gold- oder Silberbortenbesatz im Rücken und an den Seiten und grüner Seidenbandverzierung am Ausschnitt. Unter den blauseidenen Schnürbändern leuchtet der Brustlatz aus buntbesticktem roten Tuch hervor. Um Hals

und Miederausschnitt schmiegt sich ein Goller aus bedrucktem Samt mit grünseidenem Rand und Bandrosettenbesatz, das mit grünen Wollbändern über dem Mieder festgeknotet wird. Dieses Goller, das als besonderes Gewandstück der städtischen wie der ländlichen Tracht zu Beginn des 16. Jahrhunderts aufkommt und in veränderter Form von der Modetracht des frühen 19. Jahrhunderts wieder aufgenommen wird, ist kennzeichnend für eine ganze Reihe schwäbischer und alemannischer Volkstrachten. An Festtagen wird eine weiße Leinenschürze mit kleiner Hüftkrause umgebunden, deren rote Seidenbänder vorn herabhängen. Unter dem Rock sehen die weißbestrumpften, in dunkelblauen Tuchschuhen mit Lederspitze und Samtbesatz steckenden Füße hervor. Über den mit schwarzem Band durchflochtenen Hängezöpfen thront das erst im 19. Jahrhundert aufgekommene „Kugelkäppli", eine kleine mit geblümtem Kattun umwundene Deckelmütze mit schwarzer Rosette auf dem Deckel und schmalen herabhängenden Bändern. Die Kirchentracht ist schwarz mit faltiger Schürze und engärmeliger, vorn gebundener Leinenjacke (Kittel) über dem Mieder. An Stelle des Kugelkäppli wird eine schwarze Florhaube mit angesetztem Randschleier (Flor) und auf dem Rücken zur Schleife gebundenen Nackenbändern getragen. Die Jungfrauenkrone mit farbigen Bändern entspricht in ihrer kleinen runden Form dem Kugelkäppli. Um den Hals hängt eine mehrreihige Granatkette mit goldenem Medaillon. — Die reichbestickten gelben Lederkniehosen der Männertracht sind im Laufe des 19. Jahrhunderts langen weißen Leinenhosen gewichen, die sich dem langen weißleinenen kragenlosen Schoßrock mit Metallknöpfen anpassen. Als leuchtender Farbfleck tritt aus dem Weiß die mit Messingkugelknöpfen hochgeschlossene rote Tuchweste (alltags schwarz) hervor. Entsprechend dem Kugelkäppli der Frauentracht setzt der Mann ein kleines schwarzes Lederkäppchen auf. Alle übrigen Bestandteile der Tracht, der dunkelblaue Tuchrock mit Aufschlägen nebst dem Dreispitz, die schwarze Samtjacke und eine Samtmütze mit Pelzbesatz sowie die Schnallenschuhe, sind seit Jahrzehnten geschwunden.

In der Rottenburger und Rottweiler Gegend bis ins Badische nach Villingen wurde noch in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts die Radhaube (Rädleskapp) getragen, deren Abart die bis an den Bodensee verbreitete Reginahaube ist. Wie bei dieser zog sich um die eigentliche, auf dem Hinterkopf sitzende und unter dem Kinn gebundene Haube mit gesticktem Boden eine breite Scheibe aus schwarzer Chenille und Goldstickerei. Vom unteren Rande hingen über den Rücken vier breite schwarze Seidenbänder herab. Zwischen diesen sahen die mit roten Bändern durchflochtenen Hängezöpfe hervor. Das Kleid lehnte sich an modische Formen des 19. Jahrhunderts

174. Tracht im bayrischen Schwaben (Kemptener Gegend). Die Radhaube, in Bayern auch Reginahaube genannt, war im ganzen deutschen und schweizerischen Bodenseegebiet heimisch. (E. Duller, a. a. O.)

175. Betzinger Tracht. Im Gegensatz zu der feierlich schwarzen Kirchentracht stehen die leuchtenden Farben der Festtracht.

Württembergische Trachten aus dem Oberamt Göppingen.
(Heideloff, Volkstrachten des Königreichs Württemberg).

Tafel VIII.

an und hatte in seinem Ärmelzuschnitt viel Ähnlichkeit mit der Tracht im bayrischen Schwaben.

Das Gegenstück zu der farbenfrohen Betzinger Tracht bildet die feierlich schwarze der protestantischen Bäuerinnen in der Baar (Abb. 178) zwischen Schwarzwald und Heuberg. Den langen schwarzen Faltenrock umschließt eine dichtgefältelte schwarze Schürze. Über das dreiviertelärmelige Hemd wird das vorn verschnürte Mieder (Laibli) aus schwarzem geblümtem Seidensamt gezogen, das im Rücken einen dreieckigen Tucheinsatz mit weißer Einfassung wie die Vorderseiten hat. Unter die Schnürbänder wird der schwarze Brustlatz mit schmalem rotem Saum geschoben. Ein viereckiges am Miederausschnitt festgebundenes weißes Goller bedeckt den Hals. Den Abschluß bildet eine engärmelige offenstehende schwarze Tuchjacke mit Samtumrandung. Um den Kopf schmiegt sich eng eine runde schwarze Damasthaube mit Nackenbändern. Rote Wollstrümpfe belebten früher des strenge Schwarz. In den katholischen Gegenden der Baar bis ins Höllental hinein ist die Tracht farbiger. Über dem schwarzen Rock sitzt ein rotes mit goldenen oder silbernen Streublumen besticktes und entsprechender Schnur kreuzweis verschnürtes Samtmieder (Brust) und ein ebenfalls besticktes grünes Goller. Der festliche Kettenschmuck wird hier über der farbigen Seidenschürze um die Taille gebunden an Stelle des zuvor üblichen Gürtels mit reicher Metallstickerei. Die Kopfbedeckung ist die kleine schwarze Backenhaube mit ovalem, goldbesticktem Boden, Kinnschleife und langen Nackenbändern.

Die Abgeschlossenheit der einzelnen Schwarzwaldtäler hat eine Fülle interessanter und eigenwilliger Trachtenformen hervorgebracht. Im Gutachtal (Abb. 177) sind die Bollenhüte heimisch, ovale, mit Gips gesteifte, weiße Strohhüte mit flachem, schwarzem Kopf und großen geschorenen, bei Frauen schwarzen, bei Mädchen roten Wollbällen darauf. Unter dem Hut sieht die enganliegende, unter dem Kinn gebundene Florhaube hervor, deren Tüllrand an den Seiten in winzig kleine Säumchen genäht ist. Die Tracht ist in den übrigen Teilen überwiegend schwarz: schwarze Jacke mit kleinen Rückenschößchen, schwarzer Faltenrock mit glatter Vorderbahn und schwarze Schürze, beide stark mit Appretur versehen. Im Gegensatz hierzu stehen die bauschigen weißen Halbärmel des Hemdes, das leuchtend rote Futter der engen, vorn stets offenstehenden Ärmeljacke und der rote Wollunterrock. Das seitlich geschlossene schwarze Mieder, sowie das mit Bändern darüber festgebundene Goller sind häufig mit bunten

176. Tracht im Steinlachtal, Württemberg, Schwarzwaldkreis. 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von der Betzinger Tracht unterscheidet sich diese nur durch das weiße Goller.

177. Bauernmädchen aus Schramberg, Württemberg, Schwarzwaldkreis, OA.-B. Oberndorf. Über der Florhaube sitzt der heute hauptsächlich im Gutachtal heimische „Bollenhut". (E. Duller, a. a. O.)

178. Hahnentanz in der Baar. Farbiger Aquatintastich von Alois Schreiber, um 1825. Die protestantische Bäuerin geht schwarz gekleidet, die katholische trägt farbiges Mieder und Goller.

Streumustern und farbigen Randborten bestickt. Um den Hals liegt ein schwarzseidenes Halstuch. Schwarze oder weiße Zwickelstrümpfe und spitz ausgeschnittene flache Lederschuhe vervollständigen die aparte Gutacher Tracht.

Im Brigachtal (St. Georgen), wo die Tracht schon um die Jahrhundertwende im Schwinden war, saß über dem durch eingeflochtene Bänder verlängerten Hängezopf ein in mancher Beziehung dem Bollenhut ähnelnder Strohhut mit seitlich aufgerollter Krempe, dessen zylindrischer Kopf — schwarz mit weißer Deckplatte — mit vier schwarzen (Frauen) oder roten (Mädchen) Wollbällen auf schwarzem Seidenband geschmückt war. Den hinteren Krempenteil zierte fächerförmig gelegtes schwarzes Strohband. Die Haube unter dem Hut aus schwarzer Seide und geblümtem Samt lag am Kopf eng an und hatte kurze Kinnbänder und lange schmale Nackenbänder. Zu dunklem Rock, farbiger gemusterter Schürze und grün gefütterter Jacke gehörte ein Mieder aus schwarzem geblümtem Samt, darüber ein schmales, besticktes Goller.

Ohne Bollen- oder Strohrosettenschmuck werden die flachköpfigen, geschwungenen weißen oder schwarzlackierten Strohhüte im Renchtal und in der Gegend von Simonswald (Abb. 179) und Furtwangen zwischen Gutach- und Brigachtal getragen, dazu eine Backenhaube mit den üblichen gezackten Nacken- und Kinnbändern und ovalem goldbesticktem Boden, der durch das hochgesteckte Band ziemlich tief zu liegen kommt, ferner ein vorn geknöpftes, hochschließendes Mieder.

Auch im württembergischen Schwarzwald um Freudenstadt und Alpirsbach waren gelbe geschwungene Strohhüte gebräuchlich, deren Krempe in ähnlicher Weise mit strahlenförmig aufgenähter schwarzer Strohborte verziert war. Die Backenhaube wird hier zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch in ihrer einfachsten Form ähnlich wie in St. Georgen getragen als enganliegendes schwarzes Seidenmützchen mit kleinem dreieckigem, buntem Samtdeckel, von dem zwischen den Zöpfen die langen Nackenbänder herabhängen. Zur vollständigen Tracht gehörte ein farbiger faltiger Wollrock mit dunkler Schürze darüber, ein blaues Tuchmieder, dessen Ausschnitt ein buntes Brusttuch bedeckte, und eine kurze enge Jacke mit grünem Futter.

179. Simonswalder Tracht. Der Strohhut hat heute einen flachen Kopf. Das Mieder ist hochgeschlossen. (Jos. Bader, Badische Volkssitten und Trachten, 1844.)

Im Prech- und Elztal ist die andere Hutform zu Hause, die die badenschen Volkstrachten hervorgebracht haben, der hohe, kräftig gelbe und glänzend lackierte Zylinderstrohhut, der bereits um die Jahrhundertwende kaum mehr anzutreffen ist. Darunter sitzt die schwarzseidene Backenhaube mit buntem Boden und langen Nackenschleifen. Über dem dunklen Faltenrock mit farbigem Saum liegt eine faltige Schürze, auf die vorn eine breite bunte Seidenschleife herabfällt. Mieder und Goller sind mit Tressen, Perlen, Bändern und Schleifen geschmückt. Eine kurze enge Jacke und ein buntes Kattunhalstuch vervollständigen die nur noch selten angelegte Tracht.

In den Tälern des mittleren Schwarzwaldes, im Kinzig-, Schapbach- und Renchtal, sowie in den nach der Rheinebene abfallenden Teilen des Gebirges, von der Gegend um Offenburg bis zum Markgräfler- und Hauensteiner Land im Süden hat sich die bis ins Elsaß hinein gebräuchliche Schleifenhaube in den verschiedensten Spielarten ausgebreitet (Abb. 180). Um Offenburg bedeckt die auf der Hängezopffrisur sitzende schwarze Seidenhaube mit silberbesticktem Boden noch den ganzen Kopf und endigt vorn in einer großen aufrecht stehenden Schleife. Im sog. Markgräflerland (Abb. 181) zwischen Lörrach und Freiburg hat sich bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts als letzter Rest der bereits ge-

180. Hanauer Tracht. Das zur ehemaligen Grafschaft Hanau-Lichtenberg gehörende Hanauer Ländchen (südwestlich von Bühl) ist neben dem südlichen Markgräfler Land das Hauptverbreitungsgebiet der alemannischen Schleifenhaube in Baden. (Jos. Bader, a. a. O., 1844.)

181. Markgräfler Weinbauern. Von der Haube ist nur noch die große Schleife übriggeblieben. (Jos. Bader, a. a. O., 1844.)

schwundenen Tracht neben Fransentuch und Schürze die am Haarknoten befestigte, große schwarze, in Fransen endigende Kopfschleife erhalten. Neben diesen großen, schon den elsässischen nahekommenden Schleifenhauben stehen die kleinen des Schapbach-, Kinzig- und Renchtales. Die einfachste Form ist die schwarze Damasthaube des Renchtales mit kleiner Schleife über der Stirn und schmalem Flor. Ein gereihter Rock, eine kurze, tief ausgeschnittene Jacke über dem engen Mieder mit dem gekreuzten Brusttuch und eine farbige Schürze mit seidener Schleife geben der Tracht ihren besonderen Reiz. Im Schapbach- und Kinzigtal hat die auf dem Hinterkopf sitzende feste runde Haube einen goldbestickten Boden. Die Schleife liegt auf dem Scheitel. Das buntgemusterte Mieder wird hier auf der Achsel gebunden. Desgleichen hält eine bunte Schleife die über das gekreuzte Brusttuch gezogene Jacke zusammen. Die Jungfrauenkrone, Schäpel genannt (von mhd. schapel, Kranz), die in den übrigen Tälern ähnlich gestaltet ist, besteht aus einem auf dem Kopfe thronenden, dichten Kranz aus Flittern und künstlichen Blumen.

182. Schäfer in Hauensteiner Tracht. In wesentlichen Bestandteilen reicht die Männertracht bis ins 17. Jahrhundert zurück. (E. Duller, a. a. O.)

Auch zu der gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufgegebenen Tracht der ehemaligen Herrschaft Hauenstein (Hotzenwald bei Hauenstein und Säckingen) gehörte die Schleifenhaube, die hier aus einer in die Stirn gezogenen schwarzen Seidenhaube mit besticktem Boden und auf dem Scheitel zur Schleife gebundenen Bändern bestand. Der in seinem oberen Teil in enge Falten gelegte Rock fiel unten glatt herab. Ihn bedeckte die an den Rändern bestickte, dunkelblaue oder weiße Leinenschürze, von der ein lose geschlungenes Band hinten auf den Rock herabhing. Das auf der Schulter gebundene, rotwollene Mieder (Laibli) war mit schwarzem Samtband dicht besetzt. Unter den Schnürbändern saßen ein bis zwei farbige, mit bunter Borte und Stickerei verzierte Vorstecker, oberhalb derselben das ebenfalls bestickte Halskoller. Über das Mieder wurde das kurze, meist weiß eingefaßte und mit Samt besetzte, ehemals rote dann schwarze Schoßjäckchen gezogen. Das Hauensteiner Schäppel, ein kugeliges Krönchen aus Perlen und Flittern, ist das winzigste aller deutschen Jungfrauenkronen. Die Hauensteiner Männertracht war eine der wenigen, die in einzelnen Bestandteilen bis weit ins 17. Jahrhundert hinaufreichte (Abb. 182). Zu diesen zählten das lange, rechtsseitig zugehakte rote Brusttuch mit der farbigen Webkante als unterem und Samtbesatz als oberem Abschluß, ferner ein runder, weißer Halskragen mit angesetzter Krause

und zwei paarweise vorn herabhängenden Bändern. Dieser wurde schon vor dem völligen Schwinden der Tracht beiseite gelassen. Ebenso trat an die Stelle der ursprünglich am Knie dicht gefältelten Leinenhose eine schwarze Samthose mit Kniebändern. Der kurze Schoßrock ohne Kragen und Knöpfe zeichnete sich durch breite, nahe am Rande sitzende Taschenklappen aus. Weiße Strümpfe und flache Laschenschuhe oder hohe Stiefel bedeckten Beine und Füße. Als Kopfbedeckung diente ein schwarzer Strohzylinder mit seitlich gewölbter Krempe und farbigem Band oder die allseitig verbreitete Pelzmütze mit Tuch- oder Samtdeckel.

Mit Ausnahme dieser besonders altertümlichen Hauensteiner Tracht war die Männertracht, die nur in einzelnen Gegenden die Jahrhundertwende überdauert hat, im ganzen Schwarzwaldgebiet ziemlich einheitlich gestaltet. Die Kniehose aus Leder oder schwarzem Samt hat sich im Kinzigtal am längsten gehalten. Sie wurde meist an gestickten grünen Hosenträgern befestigt. Wo sie geschwunden ist, sind an ihre Stelle häufig lange blaue Tuch- oder Leinenhosen getreten (Offenburg, Prechtal [hier auch schwarz]). Zur alten Offenburger Tracht gehörte wie im Hauensteinischen auch das rote Brusttuch. Sonst herrscht überall die Tuch- oder Samtweste mit Metallknöpfen. Ihre Farbe ist in den einzelnen Tälern verschieden, schwarz um Offenburg und im Kinzig-, Schapbach-, Prech- und Gutachtal, in den beiden letzteren auch rot wie im Renchtal. Verschiedenfarbig ist ferner das Futter des langen, kragen- und knopflosen, dunklen Schoßrockes, weiß bei der alten Offenburger Tracht, schwarz im Prechtal, rot im Kinzig-, Schapbach- und Gutachtal, hier außerdem auch weiß oder grün. Neben diesem Kirchenrock steht als Alltagstracht die kurze schwarze oder blaue Jacke, ebenfalls aus Samt oder Tuch mit Metallknöpfen. Um den hochgeschlagenen weißen Hemdkragen liegt meist ein schwarzseidenes Halstuch. Die typische Kopfbedeckung neben der Pelzmütze ist ein rundköpfiger Filzhut mit schmaler oder breiter Krempe. Im Gutachtal ist der Kopf zylinderartig gestaltet. Weiße Strümpfe und hohe Schaftstiefel, Schnürstiefel oder flache Laschenschuhe (alte Offenburger Tracht) vervollständigen die Tracht.

183. Elsässerin von Kochersberg um 1830. Über die noch kleine Schlaufkappe wurde der breitkrempige „Scheibenhut“ gesetzt. (Kassel, Über elsässische Trachten.)

Das Elsaß. Wie die Bückeburger Flügelhaube, so ist auch die als typisch elsässische Tracht angesehene Schleifenhaube (Schlaufkappe) in ihrer prägnantesten Form erst eine Schöpfung der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Daß sie sich nicht ausschließlich auf das Elsaß beschränkt, hat bereits die Betrachtung der badischen Volkstrachten ergeben (Markgräflerland, Gegend von Offenburg). Auch im Elsaß selbst ist sie durchaus nicht überall gebräuchlich gewesen. Ihr Geltungsbereich greift im Süden nicht weit über Straßburg und im Norden nicht viel über Hagenau hinaus. Bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts war das auf dem Scheitel zu einer Schleife geknüpfte schwarze (protestantische) oder rote (katholische) Band, das die kleine ovale Haube mit gesticktem Boden umgab, noch ziemlich schmal (Abb. 183). Dann beginnt die Schleife zu wachsen und nimmt bald solche Dimensionen an, daß sie nicht mehr aufrecht zu stehen vermag. Die Schluppen werden künstlich gestützt oder hängen an den Seiten schlaff herunter, und die nach hinten gerückten Bänder fallen bis auf den Rücken (Abb. 184). Diese ins Riesenhafte gewachsene Schleife hängt nicht mehr mit der Haube zusammen, sondern wird einzeln umgebunden. Wie im badischen Markgräflerland so ist auch im Elsaß zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Schlaufkappe, auch Heiliggeisthaube genannt, im Verein mit dem buntbestickten Schultertuch und der Schürze vielfach der letzte Rest einheimischer Tracht,

184. Elsässerin aus Mietesheim. Die Schlaufkappe des Unterelsaß (hauptsächlich verbreitet zwischen Straßburg und Hagenau) erreichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ihre höchste Ausdehnung. (Kassel, a. a. O.)

die im Oberelsaß schon seit längerer Zeit ausgestorben ist. Vollständige Volkstracht wird um die Jahrhundertwende nur noch in mehreren vorwiegend protestantischen Dörfern des Schlaufkappengebietes getragen. Sie besteht aus halb- oder langärmeligem Hemd, dessen spitzenbesetzte Ärmel hochgerollt werden. Über den Ausschnitt wird das ebenfalls mit Spitzen verzierte, weiße „*Nackmäntele*" gebunden, das dem Goller der badenschen und württembergischen Trachten entspricht. Darüber sitzt das vorn geschnürte, tief ausgeschnittene Samtmieder mit dem farbenprächtigen, reich bestickten Vorstecker. Das früher im Nacken geknotete, jetzt meist in den Miederausschnitt gesteckte Schultertuch mit Stickerei und Fransenschmuck läßt von dem Nackenmäntele nicht viel sehen. Der plissierte rote, grüne oder violette Rock, die *Kutte*, ist am Rande mit geblümter Samtborte oder mehreren Reihen schwarzen Samtbandes besetzt. Über die Schürze (*Vortuch*) aus gemusterter Baumwolle, Seide oder Leinwand hängt vorn eine bunte Schleife herab. Die früher beim Ausgang übergezogene, kurze, enge und vorn meist offenstehende Jacke (*Wämstel*) ist wie vielfach seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts fast überall durch den der Modetracht entlehnten, hochgeschlossenen, losen „Kasaweck" verdrängt worden, der von Protestantinnen schwarz, von Katholikinnen auch bunt getragen wird. Die weißen Zwickelstrümpfe sind hauptsächlich noch dort zu finden, wo der kurze Rock vorherrscht, so zu Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem noch in Mietesheim und einigen anderen Dörfern des sog. Hanauerlandes.

Im Umkreise von Weißenburg thront an Stelle der Heiliggeisthaube ein ovales Häubchen mit kleiner, aufrecht stehender, schwarzer oder roter Schleife auf dem Scheitel. Sie bedeckt das hier zusammengedrehte Haar, das im Nacken gebunden und in breiter Strähne über den Hinterkopf nach oben gekämmt wird. Das Brusttuch ziert vorn eine Schleife, ebenso ist auch die enge tief ausgeschnittene

185. Brautjungfern aus Hunspach im Elsaß. In der Weißenburger Gegend zierte die enge Ärmeljacke eine breite Schleife. (Laugel und Spindler, Trachten und Sitten im Elsaß.)

Ärmeljacke vorn und am Handgelenk mit je einer Schleife geschmückt (Abb. 185).

Neben den verschiedenen Haubenformen (Abb. 186) ist im Elsaß noch ein flacher, breitkrempiger Strohhut gebräuchlich, der ursprünglich über die Schlaufkappe gesetzt wurde, nachdem diese sich aber auszudehnen begann, nur noch bei der Feldarbeit getragen wurde. Nach seinem Material wird er Scheibenhut (vom mhd. schoup — Strohbündel) oder nach der hinten sitzenden künstlichen Rose Rosenhut genannt. Lange Bänder, mit denen er ursprünglich unter dem Kinn festgebunden wurde, hängen auf den Rücken herab. Wie die badischen so sind auch die elsässischen Jungfrauenkronen besonders klein.

Zu der noch um die Jahrhundertwende gebräuchlichen Männertracht gehören lange dunkelblaue Tuchhosen, die bei ihrem Aufkommen zu Beginn der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts in Anlehnung an die jüngst vergangene Modetracht an den Seitennähten von oben bis unten dicht mit Knöpfen besetzt waren. Der letzte Rest dieser langen Knopfreihe sind in einigen Dörfern, darunter Mietesheim, etwa acht bis zehn Knöpfe längs der Tasche. Über dem Hemd sitzt eine kurze rote oder schwarze Tuchweste (Brustti = Brusttuch) mit zwei Reihen Messingknöpfen. Den gleichen Knopfschmuck zeigt die kurze schwarze oder dunkelblaue Tuchjacke (Mutzen). Der lange Mutzen (Schoßrock) ist am Ende des 19. Jahrhunderts bereits eine Seltenheit, desgleichen der Zweispitz. Wie in Baden wird ein flacher, runder Filzhut getragen und an Stelle des Halstuches seit langem die Krawatte über dem Umlegekragen des Hemdes.

186. Festhaube in Krautergersheim, südwestlich von Straßburg, um 1860. Der Haubenstrich ist hier zu einer breiten plissierten Rüsche geworden.

Die Volkstrachten der Schweiz.

In den großen Zusammenhang des gesamtdeutschen Volkstrachtengebietes sind auch die österreichischen und Schweizer Trachten mit einzubeziehen, soweit sie von einer deutschstämmigen und deutsche Mundarten sprechenden Bevölkerung getragen werden. Von der Schweiz gilt dies für den gesamten Norden, Osten und die Zentralschweiz einschließlich des Nordostens von Graubünden, des größten Teils des Kantons Bern und des Ostens des Kantons Freiburg.

Die Nord- und Ostschweiz. Die Volkstrachten der angrenzenden Nord- und Ostschweiz haben manches mit den südwestdeutschen Trachten gemeinsam. So war die Radhaube des Bodenseegebietes auch auf der Schweizer Seite im Thurgau heimisch, und das Goller fehlt fast in keiner der zahlreichen, hauptsächlich durch die Kopfbedeckungen, den Schnitt und Ausputz des Mieders und der Jacke und im Kolorit voneinander abweichenden Volkstrachten, von denen heute nur noch wenige Reste lebendig sind. Zu diesen gehört die noch an Festtagen angelegte Frauentracht von Inner-Rhoden, dem südöstlichen Teile des Kantons Appenzell. Sie hat sich aus der Modetracht des späten 18. Jahrhunderts entwickelt und sich auch im Laufe des 19. Jahrhunderts stets der jeweils modischen Kontur angeglichen. Ihre charakteristische Note erhält sie, abgesehen von der Kopftracht, hauptsächlich durch die über dem Mieder sitzende Jacke, die Schlotte. Diese ist eine eng anliegende, mit Fischbein gesteifte Schoßtaille, deren vordere Schneppe mit einer silbernen Agraffe geschlossen wird. Eine silberne Kette (Sperlig) hält sie über der

Brust zusammen. Darunter wird das ebenfalls mit silberner Kette verschnürte Mieder und das das Hemd bedeckende Goller (Brüechli) aus weißem Leinen mit Appenzeller Stickerei sichtbar (Abb. 189). Der am Brüechli sitzende, in letzter Zeit aber auch einzeln umgelegte Brüechlikragen fällt über den Kragen der Schlotte, den ein breiter plissierter Spitzenansatz schmückt. An Stelle der nur besonderen Feiertagen vorbehaltenen Schlotte wird seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zum Ausgang eine hochgeschlossene dunkle Ärmeljacke übergezogen, die sich vor allem im Ärmelschnitt der jeweiligen Mode anpaßt. Die Vorderbahn des langen, vorn glatten Faltenrockes deckt die helle, mit einem Volant abschließende Damastschürze, auf die an langer Kette ein silberner Schmuck, der Aedler, herabhängt, der sich aus zweimal je drei früher an einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln (Name), heute an einer stilisierten Schmuckplatte befestigten, großgliedrigen Kettenenden zusammensetzt. Broschen, Halsketten und Haarpfeile vervollständigen den reichen Schmuck der braunroten (älteren) oder schwarzen (neueren) Inner-Rhoder-Tracht. Die festliche Kopfbedeckung ist die Schlappenhaube (Abb. 187), eine selbständige Weiterbildung der Flügelhaube des 18. Jahrhunderts. Sie besteht aus dem auf dem Hinterkopf sitzenden „Goldbortkäppli“, einer kleinen länglichen Kappe mit Goldstickerei, Goldspitzenbesatz und roter Nackenschleife. Zu beiden Seiten stehen, gehalten von zwei über den Ohren sitzenden Rosetten, den Rosen, die hohen schwarzen Flügel empor, zwischen denen sich die vorn in einer Spitze auf die Stirn fallende weiße Stickereihaube der verheirateten Frau ausbreitet. Die Braut trägt einen hohen Blütenkranz zwischen den Flügeln. Zur Schlappenhaube gehört eine meist sorgfältig gewellte Scheitelfrisur. Bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts war neben der hauptsächlich von den katholischen Frauen getragenen Schlappenhaube die kleine rote „Stofelkappe“ mit Kinnbändern, Nackenschleife und gesticktem Boden im Gebrauch, die der schwäbischen Backenhaube entspricht, die demnach bis in die Ostschweiz verbreitet gewesen ist. Die Radhaube wurde, wie bereits erwähnt, auch im Thurgau getragen, wo sie sich in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aus der um 1800 im Bodenseegebiet gebräuchlichen bürgerlichen Haube entwickelt hat, indem deren breiter, den Kopf rahmender Rand verkümmerte und der Rand des Bodens sich zu dem breiten Rad ausdehnte, ohne daß der Boden selbst mitwuchs. Daneben gab es noch andere, an städtische oder französische Formen des 18. Jahrhunderts sich anleh-

187. Senn und Mädchen aus Inner-Rhoden (Kanton Appenzell). Ende des 18. Jahrhunderts. Zur älteren Sennentracht gehörten lange enge Hosen. Hauptkennzeichen der Frauentracht ist die aus der Flügelhaube sich entwickelnde Schlappenhaube.

188. Braut in Klettgauer Tracht (Kanton Schaffhausen). Erstes Viertel des 19. Jahrhunderts. Im Gegensatz zu der sonst üblichen blauen ist die Brauttracht schwarz mit roter Miederschnürung. Das Schappel aus vergoldeter Pappe, Flittern und künstlichen Blumen ist die umfangreichste der Schweizer Brautkronen.

nende Hauben, wie die Dormeuse (in der Schweiz Dusette genannt), die hauptsächlich im Kanton Glarus und Appenzell (Außer-Rhoden) heimisch waren.

Im Kanton Schaffhausen hat sich vor allen Dingen im Bezirk Klettgau eine eigene ländliche Tracht herausgebildet, deren Blütezeit in das ausgehende 18. und die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts fällt. In der zweiten Jahrhunderthälfte wird auch sie wie die meisten anderen immer mehr von modischen Formen durchsetzt, bis sie schließlich ganz verschwindet, ohne jedoch völlig auszusterben, denn im 20. Jahrhundert lebt sie als Festtracht, die nur bei besonderen Gelegenheiten angelegt wird, wieder auf. Zur alten Klettgauer (Abb. 188) oder nach dem Hauptort Hallau genannten Hallauertracht gehörte ein kurzer blauer Faltenrock (Jüppe), darüber eine gestreifte helle Schürze. Das ebenfalls blaue, über der Brust weit offenstehende Mieder (Strich) ist mit blauem Band verschnürt, das durch die gelben (Messing) Miederhaken gezogen ist und den kelchförmigen Miederausschnitt voll zur Geltung bringt. Darunter steckt ein roter mit Goldlitze verzierter Brustlatz. Den Halsausschnitt des halbärmeligen Hemdes deckt ein kleines viereckiges weißes Goller (Göller). Die Brauttracht ist schwarz mit roter Miederschnürung. Zum Ausgang zog die Klettgauerin eine vorn offenstehende enge schwarze Ärmeljacke (Ermel, Schope, Schlutte) über das Mieder. Die Vorliebe für Schmuck kam besonders in dem breiten silbernen und silbervergoldeten Kettengürtel zum Ausdruck mit dreiteiligem vorderem Schloß und zwischen den Kettengliedern sitzenden Rosetten auf der Rückenseite. Er schwand um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Dagegen hielten sich die erst in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts aufgekommenen Göllerketten, lange dünne Silberketten und Rosetten, die am Göller und am Mieder bogenförmig aufgehängt wurden, bis in die Gegenwart. Die Kopftracht der verheirateten Frau ist die kleine weiße Schnabelhaube mit außerordentlich langer und spitzer Schneppe (Schnabel). Die seitlichen Laschen sowie der kleine mit Band umwundene Boden erinnern an die schwäbische Backenhaube. Sie wird mit schwarzen Bändern unter dem Kinn gebunden. Neben dieser spitzenbesetzten Schnabelhaube war eine den Kopf eng umschließende schwarze in Gebrauch (Spitzhube), die nach dem Schwinden der weißen (im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts) sich zur Beginę (Bägine) entwickelte, indem sie einen am Hinterkopf hochstehenden, flachen ovalen Boden erhielt. Die Mädchen trugen zu ihren bänderdurchflochtenen Hängezöpfen das Biremeßli (Biremäsli), ein kleines, den hessischen Volkstrachten ähnlich sehendes schwarzes Zylindermützchen, das von Nackenbändern festgehalten wurde. Besondere Sorgfalt wurde auf die hohe Klettgauer Jungfrauenkrone (Schappel) verwendet. Sie bestand aus einem hohen vergoldeten, mit bunten Bildern und Goldspitze beklebten Pappzylinder, auf dem ein breiter Kranz aus Perlen, Flittern und künstlichen Blumen saß (Abb. 188).

189. Mädchen aus Inner-Rhoden, Kanton Appenzell. Lithogr. v. Sirouy nach Suter, 1858. Die Schlappenhaube und das lange Goller (Brüechli) mit dem darüber sitzenden Brüechlikragen kennzeichnen die Tracht.

Die Frauentrachten des Kantons Zürich zeigten im Zuschnitt große Ähnlichkeit mit der Klettgauer Tracht, am meisten die des Knonauer Amtes (Bezirk Affoltern) und des Wehntales (westlich der Limmat). Abgesehen von kleinen Abweichungen, wie z. B. der weite runde Ausschnitt und die vordere schneppenförmige Verlängerung der Jacke, bestanden die Hauptunterschiede in den Kopftrachten. Im Wehntal war eine den süddeutschen Florhauben verwandte Haube gebräuchlich, die Schächhube, eine eng anliegende Mütze mit breitem doppeltem Roßhaarspitzenansatz am vorderen Rande, die sich bis gegen die sechziger

Jahre des 19. Jahrhunderts hielt. Die Haube des Knonauer Amtes, eine verkümmerte Schnabelhaube, schwand erst am Ende des 19. Jahrhunderts mit der übrigen Tracht. Auch die Brautkrone sieht der Klettgauer sehr ähnlich, deren Höhe sie freilich nicht erreicht.

190. Schwyzerin mit der „Coislihaube". 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Haube ist aus der Schneppenhaube des 18. Jahrhunderts hervorgegangen und zum Haupttrachtenstück der Schwyzer Bäuerin geworden.

Die Zentralschweiz. In den Urkantonen haben sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts der Inner-Rhoder Schlappenhaube verwandte Kopftrachten herausgebildet, die „*Coislihube*" der *Schwyzerinnen* (Abb. 190) und die „*Schynhube*" in *Unterwalden* (Ob dem Wald). Beide sind mit der Empiremode zugleich aufgekommen und von einer bürgerlichen Modetracht — in Unterwalden Nid dem Wald trugen sogar nur die Aristokratinnen die Coislihaube — zur bäurischen Tracht geworden, die sich bis in die fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts gehalten und in den genannten Gegenden das Hauptkennzeichen völkischer Tracht gebildet hat. Die Hauben sind Weiterbildungen der immer kleiner gewordenen, spitzenumrandeten Schneppenhaube des 18. Jahrhunderts, deren Boden zu einem schmalen Leinenstreifen zusammenschmolz, während die umrandenden Spitzen immer breiter wurden und sich hahnenkammartig aufrichteten. Das Mittelstück der Coislihaube bildete das schmale hohe Coisli (vom franz. coiffe) aus Samt oder Seide mit Flitterstickerei, Goldspitzenbesatz und an Draht befestigten künstlichen Blumen und Flittern, die zwischen der plissierten Spitze aufragten. Eine halbkreisförmig gebogene Silbernadel mit Filigranschmuck hielt die Haube auf dem Kopf fest. Der glatten Schynhaube (Schyn-Rand) fehlte das Coisli. Außerdem senkte sie sich nicht in einer Schneppe auf die Stirn, sondern stand vom Scheitel steil in die Höhe. Im Gegensatz zu diesen umfangreichen Spitzenhauben stand das kleine *Käpli* im Kanton *Uri*, das aus den ursprünglich die Ohren bedeckenden, dann nur noch als seitlicher Schmuck an den Hauben des 18. Jahrhunderts erhaltenen „Rosen" aus dicht gereihtem schwarzem Seidenband hervorgegangen ist, indem diese zu einer bügelförmigen kleinen Kopfbedeckung zusammenwuchsen. Die verheiratete Urnerin trug dieses Käpli in Verbindung mit einer kleinen weißen aufrechtstehenden Spitzenhaube, die in es hineingesetzt wurde. Es hielt sich als bäuerliche Urner Kopftracht bis an das Ende des 19. Jahrhunderts. Außer diesen der verheirateten Frau zukommenden weißen Hauben — die Schwyzer Mädchen trugen eine der Coislihaube entsprechende schwarze Spitzenhaube — hatte sich als Mädchentracht aus der Schneppenhaube des 18. Jahrhunderts das eng anliegende kleine *Maitlikäpli* herausgebildet, das aber bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgegeben wurde. Dagegen behielt man die Haarschnüre bei, lange, in die Zöpfe fest eingeflochtene Bänder oder Schnüre, die, da man einsah, wie zeitraubend und auch schädlich diese Haartracht war, um die Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem selbständigen, am Hinterkopf aufgesteckten Schnurgewinde wurden. Als besonderer Schmuck wurde ein mit Filigran, Perlen und Steinen besetzter Haarpfeil von rechts durch diese künstlichen Zöpfe gesteckt, die in Weiß und Rot üblich waren.

Eine eigene bäurische Tracht besaß im 19. Jahrhundert nur *Unterwalden Nid dem Wald* (Abb. 191), obwohl auch sie sich stets an die jeweils herrschenden Moden anlehnte, vor allem die Jacke (Tschopen), die aus einem Übergewand zur festgearbeiteten Taille wurde. Das besondere Charakteristikum der Tracht war der sich im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts zu einem breiten und hohen Bruststück mit nach oben ge-

wölbtem Rand auswachsende Gürtel, der Tschäper, der reich mit Flittern und bunter Seide bestickt wurde und die Stickerei des Miedervorsteckers immer mehr an den Rand hinaufdrängte, der allein sichtbar blieb. Über Vorstecker und Tschäper hängen die an dem schmalen bunten Goller befestigten Gollerketten (Göllerketten) herab, die an jeder Seite eine an einem Tulipan genannten Haken hängende Silberfiligranrosette ziert. Den Hals umschließt das Halsbätti (Halsband), eine mehrreihige, von silbernen oder vergoldeten Zwischengliedern unterbrochene Granat- oder Korallenkette. Diese hat sich zusammen mit dem Haarpfeil bis in die Gegenwart als letzter Rest der Volkstracht erhalten, die man wie vielfach in der Schweiz als Festtracht hat wieder aufleben lassen. Die Nidwalder Frauenkopftracht war bis ins erste Viertel des 19. Jahrhunderts die aufs äußerste verkleinerte Schneppenhaube des 18. Jahrhunderts, das Mutschihübli, danach bis um die Jahrhundertmitte die der bürgerlichen Spitzenhaube entsprechende „Huibe". Die Mädchen trugen die künstlichen Zopfschnüre mit dem Haarpfeil, von denen die roten bis ins 20. Jahrhundert hinein gebräuchlich geblieben sind.

Die Westschweiz. Am meisten von allen Schweizer Trachten hat es die aus dem 18. Jahrhundert stammende sog. Berner Oberländertracht (Abb. 192) verstanden, den Wandel der Mode mitzumachen, ohne deshalb die einzelnen Trachtenstücke als solche aufzugeben. Der Grund mag hauptsächlich darin liegen, daß die Tracht vom Lande in die Städte getragen und hier am ehesten modischen Veränderungen zugänglich wurde, die ihrerseits auf das Land zurückwirkten. Der Hauptreiz der ehemals bunten Tracht liegt in dem Gegensatz zwischen dem tief ausgeschnittenen schwarzen Samtnieder, das die Folge der Moden vom hohen verschnürten Rokokomieder über das schmale des Empire bis zum Schneppenmieder der Krinolinenzeit besonders deutlich widerspiegelt, und dem weißen Hemd mit hochgerollten oder halben Ärmeln, über dem wiederum am Halse das schmale viereckige Goller aus schwarzem Samt liegt. An ihm hängen die Gollerketten, die, zu mehreren vereint, unter den Armen hindurchgehen und von Silberrosetten, die an den Ecken des Gollers befestigt sind, gehalten werden. Die lange bunte Schürze über dem schwarzen, früher farbigen Rock bringt eine lebhafte Note in das Schwarz-Weiß. Eine spezifisch Berner Kopfbedeckung hat sich nicht herausgebildet. Neben dem schlicht im Nacken geknoteten Kopftuch und breitkrempigen, flachköpfigen Strohhüten, den Schynhüten, die im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts auch in Nidwalden getragen wurden, war die Florhaube mit breiter Roßhaarspitze, ähnlich der der Knonauertracht, gebräuchlich (Abb. 193).

Im Westen des Kantons Bern bestand in einigen Gemeinden des Bezirkes Schwarzenburg bis gegen die Mitte des 19. Jahr-

191. Bursche und Mädchen aus Nid dem Wald (Unterwalden). Die Frauentracht zeichnet sich durch den breiten miederähnlichen Gürtel und den Haarpfeil, die Männertracht durch die bestickte Bluse aus.

192. Mädchen aus dem Berner Oberland. 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Zur Berner Oberländer Tracht gehört ein schwarzes Samtgoller und Samtnieder, das den modischen Formenwandel am deutlichsten widerspiegelt.

193. Frau in Oberländer Tracht aus Lauterbrunnen (Kanton Bern). 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Florhauben mit Roßhaarspitzen oder Tüllansatz waren in der Schweiz (Kanton Bern, Zürich) wie in Süddeutschland (Bayern, Württemberg, Baden) weit verbreitet.

hunderts eine eigene Volkstracht, die Guggisberger, die schon frühzeitig allgemeines Interesse auf sich zog, aber auch viel entstellt und verhöhnt wurde (Abb. 194). Sie beschränkte sich im wesentlichen auf die Farben Schwarz, Rot und Weiß. Das seitlich zu schließende weiße Leinenhemd war über der Brust in dichte Falten gereiht. Darüber saß das kurze, vorn weit offenstehende Mieder, das aus sechs mit Zierstichen miteinander verbundenen Teilen bestand. Die Mitte des vorderen Ausschnittes deckte der schwarzumrandete rote Latz, der mit Ketten oder Schnürchen an dem dunklen, vorn sehr schmalen und hinten bis ans Mieder reichenden Goller festgebunden wurde. Die Beine steckten in weißen, von schwarzen Strumpfbändern gehaltenen Strümpfen. Die Guggisberger Jungfrauenkrone war der kleinste aller Schweizer Kopfputze und wurde auf einem auf dem Kopf thronenden, kleinen flachen Deckelmützchen befestigt. Die alltägliche Kopftracht war wie im übrigen Bernischen das glatte Kopftuch. Dagegen hatte sich eine besondere Mädchenfrisur herausgebildet, die aus verschlungenen über den Kopf gelegten Zöpfen bestand.

Neben der Guggisberger zeichnete sich die im Bezirk Oberhasli im Südosten des Kantons Bern beheimatete Oberhaslitracht durch ihr eigenes Gepräge aus. Im Gegensatz zu dieser hat sie sich bis ans Ende des 19. Jahrhunderts gehalten. Der lange blaue Rock der Festtracht mit rotem Saum — früher waren die Röcke hellfarbig mit schwarzem Saum — wurde an das Mieder gereiht, das im Rücken nur aus einem schmalen Streifen bestand, der sich nach oben und unten etwas verbreiterte und zu den ebenfalls schmalen Vorderteilen überleitete. Darunter saß das nur Feiertags angelegte Brüstli, eine enge, ärmellose und an den vom Mieder nicht bedeckten Teilen mit schwarzem Samt besetzte Jacke. Das Goller war zu einem kleinen runden Halskragen zusammengeschrumpft, von dem hier statt der Berner Silberketten dunkle Wollschnüre unter den Armen hindurch herabhingen. Über Mieder und Brüstli wurde zum Ausgang noch die kurze schwarze Tuchjacke, der Schlufi, gezogen, die ehedem vorn weit auseinanderstand, zuletzt aber übereinandergeschlagen wurde. Eine schwarze Schürze, das Kopftuch oder der auf dem Zopfkranz sitzende breitkrempige Strohhut mit aufgebogenem Rand und schwarzem Band vervollständigte die Tracht.

Im deutschsprechenden Teil des Kantons Freiburg hatte sich am Ende des 18. Jahrhunderts die bis um die Mitte des folgenden lebendige sog. Deutsch-Freiburger

194. Mädchen in Guggisberger (Kanton Bern) und Mann in Klettgauer Tracht (Kanton Schaffhausen). Ende des 18. Jahrhunderts. Der an das Mieder gebundene Brustlatz der Guggisberger Tracht deckte nur den vorderen Teil des breiten Miederausschnittes. Der Männertracht des Klettgaues und Knonauer Amtes (Bezirk Affoltern) verliehen tiefsitzende Pumphosen ein besonderes altertümliches Gepräge.

Tracht herausgebildet, die seitdem nur noch als Prozessionstracht erhalten geblieben ist (Abb. 195). Zu ihr wie zu der Festtracht überhaupt gehört ein plissierter roter Rock mit einigen schmalen gelben Querstreifen. Er sitzt an dem ebenfalls roten mit Messingnesteln besetzten und verschnürten Mieder, in dessen Ausschnitt der früher rote, später farbige Brustlatz steckt. Über dem schmalen schwarzen, mit schwarzen Bändern festgebundenen Goller liegt noch eine dunkel geblaute Halskrause. Das Hemd ist langärmelig mit zahlreichen scharf eingebügelten Querfalten in den Ärmeln. Das leuchtende Rot von Rock und Mieder wird gemildert durch die breite schwarze Schürze und die kurze vorn offenstehende schwarze Jacke. Eigenartig ist der Brustschmuck, *die Ginge*, eine gravierte Silberblechkapsel, die von einer langen, um den Hals geschlungenen Kette gehalten wird. Die heute nur noch von jungen Frauen bei der Prozession aufgesetzte Mädchenmütze, die *Trütschechappe*, ist eine schwarze Deckelmütze, über die die dick mit Bändern durchflochtenen Zöpfe, Trütschen, gelegt werden. Die Braut setzte auf diese Mütze die nach oben sich verjüngende, zylindrische Brautkrone. Die verheiratete Frau trug die Trütschechappe über ihrer glatten Haube mit gereihtem Boden und gestickten Seitenteilen, der *Chrüzgangchappe*. Bemerkenswert ist, daß bei den Deutsch-Freiburgerinnen als Trauertracht wieder ein weißes Tuch begegnet, der bis ins zweite Viertel des 19. Jahrhunderts gebräuchliche *Sturz*, das über den Kopf gebreitet wurde und lang auf den Rücken herabhing. In Verbindung mit ihm wurde eine hohe breite Kinnbinde, die *Stuche*, umgelegt. Dieses Trauertuch beschränkt sich aber nicht nur auf die Deutsch-Freiburger Tracht. Es war auch in Graubünden gebräuchlich, wo es erst vor einiger Zeit geschwunden ist. Im Kanton Wallis wird es noch heute in ähnlicher Form getragen.

Die Männertracht spiegelte wie fast allenthalben den modischen Charakter des 18. Jahrhunderts wider. Typisch für die Schweiz ist die besondere Kürze der Kniehosen, die selten bis zu den Hüften hinaufreichten, so daß sie meist von langen Hosenträgern, deren Querband die Initialen des Trägers schmückten, gehalten werden mußten. In der Nord- und Ostschweiz haben sich sogar Hosenformen des späten 16. und 17. Jahrhunderts bis ins 19. bewahrt. Die kurze Oberschenkelhose der spanischen Tracht lebt im Kanton Appenzell noch im 18. Jahrhundert in einer Hose fort mit langen engen Beinen und dichtgefältelten Oberschenkelpuffen (Abb. 196). Im Kanton Zürich waren an den gefältelten weißen Pluderhosen, die hier *Schlotter- oder Flotterhosen* hießen und bis zu den Knien reichten, die locker sitzenden Strümpfe gleich befestigt. Dazu wurde eine lange glatte Weste aus rotem Tuch und ein leinener Schoßrock ohne Kragen und

195. Mädchen in Deutsch-Freiburger Tracht mit der Jungfrauenhaube. Die Brautkrone wird auf die schwarze Mütze gesetzt. Eigenartig ist der breite runde Brustschmuck und die stark geblaute Halskrause zu der hauptsächlich in Rot und Schwarz gehaltenen Tracht.

196. Hose mit Oberschenkelpuffen im Kanton Appenzell um 1825. Diese Hosenform des späten 16. Jahrhunderts hat sich neben der Pumphose vereinzelt bis ins 19. Jahrhundert erhalten.

Aufschläge getragen. Eine Schnur hielt die Hosen unterhalb der Hüften fest. Am altertümlichsten in ihrer Gesamterscheinung wirkte die im Gegensatz zur Frauenkleidung bereits in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts völlig aufgegebene Knonauer und Klettgauer Tracht. Zu beiden gehörten weite faltige Pumphosen aus schwarzer Leinwand. Im Knonauer Amt waren sie über den Knien handbreit gereiht und mit hellen Zierstichen bestickt. Dazu kam hier eine hochgeschlossene Weste mit kurzem Schoß und eine sehr kurze schwarze, ebenfalls mit hellfarbiger Stickerei verzierte Jacke. Im Klettgau (Abb. 194) trat an die Stelle der Jacke als Feiertagsrock der Kirchenrock (Chilchejuppe) aus schwarzer Leinwand, in dem die Schaube des 16. Jahrhunderts weiterlebte. Auch die darüber getragene weiße Halskrause entsprach der breiten Kröse des späten 16. Jahrhunderts. Die Kopfbedeckungen sind auch in der Schweiz die allgemein üblichen. Die bequeme Haustracht ist die Zipfelmütze. Als Feiertags- und Kirchgangstracht herrscht der Dreispitz bis weit ins 19. Jahrhundert hinein. Auch der breitkrempige Filzhut ist seit dem späten 18. Jahrhundert häufig anzutreffen. Dagegen spielen Zweispitz und Zylinder nicht die gleiche Rolle wie bei den reichsdeutschen Volkstrachten. In der Zentralschweiz wurden die flachen, leicht geschwungenen und mit Bändern und Blumen geschmückten Strohhüte, die der Mädchentracht einen besonderen Reiz verliehen, in gleicher Weise auch von jungen Männern bis ins erste Viertel des 19. Jahrhunderts getragen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wo die meisten Volkstrachten bereits im Absterben sind, bildete sich in Unterwalden Nid dem Wald eine besondere Männertracht heraus (Abb. 191), die sich als Ausgangstracht bis in die Gegenwart erhalten hat. Zur langen schwarzen Hose wird eine schwarze, die Hüften bedeckende Tuchbluse angezogen mit breiter bunter Seidenstickerei um den tiefen Halsausschnitt, auf den Achselstücken und am Ärmelbund. Im Ausschnitt wird die modischem Zuschnitt entsprechende Weste sichtbar. In dem flachen Umlegekragen des Hemdes und der schwarzen Krawatte lebt die Mode der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts fort. Den Kopf bedeckt ein flacher schwarzer Filzhut mit runder, ringsum aufgebogener Krempe und natürlichem und künstlichem Edelweißschmuck. Der blaue Leinenkittel, aus dem die Nidwalder Bluse sich entwickelt hat, in der Schweiz nach seiner angeblichen Herkunft aus Frankreich Burgunder genannt, wird besonders im Kanton Bern noch häufig getragen.

197. Inner-Rhoder Senn in Festtracht. Die Weste bleibt offen, damit die Messingbeschläge der Hosenträger zu sehen sind. Ein besonderer Schmuck ist außerdem das um die Hüften geschlungene buntbedruckte Tuch.

Als eigene, in Einzelheiten von den übrigen abweichende Männertracht entstand in der Schweiz die Sennentracht, die in den Kantonen Bern, Freiburg, Appenzell (Inner-Rhoden) und St. Gallen (Toggenburg) noch heute gebräuchlich ist (Abb. 197). Zur Arbeitstracht gehören lange braune, meist noch mit Latz gearbeitete Halbleinenhosen und die kleine runde Lederkappe mit gestickter oder aus Leder ausgeschnittener Randborte. Die nur zu besonderen Gelegenheiten angelegte Festtracht dagegen hat Kniehosen aus gelbem oder dunklem Tuch statt des früher üblichen Leders. Die mit buntem Quersteig versehenen Hosenträger zeigen ornamentale oder figürliche Messingbeschläge, gestanzte Kühe, Hirten, Sennen u. dgl. Damit diese auch zur Geltung kommen, bleibt die rote Tuchweste mit Silberknöpfen und bunter Stickerei stets offen, desgleichen die darübergezogene Zwilchjacke, in der Ostschweiz Futterschlotte genannt, die ebenfalls bunt bestickt ist und sich aus dem kurzen, geschlossenen Kittel entwickelt hat. Statt des Lederkäppchens gehört zur Festtracht hier ein runder schwarzer Filzhut, und um die Hüften wird ein buntbedrucktes Tuch geschlungen. Bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts trug der Appenzeller Senn (Inner-Rhoden) lange enge

Hosen, die entsprechend der Schweizer Gepflogenheit sehr tief saßen und von langen Hosenträgern gehalten werden mußten (Abb. 187). Der schwarzsamtene „Ärmelmutz" der Westschweiz (Bern), der aus der Ärmelweste entstanden ist, hat kurze Puffärmel. Das „Sennenkäppli" besteht hier aus Stroh mit schwarzem Samtrand und farbiger Wollstickerei.

Die österreichischen Trachten.

Während bei den Schweizer Volkstrachten mit Ausnahme der schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschwundenen die Anlehnung an die jeweils herrschende Mode außerordentlich groß ist, so daß die Unterschiede zwischen ländlicher Tracht und städtischer Kleidung oft nur noch an Einzelheiten erkennbar sind, haben die österreichischen ihre Eigenheiten größtenteils bewahrt. Eine gewisse Einheitlichkeit im Material und Zuschnitt, vor allem der Männertrachten, versteht sich von selbst, da es sich ja fast ausnahmslos um Älplertrachten handelt. Auch im Kolorit bestehen zwischen den einzelnen Trachten keine großen Verschiedenheiten. Andererseits hat die Abgeschlossenheit der einzelnen Hochgebirgstäler die Trachtenbildung begünstigt und bei sich gleichbleibendem Grundcharakter doch eine Fülle kleiner Abweichungen und Besonderheiten hervorgerufen.

Vorarlberg. Im Westen Österreichs, in Vorarlberg, ist nur die Frauentracht des Montafon- und Walsertales und des Bregenzer Waldes bis in das 20. Jahrhundert erhalten geblieben. Die Montafonerin (Abb. 198) befestigt an dem am Unterrock sitzenden Leibchen ein breites, viereckiges Bruststück aus farbiger (blauer oder grüner) Wolle oder Seide, das Untermieder. Darüber wird der schwarze Kleiderrock, die Juppa (franz.: jupe), mit dem ebenfalls darangenähten, vorn weit offenstehenden Mieder gezogen, unter dessen verschnürten Ausschnitt der schwarzsamtene Brustlatz mit Goldstickerei geschoben wird. Die Schürze (Schoß) deckt den Rock fast ganz. Die Ärmeljacke, Schlutta, wird offen und geschlossen getragen und hat dementsprechend schmalere oder breitere Vorderteile. Am eigenartigsten ist die Kopfbedeckung, eine hohe, nach oben sich verbreiternde Mütze aus schwarzer Schafwolle, das Mäßli, das ursprünglich gleichmäßig breit war. Darunter saß früher noch ein weißes Kopftuch mit schwarzen Rosetten über den Schläfen. Zur Festtracht gehört ein rotseidenes, auf dem Rücken mit Samt und Goldborte besetztes Goller (Libli), ein im Nacken geknotetes (ältere Tracht) oder vorn mit einer Schleife gebundenes Halstuch und eine mehrfach um den Hals geschlungene Korallenkette (Halsnoster). Außerdem wird statt der Schlutta die mit Seidenband eingefaßte, am unteren Rande mit grüner Schnur besetzte und im Rücken in einer hochgebogenen, mit roter Seide abgefütterten Spitze (Glöckli) endigende „Glöckli-Tschopa" über das rot- oder grünseidene Mieder gezogen. Die derben Alltagsschuhe werden gegen Schnallenschuhe mit gelber Seidensteppererei vertauscht. Neben dem Mäßli war als Festtracht eine den bürgerlich-städtischen Hauben des 17. und 18. Jahrhunderts entsprechende Pelzmütze gebräuchlich. Die besonders zu Prozessionen angelegte Mädchenfesttracht zeichnet sich durch reichlichen Bandschmuck und eine eigene Haar- und Kopftracht aus. An den mehrsträhnig geflochtenen Hängezöpfen sind breite bunte Seidenbänder befestigt, die in langer Schluppe durch den Schürzenbund gezogen werden und bis auf den Rocksaum herabreichen. Ein kleines Krönchen aus Gold- und Silberdraht thront auf dem Scheitel und wird von langen roten, im Nacken geknoteten Seidenbändern auf dem Kopfe festgehalten.

198. Tracht des Montafontals (links) und des Bregenzer Waldes (rechts). Charakteristisch sind die Kopftrachten, die zylindrische hohe Schafwollmütze des Montafontales und die blauschwarze spitze Wollmütze des Bregenzer Waldes. (Nach Duller, a. a. O.)

199. Bregenzer-Wald-Trachten. Die Frau trägt tiefe Trauer, die nur von den nächsten Angehörigen des Verstorbenen angelegt wird; das Mädchen in dem früher neben dem schwarzen üblichen weißen Rock.

200. Mädchen aus dem Bregenzer Walde mit dem Schapali. Die Jungfrauenkrone gleicht hier einer nach oben geöffneten Schale.

Das Mieder wird auf der Achsel gebunden und ähnlich wie bei den Schweizer Trachten werden am Goller befestigte Bänder unter den Armen hindurchgeführt. Einen angenehmen Gegensatz zu diesem bunten Bänderschmuck bildet das leuchtende Weiß der langen, bauschigen Hemdärmel. Die Mädchenfesttracht hat auch noch die lebhaft roten Strümpfe bewahrt.

Das Hauptstück der Bregenzer-Wald-Tracht ist die Juppe (Juppo), der bis unter die Achseln reichende, dicht gefältelte Rock aus schwarzer (früher weißer) Glanzleinwand, der an das kurze Mieder genäht ist (Abb. 198, 199). In Kniehöhe ist sie mit schmalem hellblauem Bande besetzt und der den Oberkörper bedeckende Teil ringsum zwei- bis dreimal abgenäht. Ein schwarzer Ledergürtel (Gurtlo) mit Silberbeschlägen hält den Rock in der Taille zusammen. Den viereckigen Ausschnitt des schwarzen Tuchmieders füllt wie bei der Montafonerin der mit Goldborte oder -stickerei geschmückte schwarzsamtene Brustlatz, das Brust- oder Fürtuch. Aus dem gleichen Material besteht das auf schwarzen Futterstoff aufgenähte Goller, über das meist noch ein schwarzseidenes Halstuch gebunden wird. Außer dem goldglitzernden Brustlatz belebt Goldstickerei auf Schulternähten und Rückenteil und eine Goldborte um den Ausschnitt das Schwarz des Mieders. Die farbigen, gemusterten Seidendamastärmel (Ärmel oder Stümpler) mit abschließender Borte am Handgelenk sitzen an einem Futterleibchen, das über den schwarzen (früher grünen) Leibchenunterrock mit gezacktem rotem Saumbesatz gezogen wird. Im Gegensatz zur Montafonertracht deckt die Schürze nur die Vorderbahn der Juppe. Die zum Kirchgang und an Festtagen angelegte Ärmeljacke (Schalk) aus schwarzem Leinen mit hellblauer Umrandung ist so kurz, daß sie gerade nur den Miederausschnitt verhüllt. Die ausgeschnittenen Schuhe mit kleiner Spitze über dem Spann, die sich von den früher üblichen weißen Sonntags- und blauen Werktagsstrümpfen wirkungsvoll abhob, sind modischem Schuhwerk gewichen. Auf dem Kopf trägt die Bregenzerwälderin eine runde Seehundsfellmütze (früher Otterfell, daher Otter-Kappo genannt), die Bräma-Kappo mit grünem Samtboden, die sie am Sonntag gegen die Spitzkappo, eine runde, nach oben spitz zulaufende Mütze aus blauschwarzer Schafwolle vertauscht. Die festliche Mädchenkopftracht, das Schapali, unterscheidet sich von der Montafoner durch die Flitterkrone, die sich hier wie eine Schale nach oben öffnet (Abb. 200). Hinten schmücken es häufig die goldgestickten Initialen seiner Besitzerin. Es wird auf die um den Kopf gelegten Zöpfe gesetzt. Im Bregenzer Walde hat sich eine besondere weiße Trauertracht herausgebildet, die zugleich auch als Brauttracht dient (Abb. 199). Während

Bauernpaar aus der Gegend des Lavanttales, Kärnten.
Aquarell. Mitte des 19. Jahrh. Berlin, Lipperheide-Sammlung.

die Montafonerin sich damit begnügt, den Kopf mit einem weißen Tuche, der Stucha, zu verhüllen, stülpt die Bäuerin hier zunächst den „Sack", ein zu einer Röhre zusammengenähtes weißes Leinentuch, über den Kopf. Darüber wird ein zweites Leinentuch (G'stüücht oder Stucha) gelegt, das Stirn und Wangen fest umschließt und auf den Rücken herabhängt. Den Oberkörper bedeckt der Laadmantel (Leidmantel), ein faltiger dunkelblauer Umhang mit roter Umrandung, der auf der rechten Seite geschlossen wird. (Die Braut hakt ihn über der Brust.) Auf der Innenseite des Mantels laufen Zugschnüre durch kleine Ringe, um die Falten in ihrer Lage festzuhalten. Ähnliche Trauermäntel waren auch bei den Frauen des Walsertales noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gebräuchlich.

Die Walsertal-Tracht (Abb. 201) fällt besonders durch ihre sehr kurze Taille auf, die von der fast unter den Achseln sitzenden Schürze noch betont wird. Der über den grün umrandeten Leibchenunterrock gezogene Kleiderrock, die Lona, aus schwarzem (früher rotem) Wollstoff ist über der Brust mit einem Kopf an das festtags blaue, grüne oder rote Seidenmieder (Müederli) genäht. Am Saum ist er mit schwarzem Samtband besetzt, und die geschlitzte Vorderbahn aus geringerem Stoff deckt die hinten nur wenig auseinanderstehende weiße Schürze. Unter der Schnürung des Mieders leuchtet der rote, mit Goldborte geschmückte Brustlatz hervor, den auch die kurze Ärmeljacke nicht verdeckt. Zur Festtracht gehört außerdem ein gehäkeltes weißes Goller (Libli), an dem kreuzweis unter den Armen hindurchgezogene Seidenbänder oder Silberkettchen sitzen, und um den Hals wird über die auch alltags getragene sechsfache Granatenkette ein schwarzseidenes, hinten geknotetes Halstuch geschlungen. Die hohe schwarze Wollmütze mit kleiner Kordel (Nudelkappe), die im 19. Jahrhundert über einen großen Teil des österreichischen Alpengebietes verbreitet ist, läßt nichts von dem doppelt um den Kopf gebundenen schwarzen Samtband und den dahinterliegenden banddurchflochtenen Zöpfen sehen. Bei festlichen Gelegenheiten wird sie durch die Otterfellmütze ersetzt und im Sommer durch eine Mütze aus weißem Tüll. Die Jungfrauenkrone entspricht dem Bregenzer-Wälder-Schapali und wird ebenfalls von roten, im Nacken geknoteten Seidenbändern festgehalten.

201. Frau aus dem Walsertal. Die kurze Ärmeljacke und die sehr hochsitzende Schürze geben der ganzen Gestalt ein gedrungenes Aussehen.

Die um die Mitte des 19. Jahrhunderts noch in Blüte stehende Männertracht zeichnete sich im Montafon vor allem durch eine lange rote Weste aus, deren grüne Samtrevers am Rande mit Silbermünzen besetzt waren, die auch als Knöpfe dienten. Blaue Kniehosen und eine blaue Jacke dämpften diese Farbenfreudigkeit ein wenig. Den Kopf bedeckte ein zylindrischer Hut mit breiter gewölbter Krempe. Die Tracht des Bregenzer Waldes unterschied sich durch eine schwarze zweireihige Weste und einen halblangen schwarzen oder dunkelbraunen (vorher roten) Schoßrock mit niedrigem Stehkragen. Die Fußbekleidung bildeten an der Seite zu bindende Bundschuhe. Gänzlich abweichend von dieser in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgegebenen war die alte Tracht des 18. Jahrhunderts, die aus roter Ärmelweste, weißen Schafslederkniehosen und ärmellosem kurzen Rock aus weißem Schaffell bestand.

Tirol. Die Zusammenstellung von Rot und Grün an Jacke oder Brusttuch kehrt auch bei den Tiroler Männertrachten wieder, von denen die Südtiroler samt der Ötz- und Zillertaler einander sehr ähnlich sind. Sie unterscheiden sich von der angrenzenden oberbayrischen Gebirgstracht durch die weißen Kniestrümpfe an Stelle der Wadenstutzen, die unterhalb des Knies mit roten oder schwarzen Bändern gebunden werden. Dazu gehören weit ausgeschnittene schwarze Halbschuhe. Die besonders in Südtirol sehr kurzen schwarzen

Lederhosen mit weißer und roter Stickerei werden von ebenfalls bestickten grünen oder braunen Hosenträgern mit breitem Quersteig gehalten. Darüber liegt der hinten oder seitlich geschlossene breite Ledergürtel (Bauchranzen) mit Federkielstickerei. Über dem Hemd sitzt statt der Weste das ältere rotwollene Brusttuch mit grüner Umrandung, das auf der Seite geknöpft wird. Die kurze Jacke aus grauem oder braunem Loden hat in einigen Südtiroler Tälern breite rote Aufschläge mit grüner Einfassung, im Sarntal war sie sogar gänzlich rot gefärbt. Von dieser Buntfarbigkeit hebt sich das meist schwarze Halstuch unter dem umgeschlagenen weißen Hemdkragen angenehm ab. In den Südtiroler Tälern (Sarntal, Passeiertal) wird ein breitkrempiger Filzhut mit Band- oder Quastenschmuck getragen, dessen Krempe auf der Unterseite häufig mit plissiertem Seidenstoff abgefüttert ist (Passeiertal, auch Zillertal) (Abb. 202). In anderen Tälern wiederum (Eisacktal, Gegend von Sterzing), Thiers (Südtirol) wirkt er mehr wie ein breitkrempiger Zylinder mit schwarzer Seidenschnur und herabhängender Kordel. Die Tracht des Iseltales unterscheidet sich von der Südtiroler durch eine knielange braune Lodenjacke mit violetten Ärmelaufschlägen und ein weißes Brusttuch. Der Hut ist hier wie allgemein in Nordtirol nicht so breitkrempig, dafür aber mit höherem spitzem Kopf. — Besonders originell wirkt die Tracht der Weinbergshüter (Saltner) im Etschtal (Gegend von Meeran) durch ihren umfangreichen Kopfputz, einem mit Eichhörnchenfell bezogenen und über und über mit Pfauen- und Hahnenfedern besteckten Filzhut, dem an den Seiten herabhängende Fuchsschwänze ein noch abenteuerlicheres Aussehen geben. Die Joppe wird durch eine Lederjacke mit verbreiterten Achselteilen ersetzt, an denen Lederriemen sitzen, die die nur bis zum Ellbogen reichenden Lederärmel halten. Über die Brust zieht sich eine Kette von Schweinezähnen, die dem Weinbergshüter als Pfeifchen dienen. Die Beine stecken ebenfalls in Ledergamaschen (Abb. 203).

Wie bei der oberbayrischen Gebirgstracht Männer- und Frauenhut sich einander angleichen, so ist auch den Südtiroler Frauentrachten der gleiche mit Bändern oder Schnüren geschmückte breitkrempige schwarze Filzhut eigen, der das besondere Charakteristikum der Männertracht bildet (Abb. 202). In Osttirol (Gegend von Lienz) ist er schmalkrempiger mit kleinem hohem Kopf (Abb. 204) — ein ähnlicher Hut gehört neben dem großen auch zur Pustertaler Tracht (Abb. 205) —, und im Eisacktal ist die bereits aus Vorarlberg bekannte spitz aufsteigende dunkelblaue

202. Bauern aus dem Sarntal (Südtirol). Der breitkrempige Filzhut ist in Südtirol der Männer- und der Frauentracht eigen. (Duller, a. a. O.).

203. Weinbergshüter (Saltner) aus der Gegend von Meran. Die phantastische Aufmachung, vor allem der Kopfputz, soll abschrecken und Furcht einflößen.

204. Pustertalerin in Festtracht. Das weiße Goller und die mit Pelz verbrämten Ärmelstulpen finden sich bei den meisten Südtiroler Frauentrachten.

205. Bäuerin aus Lienz (Osttirol). In Osttirol überwiegt der schmalkrempige Hut mit schmalem hohem Kopf.

Wollmütze heimisch. Rock und Ärmeljacke sind aus dunklem, meist schwarzem Wollstoff gearbeitet. Die farbige Aufhellung bringt die Schürze, die blau, bunt gemustert oder auch weiß ist, und die hellfarbige Umrandung und Schnürung des Mieders. Im Sarntal erhöht ein grünseidener Brustlatz bei den Verheirateten und ein roter bei den Mädchen die farbige Wirkung. Miederketten wie in Oberbayern oder bei den Schweizer Trachten fehlen in Tirol. Dagegen findet sich hier als Schmuck die bei den reichsdeutschen Volkstrachten fast gar nicht vorkommende großgliedrige Gürtelkette, die lose um die Taille gelegt ist und häufig noch eine lange Besteckscheide trägt (Südtirol). Ihr modisches Vorbild reicht bis in das 16. Jahrhundert zurück. Ein weißes Goller, plissiert, gekraust oder mit Spitze besetzt, besitzt jede, besonders von den Südtiroler Frauentrachten, desgleichen enge, oben und unten mit Pelz verbrämte Ärmelstulpen. Über dem Goller liegt meist noch das schmale dunkle, vorn oder seitlich in den Miederausschnitt gesteckte Halstuch und als Schmuck darüber eine mehrreihige Granatperlenkette. Die leuchtend roten Strümpfe einzelner Trachten (Sarntal, Passeiertal) sind bereits im Laufe des 19. Jahrhunderts gegen dunkle vertauscht worden. — Unter den Nordtiroler Frauentrachten fällt besonders die des Alpachtales durch eine gewisse Behäbigkeit und Massigkeit im Kontur auf (Abb. 206). Die Vorderbahn des langen schwarzen Wollrockes bedeckt eine faltiggereihte Schürze. Über dem vorn weit offenstehenden Mieder mit breitem Brustlatz unter der weiten Schnürung liegt das geblümte Brusttuch, dessen Enden unter den Armen im Mieder verschwinden. Eine engärmelige helle Lodenjacke mit sehr schmalen Vorderteilen hüllt Rücken und Seiten bis zu den Knien ein. Unter dem Rocksaum sehen die sog. Beinhöseln hervor, zu dichten Rillen zusammengepreßte, vom Knie bis zu den Knöcheln reichende Strümpfe. Auf den um den Kopf gelegten Flechten sitzt ein breitkrempiger, nach unten gewölbter Filzhut. Neben der Alpachtalerin macht die Frau aus dem Lechtal einen nahezu städtisch eleganten Eindruck (Abb. 206).

206. Frau aus dem Alpachtal (Nordtirol). Infolge der kurzen Taille und der „Beinhöseln“ wirkt die Alpachtalerin ein bißchen plump.

207. Bauernpaar aus dem Lechtal (Nordtirol). Wie häufig bei den Alpentrachten gleichen Männer- und Frauenhut einander. Die Frauentracht fällt durch besondere Eleganz auf.

Die Festtracht besteht fast nur aus Seide, so der lange Rock, die Schürze und die schwarze Ärmeljacke mit sehr kurzem Rückenteil und äußerst schmalen Vorderteilen. Das schwarze Samtmieder mit dichter Verschnürung und Metallstickerei auf dem Rücken kommt dadurch recht zur Geltung. Eine Brosche hält das seidene Halstuch, das durch die Achselbänder des Mieders gezogen ist, zusammen. Darüber fällt eine silberne Halskette. Ein mit Metallfäden bestickter schwarzer Samtgürtel umgibt die Taille. Über den mit schwarzen Seidenbändern am Mieder festgebundenen Zöpfen thront der schwarze Seidenfilzhut mit gewölbter Krempe und zylindrischem, nach oben sich verbreiterndem Kopf, um den ein schwarzes Seidenband geschlungen ist. Am ursprünglichsten von allen Tiroler Frauentrachten wirkt die des Defereggentales in Osttirol (Bezirk Lienz), wo ein ärmelloser brauner Lodenüberrock den Körper einhüllt (Abb. 208). Der bis zum Schürzenbund reichende ovale Ausschnitt läßt die roten Miederschnüre durchblicken. Das napfförmige, fast krempenlose Filzhütchen findet in ganz Tirol nicht seinesgleichen.

Die heute noch lebendigen Trachten Österreichisch-Tirols haben sich alle der Mode und dem modischen Beiwerk des ausgehenden 19. Jahrhunderts angeglichen. Zur Festtracht gehört ein langärmeliges schwarzes Samt- oder Seidenmieder mit Posamentenbesatz um den breiten viereckigen Ausschnitt, den wie bei der Marburger Hessentracht ein weißes, vorn zugestecktes Halstuch ausfüllt, und eine Seidenschürze über dem dunklen Rock. Die Unterschiede liegen in der Kopfbedeckung. Der Zillertaler Filzhut hat einen kleinen hohen, einem abgeflachten Kegel gleichenden Kopf und eine nach unten gewölbte Krempe. Die weißen Kordeln der dunklen Seidenschnur fallen vorn darüber. Darunter sehen die um den Kopf gelegten und im Nacken von einer Schleife gehaltenen Zöpfe hervor. Im Unterinntal hängen die Kordeln des kleinen geradkrempigen und geradköpfigen Seidenplüschhutes an der Seite. Dieselbe Hutform wird auch im Stubaital getragen. Sie gleicht genau der städtischen Mode vom Beginn des 20. Jahrhunderts, dem besonders aus Stroh beliebten sog. englischen Hut, und hat auch in Vorarlberg (Montafon und Bregenzerwald), wo statt der Schnur Schleifenschmuck üblich ist, die älteren Kopfbedeckungen zum Teil verdrängt. Sämtliche Hüte werden von schwarzen, im Nacken zur Schleife gebundenen Seidenbändern auf dem Kopf festgehalten. Das mehrreihige silberne Ketten-

208. Bäuerin aus dem Defereggental. Der ärmellose Kittel mit ovalem Ausschnitt, der über Jacke und Mieder sitzt, und der krempenlose Filzhut kennzeichnen diese Osttiroler Tracht.

halsband der Unterinntalerin mit breiter, vorn sitzender Schließplatte entspricht dem oberbayrischen Halsschmuck (Abb. 209). In dem heute nicht mehr österreichischen Grödnertal hat sich als Brauttracht eine auf einer Samtmütze befestigte pyramidenförmige Flitterkrone erhalten. Den festlichen Eindruck erhöht noch das langärmelige Hemd mit mehrfacher Krause am Handgelenk und die lange weiße Spitzenschürze.

Kärnten. In Kärnten sind bereits am Ende des 19. Jahrhunderts nur noch in einigen Tälern ländliche Trachten lebendig. Die Männertrachten unterscheiden sich kaum von den bisher bekannten Älplertrachten. Das besonders in Süd- und Mitteltirol gebräuchliche rote Brusttuch und der Bauchranzen mit Federstickerei ist auch im Mölltal (Bezirk Spittal) heimisch. In anderen Tälern tritt eine Samtweste mit Metallknöpfen an seine Stelle. Häufig wird unter dem Filzhut noch ein Samt- oder Seidenmützchen getragen, besonders im Lavant- und Gailtal im östlichen Kärnten (grünes Samtmützchen und seidenes Zipfelmützchen). Diese beiden Täler zeichnen sich auch noch am Jahrhundertende durch eigene, sehr unterschiedliche Frauentrachten aus. Die Gailtalerin (Abb. 210) trägt ein kurzes, kaum die Knie bedeckendes Faltenröckchen, unter dem die weißen Unterröcke ein wenig hervorsehen sowie die roten Strumpfbänder, die die weißen Strümpfe unter dem Knie festhalten. Über die bestickte Schürze hängt das eine Ende des breiten bestickten Ledergürtels lang herab. Das über dem langärmeligen Hemd sitzende Mieder wird vorn von dem dreieckig gefalteten und mit der Spitze am Miederausschnitte festgesteckten bunten Brusttuch verdeckt, dessen Enden um die Taille geschlungen und auf dem Rücken geknotet sind. Um den Hals schmiegt sich meist noch das durch die Achselträger des Mieders gezogene Halstuch. Die Kopfbedeckung bildet neben dem häufigeren seidenen Kopftuch die Petscha, eine weiße Spitzenrüschenhaube. Die Tracht der Lavanttalerin dagegen zeigt den modischen Charakter des späten 19. Jahrhunderts. Über den langen Rock mit der schmalen Schürze wird die langärmelige Schoßjacke gezogen. Den Kopf bedeckt ein lose herabhängendes weißes Kopftuch. Darüber sitzt der mit dunkler Seide bespannte flache Strohhut mit auf den Rücken herabhängenden Seidenbändern. — Ein ähnlich aussehender Hut wird heute noch in Heiligenblut getragen. Die übrige Kleidung zeigt mit ihrer glatt anliegenden Taille und dem langen Rock völlig den Charakter der Übergangstracht. Nur die helle Leinen- oder Seidenschürze bringt etwas Aufhellung.

209. Gasteinerin (Salzburg) in moderner Tracht. Die heute noch lebendigen österreichischen Volkstrachten unterscheiden sich hauptsächlich durch die Kopfbedeckung, einen verschieden geformten Seidenplüschhut.

In Krain hat sich mitten im slowenischen Gebiete in der ehemaligen Grafschaft Gottschee (südlich von Laibach) eine deutschstämmige Bevölkerung erhalten, deren Frauen am Ende des 19. Jahrhunderts noch in der alten bis ins 17. Jahrhundert zurückreichenden Tracht gingen, die sich nur aus einem langen, hemdartigen weißen Kleid mit rotem Gürtel und einer vorn offenen dreiviertellangen, ärmellosen weißen Jacke darüber zusammensetzt. Ein im Nacken

210. Gailtalerin (Kärnten) in Festtracht. Das kurze Faltenröckchen und das vorn dreieckig über dem Mieder liegende Brusttuch zeichnen die Frauentracht aus. Neben dem Kopftuch wird hier eine Rüschenhaube getragen.

211. Mädchen aus Steiermark. Als Schutz gegen Sonne und Regen dient der breitkrempige weiße Filzhut mit schwarzem Seidenbezug.

geknotetes weißes Kopftuch und rote Strümpfe vervollständigen die von der slowenischen stark abweichende Tracht der Gottscheerin.

Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch lebendigen Trachten der Steiermark und Salzburgs entsprechen in Form und Farbe ebenfalls den übrigen alpenländischen. In Steiermark herrschen mit Ausnahme des oberen Ennstales grünwollene Kniestrümpfe in der Männertracht vor, im Salzburgischen überwiegt der weiße Strumpf, über den meist noch aus Kaninchenhaar gestrickte weiße Wadenstrümpfe gezogen werden, die auch in der Frauentracht üblich sind. Den Bauchranzen des Steirers schmücken statt der Seiden- oder Federstickerei Metallbeschläge. Die Zusammenstellung von Grün und Rot (grüne Hosenträger mit goldgestickten Initialen auf dem Querband über dem roten Brusttuch) ist auch hier beliebt. Daneben begegnet auch eine grüne Tuchweste unter der grün ausgeschlagenen grauen oder braunen Lodenjoppe. Im Laufe des 19. Jahrhunderts bereits geschwunden ist der bis zu den Knien reichende grüne Lodenrock mit in eins gearbeiteten Schößen und hohem Stehkragen, die feierliche Kirchentracht. Gegen Nässe und Unwetter schützt der Kotzen, ein mit einem Kopfloch versehener Überwurf aus grobem Loden. Die Kopfbedeckung ist der grüne, meist schmalkrempige Filzhut mit hellgrünem Band und Gemsbart, Adlerflaum oder Spielhahnfeder, dessen Kopf in den einzelnen Tälern verschieden hoch und spitz gestaltet ist. Im Salzburgischen glich der mit einer Seidenschnur geschmückte schwarze Filzhut einem schmalen hohen Zylinder und wurde in derselben Art auch von Frauen getragen. Darunter sitzt häufig wie beim Kärntner ein grünes Samtkäppchen oder die Zipfelmütze. An der Frauentracht interessiert besonders die über dem hoch hinaufreichenden Rock sitzende Ärmeljacke mit kleinem Rückenschößchen und dreieckig geschnittenem Überfallkragen. Den Kopf bedeckt in der Steiermark das schwarze im Nacken geknotete Kopftuch oder auch die hauptsächlich im Salzkammergut, in Salzburg, Oberösterreich und in Varianten bis nach Wien verbreitete Flügelhaube, die den Kopf eng umschließt und am Hinterkopf kammartig in die Höhe strebt, von schwarzen Schleifen gekrönt. Die Alltagshaube aus einfachem Flor verdrängte an Feiertagen eine golddurchwirkte Flügelhaube und zur Trauer eine Haube aus schwarzem Tüll. Ebenfalls bis nach Oberösterreich gebräuchlich war die bereits vor der Flügelhaube aufgegebene Bundhaube mit tellerförmigem Boden, die der Münsterländischen Haube ähnlich sieht. Abgesehen von dem auch im oberösterreichischen Murtale bevorzugten, hochköpfigen schwarzen Filzhut, trugen die Steiermärkerinnen als Schutz gegen Sonne und Unwetter einen breitkrempigen niedrigen weißen Filzhut, der auf der Oberseite mit schwarzer, auf der Unterseite häufig mit roter Seide bezogen war (Abb. 211).

Die Trachten deutschstämmiger Bauern im Auslande.

Die siebenbürgisch-sächsische Tracht.

Die bereits im 12. Jahrhundert (1143) zur Kolonisierung in das östliche Ungarn, das nachmalige Siebenbürgen, berufenen niederrheinischen und moselfränkischen Siedler haben ihr deutsches Volkstum, vor allem die Sprache, durch die Jahrhunderte hindurch zähe bewahrt. Die heutige siebenbürgisch-sächsische

Volkstracht freilich, die noch sehr in Blüte steht und in den einzelnen Landesteilen auch ihre lokalen Besonderheiten hervorgebracht hat, ist nach Form und Farbe nicht mehr den deutschen Volkstrachten hinzuzuzählen. Welche Tracht sollte sich hier auch lebendig erhalten haben? Als die deutschen Kolonisten im 12. Jahrhundert in das Land kamen, gab es noch keine besonderen von der Modetracht abweichenden ländlichen Trachten. Als diese sich dann allmählich herausbildeten und die starke Differenzierung in der Tracht zwischen Stadt und Land begann, waren die Deutschen bereits mehrere Jahrhunderte in Siebenbürgen ansässig und die Anlehnung ihrer Tracht an südosteuropäisches Formengut lag nahe. Die siebenbürgisch-sächsische Volkstracht bildet noch heute ein festes Gefüge, in dem die Kirchgangstracht sowie die Unterscheidung zwischen Mädchen- und Frauentracht eine besondere Rolle spielen.

Die weibliche Tracht setzt sich auch hier im wesentlichen aus Rock, Mieder und einem langärmeligen Hemd zusammen. Letzteres (hemt) besteht, wie es bei verschiedenen deutschen Volkstrachten ebenfalls üblich war, aus zwei Teilen. Der nur bis zu den Hüften reichende obere Teil, an Festtagen aus feinstem Leinen, ist über der Brust faltig gereiht und schließt am Hals und an den Handgelenken mit einem bestickten oder durchbrochenen Bündchen ab. Auf dem ärmellosen schwarzen oder farbigen Mieder (Laibel) mit bunter Stickerei und kurzem Schoßteil trägt das Mädchen einen scheibenförmigen Brustschmuck aus getriebenem Goldblech (Hieftel). Der Rock (Keddel, Kerl) aus dunkler Wolle (dunkelblau oder schwarz) mit Stickerei oder farbigem Besatz am Rande reicht bis zu den Knöcheln. Statt seiner war früher ein langer gegürteter Kittel (Basemkerl = Busenkittel) mit eingesetzten Zwickeln (Giren, mhd. gêr, gêre) in Gebrauch. Die Vorderbahn des Rockes bedeckt die Schürze (Schurz) aus gemustertem Tüll oder feinem Leinen mit Stickerei und Durchbrucharbeit, in die gewöhnlich der Name der Besitzerin eingestickt ist. In einigen Gegenden wird um die Hüften noch ein locker gewebter Gürtel mit langen geknüpften Fransen geschlungen. Die typische Fußbekleidung, Fußlappen und kurze Zugstiefel, tritt jetzt hinter Strümpfen und Schuhen zurück. Zur älteren Festtracht zog man Stiefel mit faltigem Schaft und Schuhe mit blechbeschlagenen Absätzen an. Die alltägliche Kopfbedeckung ist die unter dem Kinn gebundene Leinenhaube, die sonntägliche die Spitzenhaube. Darüber wird das Kopftuch gebunden (Knäppdach = Knüpftuch), das bald schwarz (alte Frauen), bald buntgemustert ist (Abb. 212). Das steif gestärkte und leicht geblaute weiße Kopftuch ist dem Kirchgang vorbehalten, zu dem außerdem im Winter der Kürschen (vom mhd. kürsen, kursen = Pelzrock) umgehängt wird, der mit Eichhörnchenfell verbrämte Schafspelz, dessen glatte weiße Seite nach außen getragen wird. Im Nacken schließt ein aufrechtstehendes, mit schwarzem Samt überzogenes Brett (der Harmel = Hermelin) den ärmellosen, faltigen Mantel ab. Neben dem Kürschen wird im Winter ein dreiviertellanger Pelzmantel getragen, ebenfalls den Pelz nach innen, der auf Ärmeln und Vorderseite reich bestickt ist (Abb. 214). Besondere Sorgfalt wird auf die Kirchen- und Festtracht der jungverheirateten Frau verwendet. Um die Hüften liegt der Spongegirkel (Spangengürtel) aus

212. Siebenbürgisch-sächsische Bauernfamilie aus Hammersdorf. Kennzeichnend für die Männertracht ist das über der Hose getragene Hemd, der breite Gürtel und die oft nur umgehängte Jacke. Ältere Frauen gehen selten ohne Kopftuch, das über die Haube gebunden wird.

213. Gebockelte junge Frauen aus Siebenbürgen. Die jungverheiratete Frau trägt zum Kirchgang das Gebockelzel. An der Schürze fällt besonders der breit eingestickte Name der Besitzerin auf.

214. Siebenbürgisch-sächsisches Mädchen aus Bistritz in Festtracht. Die festliche Mädchenkopftracht ist der Borten. In der kalten Jahreszeit wird ein auf der glatten Seite reich bestickter Pelzmantel getragen.

buntem Samt mit Steinen oder Goldplättchen besetzt, und auf den Rücken hängt der dicht gefältelte, rotgefütterte schwarze Tuchmantel (Mangkerl = Mantel) herab, den unter den Armen hindurchgeführte Bänder festhalten. Die Sommerkirchgangs- und Festtracht ist duftig weiß. Über einem weiten weißen Mull- oder Voilerock mit Spitzenein- und -ansatz sitzt das hochschließende weiße Schoßmieder. Am wichtigsten ist die Kopftracht, das Gebockelzel (Abb. 213). Sie setzt sich zusammen aus einem über den Hinterkopf gelegten, stoffüberzogenen Bügel (Bockelkranz). Darüber wird ein Häubchen gesetzt, und bunte Bänder, deren Enden man auf den Rücken herabhängen läßt, werden zwei- bis dreimal um den Kopf gewunden. Ein auf Stirn und Rücken fallender Schleier (Schlujer) bedeckt das Ganze. Einen besonderen Schmuck bilden die über dem Schleier durch den Bockelkranz gesteckten Nadeln mit großen gebuckelten Köpfen. Von dem Gebockelzel wiederum unterschieden ist die festliche Mädchenkopftracht, der im Namen und Aussehen der Oberlausitzer Borta entsprechende Borten, eine hinten offene, zylindrische schwarze Samtmütze, von der hinten lange bunte Bänder bis auf die Füße herabhängen (Abb. 214). Die Braut trägt ebenfalls den Kranz oben auf dem Borten, und auf dem Abendmahlsgang legen die Mädchen einen dünnen weißen Schleier darüber. Daneben kommt als bräutlicher Kopfputz auch ein an die Altenburger Tracht gemahnender Blumenbügel auf dem Borten vor (Deutsch-Weißkirch). Ein schmales besticktes Leinentuch liegt dem Mädchen schalartig über den Schultern, ein bis zwei seidene Tücher wehen vom Gürtel herab, und außer der breits erwähnten Brustnadel gehört eine mehrreihige Glasperlenkette (Krällen oder Pärlen) zum festlichen Schmuck.

Die Männerkleidung bringt den Anschluß der siebenbürgisch-sächsischen Tracht an südosteuropäische noch deutlicher zum Ausdruck. Die engen, häufig mit roten Schnüren verzierten, dunkelblauen, in einigen Gegenden auch weißen Tuchhosen (Hisen) entsprechen im Schnitt den ungarischen Hosen (Abb. 215).

Sie verschwinden in hohen, oft weit bis über das Knie reichenden Schaftstiefeln. Den Oberkörper bedeckt das über der Hose getragene, kittelartige Hemd mit langen weiten Ärmeln und engem Stehkragen. Das Festtags- und Bräutigamshemd ist am Kragen und an den Ärmeln reich mit Borte oder Stickerei verziert. Ein breiter, mit bunten Lederstreifen ausgenähter Gürtel, der zugleich die Hosen festhält, umschließt das Hemd über den Hüften (Abb. 212). Gegen Kälte schützt eine weite lose Joppe (Gip) aus dunkler Wolle oder das glatt anliegende Klit (Kleid, Abb. 212, 215). Im Winter wird außerdem der auch von Frauen getragene Braßlatz (Brustlatz) übergezogen, eine ärmellose, seitlich zu schließende Schafwolljacke, deren nach außen gekehrte glatte Seite vorn reich mit bunter Seide bestickt ist. Ganz entsprechend sieht auch der bis zur Wade reichende langärmelige Kirchenpelz aus, das Gegenstück zur Frauentracht. Der Kirchen- und Feiertagsrock (Daleman oder [gefüttert] Mente) ist im Burzenland (Gegend von Kronstadt) ein langer dunkelblauer Tuchrock mit eingesetzten Zwickeln, roten Ärmelaufschlägen und bis zur Taille reichendem Knebelverschluß. Bei festlichen Gelegenheiten hängen die Männer der Hermannstadter Gegend einen weißen Wollmantel über die Schulter. Als Kopfbedeckung dient im Winter eine spitz zulaufende schwarze Lammfellmütze und im Sommer ein breitkrempiger schwarzer Filzhut, um den die Burschen ein Gold- oder Silberbrokatband schlingen.

215. Siebenbürgisch-sächsischer Bursch aus Bistritz in Festtracht. Die engen dunklen Hosen mit Soutachebesatz entsprechen in Schnitt und Verzierung der ungarischen Tracht.

Die Benennungen einzelner Kleidungsstücke der siebenbürgisch-sächsischen Volkstracht entstammen noch dem mittelhochdeutschen Sprachschatz. Daraus aber die Schlußfolgerung zu ziehen, daß das entsprechende Gewandstück ebenso alt sei wie sein Name und zu dem von den moselfränkischen Einwanderern im 12. Jahrhundert mitgebrachten Trachtengut gehöre, ist voreilig und entbehrt jeder Grundlage, solange nicht eine einwandfreie bildliche Darstellung den direkten Beweis dafür erbringt. Diese reichen aber nur bis ins 18. Jahrhundert und ganz vereinzelt bis in frühere Zeit zurück. Außerdem sagt die Bezeichnung ja auch noch nichts über den Formenwandel des betreffenden Kleidungsstückes und die Möglichkeit fremden Einflusses aus. Das Wort Kürschen z. B. entspricht dem mittelhochdeutschen kürsen, das ganz allgemein Pelzrock bedeutete. Der heute gebräuchliche Kürschen dagegen hat seine kostümlichen Vorbilder in der Heuke (Hoike) der bürgerlichen Tracht des 15. und 16. Jahrhunderts, die sich in ganz ähnlicher Form mit steifem rechteckigem Kragen als Dachkragenmantel in der thüringischen Tracht bis ins 19. Jahrhundert erhalten hat. Mit anderen Bezeichnungen verhält es sich ähnlich. Interessant ist die bereits erwähnte sprachliche und formale Übereinstimmung des siebenbürgischen Borten mit der Oberlausitzer Borta, die sich (die Borta) bereits am Ende des 18. Jahrhunderts nachweisen läßt. Andere Kostümnamen wiederum, wie Daleman (ungarisch Dolman) und Mente sind dem Ungarischen entlehnt und entsprechen den gleichlautenden ungarischen Trachtenstücken. Auch die Sitte, das Hemd gegürtet über der Hose zu tragen, ist den deutschen Volkstrachten fremd, desgleichen Schaftstiefel für die Frauen, und die ganze Farbenskala, die Art und Anordnung der Stickereien hat nicht in der Heimat, sondern in der näheren Umgebung Siebenbürgens ihre Parallelen.

216. Mädchen aus der Zips in Festtracht. Letztes Drittel des 19. Jahrhunderts. Die Stulpenstiefel, die bauschigen weiten Hemdärmel und die kurzen weiten Faltenröcke gehören zum Trachtengut der benachbarten ungarischen Volkstrachten.

Die Tracht der Deutschen in der Zips.

Die Tracht der ebenfalls im 12. Jahrhundert in das ungarische Komitat Zips (heute zur Tschechoslowakei gehörig) eingewanderten Deutschen stimmt in mehreren Stücken mit der siebenbürgisch-sächsischen überein. Ihr entspricht in der Frauentracht der auf der glatten Seite bestickte Winterpelz und die Schaftstiefel über weißen Strümpfen, die inzwischen meist durch Schnürstiefel ersetzt sind. Schaftstiefel sind aber auch den benachbarten ungarischen Volkstrachten eigen, denen der sehr kurze, weite Rock entlehnt ist mit der bunt geblümten Schürze darüber und wohl auch die bauschigen, mit buntem Band umbundenen Halbärmel des Hemdes mit ihrem reichen Stickerei- oder Spitzenrüschenschmuck als Abschluß (Abb. 216). Das geblümte, tief ausgeschnittene Mieder wird entweder mit Metallhaken geschlossen oder mit buntem Band verschnürt. Statt der Träger halten es Schleifen auf der Achsel fest. Ebenso fällt über die Schürze ein langes, zur Schleife gebundenes Band. Um den Hals liegt ein kleiner runder Leinen- oder Spitzenkragen. Die Braut unterscheidet sich durch eine weiße Schürze und einen um die Schultern gelegten breiten bestickten Leinenschal mit Spitzeneinsätzen. Die Mädchenkopftracht ist die Borte, eine Art Bügelkrone. Ein Kranz aus künstlichen Blumen und Flittern umgibt die Stirn, und im Nacken hängen bunte Bänder auf den Rücken herab. Ein zweiter Bügel zieht sich über den Hinterkopf. Auf ihm ruhen die Flechten, von halbkreisförmig angeordneten Schmucknadeln festgehalten. Ein Querband hält beide Bügel zusammen, und im Schnittpunkt thront auf dem Zopfbügel ein kleines Flitterkrönchen. Die Frauen gehen im Kopftuch.

Zur Burschentracht gehören dunkle Hosen, Schaftstiefel, eine kurze dunkle Jacke mit dichter Knopfreihe und eine kleine Krempenmütze.

Die Tracht der Banater Schwaben.

Einen weniger östlichen Charakter zeigt die Tracht der Deutschen (hauptsächlich Schwaben) im Banat und im südungarischen Komitat Baranya (Abb. 217). Die Banater Schwaben sind erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Maria Theresia im Lande angesiedelt worden, also zu einer Zeit, wo die Vielfalt deutscher Volkstrachten bereits bestand. Darum ist die Möglichkeit, hier einer in der Fremde lebendig gebliebenen deutschen Volkstracht zu begegnen, nicht ausgeschlossen. Der Tracht selbst ist gegenwärtig nicht mehr viel anzumerken. Die Männer tragen lange dunkle Hosen, Schaftstiefel, eine kurze enge Jacke mit ein bis zwei Reihen Knöpfen und einen runden dunklen Filzhut. Die Frauentracht entspricht mit der engen Taille und dem langen angereihten Rock der Übergangstracht um die Wende des 19. Jahrhunderts. Über der Taille liegt häufig ein gekreuztes Brusttuch. Als Mantel dient ein dem Thüringer Kindermantel entsprechender gemusterter Umhang mit langem, in einem Volant abschließenden Überfallkragen. Den Kopf bedeckt ein breit gefaltetes Kopftuch. Darunter sitzt eine besondere Frisur. Die gescheitelten Haare sind straff zurückgekämmt und in einem auf dem Hinterkopf thronenden Knoten zusammengefaßt. Die Festtracht der Braut und Brautjungfern zeigt weniger städtischen Einfluß. Das Mieder verbirgt ein besticktes Fransentuch. Darunter sehen die engen Halbärmel und die kleine Halskrause des Hemdes hervor. Mehrere Röcke übereinander, der oberste mit Streifenmustern, verleihen der Gestalt einen rundlichen Kontur. In die

weiße mit Stickerei geschmückte Leinenschürze sind (am unteren Rande in der Mitte) die Initialen eingestickt. Die weiß bestrumpften Füße stecken in Halbschuhen, und um die Stirn schmiegt sich ein Blütenkranz.

Schrifttum.

Duller, Eduard, Das deutsche Volk in seinen Mundarten, Sitten, Gebräuchen, Festen und Trachten, Leipzig 1847. — Hottenroth, Friedrich, Deutsche Volkstrachten vom 16. bis zum Anfange des 19. Jahrhunderts, 3 Bde., Frankfurt a. M. 1898 bis 1902. — Schultz, Alwin, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger, 2 Bde., Leipzig 1889. — Derselbe, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, 1892. — Julien, Rose, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts, München 1912. — Haeberlin, Carl, Inselfriesische Volkstrachten vom 16. bis 18. Jahrhundert, Ztschr. d. Ges. f. schleswig-holsteinische Geschichte, Bd. 56 u. 59, 1926 u. 1930. — Derselbe, Die Volkstrachten der Inselfriesen, Nordfriesland, Heimatbuch für die Kreise Husum und Südtondern 1929. — Rieter, J.: Danske Nationale Klaedebragter, Kopenhagen um 1806; Ostfriesische Volks- und Rittertrachten um 1500, Emden 1893 (Faksimile nach der Hauschronik des Unico Manninga). — Haase, Hermann, Tracht, Haus und Hof der Vierländer, Hamburg 1910. — Griese-Voigt, Die Vierlande bei Hamburg, Hamburg 1894. — Lisch, G. C. F., Mecklenburg in Bildern 1842—45. — Holsten, Robert, Die Volkskunde des Weizacker, Stettin 1914 (Anhang zum Inventar der Bau- und Kunstdenkmäler). — Haase u. Worm, Die Halbinsel Mönchgut und ihre Bewohner, Stettin 1909. — Brunner, Karl, Ostdeutsche Volkskunde, Leipzig 1925. — Leske, N. G., Reise durch Sachsen, 1785. — Schmidt, Seyffert, Sponsel, Sächsische Volkstrachten und Bauernhäuser 1897. — Müller-Brauel, Hans, Niedersächsische Volkstrachten, Halbmonatsschrift Niedersachsen 1898/99. — Peßler, Wilhelm, Niedersächsisches Trachtenbuch, Hannover 1922. — Andree, Richard, Braunschweiger Volkskunde, Braunschweig 1901. — Jostes, Franz, Westfälisches Trachtenbuch, Bielefeld, Berlin, Leipzig 1904. — Sickert, J. J., Trachten der Landleute aus dem Fürstentum Bückeburg und Umgegend, Lithogr. um 1840. — Tetzner, Franz, Die Slawen in Deutschland, Braunschweig 1902. — Pelser-Berensberg, Franz von, Altrheinisches, Trachten, Hausrat, Wohn- und Lebensweise, Düsseldorf 1909. — Justi, Ferdinand, Hessisches Trachtenbuch, Marburg 1905. — Helm, Rudolf, Die hessischen Trachtenbilder von Ferdinand Justi, Kasseler Museumsverein 1929. — Derselbe, Hessische Trachten, Heidelberg 1932. — Gerbing, Louise, Die Thüringer Trachten, Erfurt 1925. — Kronbiegel, Sitten, Gebräuche, Trachten, Mundart, häusliche und landwirtschaftliche Einrichtungen der altenburgischen Bauern, 3. Aufl. 1839. — Kaisig, Frida, Schönwald, Trachtenbilder aus einem deutschen Dorf in Oberschlesien, Gleiwitz 1920. — Scholz, Oskar, Ländliche Trachten Schlesiens aus dem Anfang dieses Jahrhunderts (Mitt. aus dem Mus. für deutsche Volkstrachten) 1898. — Pröckl, Eger und das Egerland 1845. — Lehmann, E., Sudetendeutsche Volkskunde, Leipzig 1926. — Karlinger, Hans, Die bayrischen Volkstrachten, Bayrische Hefte f. Volkskunde, Heft 1 u. 2, 1918. — Fehrle, Eugen, Badische Volkskunde, Leipzig 1924. — Kassel, Dr., Über elsässische Trachten, Straßburg 1907. — Heierlie, Julie, Die Volkstrachten der Schweiz, 4 Bde., Erlenbach-Zürich 1922—29. — Hörmann, Ludwig von, Vorarlberger Volkstrachten, Ztschr. d. deutschen u. österreichischen Alpenvereins, Bd. 35, 1904. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: Tirol und Vorarlberg; Kärnten und Krain; Steiermark; Salzburg. — Schullerus, Adolf, Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde im Umriß, Leipzig 1926.

217. Mädchen aus dem Banat. Letztes Drittel des 19. Jahrhunderts. Die Tracht der Banater Schwaben lehnt sich nicht so eng an südosteuropäische Vorbilder an wie die siebenbürgisch-sächsische.

Das Bildmaterial stellte die Frhrl. von Lipperheidesche Kostümbibliothek in Berlin freundlichst zur Verfügung.

Die deutsche Volksnahrung.

Von Dr. **Martin Wähler,**

Professor an der Hochschule in Hannover.

„Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen", sagt man im Volk. Wie ernst der schlichte Volksmensch Essen und Trinken nimmt, beweisen die zahlreichen Sprichwörter und volkstümlichen Redensarten, die im Volke umgehen, wie z. B. „Trink und iß, Gott nicht vergiß!", „Salz und Brot macht Wangen rot", „Hopfen und Malz, Gott erhalt's!", „Wein ist die Milch des Alters", „Die Liebe geht durch den Magen". Und wie oft braucht das Volk vergleichende Redensarten, die es mit der Nahrung und Küche zu tun haben! Wie erstaunlich die Phantasie des Volkes arbeitet und der derbe Volkswitz zu Worte kommt, weiß jeder Soldat des Weltkrieges, der an die „Kälberzähne" (Graupensuppe), „Fußlappen mit Flöhen" (Weißkohl mit Kümmel), „Gedrängte Wochenübersicht" (Hackbraten oder Klops) u. ä. denkt.

Bei der Volksnahrung handelt es sich jedenfalls um das elementarste, um das grundlegende Lebensgebiet der Menschheit, sie bildet überall die Voraussetzung und Grundlage des geistig-seelischen Lebens. Das Gebet um das tägliche Brot, um das „liebe Brot" ist darum christliche Selbstverständlichkeit. Bei dem ewigen Kampf ums Dasein wird die Nahrung, besonders für die unteren Volksschichten, auch immer im Mittelpunkte alles Denkens und Wollens stehen.

Zunächst muß einmal die Tatsache festgestellt werden, daß die Volksnahrung zu den volkstümlichsten Gegebenheiten gehört. Denn in diesem Punkte entwickeln hoch und niedrig, gebildet und ungebildet ungefähr denselben Geschmack; nur der Geldbeutel legt Schranken auf, wodurch aber die Sehnsüchte des mächtigsten Triebes im Menschen keineswegs verschwinden. Wenn nicht im teuren Festbraten, so ist doch im billigeren Festgebäck die weiteste Übereinstimmung vorhanden. Natürlich stehen auch hier Spitzenleistungen der Küche und Hausmannskost nebeneinander.

Wie dem gemeinen Volke „Stimmungen aus dem Magen kommen", so ist auch der Genius vielfach von der Füllung des Magens abhängig.

Goethe hat bekanntlich nach seinen Tagebucheintragungen größten Wert auf gute und schmackhafte Küche gelegt. Ein Jahr vor seinem Tode, nachdem eine Köchin entlassen und ein gut empfohlener Koch gewonnen war, schreibt er in seinem Tagebuch: „Von dieser Last befreit, konnte ich an bedeutende Arbeiten gehen." Es war der Faust, den er noch vollenden wollte.

Das Volk ist noch heute weithin von Glaubensvorstellungen befangen, die uns bei primitiven Völkern als Analogie- und Sympathiezauber begegnen und heute als Volkshomöopathie auftreten, als mystisch-magische Wirkung der Nahrung auf das Wesen des Menschen.

Wer Monate hindurch sich ausschließlich von Rindfleisch ernähren würde, soll mutig, energisch, tollkühn werden, während ein steter Verbrauch des zarteren Kalbfleisches oder gar Lammfleisches die entgegengesetzte Wirkung hervorbringe: Schlaffheit, Widerstandslosigkeit bis zum Pantoffelheldentum! Allzu starker Fleischgenuß macht nach dieser Volksmeinung die gescheitesten und lebensfrohesten Menschen trübe, dumpf und stumpfsinnig, besonders führt der fortgesetzte Schweinefleischgenuß — genau so wie der von Käse — zu Schwarzseherei und Melancholie. „Weich wie Butter" sollen die Menschen werden, die zuviel Butter essen: phlegmatisch und apathisch. Stets günstigen Einfluß auf den menschlichen Charakter hat gute, unverfälschte Kuhmilch, ebenso wie der tägliche Eiergenuß die Verstandes- und Muskelkraft gleichzeitig stärkt. Für Geistesarbeiter wird der phosphorhaltige Apfel empfohlen, überhaupt Früchte und Salate, die beruhigend auf die Nerven wirken sollen. Eine Wöchnerin, die ihr Kind nicht mit Muttermilch, sondern mit Kuhmilch nährt, wird vielfach noch im Volke mißtrauisch angesehen, weil man gerade in den ersten Lebenswochen eine vom Tier ausgehende Kraft, körperlich wie geistig, annimmt.

Richtige Beobachtungen verbinden sich mit logisch unhaltbaren Vorstellungen, die in eine primitive Denkweise hinabreichen. Daß aber Körperliches und Geistig-Seelisches vielfach zusammengreifen, vertreten

Mediziner und Psychologen heute wieder wie die alten griechischen Ärzte Hippokrates und Galen, Anhänger einer Humoralpathologie, welche die Temperamente für blutchemisch bedingt ansehen. Es wird also das Mischungsverhältnis des Blutes zur Grundlage der Wesensart des einzelnen wie der Volksgemeinschaft genommen. Die Bewohner Grünbergs in Schlesien, das einen besseren Wein baut, als Johannes Trojan in Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse in witzigen Versen verkündet hat, geben sich viel natürlicher, ungezwungener und aufgeschlossener als die ostdeutschen Menschen sonst. In den Weinschankstuben rückt der eintretende Gast unmittelbar an den schon anwesenden, während sonst die steiferen Nord- und Ostdeutschen einzeln an so viel Tischen Platz nehmen, als Tische da sind! Der Wein allein hat die Grünberger aus krampfiger Haltung befreit!

Wenn die Volkskunde an ihrem Endziel festhält, den Charakter einer Gemeinschaft, eines Volkes auf Grund vielfacher Gegebenheiten zu ergründen, so muß unter allen Umständen auch die Volksnahrung dabei berücksichtigt werden.

Aber schon bei einer schlichteren Forderung, nämlich das Volksleben in seinem wirklichen Ablauf und das Denken, Fühlen und Tun des Volkes in seinen Grundströmungen, in seinen Unter- und Hintergründen zu schildern, kommen wir um eine so elementare Lebenserscheinung wie die Nahrung nicht herum. Denn jede Familie als die kleinste, aber entscheidende Gemeinschaft ist nicht nur Abstammungs- und Arbeitsgemeinschaft, sondern auch Verzehrsgemeinschaft. Und vielfach hat in der Tischgemeinschaft die Gemeinschaftskultur ihren entscheidenden Ausgangs- und Mittelpunkt; denn bei aller Arbeitsteilung ist der Mittags- oder Abendbrottisch oft noch der einzige Einigungspunkt, von dem aus die Gestaltung äußeren und inneren Lebens möglich ist.

Brot erscheint unter dem täglichen Bedarf so natürlich, daß wir alle Speisen, die wir einnehmen, mit diesem Worte zusammenfassen, im Mittagbrot, im Abendbrot.

Es mag vielen undenkbar vorkommen, daß unsere Vorfahren ohne das Brot leben konnten. Und noch heute sehen auch in Deutschland viele Bewohner im Brot durchaus nicht etwas Alltägliches, sondern eine besonders gute Nahrung. Nur ein Fünftel der Menschheit hat jetzt das Brot aus Weizen und Roggen als Hauptnahrung. Drei Fünftel leben vornehmlich von Reis, ein Fünftel von Mais, aber beide erscheinen nicht in Form von Brot. Die aus Getreide bestehende Mehlnahrung, die wir Brot nennen, hat einen langen Entwicklungsprozeß durchmachen müssen, ehe sie zu dem heutigen schmackhaften Gebäck wurde. Die Stufen dieser Entwicklung erlebt jeder in seiner Kindheit in verkürztem Zeitraum nochmals wieder. Denn die Menschheit begann mit der einfachsten Art, Mehlfrüchte, besonders Getreide, zuzubereiten, indem sie diesen einen kalten oder warmen Wasseraufguß gab und so einen Brei oder eine Suppe herstellte. Wird dem Brei durch Backen Haltbarkeit gegeben, so ist ein Gebäck geschaffen, das meist flach ist und Fladen genannt wird. Wenn aber der Mehlbrei durch Zusatz von Hefepilzen zum Gären gebracht und dadurch aufgelockert, aufgetrieben und somit leichter und schmackhafter gemacht wird, dann entsteht aus dem so bearbeiteten Teig nach dem Backen das Brot; Nudeln, Kuchen und ähnliches sind nur Abarten des Brotes. „Flüssiges Brot" ist das Bier, wie das Volk ganz richtig sagt; denn dem Getreidebrei, der allerdings dünn ist, wird eine Würze, besonders Hopfen, beigegeben, so daß ein gäriges Getränk entsteht, das wir Bier nennen.

War unseren Vorfahren, die vor allem von Hirse- und Haferbrei lebten, das Brot als Speise der Reichen und der Festtage etwas Besonderes, so können wir ihre Hochschätzung und Verehrung des Brotes verstehen. Sie ist noch heute im Volksleben und Volksglauben spürbar, besonders bei den Landbewohnern, die als Anbauer und Selbsthersteller des Brotes die Kompliziertheit des Vorganges kennen und eine Sünde darin sehen, daß Brot unter dem Tisch liegen bleibt oder gar auf die Erde geworfen wird. Wie scharf achten sie darauf, daß das Brot nicht falsch gelegt wird. Denn liegt es mit der mehligen Seite nach oben, so geht alles drunter und drüber, verkehrt im Hause, die Hexen treiben ihr Unwesen.

Im Brot findet auch das Allerheiligste des christlichen Kultus, des Abendmahles, seine Verkörperung. Indessen hat man nicht auf das heutige Brot, sondern auf seine altertümlichere Form, den Fladen, zurückgegriffen, wenn man in der Hostie oder Oblate das ungesäuerte, ungegorene Mehlgebäck genießt.

Brot und Salz wird noch heute als uraltes Sippschaftsopfer aufgefaßt, wenn z. B. im Badischen die Mutter ihrer in fremde Dienste tretenden Tochter „unbeschrien" diese beiden Dinge in den Rocksaum näht.

218. Backofen eines Bauernhauses bei Markt Berolzheim in Mittelfranken. (Aufnahme Dr. Marzell, Gunzenhausen.)

Die Hausgeister des neuen Heimes sollen durch dieses Speiseopfer versöhnt werden. Auch in Thüringen bringt die neuanziehende Magd aus ihrer Heimat ein Stück Brot mit — ursprünglich als Opfer an die neuen Hausgeister —, damit sie kein Heimweh bekommt. In der ostthüringischen Pflege Reichenfels erhielten früher die anziehenden Dienstboten von ihrer Herrschaft Klöße, die sie auf der Ofenbank, also am Herde, ohne jede weitere Zutat verzehren mußten. Hier wird die Speise eine Art „Gewöhnbrot", wie es auch dem neu gekauften Stallvieh vorgeworfen wird; ein Symbol der Zugehörigkeit zu Haus und Familie.

Das Brot wird in der Stadt seit dem 13. Jahrhundert von Privatbäckereien hergestellt. Auch auf dem Lande haben sich die Bäcker in den letzten Jahrzehnten durchgesetzt. Das echte Bauerntum bäckt jedoch noch selbst, und zwar entweder in Backhäusern, die der Gemeinde oder einer Genossenschaft gehören, oder in einem Privatbackofen (Abb. 218), der heute meist bienenkorbähnlich an oder in die Küche gebaut ist. Das Gemeindebackhaus (Abb. 219), das sich in Mitteldeutschland vom Rhein bis zur Saale, und zwar besonders in Hessen-Nassau, Franken und Thüringen bis zum Harz und zur Saale findet, scheint der Organisationskraft und dem Gemeinschaftssinn der Franken zu danken zu sein. Es erfüllt im Dorfleben eine besondere Funktion. Was für die Männer das Wirtshaus ist, ist für die Frauen das Backhaus. Es ist ihr gesellschaftlicher Mikrokosmos. Wenn an den Backtagen die Weiber dort versammelt sind, bedeutet das für die Nachrichtenübermittlung im Ort sicherlich ebensoviel wie die großen Telegraphenbüros für die große Welt. Vielfach sitzen dann die Frauen zusammen wie eine große Familie. Sie helfen sich gegenseitig mit Rat und Tat und tauschen Gerätschaften untereinander aus.

Damit Gemeinschaft und Einzelleben beiderseits zu ihrem Rechte kommen, ist beim Gemeindebackhaus — ganz gleich, ob ein Bäcker als Beauftragter die Backgeschäfte besorgt oder die einzelnen Frauen selbst nacheinander backen — eine Backhausordnung gegeben. Die Reihenfolge des Backens wird durch das Los bestimmt. Besonders vor den Festtagen, wenn der Andrang sehr groß ist, muß das Oberhaupt des Ortes sein ganzes Ansehen einsetzen, um den ruhigen Verlauf zu sichern. Die Frauen versammelt er, manchmal noch durch Läuten der Kirchenglocken, vorm Backhaus, wo er aus einer Schüssel oder einem Hut die Lose herausnehmen läßt. Oft werden drei Haushaltungen auf einem dieser Zettel zu einer Backgemeinschaft zusammengefaßt. Manchmal benutzen Gemeindevorsteher dieses Zusammenbacken auch als Mittel zur Gemeinschaftserziehung, indem sie unver-

219. Das Gemeindebackhaus in Oberndorf (Kreis Hildburghausen, Thür.). Es steht im Mittelpunkt des Dorfes und Dorflebens, liegt vor dem Gemeindebrunnen, vereinigt unter einem Dach die im oberen Stockwerk gelegene Gemeindestube und das Taufstübchen, dazu im Anbau die Gemeindeschmiede und zeigt mit der Turmuhr den Dörflern die Zeit an. (Aufnahme Prof. Dr. Wähler.)

trägliche Nachbarn, die sich wie Hund und Katze stehen, hier zusammenschirren. Die Backzeiten werden durch die Reihenfolge, in der die Lose in Form von Holzstäbchen oder Papierzetteln gezogen werden, geregelt. Die Zeit ist wichtig, zumal am Montag, wenn der Ofen vollständig kalt ist; denn der erste muß das meiste Holz verfeuern. Wie im Hessischen „Backes gespillt" wird (Abb. 220), hat der hessische Maler Thielmann auf dem Bilde aus der Schwälmer Gegend festgehalten.

220. Das Backespiel. Rötelzeichnung von Wilhelm Thielmann. Darmstadt, Hessisches Landesmuseum. Schwälmer Bäuerinnen, die vor dem Backhaus stehen, greifen in den Hut des Gemeindevorstehers, um daraus die ihre Backzeit bestimmenden Lose zu ziehen.

Wie die Nahrungsbereitung die Menschen zusammenführt und Gemeinschaftsgeist entwickelt, so bringt auch billiges Essen und Trinken das Volk zusammen. Die Kaffeestuben, die in Mitteldeutschland die bescheidenen Gemüter bei einer Tasse Kaffee versammeln, erhalten ihre Parallele in Wien durch die Weinhallen. Besonders im Winter sind sie ein Aufenthalt für die Armen und Arbeitslosen. Hier trinken sie ein Achtel „Heurigen" oder „Alten" oder „Sturm", noch billiger als Kaffee oder Milch. Suppe, Brot und ein wenig Fleisch sind für einige Schillinge ebenfalls zu haben und als Nachtmahl ausreichend. Hier sitzen arme Handwerker, Fabrikarbeiter, Chauffeure und Kolporteure, Dirnen und Arbeitslose schwatzend oder auch apathisch schweigsam zusammen und warten, bis es Zeit ist zum Schlafengehen. In Bern kehren die Bauersfrauen in den Kaffee- oder Küchlistuben ein, wo sie im Kreise bescheidener Bürgersleute eine große Tasse (Chachli) Kaffee einnehmen, nicht Kaffee nach Art des sächsischen „Bliemchen" (durch dessen dünne Farbe man die Blumenmuster unten auf dem Boden sehen kann) oder des Wiener „Schwarzen", sondern einen guten Milchkaffee; dazu essen sie bei guten Einnahmen noch Küchli oder Kuchen. Unter Küchli versteht man in geklärter Butter schwimmend gebackene Äpfel-, Birnen-, Holunder-, Fastnacht-, Rosenküchlein und „Strübli". Die Krönung findet dies Mahl durch eine Nachtischspeise, bei der geschlagener Rahm (g'schwungni Nidle) Verwendung findet. In Frankfurt a. M. mit seinem Vorort Sachsenhausen ist die Äppelweistube der Anziehungspunkt für die durstigen Seelen mit bescheidenem Einkommen. Auf den langen Holzbänken sitzen sie um den Tisch herum, hören den alten „Geschworenen" zu und knuspern die Salzbrezeln, während das weibliche Geschlecht sich für Mohngebäck oder „Stengelcher" entschließt. Denn immer kann man sich das Frankfurter Nationalgericht, „Frankfurter Gebabbel", d. h. Rippchen mit Kraut und Würstchen, nicht leisten. Hier in den Äppelweistuben ist die wahre Volksmeinung zu hören.

Die Art des täglichen Brotes in seiner Gleichförmigkeit oder Vielgestaltigkeit hängt mehr oder minder von den Anbaumöglichkeiten der betreffenden Landschaft ab. Weizen- oder Roggenland, Weideflächen mit Rindvieh oder Waldland mit Schweinezüchtung entscheiden über die Besetzung des Tisches vom Morgen bis zum Abend. Hunger und Durst erfahren ihre Ausrichtung aber auch mit aus der Luft. Nur vom Menschen her die Nahrung als eine gleichsam „immanente" Angelegenheit zu betrachten, geht nicht an. Schließlich übt neben dem Natursegen und dem Klima das landesübliche Getränk eine nicht zu verkennende Herrschaft aus, wie es in den Bezeichnungen vom Weinland, Bierland oder von der Brannt-

weingegend treffend zum Ausdruck kommt. In Industriebezirken ist die Höhe des Verdienstes mitbestimmend. Das eine steht aber fest, daß seit ungefähr einem Menschenalter eine bedeutende Steigerung und Besserung der Nahrung besonders in den unteren Volksschichten eingetreten, daß die Zahl der täglich eingenommenen Mahlzeiten im allgemeinen von drei auf fünf gestiegen ist.

3 und 4 Mahlzeiten finden wir vereinzelt im Sommer und Winter in Ostpreußen, Schlesien, in Franken, der Provinz Sachsen und Siebenbürgen, wo sie sogar vorherrschend sind. 5 Mahlzeiten werden in der Regel im Sommer in Pommern, von Lichtmeß an in Anhalt eingenommen; 6 während des Sommers vereinzelt in Schlesien, Hessen und Hannover, 7 sogar vereinzelt im Westfälischen.

Beachtenswert ist, wie vielgestaltig nach einer Karte des deutschen Volkskundeatlasses (Frage 86a), die 77 verschiedene Speisen aufzählt, das erste Frühstück eingenommen wird. Am stärksten hat sich Kaffee mit Brot durchgesetzt, in Thüringen vielfach Kaffee mit Kuchen, Brotsuppe in Bayern und Bayrisch-Schwaben, Kartoffelsuppe in der Oberpfalz. Kartoffeln als gekochte Pellkartoffeln oder Bratkartoffeln verzehrt man, wie im vorigen Jahrhundert, überall im „Land der armen Leute", im Siegerland, Westerland, in der Eifel, Rhön, im Thüringer- und Frankenwald, Vogtland, in den Randgebirgen an der deutsch-böhmischen Grenze und in der Lausitz; rote Rüben (-Suppe) in der Südostecke Ostpreußens; Buchweizengrütze und -klöße nur noch in Schleswig-Holstein; Grützwurst im südlichen Friesland, Oldenburg und vereinzelt bis nach Westfalen hinein. Haferbrei und Hafersuppe ißt man neben Milchsuppe noch in dem Landstrich zwischen Osnabrück und Holzminden, dann wieder in Schwaben. Das Gebiet, das der Milch die Treue gewahrt hat, ist Oberdeutschland und Österreich; von Franken über das Alpengebiet hin bis nach Siebenbürgen schätzt man sie als Morgenspeise, ebenso noch im südöstlichen Winkel Ostpreußens. In Ober- und Niederbayern ist saure Milchsuppe beliebt, vereinzelt in Bayern und in Österreich zu beiden Seiten der Donau Rahmsuppe; Sauerteigsuppe in Oberschlesien und im sudetendeutschen Gebiet. Maisriebel kennt man in Vorarlberg, Maissterz in Kärnten, Steiermark, Osttirol und Siebenbürgen neben Milch. Fleisch, meist vom Schwein, genießt man nur in Siebenbürgen, das aber nur 3, im Winter oft nur 2 Mahlzeiten kennt; gebackenen Fisch am Kurischen und Frischen Haff. Reis essen die Bewohner westlich der Unterelbe; Tee wird in Friesland und Nordwestschleswig getrunken, im letzteren Gebiet auch warmes Bier. Kakao und Tee, die sich vereinzelt in Industriegegenden des gesamten Deutschlands finden, scheinen auf Anregung genossenschaftlicher Verkaufsgesellschaften (Konsumvereine) eingeführt zu sein oder haben sich erst nach dem Weltkrieg eingebürgert. Die Gebundenheit an das, was der Boden und die Viehwirtschaft gibt, das Festhalten der Überlieferung einerseits, die Aufgeschlossenheit gegen Kolonialprodukte andererseits, das Klima und vieles andere spricht mit bei der Wahl der ersten Tagesmahlzeit.

Es zeugt aber schon dieses Frühstück von dem verschiedenen Geschmack der einzelnen deutschen Volksstämme und Landschaften, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Eigenart auch in der Nahrung ausgebildet haben und mit ihren Lieblingsspeisen ihre Besonderheit und Eigenart kennzeichnen. Nicht so, daß ein Beharrungszustand eingetreten wäre! Nein, auch Speise und Trank sind, wie alles andere Volksgut, der Zeit mit ihren wandelnden Moden- und Geschmacksrichtungen, Zusammenstellungen und Anrichteweisen unterworfen. Es ist nicht mehr dieselbe Festigkeit zu beobachten, wie sie im ganzen vorigen Jahrhundert für die Volksnahrung herrschte. Die Städte und Sommerfrischen wirken sich aus, auf abgelegenen Dörfern z. B. des Münsterlandes bringen die Pfarrköchinnen, die oft eine ganze Reihe von Kochlehrlingen aus bäuerlichen Kreisen zu einem Lehrgang um sich scharen, neue Zubereitungsarten und neue Speisen ins Bauerntum hinein. Trotzdem ist Nahrung und Küche landschaftlich ganz verschieden geartet. Seit dem Mittelalter werden deutsche Stämme, Städte und Landschaften nach ihrer Lieblingsnahrung charakterisiert.

Um 1508 findet sich ein lateinisches Sprichwort, das, wenn auch unvollständig, zuerst Luther deutsch wiedergegeben hat: „Der Wahlen Andacht und Deutschen Fasten möchte man beide mit einer Bohne bezahlen"; vollständig zuerst 1541 bei Franck und in den folgenden Jahrhunderten oft wiederholt: „Ein Polnisch bruck, Ein Behmischer mönch, Ein schwebische Nonn', Ein Osterreichischer kriegsman, Welsche andacht, vnd der Teutschen fasten, gelten ein bonen." Wenn auch nach Luther der Deutschen Teufel der Suff ist, so erklärte doch schon 1423 ein deutsch-italienisches Wörterbuch: „Sprich mir Du auch also, daz die Deutschen trunken seien! und die Walisch (Welschen) fellen (fehlen) nicht, wenn sie dazu kumen, wol daz die Deutschen den Namen haben." Indessen mag an dem in Italien, Südfrankreich, Dänemark und Deutschland umgehenden Sprichwort etwas Richtiges sein: „Der Deutsche vertrinkt seinen Kummer, der Franzose versingt ihn, der Spanier verweint ihn, der Engländer verlacht ihn, der Italiener verschläft ihn." Von

den Lieblingsspeisen der deutschen Stämme und Städte im 17. Jahrhundert handelt ein Priamel in Moscherosch's „Pflaster wider das Podagram" (J. Bolte in Zeitschr. f. Volkskunde 18, 1908, S. 304).

Weitverbreitet war der im 16. und 17. Jahrhundert bezeugte Spruch:

„Wenn der Däne verliert die Grütze,
Der Franzmann den Wein,
Der Schwabe die Suppe,
Und der Deutsche (später: Bayer) das Bier,
So sind verloren alle vier."

Im 18. Jahrhundert gibt ein Epigramm J. F. Riederers (das Poetische Schertz-Kabinet 1713 Bl. C 8b Nr. 54): „Der Ländliche Gusto" folgende Charakteristik:

„Wenn ein Westfälinger den Pumpernickel hat,
Ein hungriger Schwab an Habermus wird satt,
Ein Steuermärker sich an Stertz sehr wohl erquickt,
Ein Bayr hingegen wohl sich zum Topf-Nudeln schickt,
Der Frantzmann sein Ragoût will in den Magen fassen,
Wird der von Nürnberg sich auf Peterle-Fleisch verlassen."

Man mag einwenden, daß die Deutschen heute ihre nationalen Eigentümlichkeiten in bezug auf die Küche in den Städten mit ihren „Restaurants und Hotels" eingebüßt haben, da diese sich aus der ganzen Welt Gerichte angeeignet hätten und auf internationale Küche eingestellt seien. Diese Tatsache ist unbestreitbar. Die deutschen Gaststätten haben in dem Bestreben, eine recht reichhaltige Speisekarte mit vielen Gängen zu bieten, aus der ganzen Welt Speisen und Getränke herübergenommen: aus Ungarn den Gulasch, aus England die Beefsteaks und die Puddings, aus Schweden die gesalzenen und pikanten Vorgerichte, aus Frankreich die legierten Suppen, die nach französischer Art bereiteten Salate, vor allem die französischen Weine, aus Italien Risotto, Makkaroni, selbst die türkische Reisspeise Pilaf hat im deutschen Bürgerhaus Einkehr gehalten. Indessen sind durch die gepflegte internationale Küche, die dem Stil viel von Fremden besuchter Gegenden entspricht, für die Einheimischen die deutschen Nationalgerichte nicht verdrängt, sondern bloß mit einem neuen Kranz umgeben worden. Auch in der Großstadt bekennen sich die meisten Volksmenschen zur landesüblichen Nahrung und zum heimischen Getränk.

Die Speisekarte der deutschen Heimat, die in dem 1913 herausgegebenen Universallexikon der Kochkunst als „Gastronomische Karte von Deutschland" erschienen ist, veranschaulicht im Bild, was an Spezialitäten in den einzelnen deutschen Landschaften dargeboten wird. Es gibt mehr Menschen, als mancher denkt, bei denen die Vorstellung von einer Landschaft oder Stadt aufs engste mit dem dafür in Frage kommenden Spezialgericht oder -trank verbunden ist. Manche Stadt verdankt ihre Volkstümlichkeit nur einer Magenfreude.

Die Volksnahrung in einzelnen deutschen Landschaften ist, wie wir bemerkten, abhängig von dem, was der Boden hervorbringt und dem Landbewohner der eigene Anbau darbietet, besonders aber auch von den klimatischen Verhältnissen. Denn es leuchtet ein, daß der Norddeutsche in kühlerer und windigerer Wohnlage im allgemeinen kräftigere und fettere Speisen zu sich nimmt und da, wo stärkere Luftfeuchtigkeit oder gar häufige Nebel auftreten, einen steifen Grog oder heißen Tee mit Rum dazu trinkt, während der Südwestdeutsche in durchweg sonnigeren und wärmeren Gefilden dem leichteren Essen mit einem Wein oder Most zuspricht, der Bayer aber zu einem Glas einheimischen Bier Kalb- oder Rindfleisch oder Dampfnudeln schätzt. Der Dreiteilung der deutschen Landschaft und ihrer volkstümlichen Sachgüter entspricht auch im großen ganzen eine Dreigliederung der deutschen Volksnahrung.

1. Die norddeutsche Volksnahrung.

Die westfälische Volksnahrung ist, wie die Bewohner, schwer zugängig. Der Süddeutsche mag sich im allgemeinen nicht damit befreunden. Es handelt sich dabei aber wohl nur um ein Vorurteil, das auf ungenügender Kenntnis der vielgestaltigen westfälischen Küche beruht. Denn Westfalen lebt durchaus nicht nur von Pumpernickel und saftigem Schinken. Gerade diese beiden Nahrungsmittel, die für Westfalen als kennzeichnend angesehen werden, sind eigentlich mehr „Ausfuhrware". Denn dieses schwere, feuchte Brot, das als Pumpernickel in Bäckereien, um nicht zu sagen in Fabriken, hergestellt wird, ißt der westfälische Bauer gar nicht oder nicht mehr, vielmehr ein für den Alltagsverbrauch leichter verdauliches, trockeneres Schwarzbrot. Um

221. Räucherhaus in Grönau (Kr. Herzogtum Lauenburg). Vielfach räuchern die Bauern nicht mehr selbst. Infolge der Nachfrage nach holsteinischer Katenwurst und holsteinischem Katenschinken lassen auch die städtischen Schlächter vielfach auf dem Lande räuchern. In diesem Räucherhaus lassen daher Bauern wie städtische Schlächter ihre Rauchware nach ländlicher Art räuchern. (Aufnahme Dr. Kunkel, Potsdam.)

die Mitte des 15. Jahrhunderts erwähnt Enea Silvio Piccolomini in seinem Werke „Europa" c. 36 das westfälische Schwarzbrot. Unter dem Namen Pumpernickel kommt es zuerst im 17. Jahrhundert vor; Simplizius (II. Kap. 19 und 31) klagt über die Schwere, während er den schon im Waltharilied genannten saftigen westfälischen Schinken, der kunstgerecht über trockenem Birken- oder Buchenholz geräuchert wird, lobt. Was der Hof und das Land bringt, nutzt der Westfale für die Küche aus. Er ißt viel und ist nicht durch Leckereien verwöhnt. Sein Geschmack kennt nicht die Feinheit und das Raffinement der rheinischen oder pfälzischen Küche, die wohl eine Zeitlang unter französischem Einfluß gestanden hat. Schwerfällig und hartnäckig in seinen Gewohnheiten, zieht er seine kernige, fette Kost allem anderen vor. Westfalen ist ein Schweineland; darum kommen Kartoffeln in großer Menge mit Gemüse, das mit Schweinefleisch oder Schinken und Speck gut geschmälzt ist, Brot und recht viele dicke Suppen auf den Tisch. Knoblauch als Gewürz verabscheut er, wie überhaupt der Norddeutsche.

Bei aller Derbheit ist die westfälische Kost doch recht abwechslungsreich. Sobald die ersten Spargelköpfchen aus den Beeten lugen, beginnt er mit diesem Gericht. Denn Spargel mit rohem Schinken ist eins seiner Lieblingsgerichte. Am liebsten mag er einen kleinen Zuckerzusatz beim Kochen des Spargels. Ebenso ist er ein Freund des Kopfsalats mit Zucker und Sahne. Besonders gewogen ist er einem jungen Hähnchen, das mit viel Speck ganz weich geschmort ist, so daß sich das Fleisch gerade von den Knochen schlürfen läßt. Neben den ersten Gemüsen, Spinat, Mairübchen, Karotten und Erbsen, erscheinen ihm die Bohnen als Lieblingsgemüse. Dicke Bohnen und Speck, überhaupt Bohnen mit Schinken, Koteletts mit allen möglichen Zusammenstellungen bereitet und verzehrt er mit innigem Behagen. Auf dem Lande schätzt man die dicken Bohnen am meisten, wenn sie langsam der Reife entgegengehen. Erst wenn die Kerne ihre „Hosen" anhaben, dann sind sie dem westfälischen Bauern recht. Die Zeit der dicken Bohnen dauert lange, mindestens den Juli und August.

Der Herbst bringt wieder allerlei schmackhafte Leckereien: „Himmel und Erde" mit Blut- und Leberwurst, Birnen mit Kloß und Speck, gelbe Rüben mit Schweinsnocken, Hammelfleisch mit Bohnen, gedämpfte und Steckrüben mit Pökelfleisch, Wild mit Vorliebe zu sauren Linsen oder Bohnen. Eine Lieblingsspeise des westlichen Münsterlandes ist der Blutkuchen, d. h. Blut vermengt mit Buchweizen- und Weizenmehl, gut gewürzt. Der zu Kucheln zusammengerollte Brei wird in Wasser gekocht, dann in Scheiben geschnitten, und diese Scheiben werden dann in der Pfanne gebraten.

Je mehr es dem Winter zugeht, desto schwerer und mastiger wird die Kost. Die dicken Hülsenfruchtsuppen kommen zu Ehren. Wohl viermal in der Woche werden sie vorzüglich gewürzt aufgetischt. Gesalzenes Schweinefleisch oder Kasseler Rippenspeer mit Sauerkraut und Salzbohnen, mit Speckwurst gedünstet, bieten die erwünschte Abwechslung. Als winterliche Leibspeise gilt aber ziemlich allgemein der Grün- oder Braunkohl, am liebsten mit gehackter Mettwurst oder mit Schweinefleisch. In Südwestfalen erfreut sich das Stielmus von den Blattstengeln und -nerven der jungen Rübenpflanzen, frisch oder eingemacht genossen, großer Beliebtheit. Der Dortmunder schwört noch heute auf seinen Pfefferpotthast. Die vom Rostbeef abgehauenen Rippen werden in Stücke geschnitten, mit Zwiebeln gekocht, mit Salz, Lorbeerblatt und viel Pfeffer gewürzt. Die Brühe wird mit geriebenem Weißbrot gebunden. Dazu munden ihm die Kartoffeln und Salzgurken.

Die eigentlichen Mehlspeisen finden zwar bei den Westfalen keinen besonderen Zuspruch, aber die Kartoffeln mit Buchweizenpfannen, entweder dünn und zart oder als Puffer dicker gebacken, werden sehr geschätzt. Im Ravensbergischen werden die „Pfannen" übrigens nicht in der Pfanne gebacken, sondern noch in der ursprünglichen Weise auf dem heißen Herde; sie heißen „Pickert". Die Fabrikarbeiter der Industriebezirke und die kleineren Bauern leben vor allem von gekochten und gebratenen Kartoffeln, von Kartoffelkuchen, Reibekuchen mit etwas Schweinefleisch. Im Bergischen kennt man noch die „Pottenmolk" genannte geronnene Milch.

Statt des Kuchens wird am Sonn- und Festtag Weißbrot, das allgemein Stuten genannt wird, genossen. Im westlichen Münsterland wird zum Kaffee auch der mit Öl oder Speck gebackene Buchweizenpfannkuchen gegessen, der manchmal mit kaltem Kaffee angerührt wird, damit der Pfannkuchen schön braun werde. Das Mittagsmahl als Hauptmahlzeit besteht gewöhnlich aus Suppe, Gemüse und Fleisch. Nur in den schaumburg-lippischen Hagedörfern wird die Hauptmahlzeit abends eingenommen; sie heißt „Reiinge" im Gegensatz zu den „Drögenstücken".

Die Holsteiner lieben wie die Westfalen „deftige" Kost und gelten als starke Esser. Wenigstens fünf Mahlzeiten am Tage sind die Regel. Den Vorzug genießt immer noch das Roggenbrot, wenn sich auch Sonntags, an Fest- und Erntetagen eigen-

gebackene Weizenstuten heute häufiger finden. Morgens ißt man auf dem Lande vielfach Kartoffeln mit Speckwürfeln, auch gebratene Mehlklöße aus der Pfanne. Für den Winter schlachten die Holsteiner Bauern mehrere Schweine ein, häufig auch einen Ochsen. Die Friesen sind Freunde des Schaffleisches.

Milchsuppen mit Grütze, Graupen, Reis sind als Vorspeisen beliebt, im Sommer rote Grütze oder Dickmilch; als Mehlspeisen Buchweizenpfannkuchen, Mehlklöße aus Buchweizen- und Weizenmehl und Pudding (grote Klümpe, Mehlbüdel) recht häufig. Vor allem die Dithmarscher Mehlbüdel gelten als landesbekannt. Fruchtsuppen aus Johannisbeeren, Pflaumen, Bickbeer- und Flieder-(Holunder-) Saft werden in allen Landesteilen, die alle ihre Besonderheiten wieder haben, gegessen. Kennt der Norddeutsche auch nicht die Fülle der süßen Kuchen wie der Mitteldeutsche, so schätzt er doch süße Suppen und süße Speisen. Ebenso charakteristisch sind für ihn die Warmbiersuppen und „Kalten Schalen". Weithin halten die Holsteiner noch an ihrem Brauch, mit der Suppe nach dem Fleischgang die Mahlzeit zu beschließen, fest. Geschätzt sind im Sommer Hammelfleisch und Wirsingkohl, im Winter Schweinefleisch mit Grünkohl.

Wenn früher als Getränke Buttermilch und eigengebrautes Bier bevorzugt wurden, so hat heute im Osten und auf der Geest der Kaffee alle anderen Getränke fast verdrängt. In den Marschen und auf den Inseln wird Tee, am liebsten mit einem tüchtigen Schuß Rum als Teepunsch, getrunken. In den Gasthäusern erhält ebenso der Grog den Vorzug vor dem Bier.

Bei Hamburger Küche denkt jedermann vor allem an die weit und breit bekannte Aalsuppe, das saftige Stubenküken, Pfannfisch und ein Kutscherfrühstück, wie Hannover seine Besonderheit in seiner Kohlsuppe mit Brägenwurst hat. Als „Stadt des guten Essens" ist Hamburg mit seinen delikaten Fischgerichten und englischen Speisen schon im 18. Jahrhundert gefeiert worden, wie aus der Beschreibung eines besonders üppigen Mahles hervorgeht, die Friedrich Wilhelm Zachariä in einem Gedicht „Die Speise und das Podagra" vom Jahre 1771 gegeben hat. Im Lübeckischen schätzt man die „Saure Suppe", zubereitet aus Essig, Wasser, Zucker, Mehlklößchen, Backbirnen und -pflaumen, grünen Erbsen oder anderem Gemüse. Statt des Aales wird auch ein Schinkenknochen mit neun verschiedenen Suppenkräutern, den sogenannten Sauer- oder Aalkräutern, zusammengekocht. Rügenwalde wartet mit geräucherter Gänsebrust auf, Tangermünder „Lose-Wurst" hat ebenfalls seine Liebhaber, wie Güstrow wegen seiner guten Bratwurst in Bier bekannt geworden ist.

Zu den ostpreußischen Sondergerichten gehören graue Erbsen mit gebratenem Bauchspeck und einer sauer-süßen Brühe, die vor allem am Sonnabend Mittag beliebt sind. Die grauen Erbsen werden auch in Verbindung mit Schmandschinken, Bratklops, Hering, Buttersoße und Fleischbrühe und Rindfleisch gereicht. Der Schmandschinken wird in Butter gebraten, der Brühe wird viel saure Sahne zugesetzt.

Neben der Brennsuppe, die Schwarzbrot und Kartoffeln zusammengekocht enthält, mit dunkelbraun geröstetem Weizenmehl gebunden und mit klein geschnittenem Bratenspeck gewürzt ist, wird vor allem Bartsch, eine rote Rübensuppe, gegessen. Zu Schuplis, einem Erbsenbrei mit Kartoffeln, wird in Scheiben geschnittener gebratener Speck gegessen, namentlich im Winter; zu Fastnacht ist's die Regel im Kreise Gumbinnen.

Ein beliebtes volkstümliches Essen ist Glumse (Quark). Als Brotaufstrich mit Kümmel und Salz oder Schnittlauch und Salz genießen sie im Sommer die Landarbeiter gern als Vesperbrot. Auch zu kleinen Handkäsen wird sie verarbeitet und zum Butterbrot gegessen. In der Memelgegend ist ein fleischloses Gericht sehr beliebt, das dort als „Schaltenüsse" (kalte Nase?) bezeichnet wird und dem in anderen Orten „Pyroggen" genannten Heimatgericht gleich ist. In einen ziemlich festen, dünnen und ungesüßten Weizenmehlteig wird ein gesüßter Quarkkloß eingepackt, der mit Eiern, Sahne, Zimt und Zucker und etwas Zitrone angeschmeckt ist. Zu einem Dreieck zusammengefaltet, werden diese Teigstücke in Salzwasser gargekocht und mit gebräunter Butter, Zucker und Zimt gegessen oder in Butter auf beiden Seiten goldbraun gebraten und dann mit denselben Beigaben verspeist.

Ganz besonders volkstümlich sind Kartoffelflinsen und Kartoffelklöße. Wahrscheinlich sind diese Leibgerichte schon bei der Kolonisation des Landes von der fränkisch-thüringischen Bevölkerung mitgebracht worden. Die Flinsen werden aus rohen, geriebenen Kartoffeln hergestellt, der Teig wird dann mit einigen Eiern vermischt, gesalzen und mit Butter oder Schmalz oder Öl in der Pfanne gebacken. Die Kartoffelklöße werden häufig zur Hälfte aus rohen und gekochten Kartoffeln hergestellt. Die kleinen Klöße ißt man zu Speck, der in Zwiebeln gebraten ist, oder zu einer Brühe von Speck und Buttermilch. Keineswegs aber bloß zu Mittag, sondern aufgewärmt auch zum Abendessen. Man sagt, daß sie, genau so wie Bartsch und saurer Kumst, gewärmt an Geschmack gewinnen.

Neben dem Tilsiter Käse, dem geräucherten Stremellachs und dem Haffzander sollen jedoch die überall in Deutschland bekannt gewordenen Gerichte Königsberger Fleck und Königsberger Klops nicht vergessen werden. Unter dem Gebäck darf zum Osterfest der Glumsefladen, der thüringische Quarkkuchen, nicht fehlen. Als Nationalgetränk wäre Grog, der ostpreußische Maitrank, zu nennen. Auf dem Lande ist als Getränk beliebt: Schmand mit Glumse (Sahne mit Quark); bei der Ernte und auch bei Familienfesten wird noch das alte Gemisch von Kornschnaps und Honig getrunken. Auch wird der Kornbranntwein mit Honig oder viel Zucker, etwas Pfeffer und Butter gut durchgekocht. Der Name „Bärenfang" deutet schon an, daß es ein heimtückischer Trank ist, der die fröhliche Tafelrunde leicht berauscht. Ein sehr erfrischendes und bekömmliches Getränk, das im Sommer an heißen Tagen statt Kaffee getrunken wird, heißt „Paschukes". Es wird im Haushalt selbst billig hergestellt, als ein Gebräu aus Wasser, Hopfen, Zucker und Hefe.

Die märkische Küche bildet schon einen Übergang zwischen der norddeutschen und der mitteldeutschen. Als Hauptspeise der märkischen Bauern gelten Pökelfleisch und Sauerkohl, zerriebene Erbsen, mit Butter übergossen, und Kartoffelklöße mit Schweine- oder Rindsbraten. Alles mit der braunen Tunke, die alles gleich macht und alles nach märkischem Geschmacke veredelt! Das Gemüse, ziemlich flüssig gemacht, wird mit Löffeln dazu gegessen. Schmorkohl, grüne Bohnen, Salat und vor allem saure Gurken, im Spreewald gezüchtet („Lübbenauer"), mit gebratenem Speck und Milch übergossen, sind häufige Beigabe. Der märkische Spargel, vielfältig zubereitet, erinnert an die Lockerung des Südens. Schon im 16. Jahrhundert berichtet Joh. Coler, der Verfasser eines Buches über Haus- und Landwirtschaft: „Die Märker halten viel von der Butter und essen dieselbe allzeit vor und nach Essens, ja, wann sie rohen Speck essen, so bestreichen oder beschmieren sie den zuvor mit Butter, und brauchen dieselbige im Essen mächtig oft und sehr." Im Sommer wird eine süße, kalte Obstsuppe aufgetischt, im Winter eine heiße Wein- oder Biersuppe, mit einem Schaumkloß drin. Fische werden auch anderswo verzehrt, aber in der Mark immer mit besonderer Tunke: Der Hecht zu einer Mehlsoße mit Petersilie, der Aal „grün" mit Gurkensalat, der Karpfen in Bier.

Zu dünn gebackenen Eierkuchen wird Apfelgelee oder Blaubeeren gegessen, zu Kartoffelpuffern Kaffee getrunken. Den Ausgleich für das wegfallende Fleisch bringen oft die Nachspeisen aus Grießbrei: Flammeri mit roter Grütze. Der Berliner Pfannkuchen, der nicht mit dem süddeutschen zu verwechseln ist, ist ein mit Pflaumenmus gefülltes Gebäck, das bestimmt neben Mohnpielen zu Silvester und Fastnacht genossen wird. Von Ludwig Friedrich von Helmholtz ist er eine „Götterspeise" genannt worden, „geschaffen in einer glücklichen Laune". Eberswalde erfreut sich eines guten Rufes wegen seiner unübertrefflichen Spritzkuchen.

Im Winter richtet man sich mit Grog und warmem Eierbier nach Norden aus. Im Sommer kommen die von den echten Märkern und vor allem Berlinern auch im Winter geschätzten Biere, die Berliner Weiße und die Potsdamer Stange, zu allgemeiner Anerkennung. Freilich verlangt die „kühle Blonde" nach einer Strippe, die von süddeutschen Wirtsleuten eingeführt und in Berlin heimisch gemacht worden ist, während die Damen sich einen „Schuß Himbeer" in die Weiße gießen lassen.

Das führt uns schon zu den eigentlich Berliner Leibgerichten und Besonderheiten. Gerade Berlin bietet eine seltsame Mischung von althergebrachten und modernen internationalen Gerichten. Mit Westfalen nimmt sicherlich Berlin den Wettstreit im Vertilgen des edlen Borstentieres auf. Eisbein mit Sauerkraut, Erbsen oder Kartoffelbrei, Löffelerbsen mit Schweineschnauze, Ohr- oder Spitzbein sind auf jeder Berliner Speisekarte zu finden. Außerdem Rinderbrust oder Pökelkamm mit Meerrettichtunke, Bockwurst und Kartoffelsalat, Spargel zu Huhn im Topf mit Reis. In den Schanklokalen mit Arbeiterkundschaft wird ausschließlich Hausmannskost gereicht: Bouletten oder Frikadellen mit Zwiebel und Röstkartoffeln, Hackepeter (grob gewiegtes Rind- und Schweinefleisch), vermischt mit Zwiebeln, teils gebraten, teils roh mit Essig durchtränkt), saure Eier und Kartoffelbrei und Würstchen jeder Art.

Das Rheinland ist noch mehr als die Mark Bindeglied zwischen Nord und Süd. Aber der Wein trifft doch eine ganz besondere Auswahl auch der Speisen des Alltags. Brot ist mehr als sonst unentbehrlichste Alltagsspeise. Während im südlichen Rheinland mehr weiches Graubrot gegessen wird, bevorzugt das nördliche ein kräftiges selbstgebackenes schwarzes Roggenbrot. Die Eifel zählt zum Land der armen Leute mit starker Kartoffelnahrung; ebenso der Landkreis Trier, wo abends meist noch Kartoffeln mit Weißkäse oder dicke Milch zu Brot und Kaffee genossen werden. Fleisch ist durchaus nicht alltäglich, sondern auf Sonntag und ein bis zwei Wochentage beschränkt. Die Weinlese wird an der Mosel mit Weck, Kuchen und abends Grünfleisch, das die Winzer nur sehr selten genießen, eingeleitet; für alle, die an der Weinlese teilnehmen, wird sie beschlossen mit einem Mahl, das aus Rindfleischsuppe, Schweinebraten und rotem Kappes besteht. Wein wird natürlich dazu gereicht, soviel einer begehrt.

Indessen versteht man unter rheinischer Küche etwas anderes, Leichteres, das zum prickelnden Rheinwein gehört. Denn wie der Rheinländer sein Weinchen mit „Andacht" trinkt, so will er auch mit Andacht essen. Als äußeres Merkmal mag gelten, daß die rheinische Küche reine Butterküche ist. Die Überlegenheit der Gemüsebereitung dürfte in der Sauberkeit und Sorgsamkeit bei der Zubereitung der einzelnen Speisen und dem entscheidenden Zugreifen der Hausfrau bzw. des Koches bestehen. Als Besonderheiten der rheinischen Küche gelten die Wild- und Geflügelbraten, bei denen wie beim Hammelbraten die „blonde" Küche in ihr Recht tritt, d. h. aus der zerfließenden heißen Butter, dem mit ihr sich mischenden Fleischsaft und der sorgsam Tropfen für Tropfen zugeträufelten sauren Sahne wird die köstliche samtartige Soße hergestellt. Sonst will der Rheinländer nichts von der in Norddeutschland beliebten Tunke wissen; er hält sich an den „Saft", an die natürliche Bratflüssigkeit mit Butter gemischt. An Stelle der Gans tritt am Niederrhein der Truthahn als Festbraten ein, auch kalt als „Schruut in Gelee" genossen. Ebenso findet die Wurst eine spärliche Verwendung. Nur die Kölner Bratwurst, die, obwohl Frankreich kein Vorbild dafür bietet, mit dem französischen Namen „Saucisse" bezeichnet wird, ist eine beliebte Beigabe zum Gemüse. In den dünnen Schafdarm gefüllt, wird sie bald in Miniaturformat, in Gestalt eines S, bald fortlaufend, bald konzentrisch in Ringe gelegt, die dann kreuzweise mit zwei Holzspeeren durchstochen werden. Rheinische Volkskunst der Küche!

Was aber allen Rheinländern das Herz höher schlagen läßt, sind dicke Bohen mit einer Zugabe von warmem Schinken oder schön durchwachsenem Speck und „Schnüßchen und Öhrchen", d. h. leicht eingepökelten Schweinezungen und Schweineohren.

Auch an bestimmten landes- und ortsüblichen Getränken fehlt es nicht. Der Kölner ist stolz auf sein Glas „Wieß" wie der Trierer auf seinen „Viez" oder Apfelwein. Dazu munden die feinen rheinischen Gebäcke aus Weizenmehl, die Platze, Wecke und keilförmigen Stuten, Hörnchen, Flechten, Brezeln ganz vorzüglich.

Während Lothringen in Claude-Gelée den Erfinder des Blätterteiges der Welt geschenkt hat, wartet Straßburg mit seiner Gänseleberpastete auf, wie es in der volkstümlichen Nachdichtung zum Straßburg-Lied heißt:

„Schön Straßburg, gut Straßburg,
Du liebe teure Stadt,
worinnen man Pastete,
So zart, erfunden hat."

2. Die mitteldeutsche Volksnahrung.

Thüringen und Franken ist Roggen- und Kartoffelland. Es fehlt dem Land der dickrückige Speck. Durch diese Gegebenheiten ist der Thüringer und Franke zur Genügsamkeit genötigt. Aber was weiß er bei seiner Erfindungsgabe und seinem Phantasiereichtum aus der Kartoffel, den Waldbeeren und dem Obst des Landes alles zu gestalten! Auf dem Thüringer- und Frankenwalde, dem Fichtelgebirge und der Rhön ist die Kartoffel in den Händen der Hausfrau in einer ungemein großen Zahl von Gerichten tischfähig geworden: gebraten, gebacken, gesotten, in sog. Ganze, in Schnippen, als Suppe, Brei, Tetscher. Was Goethe aus Nassau kannte, fand er auch in Thüringen wieder vor, als er das weimarische Land als Minister bereiste: „Kartoffeln in der Früh, zu Mittag in der Brüh, des Abends mitsamt dem Kleid (der Schale), Kartoffeln in Ewigkeit."

Die Krönung haben die Kartoffelgerichte jedoch in den Klößen erfahren. Nach einer meiningischen Sage hat sie Frau Holle erfunden und den Thüringern zum Ausgleich für den sauren Wein geschenkt.

Die thüringischen Klöße — so heißen sie, obwohl ihre Wiege wahrscheinlich in der Oberpfalz am Fuße des Fichtelgebirges steht — sind aus rohen, geriebenen Kartoffeln gewonnen. Wollig, locker, aber nicht weichlich darf der Kloß sein; darum wird er innen auch mit in Butter gerösteten Semmeln gefüllt. Zum Sauerbraten, Schweinebraten (auch mit Sauerkraut), zum Rindsbraten, zu Meerrettichbrühe und Schweinsknöcheln sind sie das Festessen des Thüringers, das er, wenn es der Geldbeutel gestattet, auch die Woche noch einige Male einschiebt. Fehlen die Klöße einmal, so sind die Thüringer und Franken unzufrieden.

Den Nürnbergern sind Petersilie und Schwemmklöße, d. h. Grießklöße und Petersiliengemüse (mit Wurzel) zu danken. Ebenso gilt der Ochsenmaulsalat als Nürnberger Gewächs.

Ein zweites Kennzeichen der thüringisch-fränkischen Kost sind die Rostbratwürste und Rostbrätchen, deren Duft, wenn er am Sonntagnachmittag von Weißenfels bis nach Nürnberg zieht, für die bescheidenen Bewohner der köstlichste Genuß ist. Sie sind wie Klöße (Hütes) von den Heimatdichtern in unzähligen Poemen verherrlicht worden. Nur ist beachtenswert, daß die Bratwürste kleiner werden, je weiter man nach Süden kommt. Die Nürnberger Würstchen, die nur eine Miniaturausgabe der Thüringer Bratwürste sind, werden im Frühjahr zu einem Salat aus Hopfentrieben gereicht und wie in Thüringen auch in ganz Franken in eine Semmel gebettet, für hoch und niedrig auf Kirchweihen und Schützenfesten eine unwiderstehliche Lockung zum Hineinbeißen. Thüringer Wurst erfreut sich wie die Braunschweiger wegen ihrer kräftigen, würzigen Art und Haltbarkeit in ganz Deutschland großer Beliebtheit.

Dazu kommt als drittes Kennzeichen der Kuchen, der trockene und nasse, mit Beeren, Obst, Mohn, Rahm, Quark, Speck, Zwiebeln belegte, der nicht bloß als Sonntagsgebäck, sondern alltäglich, auch von thüringischen Bauern in einfacher Backart allmorgens zum dünnen Kornkaffee gegessen wird. Als „Kuchenfresser" wurden die thüringischen Regimenter im Weltkriege von anderen begrüßt! Das Übermaß im Genuß süßen Kuchens frühmorgens und nachmittags findet bei der medizinischen Wissenschaft jetzt kritische Stellungnahme. Der Direktor der Medizinischen Universitätsklinik in Jena Prof. Veil (Rheumatismus als Volkskrankheit, Archiv f. soz. Hygiene u. Demographie N. F. 8, 1933/34, S. 280) urteilt: „Diejenige Bevölkerung habe ich am minderwertigsten in ihrem gesamten Bindesubstanzaufbau gefunden, die am meisten Kuchen ißt." So stark die Kuchenesserei in Thüringen und Franken verbreitet ist, so karg ist's mit den Eier- und Schmalzspeisen bestellt. Denn die „Pfannen" sind ja aus geriebenen Kartoffeln mit einem Zusatz von Kirschen oder Birnen, etwas Mehl und einer Portion Milch und Öl gebacken. Nur am Johannistage sind die Hollerträubel in Franken und Südthüringen üblich: die Blüten des Holunders werden in einen Eierkuchenteig getaucht, dann in schwimmende Butter geworfen und gesotten. Zur Kirmse gibt's Pfannkuchen, die teils schiefquadratisch geschnitten sind, teils als Teigklumpen über dem Knie geformt werden, so daß der Rand stark, die Mitte dünn wird.

Als Besonderheiten unter den thüringischen Getränken dürfen das Lichtenhainer Bier, in Jenas Bierdörfern gebraut, und der Rumkaffee im Holzland zwischen Gera und Stadtroda genannt werden. Zum Lichtenhainer schmeckt der „Truthahn", der aber ebenso wie der rheinische „halbe Hahn" nur ein Handkäse mit Butter und Brot ist.

Wenn auch Leipzig mit seinem „Leipziger Allerlei" zum Schnitzel aufzuwarten weiß, ist Sachsen doch nicht durch eine ausgeprägte Volksnahrung bekannt geworden. Für das Gänsefettbemmchen zum „Bliemchenkaffee" ist im auswärtigen Witzblatt mehr geworben worden als im Lande selbst.

Schlesien ist das Land, wo gekochtes Rauchfleisch, warmes Backobst und Kartoffelklöße zusammengestellt und als „Schlesisches Himmelreich" genossen werden. Die Kartoffelklöße sind aus Brei mit Eiern und Mehl zu einem Teig verarbeitet, mit Semmelbröseln darin. An der polnischen Grenze schätzt die Bevölkerung ihre Sauersuppe „Zur", ihre Fischtunke, zu der als Zutaten benötigt werden Wasser, Brot, Bier, Pfefferkuchen, Einbrenne, Wurzelzeug, Zwiebel, Butter und Essig. Neben den vielen Kartoffelgerichten bevorzugt der einfache Mann wochentags, wenn schon Fleisch genossen wird, genau wie in Sachsen

Rindfleisch mit Rosinentunke. Für Breslau gilt das Speckhäckerle als angestammtes Gericht, das auf die Oderkrebse recht wohl munden soll. Die Schlesier beanspruchen zwar auch den von Holtei besungenen Streußelkuchen als ihre Erfindung, aber er ist in den thüringisch-fränkischen Landen ebenfalls zu Hause, wie überhaupt die schlesische Küche eine große Ähnlichkeit mit der der Thüringer und Franken hat, die ja vielfach Kolonisatoren in Schlesien waren.

3. Die süddeutsche Volksnahrung.

Süddeutschland steht dem Hauptnahrungsmittel, der Kartoffel, noch immer unfreundlich und ziemlich ablehnend gegenüber, verwendet sie bestenfalls zu Salat, überläßt sie aber mehr dem Vieh als dem Menschen. Schwaben ist noch zum Teil heute in dem Vorurteil befangen, Kartoffeln sättigten nicht. Die Mehlspeisen behaupten darum noch immer ihren führenden Rang.

Den ausgeprägtesten Charakter hat die schwäbische Küche. Maßvoll in den Gewürzen und in der Verwendung des Fleisches, ist sie doch vielgestaltig, wie es dem erfindungsreichen Völkchen entspricht. Für Suppe ist es zugänglich. Am Abend findet sie überall ihre Esser, entweder als einfache geschmälzte Brotsuppe oder als Riebelssuppe; am begehrtesten sind die Fleischsuppen mit irgendeiner Einlage, namentlich Nudeln. Süße Arten kommen nicht vor, sie gelten als minderwertig; auch Süßspeisen, Puddings und Aufläufe fehlen. Als „Suppenschwabe" ist der Schwabe bei seinen Nachbarn verschrien.

Die Hauptmahlzeit ist das Mittagsessen; da gibt's Knöpfle und Kraut mit etwas Fleisch. Im Schwarzwald ist Sauerkraut die allgemeine Volksnahrung, die mehrmals wöchentlich verzehrt wird. Im Oberland spielen Nudeln die entscheidende Rolle. Besonderer Beliebtheit erfreuen sich die Dampfnudeln, aus weißem Brotteig mit Hefe angerichtet, im Backofen gebacken oder in Salzwasser aufgekocht. Zu den Kartoffeln hat man, wie schon gesagt, noch kein rechtes Vertrauensverhältnis, ebenso wie man weithin alles Wildwachsende, wie z. B. die Pilze, verächtlich behandelt. Das Bürgerhaus ist gerösteten Kartoffeln schon mehr zugeneigt. Mit der Zeit findet sich aber auch der Bauer mehr mit ihnen ab. Unbedingt braucht er aber zu fast jedem Gericht die „Spätzle". Fallen sie ja an einigen Tagen aus, so treten Pfannkuchen dafür ein. Spätzle ißt man in Schwaben, d. h. in Württemberg und Südbaden, in der Brühe oder trocken, mit Eiern geröstet, zum Braten, zu Kraut, Salat, Linsen; kurz, eine Mehlspeise will der Schwabe zur Hauptmahlzeit haben. Aber Spätzle machen ist schon eine Kunst, die nicht aus dem Kochbuch gelernt wird, sondern auf guter häuslicher Überlieferung beruht. Es erfordert sehr viel Geschicklichkeit, den Teig von dem Spätzlebrett in das kochende Wasser zu schaben und gleichmäßige Spatzen zu gewinnen. Sind die Spätzle derber und größer, werden sie durch ein Sieb mit größerer Lochung gedrückt, so heißen sie Knöpfle. Die großen Knöpfle entsprechen den bayrischen Knödeln. Daneben gibt's noch eine Reihe anderer Mehlspeisen. Es sei nur das Gründonnerstaggericht, die Maultasche, genannt. Sie ist aus dünnem Teig geformt und enthält innen eine Mischung von Fleisch und Spinat, kann aber an anderen Tagen auch ohne Inhalt nur geschmälzt, „abgebrätelt" werden. Grünes Fleisch ißt man im Schwabenland bedeutend weniger als in Norddeutschland oder in Oberbayern und Tirol. Der Bauer bekommt frisches Fleisch nur wenige Male im Jahre, verzehrt im Winter das Rauchschwälmle. Kalbsnierenbraten ist der geschätzteste Sonntagsbraten. Auf der Alb begnügt man sich mit ein- bis zweimal wöchentlicher Fleischnahrung. Dagegen ißt der Bauer zum Vesperbrot gern ein Stück Wurst und der Bürgersmann, der's kann, läßt sich zum Gegenabend-Schöpple in der Wirtschaft einen Leberle- oder Nierlebraten munden. Wurstarten wie Sausack, dessen Füllung aus Blut- und Speckbrocken, gelben Rüben und Brot besteht, ebenso wie die manchmal mit Sauerkraut aufgefüllte Leberwurst mögen allerdings dem Fremdling befremdlich vorkommen, falls sie ihm überhaupt angeboten werden.

Grundlage aller Volksnahrung, auch der schwäbischen, ist natürlich das Brot. Schwarzbrot ist ungesüßt wie Weißbrot, das eine gesäuert mit Hesel (Sauerteig), das andere mit Hefe. Der Gugelhopf, eine Art Napfkuchen, ist zum Kaffee beliebt, Laugenbrezeln in Dorf und Stadt zu Most und Wein. Wie es bei der Fülle der alten schwäbischen Reichsstädte mit ihrer ausgeprägten Eigentümelei nicht anders zu erwarten ist, weisen natürlich auch die Gebäcke ihre Eigenheiten auf, wie z. B. das Stuttgarter Früchtebrot, Ulmer Brot, Ulmer Wibele, Memminger Lederle und alle die „Springerle" und „Gutele" zu den Festtagen.

Nationalgetränk ist der Most, der zum Vormittags- und Nachmittagsvesper zu einem Stück Schwarzbrot und regelmäßig zum Abendbrot getrunken wird. Mit seinem säuerlich prickelnden Geschmack ist er äußerst erfrischend. Wenn man auf eine vierköpfige Familie in guten Gegenden 6—9 Eimer jährlich rechnet und jedem Knecht im Oberland in der Erntezeit den Anspruch auf täglich 5 Liter zugesteht, so braucht sich niemand zu wundern, daß Schwaben als obstreichstes Land Deutschlands nicht genug Obst baut, um den eigenen Bedarf zu decken! Bier trinkt der schwäbische Bauer nur, wenn er ins Wirtshaus geht. Wein ist Festtagsgetränk; in den eigentlichen Weingebieten wird ihm selbstverständlich häufig zugesprochen. Und er ist gut, allerdings nicht leicht, auch nicht zum Versand geeignet. Darum trinken ihn die Schwaben allein. „Neckarwein — Schleckerwein!" Man trinkt ihn vom Faß, und oft läßt sich's der Wirt nicht verdrießen, jedes Schöpple aus dem Keller zu holen. Der Badener kann schon mit volleren Weinen wie dem Markgräfler und dem feurigen des Kaiserstuhls aufwarten. Auch in Gemüse ist er wie der Rheinländer und Pfälzer etwas verwöhnter als der Württemberger. Schwetzlinger und Münzlinger Spargel, Boretsch zum Salat, Kräuter aller Art als Zugabe zu Suppen und Fischgerichten beanspruchen einen Ehrenplatz in der badischen Küche. Und schließlich sei noch der Fische im schwäbischen Meere gedacht, der Bodensee-Blaufelchen (in Gemüsen, Kräutern und Suppenbrühe gedünstet und dann in ihnen gleich angebraten), der Barsche, Seeforellen. Ein Göttergericht zum leichten Seewein!

Bayerns Küche ist fleisch- und fettreich, jedoch kartoffelarm. Da Knödel an ihre Stelle als Sättigungsbeigabe treten, vermißt man sie weniger. Die Fleischkost mit wenig Gemüse, das Bamberg zum guten Teil nach dem Süden liefert, aber mit

reichlich Salaten, ist ganz auf das Bier eingestellt. Kalbshaxe gebraten, abgebräunt, sauer, gedünstet, Kopf, Herz, Hirn, Kotelett vom Kalb, Siedefleisch vom Ochsen, „Geselchtes" (Geräuchertes) vom Schwein mit Sauerkraut, das schmeckt in Bayern zum Bier. In München sollte der Fremde auch einmal die volkstümlichen Gaststätten besuchen, die sog. Kronfleischküchen, in denen Markt- und Geschäftsleute, aber auch Büroangestellte und Studenten sehr billig frühstücken und zu Mittag essen; dort lernt er den Volksgeschmack kennen. Im Restaurant merkt man gar nicht, welch gewaltige Rolle neben dem Geselchten mit Kraut oder Linsen oder Meerrettich die bayerischen Würste spielen, nicht Dauerware, sondern alles frische Wurstarten: die milden Weißwürste mit süßem bayerischen Senf, ein Paar Pfälzer mit Blaukraut und Püree, Münchener „Geschwollene" in der Pfanne gebraten, mit Kartoffelsalat, Leber- und Blutwurst mit Kraut und Kartoffelpüree im Winter. Freilich sind die Münchener Bratwürste mit ihrer Füllung fein gewiegten Kalbfleisches nicht immer „Bratwürste", sondern Brühwürste wie die berühmten Frankfurter und Halberstädter Würstchen.

Die Verbundenheit mit dem benachbarten Tiroler und Österreicher bekundet weiter die Vorliebe des Bayern für Mehl- und Eierspeisen, den gefüllten Pfannkuchen, Kaiserschmarren, Preißelbeeren oder andere Früchte; Semmelschmarren, Apfelstrudel, bayerische Nockerln, bayerische Dampf- und Rohrnudeln, Leberknödelsuppe, Leberknödel und Schwammerl und als Nachtisch ein gutes Stück Käse aus dem Allgäu stillen den Hunger genau so, wie die vielen Fische der oberbayerischen Gewässer, die Isarhuchen, Starnberger Renken nach Müllerinart oder Würzlinge, Donauwaller mit Senfsoße, gebackene Karpfen mit gemischtem Salat oder kalter Kräutersoße die Fastenzeit geschmackvoll überwinden helfen. Alles selbstverständlich mit der echt bayerischen Würze, mindestens mit dem braunen Schankbier!

Im Bayerischen und Böhmerwalde ist Hauptgemüse Sauerkraut mit Kartoffeln oder Knödeln. Die sonstigen Gemüsearten, wie Erbsen, Bohnen, sind unbekannt; Pilze natürlich geschätzt. Auch Reis steht fast täglich als Abendessen auf dem Tisch. Kaffeesuppen sind die Regel: zu Kaffee in der großen Schüssel ißt die Familie je nach Wohlstand Erdäpfel oder eingebrocktes Weißbrot. Wie in Holstein wird auch im Böhmerwald die Suppe zuletzt gegessen. Nach dem Bier liebt der Wäldler gern ein Glas Schnaps zum „Mageneinschnappen". Er braucht dabei eine Entschuldigung genau so wie der schwäbische Bauer! Im oberen Walde wird mehr geschnupft als geraucht, im unteren ist es umgekehrt.

In Österreich führt unbedingt die Wiener Küche. Alle die Mehlspeisen mit ihren drolligen Benennungen, die oft verstümmelte oder verwechselte Begriffe darstellen oder auch dem urwüchsigen Wiener Volkswitz entsprungen sind, sind leicht, appetitlich und wirklich sättigend, wie z. B. die „Scheiterhaufen", „Podibl-Tascherl", „Schlosserbuben". Infolgedessen haben sich die Strudel, die Nudeln, die in gesalztem Wasser gekocht sind und so auch als Vorgerichte dienen, die Nudelteigtascherln und Kartoffelmehlspeisen mit Nüssen, Grieß, Schinken, Mohn, Marmelade, Früchten auch im ganzen Lande verbreitet. Heimisch sind die Mehlspeisen jedoch ganz besonders in Böhmen. Wenn schon Kartoffeln auf den Tisch kommen, dann nur gebraten oder geröstet. Ein Wiener Backhähndl freilich, von dem die Hühnerstücke in heißem Schmalz gebraten und mit gebackener Petersilie garniert werden, ist bloß in Wien so möglich; ebenso Champignon-Kalbsvögerl mit Risibi, d. h. reichlich gespickte und goldbraun gebratene Kalbsstelzen, wozu grüne gekochte Erbsen, mit gedünstetem Reis und geriebenem Parmesankäse vermischt, gereicht werden.

Und dann hat Wien eine eigene Kaffeehauskultur entfaltet, die sich anderswo so nicht wiederfindet. In ihrer Vielgestaltigkeit nach Größe (a Schaln = Tasse, a Tazel = Untertasse, a Nuß [Schale], Teeschale = Glas), nach Farbe (kapo = kapuzinerbraun, schwarz, gold, licht, g'spritzts Obers = mit Kaffee gespritzte Sahne) und nach Beigaben (a Teeschaln mit Schlag, a Nuß kapo ohne) macht sie für den Fremdling fast ein besonderes Wörterbuch nötig. Bei der Fülle der Mehlspeisen ist der Kuchen zum Kaffee nicht so beliebt wie in Deutschland. Während der Kaffee in den Kaffeehäusern gut und gehaltvoll bereitet wird, ist er in den Familien durch die Vermengung mit allerlei Zusatzstoffen meist herzlich schlecht.

Die Lebenshaltung der bäuerlichen Bevölkerung in Steiermark und Kärnten ist außerordentlich bescheiden. Es fällt auf, daß in Steiermark Butter und Quark keine nennenswerte Verwendung finden. Die Kartoffel, lange dem Vieh verfüttert, hat sich im Hügellande erst in den letzten Jahrzehnten als menschliches Genußmittel eingebürgert. Dagegen spricht man, wie in jedem Waldlande, den Schwämmen („mit neunerlei Kräutel") kräftig zu. Zur Heumahd wird immer Schaffleisch, zur Weinlese Rindfleisch mit Semmelkrenn gereicht, danach mittags und abends Branntweinkrapferl. Most (Obstwein) trinken das männliche und weibliche Geschlecht regelmäßig, Traubenwein seltener. Dem Schnaps, aus Zwetschen oder Birnen gebrannt und als „Tee" sonderbarerweise bezeichnet, spricht man munter zu.

Eigenartig ist die Krankenkost, die man im nordwestlich von Graz gelegenen Sulmtale gibt, bei Katarrh eingemachte Taube und Honig. Lungenkranken reicht man Katzen- oder Hundefleisch, gebraten oder gebacken, oder auch das sehr geschätzte, gebratene Eichhörnchen. Fieberkranke erhalten zum Löschen des Durstes Preißelbeerwasser.

Kärnten vermittelt mit seinem ersten Frühstück, das aus Plenten, d. h. schmarrenartiger Polenta, aus Maismehl mit abgekochter süßer Milch besteht, schon südliche Kost, mit den übrigen Mahlzeiten bekennt es sich aber wieder durchaus zum alpinen Deutschtum. Denn zum zweiten Frühstück gibt's Schwarzbrot mit saurer Milch oder Käse oder Geselchtes oder Speck mit Obst- oder Beerenschnaps, zu Mittag Sterzenknödel mit geselchtem Fleisch, Nudeln, Kartoffelbrei. Je höher die Bauern wohnen, desto mehr wird bei Rauchfleisch und Speck mit dem Salz gespart. Zur Vor- und Nachmittagsjause wird immer Brot und Obst-

most aufgetischt. Das Nachtmahl gleicht dem Frühstück oder besteht aus einem „Koch"-Brei aus Maismehl und saurer Milch; voraus geht Salat mit Brot. Im allgemeinen hält man beim Tagmahl (Mittagessen) auf 3 Gänge: Suppe, Salat aus Bohnen oder im Winter Sauerkraut mit wenig Fleisch und schließlich eine derbere Mehlspeise, z. B. Reiming mit gekochten getrockneten Zwetschen, Backerl oder Thomerl, Polsterzapfen u. a. Der Salat (Häupte-, Rapunzel-, Endiviensalat), durch Verwendung von viel Öl nahrhaft gemacht, ist Magenfüllsel und ausgesprochenes Lieblingsessen. Die Hauptgrundlage der bäuerlichen Kost ist jedenfalls der Sterz aus grob gemahlenem Mais (türkischer Weizen genannt), der mit Speck übergossen wird.

Eine kärntnische Besonderheit sind noch die Breinwürste (Brein = Hirse). Sie bestanden ehemals aus gequellter Hirse, Blut, gekochter Lunge, Leber und Fleischabfällen. Jetzt wird statt der Hirse Rollgerste oder Reis verwandt. Die Würste werden überkocht und dann gebraten gegessen. Sonst gibt's nur noch Bratwürste, die vor dem Genuß gekocht werden. Beide Arten sind mit Knoblauch gewürzt.

Am kargsten lebt wohl der Siebenbürger Sachse. Im Sommer ist brot- und fleischlose Kost die Regel, dazu gibt's allerdings Speck, nicht geräuchert, sondern nur gesalzen, oder Käse. Im Winter ist das Mahl noch einfacher: Brot und Äpfel, gebratene oder gekochte Kartoffeln, wenn's hoch kommt geschmiertes Brot. Im Gegensatz zum Städter ißt der Siebenbürger Bauer nicht viel Fleisch, er hält sich mit Vorliebe an „Läwent", suppenartig durcheinander Gekochtes, das gelöffelt wird. Fleischsuppen werden über Brot gegossen oder in Reis, Grieß, Gerstl, „Paredeis" (Tomaten) oder selbstgefertigten Teigwaren eingekocht. Gemüse ist tagtägliche Zukost, im Winter zum Braten der „Kampest" (Kohl). Als fleischlose Lieblingsspeise gilt Palokes (Maisbrei) mit Milch; sättigender ist er mit Käse. Morgens trinkt der Bauer zum Brot ein „Stamperl gebrannten Weng", Pali genannt; im Weinland Wein; bei der heißen Feldarbeit nur Wasser.

222. Die derbe Marketenderin. Lebkuchenmodel vom Anfang des 19. Jahrhunderts. Erfurt, Museum.

Im Gegensatz zu den ostalpinen Ländern ist die Schweizer Volksnahrung ganz auf Butter, Rahm, Käse, Milch und Fleisch eingestellt. Im großen und ganzen gilt die Schweizer Küche zwar als international, was bei dem großen Fremdenverkehr kein Wunder ist, aber fast jede Stadt und jeder Kanton hat seine Besonderheiten. Unter ihnen seien nur das Käsegericht „Sulz" im Kanton Appenzell genannt, in Bern die Berner Platte, die Fisch- und Wurstspezialitäten enthält, in Basel Küchen- und Sonntagspastetli, Schnaiggaiggis, d. h. Spargelspitzen mit Eiern, in Luzern Birnenschnitze mit Kartoffeln und Speck, in Unterwalden Traiffili, ein Eierteig, den man durch einen Trichter in die heiße Butter träufelt, in Glarus Schabziger und Gmügel, zerkleinerte Pfannkuchen, in Zürich die Birewegge und dann die vielen Leckerle, Würstwegge, Tabakrollen u. a.

Die Butter wird, wie überhaupt in Süddeutschland, meist ungesalzen hergestellt, ungesalzen nur im südöstlichen deutschen Volksgebiet (Siebenbürgen), während sie Norddeutschland (außer Ostpreußen) gesalzen, Mitteldeutschland vom Rhein bis Schlesien und Ostpreußen meist gesalzen, aber auch ungesalzen auf den Tisch bringt. Meistens stehen gesalzenes Brot und ungesalzene Butter in Wechselwirkung, ebenso wie im Schwarzbrotgebiet der Branntweingenuß stärker ist oder wenigstens war als im Weißbrotgebiet und zwar schon seit Jahrhunderten.

Das Volk hat sich eine Speiseordnung mit gebundenen und ungebundenen Tagen geschaffen und wahrt in einzelnen Landstrichen einen ungewöhnlichen Konservativismus. Als Fleischtag gilt allgemein der Sonntag und meistens noch der Donnerstag, in reicheren Gebieten auch der Dienstag. An bestimmten Tagen erscheinen auf dem Tisch immer wieder bestimmte Gerichte: In Thüringen am Sonntag und Donnerstag Kloß, am Sonnabend in ganz Mitteldeutschland Kartoffelbrei; in Schwaben am Sonntag Fleisch, Kraut und Knöpfle, am Sonnabend Kartoffelschnitz und Spatzen; in Kärnten am Sonnabend Mehlbrein (Maismehl); im Rheinland Hämmchen, d. h. Vorderschinken und Sauerkraut, und am Freitag Abend Riifkooche, kleine Kuchen aus geriebenen Kartoffeln in Rüböl, Schmalz oder Butter gebraten. Das Hochzeitsmahl und das Leichenmahl, sie alle haben ihre bestimmte Speisenfolge, ob sie im Hause oder in der Gastwirtschaft stattfinden.

Welche Fülle von Speisen in landschaftlicher Verschiedenheit am Weihnachtsheiligabend im deutschen Volksgebiet den Magen und das Herz der Deutschen befriedigen müssen, zeigen allein acht Karten

des deutschen Volkskundeatlasses. Und welch Brauchtum und Volksglaube rankt sich um diese Nahrung!

Einige Karten des deutschen Volkskundeatlasses, die hier nicht wiedergegeben werden können, und persönliche Beobachtungen beweisen aufs deutlichste auch in der Volksnahrung die landschaftliche und stammliche Verbundenheit des Volkes. So erscheint die Saale, die alte Sorbengrenze, auch als Grenze zwischen dem Gemeindebackhaus und dem Privatbackofen in Thüringen; der Vinxtbach, ungefähr die Südgrenze des alten Ripuarien, als Grenze zwischen dem südlichen weichen Graubrot und dem nördlichen kräftigen selbstgebackenen Schwarzbrot im Rheinland; der Lech, die schwäbisch-bayerische Grenze, als Scheide der nach der weihnachtlichen Mitternachtsmette gegessenen bayerischen Mettenwurst, die über dem Lech westwärts nicht in nennenswertem Maße bekannt ist. Während in Zürich, St. Gallen und Luzern die Kalbsbratwürste beliebt sind, kennt man von Bern an westwärts nur solche vom Schwein. Auch Getränke, wie der Tee, sind ziemlich auf das friesische Stammesgebiet beschränkt. So gewinnt man aus der Verbreitung mancher Volksnahrungsmittel auch eine sichere und brauchbare Stütze für Erkenntnisse, die sonst nur dem Studium des geistig-seelischen Lebens zu danken sind. Zur Kennzeichnung des gesamten Volkskörpers nicht nur, sondern auch für die geplante Neugliederung des Reiches und die lebendige Volksgestaltung können das sehr wesentliche Bausteine sein.

223. Andreas-Zöpfe, in Stadtilm (Thür.). Sie werden noch heute am 30. November gebacken.

Und schließlich sei auf die Gebildbrote, Backwerk in Tier- und Menschenform, hingewiesen. Wie begleiten sie das ganze Jahr und geben den Jahres- und Familienfesten und Feiertagen einen symbolhaften Charakter mit ihrem Auftreten! Ein Teil von diesen Gebildbroten mag als Ersatz an die Stelle blutiger Menschen- oder Tieropfer getreten sein, ein Teil mag Totenopfergabe sein, ein anderer mag Fruchtbarkeitszauber ausüben wollen; ein anderer wieder kann dem Spieltriebe und Gestaltungsdrange der Bäcker entsprungen sein. Jedenfalls überkreuzen sich viele Vorstellungen. Das gemeinsame Mahl stand mit dem Laich (Spiel) immer im Mittelpunkte der kultischen Feste unsrer heidnischen Vorfahren. Darum hatte auch Speise und Trank oft mystische Hintergründe und sie bezogen sich in ihrer Zubereitung, ihrem Genuß und in ihren Gefäßformen auf das Ganze des Kultes. Jedenfalls wurde Brot in bestimmten Formen genossen. Dieses Brot in Gestalt von Ringen oder Kränzen, Hörnchen, Zöpfen (Abb. 223, 224) mag auch auf germanische Gottheiten anspielen, den Hausgeistern und den abgeschiedenen Seelen dargebracht worden sein; andere Gebäckarten, wie die Brezel, sind sicher als Klostergebäck, das stark von der antik-italienischen Technik beeinflußt ist, aus dem Altertum übernommen worden und dann im Volk volkstümlich geworden. Daß der Weihnachtsstollen ein Spaltgebäck ist und ursprünglich Fruchtbarkeitszaubermittel war, wie die Meißener „Fummeln" ein Sexualsymbol waren oder wie die schwäbischen Hanselweibchen oder Hanselmännchen, mit denen sich die geschlechtsreife Jugend beschenkt, oder die im Rheinland und Franken beliebten „Buben- und Mädchenschenkel" im Namen andeuten, weiß das Volk nicht mehr. Aber das Volk in allen sozialen Schichten fordert mit Nachdruck alle die eigenartigen Teiggebilde als Symbole bestimmter Zeiten:

224. Hirschhörnli (Schwabenbrötle), Gebäck zum Dreikönigstag. (Ztschr. des Vereins f. Volksk. 1904.)

225. Zellenkinder in der Tatsche aus Lebkuchen. Münchner Weihnachtsgebäck. Es gehört zu den Teilbroten. (Zeitschr. f. österr. Volksk. 1905.)

226. Herzgebäck. Das Herz soll aus der Keilform entstanden sein und mit dem Gott Donar (Thor) zusammenhängen. Auf den Jahrmärkten wird dieses Gebäck wieder sehr begehrt. Eine Bäckerei in Sarkwitz (Landesteil Lübeck) z. B. stellt dieses wie auch anderes altherkömmliche Gebäck für die Weihnachts- und andere Jahrmärkte der Umgegend her.

Zu Weihnachten und Neujahr die Stollen, die im Jahre 1329 zuerst im thüringischen Naumburg erwähnt sind, dann sich von Thüringen und Sachsen über Franken und Böhmen, schließlich über Norddeutschland verbreitet und sich jetzt auch langsam in Süddeutschland eingebürgert haben. Ferner das Kötzenbrot in Bayern und Österreich, das Hutzelbrot in Schwaben, das Schwabenbrötli in Straßburg, das Birnenbrot in der Schweiz, die Weihnachtsstuten in Schleswig-Holstein, nicht zuletzt die Pfefferkuchen und Lebzelten. Gerade diese hausbackene Volkskunst der Lebkuchen ist es, die viele ältere Äußerungen der Volksseele in Bildform nach dem wechselnden Geschmack der Zeit festgehalten und uns überliefert hat; zu Neujahr die Neujahrswecke und Schnecken, die von Nikolaus an gebacken werden, die Mohnpiele; zu Fastnacht die heißen lothringischen Pfannenkrapfen, die Brezeln, Hornaffen und Hornachter; zu Gründonnerstag Lüneburger Krautbrot, ferner Krautkuchen, grüne Pfannkuchen der Wetterau mit grünem Schnittlauch, Elsässer Sängnessel, böhmische Spinatkrapfen, die im Schwäbischen wegen der grünen Farbe „Laubfrösche" heißen; zu Ostern Osterkuchen, Elsässer Gugelhopf, Frankfurter Igel, Schweizer Hosenknöpfler, Anhalter Fünzel mit grünem Salat; zur Schuleinführung die Abc-Kuchentafel, mit der gleichsam die Kenntnis der Buchstaben „geschnappt" werden sollte — wobei der Volksglaube hoch kommt, wonach man sich eine Kraft oder Tugend dadurch erwerben kann, daß man einen Gegenstand, der jene darstellt, ißt oder verschluckt — und heute die Zuckertüte vom Zuckertütenbaum; zur Sommersonnenwende die Räder; um Martini und Nikolaus die Martinshörnchen, Reformationshörnchen, Nikolaus- und Andreaszöpfe, Hufeisen, Schimmelreiter, Spekulatius, Hanne und Grete, Adam und Eva. Alles nach Landschaft und Ortschaft verschieden ausgeprägt; denn eine jede Gemeinschaft in Dorf und Stadt hält auf ihre Besonderheiten.

In diesen Zeiten der symbolischen Gerichte, die aus tiefstem Gemeinschaftsgeist herausgewachsen sind, läßt auch der Mensch leichter als sonst der Gemeinschaft etwas zugute kommen und schenkt von diesen Backwaren den Bedürftigen und Kindern! Als Inbegriff des freundlich Nährenden und sicher Schützenden und Hegenden, mit dem mehr als leibliches Wohlergehen verknüpft ist, begleitet uns das Brot von der Wiege bis zum Grabe, bei Hochzeit und Bestattung bis hin zum Totenopfer der Allerseelen. Die Zauberkraft, die solchem Brote innewohnt, gibt Mut und Kraft gegen die Macht des Bösen. So wird die christliche Fürbitte „Unser täglich Brot gib uns heute!" in seiner Tragweite und Tiefe wohlverständlich.

Indessen kommt es gar nicht allein auf die Volksnahrung an sich an, sondern mindestens ebensosehr auf die Art des Essens und Trinkens, auf das Verhalten der Speisenden zur Gemeinschaft. Noch vielfach gilt eine altüberlieferte Tischzucht. Meistens sitzt der Hausvater obenan und spricht, wie in Westfalen, das Gebet und verteilt das Fleisch. Im bayrisch-österreichischen Gebiet schneidet der Knecht das Brot an, ebenso in Westfalen. Anderswo tut es der Vater, Großvater oder die Mutter. In Siebenbürgen sitzt nur der Bauer, während die Kinder mit dem Gesinde um den Tisch herumstehen und die geschäftige Hausfrau nur ab und zu hereinkommt und einen Bissen einnimmt. In Steiermark nimmt sie meistens nur abends Platz. Das Zeichen zum allgemeinen Anfang oder Schluß der Mahlzeit gibt in der Eifel, in Baden, Tirol, Schlesien und Westböhmen dem Gesindetisch der Älteste, indem er zu essen anfängt oder aufhört. In Schlesien richtet man sich mit dem „Aufheben des Tisches" nach dem Jüngsten. Das Essen selbst geht in bäuerlichen Kreisen meist still und feierlich vor sich, wie ein Opferfest; langsam ißt man. Jeder langt in die Schüssel, ohne dem Nachbarn ins Gehege zu kommen, rücksichtsvoll und manierlich, wie es auch für das feinste städtische Hotelessen vorbildlich sein könnte. Unterhaltung findet nicht oder kaum statt. „Den Kindern gedeiht beredtes Essen nicht", sagt man in Schlesien. In Berlin darf man beim Essen dem Nachbarn nicht auf den Mund sehen, sonst bekommt es ihm nicht. Allgemein gebräuchlich ist auf dem Lande das Zutrinken. Kommt ein Bekannter ins Wirtshaus, so reicht man ihm das Glas, und er muß

„Bescheid tun". Die alte Gemeinschaftskultur triumphiert dabei über die Forderungen neuzeitiger Gesundheitspflege! Wenn der Bauer und Kleinbürger heute seinen Kaffee aus der Untertasse trinkt, so hält er sich noch an das, was die feine höfische Gesellschaft um 1800, bald nach Erfindung des feinen Porzellans, ihm vormachte. Denn in der Empirezeit war es verpönt, den Kaffee aus der Obertasse zu trinken. Man nahm ein Zuckerstück in den Mund, goß den Kaffee in die Untertasse und schlürfte ihn über den Zucker. Mit der Bewahrung dieses „gesunkenen Kulturgutes" ist die soziale Unterschicht nur nicht ganz fortschrittlich, nicht neumodisch geblieben!

Daß die Volkskunst, die sich ja gerade in der Verbindung mit dem Handwerklichen stark auswirkt und dem Gestaltungsdrang des Handwerkers dabei vollen Raum gibt, bei den Bäckern und nicht minder bei den Fleischern ein gutes Betätigungsmittel gefunden hat, beweisen die Ladenfensterausstellungen besonders in der Weihnachtszeit (Abb. 227). Natürlich verbindet damit der Aussteller den Zweck der Werbung, und es bildet sich auch mit der Zeit ein gewisses Schema heraus, wie z. B. der Frankfurt-Sachsenhäuser Fleischer den Hammel im Ladenfenster stets mit einem kunstvoll eingeschnittenen Rad verziert, aber Ursprung und Ausgangspunkt ist ein gewisser Spiel- und Formungstrieb.

227. Fleischsülzestücke im Schaufenster eines Erfurter Fleischermeisters. Mit den alten volkstümlichen Schmuckformen sollen sie immer wieder die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden fesseln und zum Kauf anregen.

Die Volksnahrung erweist sich im Verein mit anderen volkstümlichen Äußerungen als ein vortreffliches Mittel, die Art des Volkes, seinen Charakter kennenzulernen. Und wenn nun endlich Wirklichkeit werden soll, was W. H. Riehl schon im Jahre 1851 in seinem Buche „Die bürgerliche Gesellschaft" gefordert hat, daß die Kenntnis des Volkslebens, daß „die Wissenschaft vom Volke als das Urkundenbuch der sozialen Politik" gelten müsse, dann verdient zur Kennzeichnung des Volkslebens, ganz gleich, ob es in schweren und bedrückten oder frohen und hohen Zeiten abläuft, die Volksnahrung einen sicheren Platz in der Volkskunde.

Schrifttum.

Außer den volkskundlichen Darstellungen einzelner Stämme und Landschaften und außer Aufsätzen und Bemerkungen in der Zeitschrift „Kochkunst und Tafelwesen. Moderne ill. Zeitschrift, Stuttgart", die jetzt als „Die Küche" in Berlin erscheint: Carl Schumann, Beiträge z. Lübeckischen Vk. (Nahrungsmittel, Speisen u. Getränke). Mitt. d. V. f. Lübeckische Gesch. u. Altkde V, 2 (L. 1893/94), 27 ff. — Karl Weinhold, Wochenzettel für den kärntischen Bauerntisch. Ztschr. f. Vk. 11 (1901), 222 ff. — Joseph Schramek, Die Volksnahrung im Böhmerwalde. Ztschr. f. österr. Vk. 9 (1903), 216 ff. — Schweizerische Speisen. Schweizer Vk. 14 (1924), 45, u. Archiv f. Schweizer Vk. 7, 167. — Wäldler-Speisen-Karte. Bayerwald (Straubing 1927), 159 ff. — Hans Maria Fuchs, Bauernkost im Sulmtale. Ztschr. f. Vk., N. F. I (1930), 26 ff. — Martin Wähler, Thüringische Volksnahrung. Ztschr. f. Vk., N. F. IV (1933), 211 ff. — Eckstein, Gebildbrote. Hdwb. d. dt. Aberglaubens 3 (1930/31), 372 ff. Daselbst aufgeführt die zahlreichen Abhandlungen des bedeutendsten Gebildbrotforschers Max Höfler. — Oswald A. Erich, Gesichtspunkte für eine Bildgeschichte des figürlichen Gebäcks. Oberdeutsche Ztschr. f. Vk. 6 (1932), 153 ff. — Karl v. Spieß, Grundlinien einer Formen- und Gestaltenkunde der Gebildbrote. Jahrbuch f. histor. Vk. 3/4 (1934), 391 ff.

228. Die Stadt Ulm. Der Grundriß der Stadt geht auf die Rippenform zurück, doch haben Erweiterungen und Aufteilungen die für unsere west- und süddeutschen Städte charakteristische Winkligkeit geschaffen. (Aufnahme: Luftverkehr Strähle-Schorndorf, Württbg.)

Siedlungsformen.

Von Dr. **Walter Geisler,**

Professor an der Technischen Hochschule und an der Universität in Breslau.

Das Wesen der Grundrißformen.

Wohl ist der Grundriß der Siedlungen auch vom Standpunkte der Bedürfnisse der Gegenwart sehr wichtig, insbesondere, wenn es sich um die Verkehrsprobleme der modernen Stadt handelt; aber wir wollen uns zugleich durch seine Betrachtung tief in die Vergangenheit unseres Volkes führen lassen und in ihnen Zeugen der Lebensäußerungen unserer Vorfahren erkennen. Ist doch der Grundriß der Siedlungen gleich beim Entstehen der Siedlung festgelegt. Demgegenüber ist der Aufriß der Siedlungen, schon allein durch die Vergänglichkeit des Materials der Häuser, viel mehr dem Wandel der Zeiten unterworfen. In früheren Jahrhunderten haben vor allem Brände große Verheerungen angerichtet. So können wir sehr enttäuscht werden, wenn wir in eine im Mittelalter gegründete Stadt kommen und fast nur moderne Häuser vorfinden, oder wenn in einem Dorf selbst Nordwestdeutschlands das alte niedersächsische Bauernhaus nur noch in wenigen Bauernstellen zu finden ist. Und dennoch heben sich die alten Siedlungsformen vor den erst in den letzten Jahrhunderten entstandenen Siedlungen auch dann heraus, wenn die Bebauung gleichaltrig ist. Das liegt, wenn wir von dem Vorhandensein von Monumentalbauten wie Kirchen, Schlössern, Burgen und Rathäusern absehen, an dem Grundriß.

Die oft besungene Schönheit der alten deutschen Dörfer und Städte, deren Zauber sich niemand, auch nicht der Fremde, entziehen kann, wird in nicht seltenen Fällen auf den Grundriß zurückzuführen sein; denn die *Verteilung* der Gebäude ist, abgesehen von ihrer Form, von großem Einfluß auf das Raumbild. Die Anordnung der Gebäude zu Baublöcken, zu Straßen und Plätzen, die dem Verkehr oder der Erholung dienen, schafft erst das Gesamtbild. Das Bild der Siedlungslandschaft ist bedingt durch das Relief des Untergrundes, also die Ortslage, durch den Aufriß und durch den Grundriß. Wenn diese drei Elemente in Einklang miteinander gebracht sind, entsteht ein schönes und harmonisches Bild.

Ich habe absichtlich von dem ästhetischen Eindruck der Siedlung gesprochen. Nicht deshalb, um denjenigen das Wort zu reden, die in meines Erachtens unechten Gefühlsäußerungen nur eine ästhetische Behandlung der alten deutschen Siedlungen wünschen und die es für eine Entweihung ihrer heiligsten Gefühle ansehen, wenn man die Siedlungen vom objektiv wissenschaftlichen Standpunkte zu betrachten wagt, sondern um von Anfang an klarzustellen, daß *die deutschen Siedlungen ein Teil unseres Volkstums* sind, daß wir den Grundriß nicht mit dem Verstande allein und nach den Forderungen des modernen Verkehrs betrachten dürfen, sondern als etwas, das aus alten Zeiten auf uns gekommen ist, das ein Stück Geschichte bedeutet und in seinem Wesen volksgebunden ist. Sehr oft entspricht die Anlage eines Dorfes, entspricht der Grundriß einer Stadt nicht mehr unseren Ansprüchen. Es gab daher eine noch nicht allzu weit hinter uns liegende Zeit, wo man den modernen Anforderungen gedankenlos alles opferte. Es war die Zeit des Materialismus im 19. Jahrhundert, wo der Fortschritt der Technik die Hauptsache war und man sich auf eigene Art nicht mehr besann. Heute finden wir die stillosen Anlagen aus jener Zeit mit Recht abscheulich, und überdies stellen wir fest, daß sie nicht einmal den praktischen Anforderungen genügen.

229. Die Gerberstraße in Brieg. Die schöne Wirkung wird nicht nur durch die Giebelhäuser, sondern durch die Verschmälerung der Straße und ihre Einmündung auf den Kirchturm erzielt. (Aufnahme Bode, Brieg.)

Wir besinnen uns jetzt wieder auf uns selbst und auf die Wurzeln unseres Wesens. Wir schonen das Überlieferte, wo es irgendwie möglich ist. Das erfordert namentlich vom Städtebauer nicht nur ein großes Maß von Takt, sondern auch von tatsächlichem Wissen über die echten deutschen Formen. Schon allein aus diesem Grunde kann man eine Systematik der Siedlungsformen nicht entbehren. Man darf sie aber nicht, wozu manche Architekten in ihrer an sich beneidenswerten Fähigkeit zur Konstruktion neigen, aus irgendwelchen theoretischen Erwägungen heraus nachformen, sondern man kann sie nur beobachten und erfühlen. Der Grundriß als *das älteste Element der Siedlung* ist meist vier-, fünf- und sechshundert Jahre älter als die Bebauung. Das ist ganz einleuchtend, wenn man an die menschliche Natur denkt. Der Grundriß entsteht durch die Aufteilung des Geländes und die Zuerteilung der Fläche an jeden Bauern bzw. jeden Bürger. Und was der einzelne nun einmal erhalten hat, davon gibt er so leicht keinen Zoll breit ab, und seine Nachkommen legen den größten Wert darauf, daß das Besitztum erhalten bleibt. Brennt eine Siedlung völlig ab, so bleiben doch die Besitzflächen, und die neue Siedlung wird in dem völlig gleichen Grundriß wieder aufgebaut. Es bedurfte schon einer starken Macht und gewaltiger Ereignisse, falls dies einmal nicht geschehen ist.

Wir fühlen uns in einer solchen Siedlung mit mittelalterlichem Grundriß heimisch, wir finden sie schön. Das ist nicht deshalb der Fall, weil es sich um alte Formen handelt — eine alte orientalische Stadt läßt uns kalt —, es ist auch hier nicht die Tatsache ausschlaggebend, daß es sich um geschichtliche Formen handelt, die finden wir beispielsweise in Italien auch. *Wir fühlen uns in der alten deutschen Siedlung heimisch, weil es eine Form ist, die unserem Wesen, die unserem Volkstum entspricht.* Damit ist nicht gesagt, daß die Siedlungsformen allein durch das Volkstum bedingt sind, es ist ebenso reizvoll, den Einfluß der Natur des Landes und seiner natürlichen Ausstattung mit Baustoffen kennenzulernen. Überall, wo es menschliche Siedlungen gibt, werden diese beiden Komponenten miteinander ringen. Was aber letzten Endes dabei her-

230. Neumarkt (Oberpfalz). Der Straßenmarkt erhält durch die Bebauung der Schmalseiten seinen Abschluß. Das Rathaus steht in der Mitte.

auskommt, ist eben charakteristisch für den Menschen in der Landschaft, in der er lebt. Wir erkennen auch hier, daß Landschaft und Mensch zu einer untrennbaren Einheit verschmelzen.

Bei der Behandlung der reinen Siedlungsformen haben wir demnach sowohl die geographische wie die stammeskundliche, die wirtschaftliche wie die geschichtliche Gebundenheit zu berücksichtigen. Der Umfang des Untersuchungsgebietes ist dadurch gegeben, daß der ganze deutsche Volksboden zu berücksichtigen ist, also in erster Linie Mitteleuropa; doch muß gelegentlich auch über diesen geographischen Begriff hinausgegangen werden.

Unsere Ergebnisse erlangen wir durch Beobachtung und durch Quellenstudium. Wir beschreiben und erklären alle die Formen, die uns heute in den einzelnen Landschaften entgegentreten. Es ist daher selbstverständlich, daß wir nicht nur die sog. historischen Siedlungen betrachten, sondern auch die modernen Siedlungen. Wir wollen die Augen nicht vor dem verschließen, was unschön ist oder uns nicht zusagt, sondern wir wollen die Wesenheit aller Siedlungsformen kennenlernen; denn nur so können wir zu wahrer Erkenntnis vordringen. Es ist sicher, daß nur die dynamische Betrachtung zum Ziele führt. Jede Zeit hat ihre besonderen Aufgaben und formt die Dinge nach diesen Aufgaben. In dem Grundriß der Siedlungen spiegeln sich alle diese Zeiten wieder, und es entstand ein Ganzes, das sich aus recht verschiedenen Teilen zusammensetzt. So ist der Grundriß der verschiedenen Zeiten ein Spiegelbild des Ringens unseres Volkes um die jeweils zweckmäßigste und beste Form. Die Gebundenheit in wirtschaftlicher und historischer Hinsicht wird dadurch deutlich.

Wir haben uns noch über den Gang der Darstellung Rechenschaft zu geben. Er erscheint mir notwendig, um auch zugleich die Systematik der Siedlungsformen gebührend zu berücksichtigen, die Betrachtung der Dorfformen von der Betrachtung der Stadtgrundrisse zu trennen. Es würde den Überblick sehr erschweren, wollte man von jeder Landschaft die Dörfer und Städte zugleich untersuchen. Man müßte jedesmal den Gedankengang unterbrechen, und die Entwicklung der Formen von Westen nach Osten könnte nicht mit gebührender Klarheit aufgezeichnet werden. Dazu kommt, daß sich die einzelnen Formen der Dörfer und Städte nicht die gleiche Ausbreitung gefunden haben.

Eine Trennung zwischen Dorf und Stadt, d. h. zwischen ländlicher und städtischer Siedlung, ist trotz mancher Schwierigkeiten durchführbar und gerade bei einer volkskundlichen Behandlung durchaus angebracht. Es ist eben ein Unterschied zwischen dem Wesen der Stadt und des Landes. Das Volkstum auf dem Lande ist sich in allen Teilen des deutschen Volksbodens untereinander ähnlich, wie es das Volkstum in der Stadt ist. Die Landstädte und Märkte stellen ganz gewiß Übergänge dar. Aber abgesehen davon, daß ein Ackerbürger sich von einem Bauern unterscheidet, so ist doch gerade bei den Grundrissen der Unterschied zwischen der Anlage eines Dorfes und der einer Stadt sehr groß. Man kann auch einwenden, daß die Grundrisse der aus Dörfern hervorgegangenen Städte eine Übergangsform bilden. Das ist aber nur insofern richtig, als in dem Stadtgrundriß die ursprüngliche Dorfform enthalten ist; an sich unterscheidet er sich sofort von dem des Dorfes; denn er ist stets stark umgewandelt.

Für den Charakter einer Siedlung ist die Beschäftigung der Bewohner entscheidend; denn nach der Beschäftigung richten sich die Zweckformen der Gebäude und ihre Anordnung. Demnach hat Hanslik recht, wenn er in seinem gerade auch vom volkskundlichen Standpunkte aus anregenden Werke über „Biala, eine deutsche Stadt in Galizien" 1909, das Dorf als eine Siedlung mit naturproduzenter Bevölkerung der Stadt mit kulturproduzenter Bevölkerung gegenüberstellt. Tatsächlich sind die Siedlungsformen wenigstens in unserem Kulturkreise dadurch unterschieden. Sobald die Bewohner einer Siedlung sich teilweise mit Handwerk, Gewerbe oder Verkehr beschäftigen, wozu dann noch die Organe der Verwaltung kommen, muß sich die Form der Siedlung ändern, und das Verhältnis von Flurform zum Grundriß erleidet Veränderungen. So kommt es, daß in der Regel die Siedlungen für eine kulturproduzente Bevölkerung von vornherein einen anderen Grundriß erhalten. Der Dorfgrundriß ist eben nur geeignet für eine ländliche Bevölkerung, ganz abgesehen von der

Größe; denn es gibt ja auch kleine Städte. Die Stadt braucht aber einen Marktplatz, der wenigstens allwöchentlich von den Gespannen der Bauern der umliegenden Dörfer erreicht werden muß. Das erfordert andere Lösungen des Verkehrsproblems. Für das Leben im Dorf besteht keine Nötigung zu einer solchen Einrichtung; sie ist daher auch nicht vorhanden.

Die Bewohner des Dorfes sind Bauern, die eine Flur und ein Gehöft brauchen. Die Kirche und gegebenenfalls die Schule liegen in der Mitte auf dem Anger, auf dem sich das öffentliche Leben abspielt. Unter Stadt verstehen wir eine Siedlung, deren Bewohner sich in ihrer politischen, kulturellen und freien wirtschaftlichen Betätigung von der direkten Bindung mit der landwirtschaftlichen Nährfläche wenigstens zum Teil losgelöst haben. In ihrem Bereich haben sich demzufolge besondere Siedlungsformen entwickelt, deren Verbreitung zugleich die Abgrenzung des städtischen Siedlungsgebietes gegen das platte Land darstellt. Der Unterschied zwischen Stadt und Land wurzelt also im Beruf, in der Tätigkeit des Menschen; der Unterschied ist daher einschneidend und erstreckt sich auf alle Formen und Lebensäußerungen, er ist daher volkskundlich von großer Bedeutung.

231. Dorf Kischau in Westpreußen (Kr. Berent), ein Weilerdorf mit Blockfluren und späteren gewannartigen Erweiterungen.

Die Größe der Siedlungen, nach der Zahl der Einwohner berechnet, ist für eine Klassifizierung nicht maßgebend. Es gibt Siedlungskomplexe, die kleiner sind als ein Dorf, und solche, die größer sind als eine Stadt. Wir sprechen daher von ländlichen und städtischen Siedlungen, wobei jeweils die Klein- und Großformen einbeschlossen sind. Die sog. Verkehrssiedlungen gehören zu den städtischen Siedlungen, ebenso einzelne Fabriken. Einzelhöfe und Almhütten sind sinngemäß den ländlichen Siedlungen zuzurechnen. Die Größe der Siedlungen hat daher ihre untere Grenze bei einem Gebäude, eine obere Grenze kennen wir nicht. Es liegt in dem Wesen der ländlichen Siedlung, daß sie nicht ins Ungemessene wachsen kann wie eine Stadt, die von außen ernährt wird. Eine ländliche Siedlung muß naturgemäß klein sein, weil die Nährfläche das Ackerland ist, das von der Wohnstätte nicht allzu weit entfernt liegen kann. Überdies müßten große ländliche Siedlungen einen Verwaltungs- und Verkehrsapparat, somit städtische Funktionen erhalten und sich vom Wesen des Dorfes entfernen.

Die ländlichen Siedlungen.

Die Flurformen.

Da die ländliche Siedlung eine naturproduzente Bevölkerung umfaßt, gehören zu ihr nicht nur die Gehöfte, in der die Familien wohnen und wo die Ernte ganz oder zum Teil eine Zeitlang aufbewahrt wird, wo die Geräte zur Bearbeitung des Feldes Platz finden und das Vieh untergebracht wird, sondern auch die Nährfläche selbst. Ursprünglich war das Dorf ein selbstgenügsames Gebiet, das sich in allem selbst versorgen konnte. Wir haben auch in Deutschland noch Anzeichen dieses alten Zustandes, und überall gehört die landwirtschaftliche Nährfläche nach wie vor zu den wesentlichen Bestandteilen des Dorfes. Wir haben demnach zwei Teile der ländlichen Siedlung, das Dorf und die Flur.

Sehen wir genauer zu, so gibt es noch andere Siedlungselemente in einem Dorf, nämlich die Räume, die gemeinsamer Besitz aller Bauern waren und teilweise noch sind, unter dem Namen Allmende zusammengefaßt, nämlich der Anger, Weideflächen und namentlich der Wald, der in der ursprünglichen Form zugleich die Schutzhülle um den kleinsten Raumorganismus, die Urzelle des Landes, bildete. Betrachten

232. Dorf Barloſznow, Kreis Preußiſch-Stargard, ein Angerdorf mit viereckigem Anger und Gelängsfluren.

wir ein Dorf in einem Rodungsgebiet des Westens oder Ostens, so erhalten wir eine anschauliche Vorstellung von der Urzelle eines staatlichen Organismus mit konzentrischem Aufbau. Im Inneren der Versammlungsplatz, meist bei der Kirche, daran lehnen sich die Gehöfte der Bauern. Es folgt die Nährfläche, d. h. die Feldflur, die nach außen hin vom Walde als der Schutzfläche abgeschlossen ist.

Diese Urzellen des Staates sind heute noch vorhanden, aber sie haben keine selbständige Bedeutung mehr. Durch den Zusammenschluß mehrerer solcher Urzellen, d. h. Dörfer, wird ein zentraler Verwaltungs- und Marktort notwendig, und so entsteht die Stadt. Der Marktbereich einer Stadt ist noch heute als kleinste selbständige organische Einheit des Gesamtorganismus Staat anzusehen. Die besonderen lokalen Verhältnisse und die Entwicklung des Verkehrs haben aber auch vielerorts zu größeren Zusammenschlüssen geführt. Man sieht also, daß Dorf und Stadt organisch miteinander verbunden sind. Es werden demnach nur aus Gründen systematischer Behandlung der Siedlungsformen die Dörfer von den Städten getrennt betrachtet. Aus den gleichen Gründen sollen auch die Flurformen von den Dorfgrundrissen gesondert behandelt werden. Überdies vereinfacht sich auf diese Weise die Darstellung, weil Flur- und Siedlungsformen keineswegs einander entsprechen.

Als die am meisten verbreitete Flurform im altgermanischen Westen tritt uns die Gewanneinteilung entgegen. Ihr Wesen besteht darin, daß die Gemarkung nach der Art des Bodens und der Lage in einzelne Abschnitte geteilt wird, von denen jeder Vollbauer einen gleichen Anteil zur Bestellung und sonstigen Nutznießung erhielt. Auf diese Weise kommt das uns anheimelnde und vielgestaltige Bild der Feldflur zustande. Diese Unterteile der Gewanne, die parallel fortlaufenden Äcker oder Beete, bilden demnach die kleinste Einheit der Flur. Die einzelnen Anteile eines jeden Hufenbesitzers lagen also in sogenannter Gemenglage über die ganze Gemarkung verstreut.

Der Grundsatz der gerechten Verteilung ist unschwer zu erkennen. Jeder Hufenbesitzer sollte von jeder Art des Ackers den gleichen Anteil haben. Die Gewanne waren in ihrer Zahl nicht festgelegt, sie richtete sich vielmehr nach der Bodengüte und damit auch nach dem Relief des Landes. Schon von der Karolinger Zeit an ist die Dreifelderwirtschaft in Deutschland verbreitet, die erst in der Neuzeit von dem System des Fruchtwechsels abgelöst ist. Die Dreifelderwirtschaft, die heute nur noch in entlegenen Gebirgsgegenden auf mageren Böden erhalten ist, hat eine Dreiteilung der Flur zur Folge. Die drei Felder wurden abwechselnd im ersten Jahre mit Winterkorn, im zweiten mit Sommerkorn bestellt und blieben im dritten Jahre als Brache liegen.

Charakteristisch ist die Gemenglage der ausgelosten Anteile eines jeden Bauern. Da nun die einzelnen Äcker oft sehr schmal waren, so mußte eine gemeinschaftliche Regelung der Bewirtschaftung erfolgen. Es kam zum Flurzwang, der teilweise noch heute besteht.

Unter einer Hufe verstand man ursprünglich den Anteil eines Bauern an der aufgeteilten Feldflur nebst der ihm zustehenden Nutzung der Allmende, so daß man unter einer Hufe eine Wirtschaftseinheit zu verstehen hatte. Einzelne Bauern besaßen zwei Hufen, der Schulze auch mehr. Die Größe der Hufe war landschaftlich und zeitlich verschieden, aber stets so groß, daß eine Familie sich von ihrer Bestellung ernähren konnte. Später teilte man die Hufe in eine bestimmte Zahl von Äckern, so daß sich ein Flächenmaß ergab. So sprach man von einer 30-Äcker-Hufe. In Thüringen kamen 3,1 Äcker auf einen Hektar.

In der Mark wurde die Größe erst unter Friedrich Wilhelm I. einheitlich auf 30 preußische Morgen, das sind 7,66 ha, festgesetzt.

Allmählich traten Veränderungen der Flur ein. Um neue Bauernstellen zu erhalten, wurde die Allmende immer weiter aufgeteilt; schließlich verschwand sie oder wurde nur in Resten von Waldstücken erhalten. Mit der Zeit stellte sich der Flurzwang als äußerst lästig heraus, und die Bauern gingen daran, die Äcker gegenseitig auszutauschen, um weniger und um so größere Anteile zu gewinnen. Diese Zusammenlegung der Äcker ist dann in unserer Zeit systematisch betrieben worden, um den landwirtschaftlichen Betrieb einträglicher zu gestalten. Durch die Methoden des modernen Ackerbaus wie Dränungen durch Röhren und Gräben sowie die Düngung sind früher wesentliche Unterschiede der Bodengüte ausgeglichen worden, was die Zusammenlegungen erleichterte.

Wenn wir unter diesen Umständen gegenwärtig meist nicht mehr die Zersplitterung des Grundbesitzes der Dörfer finden, so ist der Charakter der Gewanneinteilung doch noch klar zu erkennen.

Ich möchte nicht darauf verzichten, auf die viel Volkskundliches bietenden Flurnamen hinzuweisen, die gewissermaßen als Ersatz für die heutigen Flurkarten und Flurkataster zu dienen hatten. Sie lassen erkennen, wo die einzelnen Gewanne innerhalb der Dorfflur liegen. Die Namen sind den Dorfbewohnern selbst vielfach verlorengegangen; sie geben uns aber vorzüglich Aufschluß über Beschaffenheit und Charakter des Bodens in damaliger Zeit, wie z. B. Fichtenäcker, Geriethe, dürre Hügel, vor dem Holze; sie erinnern an Pflanzen, wie Beerberg, auf der Binse, oder an Mineralien, die dort gefunden wurden, wie Eisenberg und Erzloch. Andere Namen knüpfen an die Tätigkeit des Menschen an, wie Kniebreche, Brandäcker, und die verschiedenen Formen für Boden, wie das Rod, Röthe, Rodig. Häufig sind die Flurnamen, die auf die Bearbeitung des Bodens hindeuten, wie Böse Äcker, Starkfeld und Steinacker. Eine andere Gruppe ist nach Menschen oder nach Völkern benannt, auch mit Namen belegt, die auf Gewerbe und Verkehr Bezug nehmen. Wir können mit ihrer Hilfe auch auf die Besitzer und Lokatoren schließen. Hier sind auch die landschaftlich bedingten Unterschiede groß und sehr lehrreich. Zum Schluß seien einige Flurnamen genannt, die auf menschliche Schwächen hinweisen, wie Diebesholz, Haderbach und Streitfeld. Bei Namen, wie Teufelsleite und Metzeltal, spricht Mythologisches mit.

Die Gewannfluren beherrschen im Grunde genommen das gesamte deutsche Siedlungsgebiet. Denn wenn wir das Wesen der übrigen deutschen Flurformen betrachten, so müssen wir auch bei diesen den gleichen Grundsatz der gerechten Verteilung erkennen.

So sprechen wir von Langfeldfluren, von Gelängen oder nach dem Vorschlage Kötzschkes von Feldbreiten. Bei ihnen ist das gesamte Kulturland in breite, parallele Streifen oder Beete zerlegt, die sich von einem bis zum anderen Ende der Gemarkung erstrecken. Sie bilden gewissermaßen ein einziges großes Gewann. Der Weg schneidet die einzelnen Streifen, verläuft also in der Längsachse; von diesem einzigen die Flur durchschneidenden Wege sind demnach alle Felder bequem zugänglich. Bei dieser Flurform handelt es sich noch um Gemenglage, da nicht das ganze zur Hofstätte gehörige Ackerland unmittelbar hinter dem Hause liegt. Das Dorf zieht sich ja nicht durch die ganze Flur hindurch. Namentlich bei Straßendörfern finden wir auch andere Lagen der stets nur kleinen Zahl von Gewannen; meist sind es nur 3—4. Je ein Gewann liegt unmittelbar hinter den beiden Gehöftreihen, sie heißen daher Garten-, Haus- oder Hofgelänge. Die abseits gelegenen Gewanne sind meist kleiner und wahrscheinlich erst später durch Rodung von Waldstücken entstanden (Abb. 233).

Es ist leicht zu begreifen, daß es sich bei den Gelängshufenfluren um jüngere Formen handelt als bei den altgermanischen Gewannfluren, von denen sie eine praktischere Abart darstellen. Wir finden sie im nördlichen Frankenwalde und im nördlichen Thüringer Walde, wir finden sie häufig im nordostdeutschen Flachlande. Sie sind meist mit den Angerdörfern zusammen festzustellen; bei Haufendörfern sind sie so gut wie unbekannt.

Ein fernerer Schritt in der gleichen Entwicklung weiter führt uns zur Waldhufenflur. Wie aus dem Namen abzuleiten ist, handelt es sich um Rodungsdörfer, und zwar vornehmlich im Gebirge. Das Dorf, das von der Flureinteilung seinen Namen hat, zieht sich an einem Bach im Tal in das Gebirge hinein. Die ganze Dorfflur bildet hier tatsächlich ein einziges Gewann, das in Streifen geteilt ist, deren jeder den ganzen Besitz des Bauern darstellt. Die Straße läuft hier in dem meist flachen Tal quer durch die ganze Dorfflur. Der Wald schließt sich jeweils an die Äcker nach dem Berge hin an. Es ist einleuchtend, daß eine solche Flur einen besonderen Dorftypus im Gefolge haben muß, nämlich das Reihendorf.

Es ist behauptet worden, daß bei dieser Flurform der Grundsatz der gerechten Verteilung von Ackerland verlassen sei; denn es könnten nicht alle Dorfgenossen gleichen Anteil an allen Bodenklassen haben. Die Entstehung einer derartigen Flurverfassung setze daher den höheren Willen eines Grundherren voraus. Diese Begründung scheint mir nicht zwingend zu sein. Wir finden diese Flureinteilung in den das böhmische Massiv umgebenden Mittelgebirgen, vornehmlich im Erzgebirge und

233. Strega (Kr. Guben) bei Forst (Lausitz). Die Flur dieses breiten Straßendorfes zeigt deutlich die Aufteilung in Gelänge. Im Vordergrunde die Hofgelänge. (Aufnahme: Hansa-Luftbild Bildarchiv LR. 1404. Freigegeben durch Verfügung des RLM. vom 18. XI. 1933.)

in den Sudeten, also in einem verhältnismäßig großen Gebiet. Dieses war aber unter eine große Zahl von Landesfürsten verteilt, die jeweils nur für ihr verhältnismäßig kleines Gebiet verantwortlich waren. Die Kolonisten kamen als Auswanderer und nicht unter der einheitlichen Führung eines Fürsten.

Wenn man an den einheitlich und klar ausgebildeten Typus der Flur und des Dorfes denkt, möchte man doch geneigt sein, die Natur des Landes für ausschlaggebend zu halten. Durch die Tallage war ohnehin die Längserstreckung gegeben. In einem Tale ändert sich aber die Bodengüte meist mit der Höhenlage, und zwar wegen der Anreicherung der fruchtbaren Abschlemmassen, der besseren Durchfeuchtung des Talbodens und der zunehmenden Skelettierung der Ackerkrume mit der Höhe. Die Anordnung hintereinander war also durchaus gegeben. Infolge der oft nicht unbeträchtlichen Steigung im Gebirge verbot sich eine Einteilung in Gewanne in Richtung des Tales von selbst.

Eine besondere Abart der Waldhufenflur ist die im Frankenwald vorkommende Radialhufenflur. Sie ist an eine besondere Dorfform gebunden, nämlich an das Quellreihendorf, dessen Gehöfte sich um einen halbkreisförmigen Anger gruppieren. Von diesen Gehöften laufen die Waldhufen fächerförmig mit allmählich zunehmender Breite nach außen, so daß eine fächerförmig-radiale Aufteilung der ganzen Flur entsteht. Nach v. Geldern sind diese Dörfer typische Kolonisationsformen der fränkischen Grundherren, aber auch der Bamberger Bischöfe. Topographische Ursachen können nicht angeführt werden. Wird der Anstieg vom Tale aus zu steil, dann treten die Querhufenfluren auf, d. h. die Streifen stehen parallel zur Straße.

Gehen wir ins norddeutsche Flachland, so zeigt sich in den Flurformen deutlich der Einfluß der Naturverhältnisse. Auch dort finden wir in den Niederungen der Urstromtäler Reihendörfer, auch hier finden wir nur gewissermaßen ein Gewann, das sich wie das Dorf durch die ganze Gemarkung entlang zieht. Auch hier liegt der gesamte Besitz eines Bauern auf einer Stelle. Je nach der Breite der Niederungen können wir zwei Unterabteilungen unterscheiden, die Deichhufenflur (Abb. 234) und die Marschhufenflur. Die erstere

schließt sich ihrem Wesen nach der Waldhufenflur an. Die Streifen laufen vom Deich des Stromes quer über die Niederung bis zum Hohen Ufer des Urstromtales bzw. des Durchbruchstales der Oder und Weichsel. Der Grundsatz der gerechten Verteilung ist meines Erachtens auch hier wieder gegeben, weil die Güte des Bodens sich wegen der Ausuferungen des Hauptstromes und der langsamen Erhöhung längs des Hohen Ufers gleichfalls quer zur Straße ändert, also in diesem Falle vom Fluß zum Hohen Ufer.

Ich nenne diese Flurform Deichhufenflur, weil sie sich fast immer vom Damm nach dem Hohen Ufer erstreckt. Sie ist also gänzlich von den topographischen Gegebenheiten abhängig.

Die Marschhufenflur ist von der Deichhufenflur in der Anlage nicht verschieden. Es besteht aber ein Unterschied insofern, als bei den meist sehr breiten Marschen mehrere Dörfer nebeneinander oder auch im Winkel zueinander angeordnet liegen können und daß in der Güte des Bodens überhaupt kein Unterschied ist. Die Marschhufen finden wir in Holland und Nordwestdeutschland an der Nordseeküste, ferner in Schleswig-Holstein. In Ostdeutschland haben sie vornehmlich im Weichseldeltagebiet Verbreitung gefunden, insbesondere im Drausenseegebiet und an der Nogat.

234. Deichhufendörfer an der Weichsel in der Marienwerderer Niederung. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 986.)

An der Wasserkante findet sich noch eine weitere Flurform, die durch die Eigenart der geographischen Verhältnisse erzwungen ist, das ist die Kampflur. Diese Form stellt sich naturnotwendig da ein, wo es sich um Landgewinnung durch Einpolderung von Kampen handelt, wenn also Neuland an Flußmündungen durch Eindeichung und sonstige Vorgänge der Trockenlegung von nassen Wiesen gewonnen wird. So entstehen kleinere Flächen, die voneinander durch Wasseradern und Dämme oder auch durch Unland getrennt sind. Eine Gewanneinteilung wäre sinnlos, und auch die Streifeneinteilung läßt sich bei der unregelmäßigen Form und der Kleinheit der Kampen nicht durchführen. Es wäre unsinnig, wenn die Feldmark eines Besitzers sich in jeweiligen Teilstücken über mehrere Kampen hinzöge. Meist gibt eine Kampe nur einem Besitzer, bestenfalls einigen wenigen genügend Raum, d. h. Weideflächen für die Rinder. Auch diese Formen finden sich sowohl an der Nordsee wie an der Ostsee.

Es ist das Verdienst von Martiny, die Aufmerksamkeit auf eine in Altwestfalen vorkommende alte Einteilung gelenkt zu haben, auf die Eschflur. Sie „stellt eine isoliert in der Wildnis gelegene, der Bodenbeschaffenheit nach begrenzte, daher meist rundliche und öfter unregelmäßige, gewöhnliche größere, häufig etwa 1—2 km im Durchmesser sich ausdehnende Feldfläche dar, in der die verschiedenen Altbauern der Bauernschaft ihren Anteil haben, meist in Streifen". Meist lagen und liegen zwei oder drei Esche dicht beim Dorfe, sie wurden im Flurzwang bewirtschaftet. In den Heidegegenden wurde ausschließlich Roggen angebaut, was durch Düngung ermöglicht wurde. Ähnlichkeiten mit der Gewanneinteilung sind unter anderem dadurch gegeben, daß die Streifen vorhanden sind. Es fehlt aber der genossenschaftlich gleichmäßige Anteil aller Altbauern an der Flur (Abb. 235).

Wir haben nun noch einige Flurformen zu beschreiben, die ihrem Wesen nach von den Gewannfluren und ihren Abarten verschieden sind. In erster Linie sind dabei die Blockfluren (Abb. 231) zu nennen. Wir haben es hierbei mit einer völlig regellosen Aufteilung der Flur in viele Blöcke der verschiedensten Gestalt und Größe zu tun. Es ist bei der Blockflur besondere Vorsicht zu üben; denn sie ist aus zwei ver-

Kleines lockeres Haufendorf mit Eschfeldern

235. Nahne (Kr. Osnabrück-Stadt). (Nach R. Martiny, Hof und Dorf in Altwestfalen.)

schiedenen Wurzeln entsprungen, wie das allein die Verbreitung erkennen läßt. Wir finden sie vermischt mit anderen Fluren in Ostdeutschland, namentlich im nördlichen und mittleren Teile, andererseits aber auch in Süddeutschland, wo sie mit dem Weiler zusammen auftritt, aber auch beim Haufendorf vorkommt. Wir sprechen dann von der deutschen Weilerflur. Im Frankenwalde mischen sich nun diese beiden Flurformen und sind schwer auseinanderzuhalten. Wo man dort Blockfluren mit Dörfern slawischen Namens findet, muß man die Möglichkeit des slawischen Ursprungs ins Auge fassen, und es ist zu prüfen, ob der Name wirklich auf slawischen Ursprung hinweist, was nicht notwendigerweise der Fall zu sein braucht. Die Siedlungsformen deuten in jenen Gegenden nicht auf slawische Besiedlung.

Die deutsche Weilerflur ist erst in den späteren Rodungsperioden entstanden, als die Landesfürsten neue Siedler in die weiten Waldgebiete riefen. Soweit die Flur mit Haufendörfern vereint vorkommt, ist wohl anzunehmen, daß es sich um spätere Vermehrung der Bauernstellen handelt, also ein Pseudohaufendorf vorliegt. Übrigens ist die Entstehung der Weilerfluren in Waldgebieten leicht erklärlich, weil der Boden auf ebenem Waldgebiet meist gleichartig ist, so beispielsweise auf den Buntsandsteintafeln. Zu berücksichtigen ist ferner, daß es sich ursprünglich immer um eine kleine Zahl von Siedlern handelte, um etwa 8—12 Stellen.

Bei den ostdeutschen Blockfluren liegen andere Voraussetzungen für die Verteilung vor. Denn gerade im diluvialen Flachlande wechselte die Bodengüte sehr; moorige Strecken liegen neben trockenem Sandboden, Lehmböden wechseln mit Schlicht- und Tonböden ab. Bei den Blockfluren erhält nicht jeder Bauer in jedem Stück einen Anteil. Ferner sind die Stücke völlig ungleich nach Größe und Form. In dem Dorfe Klein-Besten in der Mark setzte sich das Ackerland aus 26 Stücken zusammen, deren Größe zwischen $5^1/_2$ und 93 Morgen schwankte. Eine äußere Anlehnung an die deutsche Hufenverfassung zeigt sich häufig, so auch hier, und zwar dadurch, daß jeder Bauer ungefähr gleich viel Acker, nämlich 60—70 Morgen, besaß. Das war aber nicht überall der Fall.

Bezüglich der Verbreitung der Blockfluren ist zu berücksichtigen, daß sie vereinzelt in Nordostdeutschland nachzuweisen sind. Gley hat für die Mittelmark insgesamt 104 Orte den Slawen zugesprochen. Es finden sich zwei geschlossene Gebiete des Vorkommens, im oberen Oderbruch und im oberen Teltow. Beide Gebiete wurden erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts brandenburgisch, also zu einer Zeit, als die Kolonisation längst zum Stillstand gekommen war. Die Zahl der Hufen betrug mit einer Ausnahme niemals mehr als 17. Ein anderes Verbreitungsgebiet finden wir in der Tucheler Heide, den Sitzen der Kaschuben. Die völlig verschiedene Größe und Form der Blockfluren erkennen wir an der Karte vom Dorfe Kischau wieder (Abb. 231). Das Beispiel ist um so wichtiger, als man an der Peripherie deutlich die Aufteilung nach Gewannen beobachten kann. Zum mindesten handelt es sich um eine äußere Anlehnung, die erkennen läßt, daß in der Zwischenzeit der Sinn für die Blockfluren verlorengegangen war und man sich bemühte, das System der Gewanneinteilung durchzuführen oder doch nachzuahmen. In anderen Teilen des Flachlandes ist die Blockflur nur noch in Ausnahmefällen vorhanden, so gut wie gar nicht in Schlesien. Hier war sie offenbar auch vor den großen Umlegungen um die Wende des 18. Jahrhunderts nur sehr selten; denn sie ist auch urkundlich nur in Ausnahmefällen festgestellt worden. Diese Tatsache verdient besondere Beachtung, da sie beweist, daß der Vorgang der Wiedereindeutschung gerade in Schlesien vollständig und mustergültig durchgeführt worden ist. Am ehesten lassen sich im Trebnitzer Gebiet und an den Flüssen der niederschlesischen Heide ehemals slawische Flurverfassungen nachweisen. Als äußeres Zeichen der slawischen Flur kann ihre Kleinheit gelten. Denn nur eine geringe Zahl von Familien lebt in einer solchen Dorfschaft beisammen und braucht eine nur kleine Ackerfläche, um das Leben fristen zu können.

236. Blick von dem 12-Apostelfelsen auf Oberschönau im Thüringer Wald (Schmalkalden). Zum Wegedorf erweiterte ältere Anlage der Rodungssiedlung.

Der Unterschied in der Lebenshaltung zwischen den Deutschen und Slawen zeigt sich also ganz deutlich in der Flurverfassung. Sie ist um so untrüglicher, als gerade die Flur der älteste Bestandteil des Dorfes ist.

Mit den bisher aufgeführten Flurformen wären die Typen der Dorffluren erschöpft. Es gibt aber noch andere Fluren, die den besonderen Besitzverhältnissen in verschiedenen Zeitabschnitten Rechnung tragen. In erster Linie ist hier die Gutsflur zu nennen, die naturgemäß mit der Gutssiedlung bzw. dem Gutsdorf verbunden ist. Es handelt sich demnach um das Areal des Rittergutes. Das Bauernland ist entweder so gut wie gar nicht vorhanden, oder es tritt zurück; nur bei den Gutsdörfern hat es einen beachtlichen Anteil an der Fläche. Man kann also die Gutsflur als einen besonders großen Block auffassen, der gegebenenfalls die ganze Flur der ländlichen Siedlung bedeutet.

Als ein Zeichen der neueren und neuesten Zeit tritt uns dann noch die Parzellenflur entgegen, die also überhaupt nicht zu den historischen Flurformen gehört. Die gesamte Flur ist in Hunderte, ja Tausende von ganz kleinen Parzellen geteilt. Es ist unmöglich, daß eine solche Parzelle einer Familie allein den Unterhalt ermöglicht. So finden wir denn solche Siedlungen in Industriedörfern oder in Arbeiterdörfern in der Nähe von großen Städten. Es sind überhaupt keine ländlichen Siedlungen mehr; jedenfalls wird der Anbau nur noch als Nebenerwerb betrieben. Gerade unsere Zeit bemüht sich, diese Form der Landfestmachung der Arbeiter so viel wie möglich durchzuführen.

Die Formen der ländlichen Siedlungen.

Über die Aufstellung von Typen.

Da die Siedlung durch die wirtschaftliche Betätigung der Bewohner ihren ganz besonderen Charakter erhält, zeigen die Dörfer auch in ihren Untergliederungen Abweichungen je nach der besonderen Art der Landwirtschaft, der Forstwirtschaft sowie der Teichwirtschaft und Fischerei. Wie ein Weingärtnergut anders eingerichtet sein muß als ein Gehöft mit gemischter Acker- und Viehwirtschaft, so wird sich auch im Grundriß manche Verschiedenheit unter den ländlichen Siedlungen je nach der Art der Betriebe ergeben. Besonders ist das der Fall bei Dörfern mit reiner Viehwirtschaft im Gegensatz zu Dörfern, die von Bauern, die Feldwirtschaft treiben, bewohnt werden. Auch die Güte des Bodens ist nicht ohne Einfluß, und sei es auch nur auf die Größe der Dörfer. Der Unterschied käme aber bei Betrachtung der Gebäude und Gehöfte viel stärker heraus; um diese handelt es sich jedoch jetzt nicht.

Man könnte daran denken, einen Überblick nach Landschaften zu geben und dabei die Stammeseigentümlichkeiten besonders zu berücksichtigen. Es zeigt sich aber, daß die Siedlungsformen, wie wir das bei den Flurformen bereits erkannt

237. Haufendorf östlich von Bebra (Kr. Rotenburg a. d. Fulda) in Nestlage.

haben, von geschichtlichen und geographischen Tatsachen in hohem Maße abhängig sind und daß die Stammeseigentümlichkeit nur abwandelnd einwirkt. Es kommen die verschiedensten Typen in einer Landschaft vor, je nach dem Zeitpunkt der Entstehung, der Art des Bodens, der wirtschaftlichen Entwicklung und der Nationalität der Gründer.

Wollen wir einen klaren Überblick über die Fülle der Formen erhalten, so ist die Systematik nach der räumlichen Erscheinung der beste Weg, der zur Erkenntnis führt. Streng genommen ist zwischen der morphographischen und der morphologischen Systematik zu unterscheiden. Eine Nichtbeachtung dieser Unterschiede hat schon zu großen Unzuträglichkeiten geführt. Es muß daher auf diese methodische Frage unbedingt eingegangen werden. Man müßte zunächst eine Landschaftsinspektion vornehmen, wie sie Passarge empfiehlt, die darin zu bestehen hätte, daß man alle die Formentypen, die man irgendwie beobachtet, zu einem Schema zusammenstellt, also nach formal-äußerlichen Merkmalen. Die zweite Aufgabe bestünde darin, die einzelnen Formen in ihrem Charakter und in ihrer Entwicklung zu erkennen; dazu bedarf es archivalischer und historischer Studien. Es wird sich dann beispielsweise herausstellen, daß ein Haufendorf ursprünglich nur ein Weiler war, daß eine Gutssiedlung aus einem Dorfe hervorgegangen ist, daß es sich gar nicht um ein Reihendorf handelt, sondern daß zunächst einige Fischerhäuser an einer Straße gestanden haben und daß späterhin weitere Häuser hinzugekommen sind. Man wird feststellen, daß in vielen Fällen überhaupt kein mittelalterlicher Typ, etwa der eines Straßendorfes vorliegt, daß es sich vielmehr um eine junge Arbeitersiedlung handelt. Die morphologische Betrachtung gibt überhaupt erst die wahre Erkenntnis. Und dennoch kann man die morphographische Einteilung nicht entbehren; denn sie ist praktisch von Bedeutung und auch volkskundlich nicht ohne Interesse. Außerdem vermittelt auch die morphographische Betrachtung neue Erkenntnisse. Man denke nur an die verschiedenen Arten des Straßendorfes. Wir stehen hier noch ganz in den Anfängen der Forschung, und wir wissen jetzt, daß es nicht gleichgültig ist, ob die Dorfstraße kurz oder lang, breit oder schmal ist.

Bei aller Würdigung der Bedeutung der Unterschiede zwischen morphographischer und morphologischer Betrachtung, zwischen rein beschreibender und erklärender Methode, läßt sich bei einer Darstellung eine solche Scheidung nicht durchführen, weil sich dann lästige Wiederholungen nicht vermeiden lassen. Es ist selbstverständlich, daß eine beschreibende Erklärung der Siedlungsformen angestrebt wird. Daß die Einteilung nach der Form erfolgen muß, ist eine Notwendigkeit, da nur so ein einheitlicher Gesichtspunkt bei möglichster Klarheit der Gliederung möglich ist. Bezüglich der Bezeichnung der Siedlungsformen muß streng darauf geachtet werden, daß die alteingeführten Namen, mit denen wir bereits bestimmte Begriffe verbinden, unbedingt beibehalten werden. Ich wende mich in diesem Punkte gegen den sonst sehr verdienstlichen Versuch von Martiny. Es geht nicht an, die Begriffe Straßendorf und Reihendorf durch neue zu ersetzen.

Notwendig ist es auch, die Durchführung einer Systematik zu begründen, die von gefühlvollen Naturen abgelehnt wird. Wir wollen uns gewiß auch an der Fülle der Formen und ihren Schönheiten erfreuen, wir wollen aber auch Erkenntnisse erlangen. Und dazu ist eben eine Ordnung notwendig. Dabei soll keinem die Freude an dem unmittelbaren Eindruck eines Dorfes genommen werden, die andererseits auch dadurch nicht geschmälert zu werden braucht, wenn man weiß, zu welchem

Typ es gehört und welche Einflüsse der verschiedensten Art wirksam waren, um den bestimmten Eindruck zu hinterlassen. Der große Vorzug einer Systematik liegt nicht nur in der Ordnung der Vorstellungen, sondern sie ermöglicht erst Vergleiche mit anderen Formen auch anderer Kulturkreise. So gibt uns die Systematik die Möglichkeit, die Eigenart des deutschen Dorfes begrifflich zu erfassen.

Es wäre noch hinzuzufügen, daß es sich nicht um die juristischen Begriffe von Dorf und Siedlung handelt. Es gibt Siedlungen, die noch die Gemeindeverfassung haben, aber längst städtische Siedlungen geworden sind. Manche Orte, die wir als selbständige Siedlung ansehen müssen, sind verwaltungstechnisch einem Dorfe zugewiesen. Wir betrachten auch hier das Wesen der Dinge. Daß dieses nicht nach der Einwohnerzahl bestimmt werden kann, haben wir schon angeführt.

Die Begriffe Dorf und Stadt haben für uns einen hohen Gefühlswert. Wenn wir sie gebrauchen, so meinen wir ländliche und städtische Siedlungen. Wir können diese etwas abstrakte Bezeichnung nicht entbehren, weil nicht alle ländlichen Siedlungen Dörfer sind und nicht alle städtischen Siedlungen Städte. Es gehören dazu die Kleinformen. Es widerstrebt unserem Sprachgefühl, einen Weiler ein Dorf zu nennen; es fehlt dem Weiler offenbar noch an wesentlichen Merkmalen, um als Dorf zu gelten.

238. Einzelhof bei Rothenburg ob der Tauber. (Aufnahme: Staatl. Bildstelle.)

Einzelne Gehöfte und kleine Gehöftgruppen bringen wir nicht unter den Begriff Dorf. Eine gewisse Größe ist bei einem Dorf wohl vorhanden, aber sie allein ist nicht maßgebend. Jedes Dorf hat aber seine verwaltungstechnische und kirchliche Verfassung. Daß ein Ortschulze und ein Pfarrer vorhanden sind, prägt sich auch im Grundriß und in der Fluraufteilung aus. Der Schulze war meist der Lokator, der ein Vielfaches der Hufen bekam. Auch die Kirche wurde besonders bedacht. Meistens haben die Dörfer ganz bestimmte Flurformen, die von denen der kleineren ländlichen Siedlungen abweichen. Es kommt auch vor, wie im Rhein-Main-Gau und im Elsaß, daß die Dörfer befestigt waren. Bei den Kleinformen sind also nicht alle Merkmale eines Dorfes gegeben, sie bilden daher eine besondere Gruppe.

Die Kleinformen.

Die kleinste denkbare Form einer ländlichen Siedlung ist der Einzelhof (Abb. 238). Wir verstehen darunter einen landwirtschaftlichen Betrieb eines Bauern; es kann also ein alleinstehender Bauernhof sein, wir müssen aber auch die Almsiedlung in den hohen Gebirgen dazu rechnen. In manchen Gegenden Deutschlands ist für einen einzelnen Hof auch der Name Einöde gebräuchlich, der manchem mißverständlich vorkommen dürfte.

So einfach der Begriff zu sein scheint, so gibt es auch doch dabei besondere Probleme. Es ist fast immer der Fall, daß der Einzelhof mit einer anderen Siedlung oder mit einer Reihe von anderen Einzelhöfen zu einer höheren Einheit zusammengefaßt wird. Es ist nun keineswegs gleichgültig, ob es sich dabei nur um eine offizielle Bezeichnung handelt oder um eine wirkliche Einheit. Ist es berechtigt, von einem Einzelhofdorf zu sprechen? Man wird geneigt sein, in der Bezeichnung einen Widerspruch in sich selbst zu sehen. Ein Einzelhof in den Alpen kann sich niemals mit anderen Höfen zu einem wahren Dorfe vereinigen, auch

wenn es aus verwaltungstechnischen Gründen notwendig ist, von einem Dorf zu sprechen. Wenn andererseits im Flachlande die Feldmark mit den Gütern besetzt ist, deren jedes auf seiner Flur steht, so sprechen wir von einer Streusiedlung bzw. einem Streudorf. Dieselbe Siedlungsform liegt in den Marschen vor, wenn nicht die Form des Reihendorfes gewählt worden ist. Unter Einzelhofdorf könnte man nur eine Gruppe von Einzelhöfen, zu denen eine Kirche und ein Schulzenamt gehören, verstehen, die sich über eine bestimmte Fläche ausdehnt, ohne daß die Fluren der Einzelhöfe aneinanderstoßen.

Wie Gradmann für Württemberg nachgewiesen hat, haben sich die Einzelhofdörfer infolge der Zusammenlegung der Grundstücke herausgebildet. In solchen Fällen ist es dann meist zur Entwicklung von Wiesenwirtschaft und Viehzucht gekommen. Es handelt sich also um Rückbildungen aus kompakteren Siedlungsformen.

Diese Überlegungen führen uns in das Problem der Einzelhofsiedlungen in Niedersachsen und nordelbischen Teilen. Wir müssen uns nach den neuesten Untersuchungen, namentlich von Martiny, über Hof und Dorf in Altwestfalen daran gewöhnen, in dem Dorf nicht nur das Ergebnis seiner Entstehung, sondern auch einer Jahrhunderte währenden Umbildung, meist im Sinne des Anwachsens, zu sehen. Die alte Dorfgestaltung kann man nur in solchen Gegenden erwarten, die sozial und wirtschaftlich sehr wenige Wandlungen erfahren haben. Die älteste Form Nordwestdeutschlands ist das sehr lose Haufendorf mit sehr viel freiem Gelände zwischen den Gehöften. Die Entwicklung ist nun nach zwei Richtungen vor sich gegangen. Das lose Haufendorf konnte sich zu einem „normalen" Haufendorf verdichten; es ist aber auch die umgekehrte Entwicklung eingetreten, daß Einzelhofsiedlungen entstanden. Diese Umbildung scheint zu Beginn des Mittelalters in den westlichen Heidegegenden begonnen zu haben. Wir haben also in diesen Einzelhöfen, die man früher nach Meitzen als keltische Siedlungsformen ansprechen wollte, keine ursprünglichen Formen zu sehen, sondern Umbildungen aus dem losen Haufendorf.

Für diese Entwicklung wichtig ist die ursprüngliche Form der Flur, die auf diesem mageren Boden die den größten Teil des Landes der Heide überlassende Eschflur ist. Nur die jüngste Heideurbarmachung, namentlich mit Hilfe der Fehnkulturen, hat eine Vergrößerung der Bevölkerungsdichte und damit eine Ausbreitung der ursprünglichen Bauernstellen ermöglicht und eine Entwicklung in der anderen Richtung herbeigeführt. Die ungewöhnliche Unveränderlichkeit bis in die neueste Zeit wird durch die Natur des Landes mit den großen Mooren und einsamen Heiden erklärlich.

Treten mehrere landwirtschaftliche Höfe zu unregelmäßiger Gruppe zusammen, so nennen wir eine solche Siedlung einen Weiler. Die Kleinheit der Siedlung ist in diesem Falle ein wesentliches Merkmal. Es kann sich nun um Ackerwirtschaften handeln, die dann meist auf Rodungsinseln im Walde liegen wie in Süddeutschland, es können aber auch Siedlungen sein, die vornehmlich von Waldarbeitern bewohnt sind, auch Fischersiedlungen können diese Form haben.

Die Weiler gehen auf verschiedene Ursachen zurück. In Süddeutschland stammen sie aus dem späten Mittelalter, als die Kraft der Kolonisation bereits nachließ. Wenn sich solche ursprünglichen Weiler später weiter entwickeln konnten, so entstanden nachträglich Haufendörfer, die sich kaum oder gar nicht von den echten Haufendörfern unterscheiden. Meistenteils sind die Weiler die Ergebnisse landesfürstlich geleiteter Unternehmungen. Man spricht daher auch von grundherrlichen Weilern, wie sie häufig in dem großen Waldgebiet zwischen Neckar und Frankenjura und von diesem zum Böhmerwald angelegt sind. Im österreichischen Mühlviertel östlich von Passau haben die Passauer Bischöfe ein planvolles System von Weilern angelegt, das nach Schlüter die Vermehrung der Bevölkerung von vornherein berücksichtigte und den einzelnen Weilern so viel Land gab, daß sich viele von ihnen zu Dörfern entwickeln konnten. In den Alpen sind neben den Einzelhöfen die Weiler vertreten wie z. B. im Bregenzer Walde. In der Schweiz nehmen die Weiler einen Streifen zwischen den Einödhöfen in den Bergen und den Haufendörfern des Flachlandes ein; zweifellos liegt hier eine Abhängigkeit von der Natur des Landes vor, die an diesem Streifen größere ländliche Siedlungen nicht zuläßt.

Auch in Ostdeutschland kommen Weiler vor; wir haben bei der Beschreibung der Blockfluren bereits darauf hingewiesen. Es ist wohl anzunehmen, daß die Weiler der Tucheler Heide und der Kaschubei slawischen Ursprungs sind. Sie liegen vielfach in Schutzlage zwischen Seen oder auf Sandinseln im Moore. Sie treten dann wieder im nördlichen Masowien auf. Der nationale Unterschied zu den großen, zu deutschem Recht angelegten Dörfern tritt klar hervor. Allerdings ist zu beachten, daß im Laufe der Entwicklung auch bei diesen slawischen Weilern Veränderungen eintraten, wenn der Boden eine Vermehrung der Bauernstellen zuließ.

Das norddeutsche Flachland ist aber auch das Verbreitungsgebiet der zweiten Kleinform der ländlichen Gruppensiedlung, nämlich der Gutssiedlung. Auch diese Form geht auf das Mittelalter zurück und hat verschiedenen Ursprung. Schon die Zinsbücher des Deutschen Ritterordens unterscheiden Pan-

güter und Herrengüter, d. h. Güter mit slawischem bzw. mit deutschem Grundherrn. Die Verbreitung der Gutssiedlungen ist denn auch zu einem Teile historisch bedingt. Außerdem hat die Natur des Landes Einfluß auf die Verbreitung der Gutssiedlungen, indem wir sie vornehmlich in Gebieten mit leichten Böden finden, auf denen für die Ernährung einer Bauernfamilie eine so große Fläche notwendig ist, daß die Bewirtschaftung zu teuer wird. So ist es nicht selten, daß auf sandigen Gebieten Gutssiedlungen nachträglich durch das Bauernlegen entstanden sind. Es ist aber andererseits auch der Fall zu berücksichtigen, daß aus einer Gutssiedlung durch Ansetzen von Bauern ein Dorf entstand. Somit erkennen wir in der Gutssiedlung gleichfalls eine Übergangsform, ebenso wie im Weiler. Daß für die Verteilung des Großgrundbesitzes nicht die Güte des Bodens, sondern auch andere, vielfach historische Gründe maßgebend sind, sehen wir daran, daß beispielsweise in dem sehr fruchtbaren Danziger Werder nur Bauern sitzen, ebenso auf dem Pyritzer Weizacker in Pommern.

Die Gutssiedlung ist ziemlich weit verbreitet. Die Hauptsitze sind Mecklenburg, Pommern, Preußen, Posen, ferner Brandenburg und Schlesien; die Gutssiedlung ist aber auch in Mitteldeutschland und spärlich in anderen Teilen des Reiches zu finden.

In der Anlage tritt selbstverständlich der Gutshof des Rittergutes mit dem Herrenhaus beherrschend hervor. Dabei gibt es große Unterschiede, namentlich in der Größe und im Ausbau des Herrenhauses. Die Landarbeiter sind in der Regel neben dem Gutshof angesiedelt, wo sie auch ein Stück Land in eigener Bewirtschaftung haben, dessen Größe allerdings sehr schwankt. Je nach der Größe des Rittergutes und der dazu gehörigen Flur sind auch die Arbeiterhäuser in der Zahl verschieden. Sie sind ganz beliebig angeordnet, manchmal in Weilerform, manchmal in einer Zeile, oft findet man auch Ansätze zum Straßendorf. Möglicherweise läßt sich aus der Form der Arbeitersiedlung auf die Entwicklung der Gutssiedlung schließen, doch ist bei diesen Kleinformen stets besondere Vorsicht anzuwenden.

Die Dörfer.

Viel mannigfaltiger gestaltet sind die Großformen der ländlichen Siedlungen, also die Dörfer im eigentlichen Sinne. Die Vielheit der Formen erklärt sich auch dadurch, daß wir in ihnen das Ergebnis einer langen Entwicklung vor uns haben. Wir hatten schon darauf hingewiesen, daß durch Bevölkerungsvermehrung die Umwandlung von einem Einzelhof zu einem Weiler und schließlich zu einem Dorf möglich ist. Ebenso kommt eine Rückwandlung vor. Aber auch die gegründeten Dörfer

239. Ochelmitz (Kr. Delitzsch). Gassendorf mit nur einem Zugang von der Landstraße, die am Dorfe vorbeiführt. (Aufnahme: Hansa-Luftbild Bildarchiv LP. 1226. Freigegeben durch Verfügung des RLM. vom 12. XII. 1933.)

haben unter dem Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse ihr Antlitz verändert. Es ist daher selbstverständlich, daß wir nicht in den Fehler der Aufstellung eines starren Schemas verfallen dürfen. Alles ist auch hier in der Entwicklung, und ich bin der festen Überzeugung, daß nur eine *dynamische Auffassung* uns der Lösung der Probleme näher bringt, Probleme, die gerade bei der Betrachtung der ländlichen Siedlungsformen die Gemüter stark erhitzt haben.

Die Schwierigkeiten beginnen gleich bei dem von Meitzen als altgermanisch betrachteten *Haufendorf*. Es ist charakterisiert durch eine im Grunde regellose Anordnung von Gehöften in der Mitte der Gemarkung, die Gewanneinteilung hat. Wir müssen unbedingt daran festhalten, daß wir hier eine historische Siedlungsform vor uns haben, deren Benennung eindeutig festliegt. Es ist die Siedlungsform der altgermanischen Gebiete westlich des limes sorabicus. Die Vorstellung des Haufendorfes ist tief eingewurzelt in unserem Empfinden. Die malerische Gruppierung der Gehöfte an krummen Dorfstraßen, von denen viele in einer Sackgasse endigen, das Gemisch von Bäumen, Vorgärten, Staketen, niedrigen Mauern und freundlichen Giebeln gehört nun einmal zu der Vorstellung, die wir uns vom Haufendorf machen.

Eine ganz andere Frage ist es, ob das Haufendorf, wie wir es kennen und wie es heute seine große Verbreitung in Westdeutschland hat, wirklich überall die altgermanische Urform ist. Wir müssen das im Anschluß an die Forschungen von Martiny bezweifeln. Die normalen deutschen Dorfformen erscheinen als Weiterbildungen. Diese Erkenntnis ist von großer Tragweite, weil auf diese Weise die westfälische Einzelhofsiedlung in einem neuen Lichte erscheint. Es bedeutet aber eine heillose Verwirrung, wenn nun die Urform als Haufendorf bezeichnet wird und das, was wir als Haufendorf kennen, Wegedorf genannt wird. Es ist viel einfacher, diese Urform als loses Haufendorf zu bezeichnen. Diese Bezeichnung ist dann im morphologischen Sinne zu verstehen, da die Anordnung der Gehöfte äußerlich von einer Streusiedlung schwer zu unterscheiden wäre.

Das *lose Haufendorf* (Abb. 235) umfaßt Gehöfte von verschiedenster Gestalt und Form, die mit größeren oder kleineren Zwischenräumen über eine meist mit Eichwald beschattete Fläche verstreut liegen. Die Dorfgassen sind nicht von Gebäuden umbaut, sondern diese sind erst ferner davon zwischen Gehölz und Gesträuch zu erkennen. „Während in den üblichen deutschen Dörfern die Gehöfte und anderen Häuser an Wege anschließen und sich an ihnen aufreihen, suchen diese hier, mindestens zum großen Teil, keinen Anschluß an Wege. Diese, oft nur Wagenspuren mit begleitenden getretenen Fußpfaden, berühren meist nicht einmal die Einhegungen der Gehöfte, sondern sind von diesen durch eine breitere oder engere Fläche, die mit Gras und Kraut bewachsen und an weiteren Stellen von Bäumen beschattet ist, getrennt. Diese Fläche weitet sich hier und dort zu unregelmäßigen Plätzen, teilt sich zur Umfassung der Gehöfte, verengt sich einmal zum Streifen, geht

240. Zwei Haufendörfer, Edesheim und Hohnstedt (Kr. Northeim), am Rande des Leinetals. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 2374.)

aber meist in andere Platzflächen über oder auch ins angrenzende Heideland ... Die Gehöfte sind hier allein das Bestimmende in der Dorfgestaltung, selber ganz nach dem Belieben ihrer Besitzer ausgestaltet." Das Gemeindeland nimmt also innerhalb des Dorfes zwischen den einzelnen Gehöften noch sehr viel Raum ein. Eine solche Form der Dörfer hat sehr viele Zeichen der Ursprünglichkeit an sich, so daß Martiny selbst den vorgeschichtlichen Ursprung für möglich hält. Man hat den Eindruck, als ob sich solche Dörfer dann bilden, wenn sich ein Stamm ohne Rücksicht auf Bestehendes niederläßt, daß jeder nach freiem Belieben, in beträchtlichem Abstande von den Nachbarn, mit reichlicher Verfügung über den Raum sich niederlassen konnte.

241. Bad Oberdorf, Bezirk Sonthofen (Bayr.-Schwaben), Haufendorf. (Aufnahme: Bildarchiv DXIX 51. Freigegeben durch Verfügung des RLM. vom 4. III. 1935.)

Die weitere Entwicklung kann bei magerem Boden und Erhöhung der Lebensansprüche zu Einzelhofsiedlung führen, sie wird aber bei guten Böden zur Verdichtung und damit zur Herausbildung der eigentlichen Haufendörfer überleiten. Der Begriff Wegedorf ist schon deshalb nicht praktisch, weil Martiny selbst unter Weg alle Arten von öffentlichen Verkehrsbahnen verstanden haben will. Der Ausdruck ist zum mindesten sehr farblos. Ausschlaggebend ist, daß das Haufendorf heute so gut wie das ganze altgermanische Gebiet erobert hat, es also eine große Verbreitung gefunden hat und meines Erachtens die Endform der losen, unregelmäßigen Grundrißformen darstellt. Hat es sich wirklich, wie Meitzen will, zunächst nur im Nordwesten Deutschlands entwickelt, so hat es jedenfalls sehr bald auch den Südwesten erobert (Abb. 241).

Halten wir an dem genetischen Begriff des Haufendorfes fest, dann ist es auf den Westen beschränkt. Nun gibt es eine ganze Zahl von Dörfern in Ostdeutschland, die gleichfalls die unregelmäßige Anordnung der Gehöfte zeigt. Das sind unechte Haufendörfer, die sich meist dadurch zu erkennen geben, daß sie keine Gewanneinteilung haben. Sie sind aus Weilern hervorgegangen. Andere wieder zeichnen sich durch auffallend gerade, wenn auch kurze Straßen aus; das sind erweiterte Straßendörfer. Sehr oft handelt es sich auch um Industriedörfer in der Nähe von Städten, die den Charakter als ländliche Siedlung teilweise oder ganz verloren haben.

Weniger der Entwicklungsgang als vielmehr die morphographische Betrachtung der Siedlungen führt uns vom unechten Haufendorf zu den modernen Siedlungen, die aus wilder Wurzel an Straßenkreuzungen oder in Bergbaugegenden in großer Zahl entstanden sind. Sie haben mit dem Wesen eines Haufendorfes gar nichts zu tun, mag der Grundriß noch so ähnlich sein.

Bei diesen neuen Siedlungen ist meines Erachtens der Tummelplatz gegeben für diejenigen, die gerne neue Namen erfinden. Es stimmt schon, daß diese urwüchsige Siedlungsgestaltung sich überall geltend macht, wo eben Ansiedlung urwüchsig erfolgt, daß diese Naturtypen nicht zeitlich und räumlich gebunden sind, sondern zu den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten Ländern vorkommen. Es ist aber doch, und zwar gerade vom Standpunkte der Volkskunde aus gesehen, ein großer Unterschied, ob diese Naturtypen historisch geworden oder vor unseren Augen entstanden sind. Ich möchte daher die Begriffe der krausen, strahligen und zentralwegigen Siedlungsgestaltung nur für die modernen Siedlungen anwenden. Wo sie bei historischen Formen Veränderungen verursacht haben, können die Begriffe nur als unterscheidende Merkmale benutzt werden.

242. Barmke (Kr. Helmstedt), ein Rundling mit Erweiterungen. (R. Benze, Beiträge z. Siedlungsgeogr. d. Helmstedter Mulde. Diss., Halle 1928.)

Als eine besondere Form des altgermanischen Haufendorfes sieht Schlüter das **Platzdorf** an. Diese historische Siedlungsform hat nach Schlüter nicht mehr die genügende Beachtung in dem Kampf um die Herkunft des Rundlings gefunden. Die Platzdörfer haben eine in ihrem Wesen den Runddörfern durchaus ähnliche Form. Was sie unterscheidet, ist nichts als ein geringerer Grad von Regelmäßigkeit. Diese Tatsache führt das Platzdorf hinüber zum Haufendorf, und eine Zurückführung des Platzdorfes auf die Slawen ist nach Schlüter beinahe eine Unmöglichkeit. Die Entwicklung des Platzdorfes, das sich nur durch den freien Platz in der Mitte des Dorfes unterscheidet, geht eben so vor sich, daß auch dieser Platz noch bebaut wird. Schlüter hat diese Auffassung schon 1903 zum Ausdruck gebracht und diese Entwicklung auf Grund von Vergleichen der bei Meitzen mitgeteilten Flurkarten aufgezeigt; so läßt sich die Ausfüllung des Dorfplatzes bei dem Dorfe Maden (Kr. Fritzlar) in geradezu klassischer Weise zeigen, ferner bei Gretenberg im Kreise Burgdorf, bei Einem im Kreise Hildesheim und bei vielen anderen Orten.

Die Forschungen von Schlüter werden durch die von Martiny in sehr willkommener Weise ergänzt. Die Entwicklung geht wohl vom losen Haufendorf über das Platzdorf zum geschlossenen Haufendorf. Es ist durchaus verständlich, daß man sich zuletzt entschloß, den freien Platz in der Mitte des Dorfes, an dem man sich zu Versammlungen und zu gemeinsamen Festen traf, einzuengen. Völlig verschwunden ist der Dorfplatz ja auch bei dem geschlossenen Haufendorf nicht.

Nun tritt nach Osten zu, in der Richtung auf die vorübergehend slawisch besiedelten Gebiete der **Rundling** (Abb. 242, 243) auf. Es lag nahe, den Rundling schon wegen dieser Lagebeziehung als slawisch zu betrachten. Überdies hatten manche Rundlinge slawische Namen, ferner waren sie verhältnismäßig klein. Aber sind das wirklich ausreichende Gründe?

Wir müssen zunächst feststellen, daß der Rundling keine typische slawische Form sein kann, weil er im Osten, also in urslawischen Ländern, gar nicht vorkommt. Das Haufendorf beherrscht das ganze altgermanische Gebiet. Schlüter meinte, daß die Slawen das deutsche Platzdorf, aus dem sich das Haufendorf entwickelt habe, nach der Richtung der Regelmäßigkeit hin weiter ausgebaut haben, so daß sich jener bekannte Rundling von streng kreisförmigem oder hufeisenförmigem Grundriß entwickelte. Es kommen nur kleine Dörfer mit normalerweise 10—12 Bauernhöfen in Frage. Diese liegen streng geschlossen in der Form eines mehr oder weniger regelmäßigen Kreises um einen freien Platz oder Teich. Hinter den Gehöften

243. Werbelin, Kr. Delitzsch, ein Rundling. Deutlich erkennbar die Abgeschlossenheit gegenüber der Flur. Erweiterungen des Grundrisses sind nicht eingetreten. (Aufnahme: Hansa-Luftbild Bildarchiv LP. 6258. Freigegeben durch Verfügung des RLM. vom 18. XI. 1933.)

schließen sich die trapezförmigen, umzäunten Gärten an, während die Äcker sich fächerförmig in dem gleichen Sinne anschließen. Das Dorf hat normalerweise nur einen Eingang.

Angesichts der Tatsache, daß die Rundlinge in slawischen Ländern nicht vorkommen und daß bei ihnen die Gewanneinteilung üblich ist, daß Rundlinge auch in altgermanischen Landen vorkommen und beispielsweise die fränkischen Dörfer in Württemberg den Rundlingen ähneln, ist keine Nötigung vorhanden, diese regelmäßige Form als slawische Umwandlung des deutschen Platzdorfes aufzufassen. Nach Untersuchungen in Mecklenburg, wo die Rundlinge sehr häufig sind, müssen wir in ihnen ehemalige Platzdörfer sehen. Ein weiteres großes Verbreitungsgebiet finden wir im Freistaat Sachsen, insbesondere in den fruchtbaren Lößgebieten. Es finden sich aber gerade hier verschiedene Übergangsformen, so daß sich die Anschauung von Hennig, daß wir es mit der vorherrschenden Form der spätslawischen Zeit zu tun hätten, nicht halten läßt, zumal ja die Lößgebiete die älteste Besiedlung tragen. Es ist aber möglich, daß wir beim Rundling deutsche und slawische Formen zu unterscheiden haben. Die Anschauung von Mielke geht dahin, daß der runde freie Platz nicht gerade eine Eigentümlichkeit slawischer Siedlungen ist, wohl aber finden wir ihn außer in Deutschland auch in Skandinavien und Jütland. Wir haben wahrscheinlich in dem Rundling alte, vorhistorische Dorfformen, die sich aus Skandinavien über Schonen, Seeland und Schleswig bis nach Thüringen ausbreiten. Demnach geht der Rundling auf die vorslawische Zeit zurück.

Wo die historischen Nachrichten nicht ausreichen, darf man gewiß morphologische Untersuchungen heranziehen. Die Entwicklung ist wahrscheinlich so vor sich gegangen, daß man von den losen, kleinen Formen zu geschlossenen, großen Formen gekommen ist. Beim Rundling haben wir eine kleine, regelmäßige und geschlossene Form. Die Kleinheit braucht nicht notgedrungen auf die slawische Form zu führen, und die Geschlossenheit nun erst gar nicht. Wichtig erscheint mir aber der Hinweis, daß die Entwicklungsreihe bei dem Runddorf nicht zu Ende ist, sondern in den regelmäßigen Dorfformen im Osten weiter zu verfolgen ist. Und diese Dörfer sind unzweifelhaft deutsch. Es gibt keinen zwingenden Grund, der zu der Annahme führte, daß ein Glied in der Entwicklungsreihe nicht deutschen Ursprungs sein sollte. Die Dynamik führt uns geraden Weges vom Platzdorf über den

244. Blankenstein an der Ruhr (Kr. Hattingen). Man beachte die Keilform des Angers mit der Kirche in der Mitte. Abseits das Schloß mit großem Gut.

Rundling zum Keildorf und zum Angerdorf, zum Straßendorf und zum Reihendorf. So ist das Runddorf kein Anfangspunkt und kein Endpunkt, es ist ein Glied in einer Entwicklungsreihe. Ich würde erst dann an den slawischen Charakter der Rundlinge glauben, wenn man eine bessere Entwicklungsreihe slawischer Siedlungen gefunden hätte.

Das Schema verliert seine Starrheit, wenn wir dieser Dynamik, die nach dem Osten weist, folgen. Der limes sorabicus verliert seinen trennenden Einfluß, den man ihm nur angedichtet hat; denn in Wirklichkeit hat er viel zu kurze Zeit bestanden, als daß er eine Scheidelinie hätte werden können.

Bevor wir zu den bekannten Angerdörfern des mittleren Ostens kommen, haben uns noch zwei Dorfformen zu beschäftigen, die wir als Übergangsformen auffassen. Eine merkwürdige Erscheinung ist das in Thüringen, Franken und Sachsen vorkommende Quellreihendorf.

Es sind Kolonistendörfer aus dem 14. Jahrhundert, also planmäßige Anlagen. Sie umsäumen die Quellmulden der kleinen Quellbäche und erhalten eine hufeisenförmige, bisweilen geradezu rundlingsartige Ortsform. Nach Hennig finden wir sie im Vogtlande um so typischer entwickelt, je näher wir der Region der Hochmoore kommen. Die offene Seite des Halbkreises zeigt stets in die Richtung des der Quelle entspringenden Baches. Die Gehöfte stehen im Normalfall nicht eng aneinandergebaut, es sind vielmehr kleinere Zwischenräume ausgespart. Das Dorf kann auch eine längliche Gestalt haben; es nähert sich dann stark der spitzwinkligen und gelockerten Form des Angerdorfes. Wenn das Gelände unruhig ist und die Gehöfte infolgedessen bald vor- und bald zurückgeschoben liegen, wird der Zusammenhang oft so gelockert, daß man den Eindruck eines Streudorfes erhält. In solchen Fällen ist das Vorhandensein der Radialfluren entscheidend für die Erklärung der Form. Schließlich kann man, wie es v. Geldern tut, das Quelldorf als ein gekrümmtes Reihendorf ansehen, und man erhält dann den Übergang zum Reihendorf. Auch dieser Entwicklungsgang bezeugt den innigen Zusammenhang all dieser Dorfformen untereinander.

Vom Rundling zum Angerdorf führt noch eine andere, sehr wichtige Übergangsform, nämlich das nach seinem Grundriß sogenannte Keildorf (Abb. 245). Ich stieß 1925 auf diese Form, als ich versuchte, das

Angerdorf in seiner Genesis zu erklären und die deutschen Siedlungsformen Pommerellens den slawischen entgegenzustellen. Ein solches Keildorf ist gleichfalls geschlossen, es hat nur einen Ausgang, und zwar liegt dieser an der Stelle, wo die beiden Längsseiten des ein Dreieck bildenden Grundrisses zusammenstoßen. Es kommen aber auch gleichseitige Dreiecke vor. Einzelne Dörfer, wie Wormlage, wo die Kirche an der breitesten Stelle des Angers liegt, Lieske bei Senftenberg in der Lausitz und Wesendorf veranschaulichen die Entwicklung aus dem Rundling sehr gut. Die Form ist mehr keulenförmig, während sonst, wie bei Krewelin, die keilförmige Gestalt ebenso häufig ist. In Franken gibt es Formen mit nur zwei im Winkel zueinanderstehenden Gehöftzeilen, so daß der Anger an der einen Seite offen ist.

245. Steinsdorf bei Mügeln (Kr. Schweinitz, Prov. Sachsen). Dorf in Keilform ohne größeres Gut. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 2319.)

Bei großen Dörfern mußte es sich mit der Zeit als störend erweisen, daß sie nur einen Ein- und Ausgang hatten. So wurde bald ein Nebenausgang am Ende des Dorfes geschaffen, und damit war der Keim zu einer Entwicklung nach zwei Seiten gegeben. Die Erfahrung wurde bei Neugründungen ausgenutzt, und es entstand das Angerdorf, d. h. die Dörfer mit elliptischem oder lanzettlichem Grundriß (Abb. 246).

Die Mitte des nunmehr gestreckten Angers blieb bebaut — hier fand stets die Kirche ihren Platz und meist auch das Spritzenhaus —, und die beiden von den Gehöften gebildeten Seiten des Dorfes kommen sich an den beiden Ausgängen bis auf die Breite der normalen Straße nahe, so daß das ganze, immer sehr stattliche Dorf einen geschlossenen Eindruck macht. In der Mark und in der Lausitz, überhaupt zwischen Elbe und Oder, sind solche Angerdörfer sehr häufig, ebenso in Schlesien und in Preußen. Das Dorf Zabakuck (Kr. Jericho II) läßt den Übergang vom Rundling noch recht deutlich erkennen. Es kommt auch vor, daß ein Herrengut den Kern bildet und daß sich daran nach zwei Seiten keilförmige Dörfer anschließen oder daß das Gut die klare Ausbildung der Angerform stört, wie bei Golzow in der Nähe von Joachimstal.

Die Angerdörfer werden vielfach, und das geht auf Meitzen zurück, zu den Straßendörfern gezählt. Sie haben aber eine so große Verbreitung und unterscheiden sich durch die Breite der Straße und ihre Bebauung so wesentlich von den Straßendörfern, daß wir sie als besonderen Typ rechnen müssen. Nicht unwichtig ist die malerische Wirkung dieser Dörfer; durch die Möglichkeit verschiedener Ausstattung des Angers, der einmal ein oder zwei Teile enthält, zum andern mit freundlichen Gärten bestellt ist, aus denen die Kirche hervorlugt, während in anderen Fällen Häusler und Tagelöhner ihre bescheidenen Häus-

246. Mügeln (Kr. Schweinitz). Angerdorf ostsüdlich von Jüterbog. Man beachte die Rodung in Forst Glücksburg. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 2319.)

247. Heiligensee (Berlin). Angerdorf in Isthmuslage zwischen zwei Seen. (Aufnahme: Bildarchiv Hansa-Luftbild Nr. 1395. Freigegeben durch Verfügung des RLM. vom 23. III. 1934.)

chen dort aufbauen durften, wird trotz der Geschlossenheit und Einheitlichkeit der ganzen Anlage stets ein immer neues und anheimelndes Bild erzeugt. Mancher Westdeutsche wird überrascht sein, in dem als eintönig verkannten deutschen Osten so schöne Dorfbilder zu beobachten (Abb. 233, 246, 247).

Die einzelnen Abarten des Angerdorfes interessieren hier nicht. Wohl aber ist es wichtig, auf die Weiterentwicklung zum Straßendorf hinzuweisen, dessen deutscher Charakter damit unzweifelhaft hervortritt. Die alte Auffassung von Meitzen, wonach das Straßendorf eine slawische Siedlungsform sei, hat schon viel Verwirrung angerichtet. Die von Meitzen angenommene große Einförmigkeit in der Vorherrschaft des Straßendorfes vom Elbe-Oder-Gebiet bis tief in den Osten Europas hätte doch auffallen müssen. Heute wissen wir, daß in Wirklichkeit die Dinge viel verwickelter liegen. Im heutigen Polen bildet das Straßendorf nur an einzelnen Stellen die vorherrschende Form, und zwar nicht einmal im westlichen Polen, sondern um Warschau und östlich des Weichselbogens sowie im äußersten Osten. Das Angerdorf kommt in Polen, soweit es nicht deutsche Kolonistensiedlungen sind, jenseits der alten Reichsgrenze von 1914 überhaupt nicht vor. Nun aber können wir zeigen, daß das im deutschen Gebiet liegende Straßendorf sich aus dem Angerdorf bzw. dem Runddorf heraus entwickelt hat. Wir entnehmen daraus, daß es eben verschiedene Arten von Straßendörfern gibt, die wir voneinander zu unterscheiden haben.

Die Problemstellung wird bei dem Straßendorf besonders schwierig. Die erste Voraussetzung ist, daß nicht etwa durch Einführung neuer Bezeichnungen Verwirrung einreißt. Wir verstehen unter einem Straßendorf die historischen Formen, also für Deutschland die Dörfer des Mittelalters. Die späteren Erweiterungen werden dabei zunächst nicht berücksichtigt, weil eben eine genetische Betrachtung angestrebt wird.

Flurplan von Gempen (bei Basel).
Zusammengestellt nach den einzelnen Katasterblättern und dem Besitzerregister von Oskar Frohnmeyer. Aus der Dissertation von Oskar Frohnmeyer: Gempenplateau und Unteres Birstal, Basel 1917.

Tafel X

Haufendörfer (und Platzdörfer)
lockere Haufendörfer und Einzelhöfe in Nordwestdeutschland
Runddörfer (Rundlinge)
Runddörfer und Straßendörfer
Runddörfer und Haufendörfer
Haufendörfer und Straßendörfer
Dörfer und Weiler
Angerdörfer und Straßendörfer
Marschhufendörfer und Deichhufendörfer
Waldhufendörfer
Einzelhöfe, Gruppenhöfe, Streusiedlungen
Gutssiedlungen
Weiler
slawisches Zeilendorf
slawisches Straßendorf
0 20 40 60 80 100 km

Karte der Verbreitung der Dorfformen in Deutschland (und Mitteleuropa). Bearbeitet von Walter Geisler.
Die völkisch bedingten Formen zeigen Abwandlungen durch geschichtliche Tatsachen und die Natur des Landes. Die Entwicklungsreihe des deutschen Dorfes führt vom losen Haufendorf zum Straßendorf und zum Reihendorf: vom Einzelhof zum Weiler und zur Streusiedlung.

Tafel X
(Rückseite)

Die letzten Glieder der Entwicklungsreihe sind die Angerdörfer mit elliptischem Grundriß. Jüngere Dörfer zeigen in der Regel gestrecktere Formen, und zwar längliche Rechtecke, die dadurch geschlossen sind, daß die letzten Gehöfte vorrücken. Wenn nun die vier Gehöfte an den beiden Enden der Gehöftzeilen in derselben Front mit den übrigen Gehöfen bleiben, dann haben wir ein breites Straßendorf. Solche Formen treffen wir im Osten an, in Preußen, im Posenschen und in Schlesien. So in Gröbnig im Kreise Leobschütz, wo nach Schlenger die durch Flußerweiterungen erweiterte Wiesenaue die rechteckige Grundrißform des Dorfes bedingt.

Dieses Beispiel lehrt noch etwas anderes, nämlich das Auftreten der Verdoppelung der Straßendörfer (Abb. 249). Der Innenraum von Gröbnig ist nämlich als Doppelweg anzusprechen. Die Bauerngehöfte liegen auf der äußeren, die Häusler- und Gärtnerstellen auf den inneren, den Angerzeilen. Es kommen aber auch Verdoppelungen der Straßendörfer vor, bei denen die beiden Seiten gleichwertig sind. Sie sind im ganzen Osten zahlreich. Wenn sich dann noch Querstraßen entwickeln, wie das beispielsweise im Weichsellande häufig der Fall ist, dann wird der Eindruck eines Haufendorfes mit geraden Straßen erweckt. Es empfiehlt sich, bei historischen Formen von einem erweiterten Straßendorf zu sprechen, und bei modernen Typen die auch von Martiny vorgeschlagenen Begriffe des Gitterwegedorfes, des strahligen oder des fiedrigen Wegedorfes anzuwenden. Solche modernen Dörfer sind selbstverständlich für die Erörterung des Problems der Nationalität und der Entwicklung des Straßendorfes nicht zu verwenden.

248. Plöwen (Kr. Randow, Pommern). Straßendorf mit Erweiterung im Norden. (Ausschnitt aus dem Meßtischblatt 1147.)

Der nächste Schritt in der Weiterentwicklung der Dorfformen ist die Verschmälerung des breiten Straßendorfes. Da es sich stets um große Dörfer handelt, so muß ein langes und schmales Straßendorf entstehen. Solche Dörfer sind wirklich vorhanden, und es ist auch nachzuweisen, daß sie zu deutschem Recht gegründet sind, und zwar selbst in Pommerellen, wie es das Beispiel von Liebschau beweist, das nach der Handfeste von 1348 ein völlig deutsches Dorf ist. Die Straße ist so schmal, daß die Kirche in die Gehöftfront rücken mußte. Auch im Deltagebiete der Weichsel, wo im allgemeinen die Angerdörfer vorherrschen, finden wir deutschrechtliche Straßendörfer, wie das 1316 gegründete Damerau und manche andere. In Schlesien sind 90% aller ländlichen Siedlungen Waldhufen-, Anger- und Straßendörfer, und zwar verhalten sie sich zueinander wie 7 : 6 : 5.

Die deutschen Straßendörfer machen einen geschlossenen Eindruck (Abb. 248, 250). Die Gehöfte liegen zu beiden Seiten der Dorfstraße, und zwar in der Mitte der Flur eng nebeneinander, so daß die ganze Dorfanlage mit Einschluß der Gärten die Form eines Rechtecks hat. Die Anlage ist aber keineswegs starr und kalt, allein deshalb nicht, weil es sich meist um fränkische Gehöftformen handelt, die durch schöne Torbogen, verschiedene mit Mauern verbundene Gebäude große Abwechslung in die Anlage bringen.

Schon Schlüter unterscheidet unter den schmalen Straßendörfern verschiedene Typen, so das Gassendorf (Abb. 239). Es ist eine kleine Abart des Straßendorfes, bei der die Dorfstraße nicht mit der Landstraße oder sonst einem über Land führenden Wege zusammenfällt, sondern außerhalb des Wegenetzes und meistens in einem gewissen Gegensatze dazu steht. Das Dorf ist an einer Seite geschlossen, und schon dadurch kommt eine gewisse Verwandtschaft mit dem Keildorf und mit dem Rundling heraus, der durch das Vorkommen in Thüringen und sonst im mittleren Teile Deutschlands bekräftigt wird. Es gibt noch eine Abart des Gassendorfes, bei dem die Straße auf die Mitte des Dorfes trifft, so daß zwei geschlossene Enden vorhanden sind.

Es bleibt noch die Frage offen, ob es in Deutschland auch slawische Straßendörfer gibt. Nach Zaborski stellen die Straßendörfer in der polnischen Urheimat keinen allgemein verbreiteten Typ dar; sie treten vielmehr als Inseln auf, die „sozusagen von einem Meer von Reihendörfern eingeschlossen" sind. Überdies sind in Polen die Übergänge vom Straßendorf zum Zeilendorf sehr häufig, so daß die Zahl der echten Straßendörfer noch kleiner sein dürfte, als man zunächst an der Hand der Karten glaubt feststellen zu können. Soviel sich anhand der Karten sagen läßt, handelt es sich um kurze, der Hauptstraße folgende Straßendörfer. Solche kommen vereinzelt auch in den vom Reiche losgelösten Teilen vor. Diese Dörfer könnten slawischen Ursprungs sein. Es gibt auch Formen, bei denen die Gasse so breit ist, wie das Dorf lang ist. Zaborski bezeichnet eine solche Siedlung als Straßenweiler. Dieser Typ hält sich abseits von den anderen Straßendörfern und atmet einen ganz anderen Geist.

Wie bei der Flureinteilung ein Grundprinzip deutlich zu verfolgen war, so können wir bei den deutschen Siedlungsformen eine lückenlose Entwicklungsreihe nachweisen. Die Form der Siedlungen ist nicht oder nicht ausschließlich durch die Natur des Landes bedingt. Man könnte sich sehr gut auch andere Formen vorstellen. Es ist aber sicher, daß all diese Formen in ein und

249. Doppeltes Straßendorf Piltsch (Kr. Leobschütz) in Oberschlesien. Nach Flurkarte von 1880. (v. Mak, Piltsch, ein deutsches Dorf. Verlag „Der Oberschlesier" 1930.)

demselben Geiste fortentwickelt worden sind, daß sie eine bestimmte nationale Note haben. Es ist undenkbar, daß der Geist des Urhebers sich nicht in seinem Werke widerspiegeln sollte. Es gibt auch anderswo auf der Erde Haufendörfer und Straßendörfer, aber die Art, in der diese Formen in Mitteleuropa ausgebildet und weitergebildet sind, ist eben für den deutschen Menschen charakteristisch.

Je einfacher die Formen werden und je größer der Einfluß der Naturgegebenheit wird, um so schwieriger wird es sein, die nationale Note im Grundriß der Siedlungen zu erkennen. Die vergleichende Methode wird hierbei mit besonderem Vorteil angewendet werden können. Wie wir sahen, finden wir Einzelhöfe vornehmlich im Hochgebirge und in den jungen Schwemmlanden. Die Bewohner sind aber nach Nationalität verschieden. Die Natur des Landes setzt sich durch. Aus diesem Grunde gleichen sich die Siedlungen der Europäer in den Tropen viel mehr an, als sie es in der Heimat tun.

Und doch, immer wieder dringt die Stammeseigentümlichkeit durch und schafft Unterschiede. Das kann man deutlich an den Reihendörfern erkennen, die wir in Deutschland an verschiedenen, geographisch bedingten Stellen finden. Wir müssen zunächst die Wesenszüge des Reihendorfes feststellen. Es zeichnet sich dadurch aus, daß sich das Dorf durch die ganze Gemarkung hindurch längs einer Straße erstreckt. Jedes Gehöft liegt also auf dem dazugehörigen Stück Acker. Die Abstände zwischen den Gehöften richten sich nach der Breite der dazugehörigen Äcker. Es ist nicht so, daß die Häuser alle auf einer Seite der Straße liegen müßten. Es handelt sich also nicht um ein Zeilendorf, das in Polen so häufig ist. Dieses stellt sich mit dem „kompakten Reihendorf" Zaborskis in eine Gruppe, die ich zur besseren Unterscheidung lieber gleichfalls als Zeilendorf bezeichnen möchte. Das polnische Dorf, sei es nun auf einer Seite oder auf beiden Seiten mit Gehöften versehen, ist stets wie am Lineal ohne jede Rücksicht auf das Gelände gezogen. Solche Dörfer gibt es in Deutschland nicht, sie sind dem Deutschen wesensfremd.

Man wird auf die Marschhufendörfer hinweisen. Aber das ist kein Vergleich; denn in den Marschen ist es das Natürliche, die Straße gerade wie am Lineal zu ziehen und die Häuser daranzusetzen. Sobald durch die Kampen und die Form der Deiche eine andere Linie vorgezeichnet ist, erhält auch das Reihendorf seine gebogene Linie. Lehnt es sich direkt an den Deich an, so sprechen wir von einem Deichhufendorf, das selbstverständlich nur eine Abart des Marschhufendorfes ist (Abb. 234).

Die andere deutsche Form des Reihendorfes ist das Waldhufendorf; es ist stets mit einer besonderen Flurform, der Waldhufenflur, verbunden. Es ist die typische Form des Kolonistendorfes in den deutschen Mittelgebirgen, vom Vogtlande bis zu den Sudeten und zum Rande der Beskiden und vom Bayrischen Wald bis tief hinein nach Böhmen. Es kann kaum ein überwältigenderes Siedlungsbild geben, als so ein sich das Tal hinziehendes Waldhufendorf mit seinen einzelnen, verträumten Gehöften, die Felder eingebettet in die gewaltigen Wälder des Gebirges (Abb. 236). So friedlich auch das Tal heute daliegt, so zeugt das Dorf doch von zäher Arbeit und unbeugsamem Mut der deutschen Kolonisten, die den jungfräulichen Boden rodeten.

Der Einfluß der deutschen Besiedlung ist in den ehemaligen österreichisch-ungarischen Kronländern besonders weit nach Osten zu verfolgen. Das Kernland selbst zeigt natürlich nur deutsche Formen; neben dem Einzelhof und Weiler der Hochgebirgsgegend finden wir Haufendörfer im Osten der Alpen, sonst überwiegen die Anger- und Straßendörfer wie im reichsdeutschen Gebiet. Die deutschen Dorfformen sind aber auch weiter über die von Deutschen bewohnten Gebiete hinaus vorgedrungen, so nach Innerböhmen und Galizien. Eine besondere Stütze fand die Ausbreitung in den deutschen Kolonien auch jenseits der alten Donaumonarchie bis nach der Wolga hin.

250. Braunsdorf (Kr. Rotenburg i. d. Oberlausitz). Straßendorf mit Gelängen. (Aufnahme: Bildarchiv HP. 6972. Freigegeben durch Verfügung des RLM. vom 4. III. 1935.)

Die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse namentlich des 19. und 20. Jahrhunderts haben im Verfolg der Industrialisierung und der Bevölkerungsvermehrung große Veränderungen auch in der Grundrißgestaltung der Dörfer hervorgerufen. Das hat sich auch auf die Flurgestaltung ausgewirkt. Soweit es sich um die sog. Übersiedlung ländlicher Siedlung durch städtische Beeinflussung handelt, liegen für die Fragen der Grundrißgestaltung keine Probleme vor. Es ist an verschiedenen Stellen darauf Bezug genommen worden. Vielleicht empfiehlt es sich, von solchen Dörfern als von Wegedörfern zu sprechen, weil sie eben planlos an Wegekreuzungen und entlang vorhandener Wege entstanden sind. Das ist mehr eine Frage des Taktes als ein wissenschaftliches Problem. Notwendig ist es aber, bei den einmal gewählten Namen zu bleiben, damit keine Verwirrung eintritt. Eine allzu große Differenzierung erscheint mir unangebracht. Es genügen die von Martiny allerdings teilweise für historische Formen geprägten Begriffe, wie Netzwegedorf, Strahliges Wegedorf, Fiedrige Wegedörfer, Doppelwegedörfer und Gitterwegedörfer. Die Begriffe sind so anscheinlich und klar, daß darüber wohl nichts mehr gesagt zu werden braucht. Es soll sich aber nur um neue Siedlungen handeln.

Anders liegt es bei dem Begriff der Streusiedlung und des Streudorfes. Das sind einmal auch historische Formen, wenngleich sie in Deutschland durch die Natur des Landes bedingt sind, wie in den Niederungen der Ströme und in den Marschen. Dann aber sind es zwar Neubildungen, aber es sind rein landwirtschaftliche Siedlungen, die deshalb unser besonderes Interesse erfordern, weil sie m. E. eine Fortentwicklung der alten historischen Siedlungsformen infolge veränderter Wirtschaftsmethoden darstellen.

Wir finden überall, durch die Intensivierung der Bewirtschaftung ermöglicht, neue Bauernstellen neben den alten. Die Bauernhöfe liegen aber nicht in unmittelbarer Nachbarschaft des alten Dorfes, sondern mitten auf der neu geschaffenen Feldflur. Das alte Dorf ist noch leicht zu erkennen; es bildet den Kern einer Siedlung, die an der Peripherie den Charakter einer Streusiedlung hat. In Ostdeutschland hat man dafür die Bezeichnung Abbaue oder Ausbauten. Wir finden sie in Pommerellen und östlich der Weichsel besonders häufig. Als Beispiele seien die Dörfer Honigfelde, Laskowitz, Tiefenau und Straszewo nördlich von Marienwerder genannt. Das reine Streudorf hat natürlich den straßendorfähnlichen Kern nicht, sondern es besteht nur aus einer Anzahl von Gehöften, die alle inmitten ihrer Flur liegen. Fast alle Siedlungen dieser Art stammen aus neuester Zeit, und wo eine ältere Anlage vorliegt, sind es kleine Siedlungen, die ihre Entwicklung erst in neuester Zeit genommen haben. Durch diese Anordnung ist der rationellste Wirtschaftsbetrieb gewährleistet; denn die Wohn- und Wirtschaftsgebäude des Bauern liegen inmitten der Flur; es wird also der Weg zur Arbeitsstätte auf das geringste Ausmaß beschränkt.

Die Streusiedlung unterscheidet sich demnach zum mindesten morphologisch von dem losen Haufendorf, von dem wir bei unserer Betrachtung der Dorfformen ausgingen. Es ist zu fordern, daß bei der Streusiedlung die Flur der einzelnen Gehöfte sich um das Gehöft gruppiert; bei dem losen Haufendorf ist das nicht notwendig. Handelt es sich aber um Einzelhöfe, so dürfen die Fluren der einzelnen Gehöfte nicht unmittelbar aneinanderstoßen, sondern es müssen freie Flächen, unbenutztes Gebiet, wie z. B. Ödland, eingeschoben liegen.

Mit der Streusiedlung können wir demnach die Betrachtung der ländlichen Siedlungen abbrechen. Bei ihrer Betrachtung ergeben sich Berührungspunkte ebenso zu den historischen Siedlungsformen wie zu den modernen, sie bilden Übergänge zwischen den ältesten Formen und den allerneuesten. Die Streusiedlungen führen uns einmal in alle Gaue unseres deutschen Vaterlandes, sie lenken unsere Blicke zugleich auch nach Übersee, wo in rastloser Arbeit deutsche Volksgenossen sich abmühen, in anderen Klimagebieten und frei von den beschwerenden Fesseln der Tradition dem Boden die Segnungen der Arbeit abzuringen. Denn die Streusiedlung ist in weitaus den meisten Fällen die Form der ländlichen Siedlung in Übersee, soweit nicht der Einzelhof in Frage kommt.

Die Städte.

Die Formung des Grundrisses.

Die Aufgaben, denen der Grundriß einer Stadt gewachsen sein muß, sind von denen eines Dorfgrundrisses verschieden. Es ist daher nicht vorstellbar, daß sich die Städte aus Dörfern entwickelt haben. Die Analyse der Stadtgrundrisse ebenso wie historische Quellen haben gelehrt, daß die überwältigende Mehrzahl der Städte gegründet und nach einheitlichem Plan vermessen ist. Es gibt aber doch mehr gewordene und aus Dörfern hervorgegangene Städte, als man anzunehmen geneigt ist. Man übersieht nur zu leicht, daß eine große Erfahrung dazu gehört, den Plan einer Stadt zu vermessen. Zu Beginn des Städtewesens hat man daher noch nicht über ein erprobtes Grundrißschema verfügt, und so erklärt sich die Tatsache, daß längst nicht alle Städte einen regelmäßigen Grundriß haben.

In der Zeit der Entstehung des Städtewesens haben sich die Städte an solche Örtlichkeiten angelehnt, zu denen die Bevölkerung aus irgendwelchen Gründen sich gewöhnt hatte, sei es, um Schutz zu suchen, Recht zu erhalten, oder sei es aus religiösen Beweggründen. Dörfer wurden zu Städten, wenn sie eine gute Verkehrslage hatten oder aus persönlichen Gründen und anderen. Aber all diese Lösungen mußten unbefriedigend sein. Die Stadt verlangt völlig andere Raumaufteilung. Es fehlt vor allem an den notwendigen Zufahrtsstraßen und dem Marktplatz; denn bekanntlich haben wir uns die Stadtentwicklung so vorzustellen, daß einem Orte das Marktrecht verliehen wurde.

Der Marktplatz ist also ein wesentlicher Bestandteil der städtischen Siedlung. Zu dem lebhaften Treiben paßt aber nicht die Kirche, und so finden wir die Pfarrkirche der Städte stets abseits vom Getriebe der Stadt gelegen. Dafür rückt das Rathaus als Zeichen der Herrschaft des Bürgertums und als Stätte der Verwaltung in den Mittelpunkt, d. h. mitten auf den Marktplatz oder in die Häuserfront der Bürger an den Marktplatz. Nehmen wir noch die Sorge um die Zuleitung des Verkehrs von der Peripherie der Stadt hinzu, die zu einem bestimmten System der Grundrißgestaltung führte, so haben wir die wesentlichen Merkmale einer städtischen Siedlung aufgeführt. Meist wird man noch an die Umwallung denken. Das trifft für die mittelalterliche Stadt tatsächlich zu; aber auch Dörfer können Mauer und Graben besitzen. Die Umwallung als Zeichen der Wehrhaftigkeit der Stadt ist praktisch ein sehr wichtiger Punkt, der selbst nach dem Verschwinden der Mauern in der Neuzeit seine Bedeutung nicht verloren hat; denn das Gelände der alten Befestigungen hat zur Entwicklung des Ringstraßensystems geführt, das ein Wahrzeichen des Grundrisses der deutschen Stadt geworden ist und überdies unerhört praktische Bedeutung für die Fragen der Verkehrsbewältigung in der Gegenwart hat.

251. Braunsberg in Ostpreußen, Gitterform nach Götkes Stadtplan von 1635. Außer dem Marktplatz treten die Wehranlagen und das Kloster als besondere Siedlungselemente hervor. Auch die Querstraßen haben selbständige Baublöcke.

Die Städte sind in weit höherem Maße Individualitäten als die Dörfer. Aber trotz ihrer Verschiedenheit lassen sich ganz bestimmte Typen erkennen, die wir kurz kennenlernen wollen.

Nehmen wir den Grundriß der Städte als Einteilungsgrundsatz, so haben wir damit ein dynamisches Prinzip. Gedanken über den Einfluß des Standortes, der Verkehrslage, des Wirtschaftsplatzes, des historischen Geschehens stellen sich von selbst ein. Haben wir einen einfachen Grundriß des Mittelalters ohne irgendwelche moderne Stadterweiterungen, so wissen wir, daß diese Stadt mit der Gründung nicht über die Bedeutung des Marktortes hinausgekommen ist, die im frühen Mittelalter jede Stadt gehabt hat. Treffen wir eine Stadt mit geometrischem Grundriß, so wissen wir, daß sie zur Zeit des Absolutismus von einem Landesherrn erbaut wurde. Haben wir schließlich einen zusammengesetzten Grundriß, wo Mittelalterliches und Neuzeitliches wie Modernes sich zusammenfinden, so wissen wir, daß es sich um eine Stadt handelt, die zu allen Zeiten eine hervorragende Rolle gespielt hat.

Die morphologische Erfassung der Stadt bietet die Möglichkeit allseitiger Erörterung der Probleme und eine vollständige Erfassung der Wesenheit der Stadt. Alle anderen Gesichtspunkte kehren nur besondere Seiten hervor. Für die Volkskunde kann aber ebenso wie für die Geographie nur eine allseitige Erfassung der Beobachtungsobjekte zufriedenstellende Ergebnisse liefern. Es kommt nur darauf an, nicht im Schematismus zu ersticken, sondern in der Ordnung zugleich den Entwicklungsgang zu sehen. Diese Betrachtung ist also zugleich historisch und dynamisch, sie führt überdies zur Aufdeckung regionaler Verschiedenheiten und gestattet eine Einteilung auch nach Landschaften.

Bei der Betrachtung der Städte heben sich unwillkürlich diejenigen heraus, die heute eine besondere Stellung einnehmen und in ihrer Wurzel weit in das Mittelalter zurückreichen. Es tauchen bei dem Gedanken an die deutsche Stadt Individualitäten auf, wie Köln oder Nürnberg, Danzig oder Dresden. In jeder solcher Städte ist der Entwicklungsgang der deutschen Stadt als solcher noch lebendig; sie führt uns von den Zeiten, da die Burgen noch den Hort der Bürgerschaft darstellten, als das deutsche Städtewesen mit dem zurückweichenden Römertum in äußere Berührung kam, über die Wechselfälle der Geschichte, die Zeiten glänzender Hofhaltungen der Fürsten bis in unsere Tage, wo die rauchenden Schlote über dem schier unabsehbaren Häusermeer emportauchen.

252. Sennheim, Stadt im Elsaß (Kr. Thann), die auf eine römische Anlage zurückgeht.
Die Abhängigkeit der Lage der Straßenzüge von der ursprünglichen Anlage ist noch erkennbar. (Aufnahme: Bildarchiv. Freigegeben durch Verfügung des RLM. vom 4. III. 1935.)

Der Grundriß eines jeden Stadtteiles erzählt uns von der Entwicklung der Stadt, den damaligen Verhältnissen, der wirtschaftlichen Lage und der geistigen Haltung der Bürgerschaft zur Zeit der Entstehung dieses Stadtteiles. Wollen wir nun zu einem wahren Verständnis dieser Grundrisse kommen, die alle die Zeichen ihrer Zeit tragen, so ist es notwendig, die zu den besonderen Perioden vorkommenden Grundrisse kennenzulernen. Nur so können wir feststellen, daß die mittelalterlichen Städte, die schon damals einen wirtschaftlichen Aufschwung genommen hatten oder aus politischen Gründen vergrößert wurden, verschiedene Stadtindividualitäten in sich vereinigten. Es war im Mittelalter die Regel, daß man eine neue Stadt daneben errichtete, wenn die alte Stadt zu klein wurde oder eine Konkurrenzstadt erstand (Abb. 261). Diese Art der Vergrößerung hängt mit den Rechtsanschauungen des Mittelalters zusammen; denn nur derjenige war Bürger einer Stadt, der in dem mit dem Stadtrecht ausgestatteten Areal wirklich wohnte. Deshalb gehörte auch für Stadterweiterungen ein Gründungsakt dazu. Das Mittelalter kannte aber auch schon Stadterweiterungen in unserem Sinne. Aber die rechtliche Lage der Ansiedler war erst geklärt, wenn das Gebiet der Stadterweiterung in die Umwallung der Stadt einbezogen wurde und damit offiziell Stadtteil wurde.

Das Stadtinnere einer deutschen Stadt kann sich daher aus sehr verschiedenen Teilen zusammensetzen. Dazu kommt, daß im 17. und 18. Jahrhundert die mittelalterlichen Umwallungen der modernen Kriegstechnik nicht mehr genügten, und daß vor ihnen in einem Außenring moderne Anlagen mit Bastionen angelegt wurden, während die alten Befestigungen niedergerissen wurden (Abb. 251). Die Innenstadt erhielt also noch weitere Siedlungselemente hinzu.

Es bleibt nichts weiter übrig, als zunächst die einzelnen Grundrißtypen kennenzulernen und in einem Schema unterzubringen. Bei dieser Systematisierung erhalten wir einen Überblick über die Städte, die nur einen Grundriß haben, und einen Überblick über die Entwicklung des deutschen Stadtgrundrisses über sieben Jahrhunderte.

Die sog. Römerstädte.

Zu Beginn unserer Untersuchung taucht das Problem auf, ob die deutsche Stadt in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrem inneren Wesen irgend etwas mit den römischen Städten gemeinsam habe. Von den verschiedensten Wissenszweigen ist der Nachweis erbracht worden, daß sich die deutsche Stadt aus den wirtschaftlichen und sozialen Bedürfnissen der deutschen Stämme selbst herausgebildet hat. Mit dem An-

wachsen des Verkehrs und der Entwicklung der Arbeitsteilung mußte es zwangsläufig zur Bildung von Marktflecken und dann zu Städten kommen.

Die sog. Römerstädte können hierfür als Beweis herangezogen werden. Die Betrachtung des Grundrisses ergibt, daß nur eine äußerliche und teilweise zufällige Anlehnung an den Grundriß der römischen Stadt vorliegt. Das zeigt am besten der Grundriß der Stadt Trier.

Nachdem die Frankenherzöge Herren des Landes geworden waren, erwuchs auf den Trümmern der Römerstadt ein neues Gemeinwesen völlig anderen Charakters. Die Basilika und der Dom wurden Kristallisationspunkte von Teilbefestigungen; denn die gewaltige Fläche des alten Trier wurde auch nicht im entferntesten gebraucht. Die Domfreiheit war gleichfalls mit Mauern und Türmen umgeben. Davor wurde der Markt angelegt, und von hier ging die Entwicklung der Stadt aus. Sie unterschied sich in nichts von der Entwicklung anderer deutscher Städte. Daß sie an der Stelle einer römischen Stadt entstanden war, spielt gar keine Rolle, es sei denn, daß Teile der alten Mauern benutzt worden sind. Andererseits war es ganz natürlich, daß die Franken die Stelle der einstigen römischen Stadt wieder als Sitz ihrer im Wesen gänzlich anderen Stadt auswählten, weil ihnen eben eine äußere Anlehnung Vorteil brachte und weil selbstverständlich die geographische Lage sich ebenso auswirkte wie zur Zeit der Römer.

Wegen ihrer günstigen Verkehrslage haben sich auch andere deutsche Städte an der Stelle römischer Siedlungen zu großen Städten entwickelt, wie Köln, Straßburg, Mainz, Augsburg, Regensburg, Basel und Wien. Bei Köln ist das Schema der alten Anlage, die bekanntlich dem römischen Legionslager mit den zwei sich kreuzenden und nach den Ausgängen führenden Straßen entlehnt war, noch ganz gut erkennbar.

Bei kleineren Städten sind die Anklänge an das römische Straßennetz teilweise noch klarer, so bei Konstanz, ferner bei Boppard, Andernach und Neumagen (Abb. 252). Andererseits gibt es Städte, die nachweislich an der Stelle von römischen Siedlungen und Kastellen gegründet wurden, die aber gar keine Beziehungen in ihrem Grundriß zu ihnen erkennen lassen. Dazu gehören Neustadt an der Donau und Dingolfing an der Isar, das direkt über den Resten einer römischen Befestigung erbaut ist; die riesige Hochbrücke geht auf eine römische Anlage zurück.

Die gewordene Stadt.

Noch ein anderer Grundriß will sich nicht recht in das formale Schema der deutschen Städte fügen, und das sind die aus wilder Wurzel entstandenen Städte, d. h. solche Städte, die nicht von vornherein als solche gegründet und somit vermessen worden sind, sondern es sind Siedlungen, die durch einen Rechtsakt des Landesherrn bzw. des Königs nachträglich zur Stadt erhoben worden sind.

Wir erkennen das am Grundriß der Stadt. Der Verlauf der Straßen und ihre Breite zeigt kein Verhältnis zu dem Konzentrationspunkte des Verkehrs. Dieser ist bei den gegründeten Städten sofort zu erkennen, es ist der geräumig angelegte Marktplatz. Ein solcher Marktplatz fehlt den gewordenen Städten; man sieht deutlich, daß er erst nachträglich geschaffen worden ist; denn er fügt sich dem Straßennetz nicht organisch ein. Die Kirche liegt oft im Brennpunkte der Verkehrs, während sie bei den Städten abseits liegt.

Solche Städte haben einen dorfähnlichen Grundriß; denn sie waren früher Dörfer. Ich möchte in diese Gruppe aber auch diejenigen Städte einreihen, die dem Grundriß nach hierher gehören, obgleich sie nicht aus Dörfern hervorgegangen sind, sondern aus anderen ländlichen Siedlungen, etwa Einzelhöfen und Weilern, oder die an der Stelle irgendeiner andersartigen Gebäudegruppe ent-

253. Mittenwald (BA. Garmisch, Oberbayern). Neben dem ursprünglichen Dorf entstand erst Ende des 15. Jahrhunderts der Marktort; so fehlt auch der sonst der deutschen Stadt charakteristische weiträumige Marktplatz.

standen waren. Das gemeinsame Merkmal ist jedenfalls der unregelmäßige Grundriß, d. h. ein Grundriß, der nicht von vornherein die Eigenschaften eines städtischen Grundrisses hat.

In allen Teilen Deutschlands gibt es solche gewordenen Städte. In einzelnen Landschaften sind sie jedoch selten, in anderen dagegen häufiger. Eine große Ausnahme sind die gewordenen Städte nach Gradmanns Forschungen in Württemberg. Zu diesen gehören Dornhan und Bietigheim. In Hessen haben von 137 Städten nur 20 Dorfcharakter; es sei Großalmerode genannt, das erst 1775 Stadtrechte erhielt. In Mitteldeutschland treten solche Städte öfter auf. Die Stadt Güsten liegt in typischer Marktlage im Kranze reicher Dörfer. Der Ort ist schon 1228 als Villa Gozene erwähnt, erhielt aber erst 1373 Stadtrecht. Der Grundriß läßt die Dorfanlage erkennen. Die unklar entwickelten Grundrisse lassen sich bis in die Mark Brandenburg verfolgen, wo Teupitz, Plaue und Buckow durchaus dörfliche Anlagen haben.

Zwei Landschaften des Westens haben aber besonders viele gewordene Städte, nämlich das Alpenvorland in Oberbayern und Nordwestdeutschland. Beide Landschaften sind an sich arm an Städten, und die vorhandenen Städte sind Kleinformen. Die Natur des Landes ist von jeher der Entwicklung von größeren Städten abhold. Die Volksdichte ist an sich niedrig. Zu bemerken ist, daß es in Oberbayern schwer zu entscheiden ist, ob es sich um einen Marktflecken handelt oder um eine gewordene Stadt. Jedenfalls zeigt Berchtesgaden den Grundriß eines Haufendorfes. Garmisch war ein Dorf neben dem Markt Partenkirchen. In Mittenwald stecken auch zwei Siedlungen, von denen die eine ein Dorf war; der Marktort ist erst seit Ende des 15. Jahrhunderts entstanden (Abb. 253). Es zeigt sich überhaupt, daß in den Alpen der Unterschied zwischen Markt und Dorf stark verwischt ist; viele der Marktorte haben den Grundriß von Haufendörfern, und wenn sie außerdem noch bäuerische Bevölkerung haben, sind es praktisch Dörfer. Viele unter ihnen sind verfehlte Gründungen der kleinen Herrschaften, beispielsweise in der Steiermark.

Sehr lehrreich sind die Beispiele der dorfähnlichen Grundrisse in den Ebenen Nordwestdeutschlands, einer Landschaft, die trotz der größten denkbaren Gegensätze zu den Alpen mit diesen die dünne Bevölkerung auf kärglichem Boden gemein hat. Es entstehen zwar auf diese Weise ähnliche Größenordnungen der Städte, die sich jedoch in ihrer Physiognomie stark unterscheiden.

Das Beispiel der Stadt Soest führt uns die bei der Entwicklung der Dörfer erörterten besonderen Verhältnisse wieder vor Augen. Den Mittelpunkt bildet ein Platz mit der Kirche, dem acht Hauptstraßen zustreben und der in einer Art Ringstraße die wichtigsten Plätze und bedeutendsten Bauten einschließt. Unfern dieser Anlage liegen nun fünf Oberhöfe, die in den mittelalterlichen Befestigungsring aufgenommen wurden, wodurch sich der unregelmäßige Grundriß erklärt.

Ein weiteres Beispiel liefert die Stadt Höxter. Die Straßen im Innern haben einen krummen Verlauf, während am Rande infolge nachträglicher Erweiterungen rechtwinklig sich kreuzende Straßen entstanden sind. An der Stelle der heutigen Stadt ist seit 800 eine Siedlung nachweisbar; die Kilianskirche stammt aus dem Jahre 1075; im Jahre 1150 erhielt Höxter Stadtrechte. Die Stadt hat sich unmittelbar aus einem Dorfe entwickelt.

Die Städte mit Kristallisationskernen.

Die normale Entwicklung ist einen anderen Weg gegangen. Hatte sich einmal das Bedürfnis nach Marktorten und Verkehrsplätzen sowie Kulturstätten und Gewerbeplätzen herausgestellt, so mußten an allen Stellen und in allen Landschaften, deren Bevölkerung bis zu dieser Kulturentwicklung gelangt war, Städte entstehen. Es lag nahe, daß die Könige und Landesherren dazu besonders geeignete Örtlichkeiten auswählten, eben solche, wo die Bevölkerung sich hingewöhnt hatte. Das waren die Burgen, die Bischofssitze und die königlichen Pfalzen. Da nun die städtischen Funktionen besondere Anlagen erforderten, wurden die Marktorte neben die bestehenden Siedlungselemente gesetzt, die als Kristallisationskerne wirkten, also die städtische Siedlung gewissermaßen an sich gezogen hatten. So entstand die erste Gruppe der Städte in Deutschland, die Städte mit Kristallisationskernen, die Burgstädte, die Kirchstädte und die Marktstädte.

Solche Städte haben wir in erster Linie im altgermanischen Gebiet westlich der Elbe und Saale zu suchen. Ferner müssen wir uns immer vor Augen halten, daß diese Zeit, in der die Kristallisationskerne ihre Wirkung ausübten, selbstverständlich nicht absolut ist, sondern relativ. Es kann also sehr wohl vorkommen, daß Städte mit Kristallisationskernen jünger sind als in anderen, meist westlich gelegenen Landschaften die Städte mit schematischem Grundriß.

Ungemein malerisch wirken die **Burgstädte**. Beherrschend tritt die Burg auch dann noch hervor, wenn sich die Stadt, wie im Falle von **Nürnberg**, zu einer modernen Großstadt entwickelt hat. Die Straßen am Ölberg und die Obere Schmiedegasse lagern sich um den Burgberg; die Hauptstraße der alten Stadt ist die Burgstraße. Die Straßenzüge am viereckigen Hauptmarkt bis zur Pegnitz entstammen einer jüngeren Zeit und lassen bereits einen Ansatz zur gitterförmigen Anlage erkennen.

254. Schloß Ranis mit der kleinen gleichnamigen Stadt (Kr. Ziegenrück, Prov. Sachsen) in Hanglage. Typ der Burgstadt.

Die kleinen Städte zeigen den Typus der Burgstädte noch klarer. Im Mittelgebirge gibt es eine Reihe idyllisch gelegener Städte, die sich in Hanglage an einen Berg anschmiegen, der von einer Burg oder einer Burgruine gekrönt ist. Solche herrlichen Städtebilder können wir in Thüringen und Hessen besonders häufig sehen. Man muß natürlich beachten, daß nicht jede Siedlung in dieser Lage eine Stadt ist; denn vielfach war die Lage für eine Burg wohl gut, nicht aber für eine Marktsiedlung. Burgmannen, die mit ihrem Hauswesen und ihrer Gefolgschaft keinen Platz mehr in der Burg fanden, haben sich vor dem Eingang der Burg angesiedelt, und so entstand das „suburbium“. Erst nachträglich wurde dann der Marktort gegründet, und es siedelten sich Kaufleute an. Am Rande des Rheinischen Schiefergebirges liegen auf steilen Höhen in einer Richtung Schloß Hohensolms und die Ruinen Königsberg, Vetzberg und Gleiberg. Von den am Hang liegenden Siedlungen ist nur Vetzberg ein Flecken, alle anderen sind Dörfer. Auch Battenberg an der Eder ist in gleicher Ortslage ein Dorf. In Marktorten trifft man zuweilen auf einen Straßenmarkt, der sich malerisch um den Burgberg herumlegt, wie bei den rheinischen Städten Nideggen und Reiffenscheid. Auch das uns entrissene Montjoie ist hierher zu rechnen.

Einen ganz anderen Geist atmen die Städte, die einer **kirchlichen Einrichtung** ihre Entstehung verdanken oder doch in unmittelbarer Nachbarschaft einer solchen entstanden sind, sei es nun ein Bischofssitz mit seiner stattlichen Domfreiheit, sei es ein Kloster oder auch ein Wallfahrtsort oder selbst nur eine Wallfahrtskapelle, wie im Falle von **Thann** im Elsaß. Auch die reichen Abteien bildeten den Anziehungspunkt für Handwerker und Gewerbetreibende, so bei Andlau und Maursmünster im Elsaß. Die Verleihung der Marktgerechtigkeit war für die Entstehung der Stadt entscheidend. Bei Maursmünster liegt der Marktplatz unmittelbar neben der berühmten romanischen Abteikirche; die Stadt war wahrscheinlich schon im 12. Jahrhundert befestigt. Bei Selz läßt sich bei sonst unregelmäßigem Straßengewirr ein Straßenmarkt erkennen; regelmäßiger ist der Grundriß von Weißenburg. In den Alpen lassen sich gleichfalls Beispiele bringen; so ist Bischofszell bei einer Kirche gegründet, St. Gallen bei einer Abtei, und Lausanne und Chur waren Bischofssitze.

Eine typische Bischofsstadt ist nach ihrem Grundriß **Halberstadt**. Das Gebiet der Bischofsburg mit ihren Kirchen ist ungewöhnlich langgestreckt. In die Altstadt sind offenbar kleinere Ortschaften und Klöster, die sich im Schutze der bischöflichen Residenz angesiedelt hatten, aufgenommen worden, wodurch sich die winklige Anlage der nördlichen Stadtteile erklärt. Eine sehr große Domfreiheit hat **Minden**, das sich, in vorzüglicher Verkehrslage nahe der Porta westfalica gelegen, zu einer Mittelstadt emporgeschwungen hat. Der Marktplatz schließt sich an die Domfreiheit an. In **Münster** schließen sich Straßenmarkt und Rathaus im Osten an; der Haupteingang zur Immunität lag am bischöflichen Hof. Die Stadt breitete sich

255. Münster i. W. Blick von Osten auf die Innenstadt. In der Mitte der Dom, im Hintergrund das Schloß. (Aufnahme: Bildarchiv. Freigegeben durch RLM. vom 4. III. 1935.)

später in Richtung auf den Bahnhof aus, doch war selbst so die Anlage von Radialstraßen nicht zu vermeiden. Im verkehrsfernen Westen wurde das 1767 begonnene neue fürstbischöfliche Schloß errichtet (Abb. 255, 256).

Eine dritte Gruppe der Städte mit Kristallisationskernen umfaßt die Marktstädte. Sie sind je nach der Art des Kristallisationskernes verschieden und zeigen gewisse regionale Besonderheiten, die eine Untergliederung nach Landschaften ermöglichen. Ein guter Teil dieser Städte geht auf königliche Pfalzen zurück; wir finden sie vornehmlich in Westdeutschland; andere haben wahrscheinlich früher als Dörfer bestanden und haben später Marktrecht erhalten. Es kommt nun darauf an, ob für die Städte ein alter Siedlungskern nachweisbar ist oder ob allmählich aus einem Dorf eine Stadt erwachsen ist. Es ist hier der Platz, dem Marktflecken als der Übergangsform vom Markt zur Stadt eine besondere Beachtung zu schenken. Für das Elsaß nimmt Werner Gley vielfach ummauerte Dörfer als Ursprung der Städte an. Als Beispiel führt er Gemar am Unterlauf der Fecht unweit der Mündung in die Ill an.

Anders liegen die Dinge bei einer großen Zahl von fränkischen Städten, wie Schwabach, Spalt an der fränkischen Rezat, Herrieden an der Altmühl, Hammelburg an der fränkischen Saale und vielen anderen Orten. Bei ihnen hebt sich ein alter Kern mit auffallend kleinen Parzellen mit rechtwinkligen Abmessungen deutlich vor der weiteren mittelalterlichen Stadt ab. Die Winkligkeit der Straßen, die Ortsformen von unregelmäßiger Anlage treffen wir in größerer Zahl auch in Sachsen an. Hennig nimmt an, daß alte Rundlinge in ihnen aufgegangen seien.

Aus Mitteldeutschland sind einige Städte bekannt, die wir unter die Marktstädte zu rechnen haben, ohne daß ein besonderer Typ erkannt werden könnte. Gerbstedt wird 1364 als Dorf angeführt. Im Jahre 1435 wird Markt-Gerbstedt im Gegensatz zu Ober-Gerbstedt genannt. Die Stadt hat sich also neben einer vorhandenen Siedlung als Markt gebildet, deren Befestigung erst 1516 erwähnt wird. Der Markt bildet mit benachbarter Kirche den Mittelpunkt der jetzigen Stadtanlage. Eisleben wird zum ersten Male im Hersfelder Zehntverzeichnisse als Dorf Eslebo urkundlich erwähnt. Sein Name charakterisiert es als Erbgut des Iso.

Sehr häufig finden wir die Marktstädte in den Alpen. Der Bedarf an Städten war und ist in dem dünn besiedelten Lande sehr gering, und so sind die meisten Städte, die sich später als Folge ihrer günstigen Verkehrslage entwickelt haben, aus Märkten entstanden. Das ist so in Bayern, das ist auch in Tirol und in den anderen Teilen der Alpen der Fall.

256. Plan von Münster i. W. Schwarz: die Domfreiheit, Kreuzschraffuren: die beiden ältesten Stadtanlagen. (Nach W. Geisler.)

Städte mit schematischem Grundriß.

Mit der Zunahme der Städtegründungen im 13. und 14. Jahrhundert mußte es schließlich zu Gründungen kommen, die sich nicht an Kristallisationskerne anlehnten. Denn beim Einbeziehen von vorhandenen Siedlungselementen ergaben sich oft Schwierigkeiten; der Verkehr zum Mittelpunkt des städtischen Lebens, zum Marktplatze, konnte nicht sinngemäß geregelt werden. So mußte der Wunsch entstehen, die Stadt ohne Rücksicht auf vorhandene Bauelemente zu planen. Die Kristallisationskerne konnten noch vorhanden sein, aber man setzte die Stadt in gebührenden Abstand davon, damit man sich frei entfalten konnte. Ein Dorf war ja fast immer in der Nähe, wo man eine Stadt gründete; aber es blieb als solches bestehen, bis es viel später übersiedelt wurde, wenn sich die Stadt gewaltig ausdehnte. Braucht man aber Schutz, wollte man eine Burg haben, so wurde — im Neulande vor allem ist dies zu beobachten — dieses Siedlungselement zugleich mit der Stadt errichtet, wie das in idealer Form der Deutsche Ritterorden getan hat. Auch die geistlichen Orden wollten untergebracht sein, und so erhielt das Kloster seine typische Lage an der Mauer der Stadt. Manchmal fanden auch mehrere Klöster Aufnahme.

Wir sehen also, daß wir bei den Städten mit schematischem Grundriß, aber ohne Kristallisationskern, dennoch alle Elemente wiederfinden, die in früheren Zeiten die Veranlassung zur Niederlassung einer Stadt gerade an der bestimmten Stelle gegeben hatten, das Kloster, den Bischofssitz, die Burg, das Dorf, nur daß jetzt alles von vornherein geplant war und neu errichtet wurde oder abseits blieb wie das Dorf.

Man wird verstehen, daß ich mich unter diesen Umständen nicht dazu entschließen kann, der Ausgestaltung des Marktes die alleinige Bedeutung beizumessen, und daß ich es für abwegig halte, die Gestalt des Marktes als Einteilungsprinzip für die Grundrißtypen zu wählen. Das ist meines Erachtens schon deshalb unzulässig, weil den Baublöcken eine immer zunehmende Bedeutung zugemessen wurde, je größer die Städte wurden und je mehr Menschen sich dem Handwerk widmeten. Der Markt ist daher nur ein, wenn auch besonders wichtiges Element der mittelalterlichen Stadt. Der Platz der Pfarrkirche beansprucht daneben auch seine Beachtung, ferner die Burg und das Kloster und schließlich die Straßen, die den einzelnen Zünften zugeteilt wurden. Da nun alle diese Elemente bei jeder Stadt vorhanden sind, kann man als unterscheidendes Merkmal für die einzelnen Typen nur die Aufteilung der Stadt durch die Straßen und Baublöcke wählen.

Wir haben in Deutschland sehr verschiedenartige Lösungen des Problems. Die Art der Lösung hängt von der Größe der zu erbauenden Stadt ab. Es ist wohl selbstverständlich, daß die einfachen Formen zuerst angewandt wurden und daß man später auch die größeren Formen plante. Außerdem ist auch der wirtschaftliche Standpunkt maßgebend gewesen. An manchen Orten genügte eine kleinere Stadt. Oft hat man sich getäuscht und hat große Städte geplant, wo kleine genügt hätten. Im allgemeinen herrschen die kleineren und älteren Formen im Westen vor, während im Osten die ideale Endform der deutschen Stadt fast allein herrscht, nämlich die Gitterform. Wenn man sich diesen Entwicklungsgang vor Augen hält, muß man den Gedanken weit von sich weisen, daß der Grundriß der deutschen Stadt von dem Römerkastell abgeleitet werden könnte. Der Grundriß der deutschen Stadt ist auf deutschem Boden ohne irgendwelche fremde Beeinflussung entstanden. Er ist erwachsen aus echtem, deutschem Empfinden heraus und damit urdeutsches Eigentum.

Die einfachste Form ist eine Straße (Abb. 257 u. 258). Diese Form zu wählen, liegt sehr nahe. Sie gibt die beste Möglichkeit, die einzelnen Parzellen anzubringen, die von Natur Rechtecke darstellen. Es war nichts weiter notwendig, als die Größe der Anteile zu bestimmen und sie mit der Schmalseite an die Straße stoßen zu lassen. Der Marktplatz wird auf diese Weise durch die Straße selbst gebildet, die eine gewisse Breite erhält; das Rathaus wird in eine Straßenfront hineingestellt. Die Kirche jedoch erhält ihren Platz etwas abseits an einem Ende der Straße.

257. Rann, eine Stadt in der Steiermark, 1825, aus nur einer Straße bestehend. (Nach M. Sidaritsch.)

258. Ostseebad Leba (Kr. Lauenburg), Fischerstadt an der Ostsee in Ostpommern. Ursprüngliche Ausdehnung bis zum Straßenknick. Eine Straße (ohne Nebenstraßen).

Um sie zu erreichen, müssen einige kurze Gassen angelegt werden. Die Form des Umrisses einer solchen Stadt ergibt sich von selbst, indem an beiden Enden je ein Tor errichtet wird und die Mauer sich in gebogener Linie von Tor zu Tor hinzieht.

Das Einstraßensystem kommt in allen Landschaften vor, am häufigsten in den Gebieten, die eine geringe Stadtentwicklung gezeitigt haben, also in Nordwestdeutschland und Holland einerseits und in den Alpen andererseits. Im Mittelgebirge treffen wir sie häufiger in Talstraßenlage an, wo eine Ausbreitung der Stadt nur in einer Richtung möglich war, wie bei Caub oder bei der Weingärtnerstadt Ahrweiler.

Eine besondere Gruppe finden wir hauptsächlich in Bayern und in den Alpen vertreten, auch in der Oberpfalz kommt sie vor. Sie haben der einen Straße als Straßenmarkt eine besondere Breite gegeben (Abb. 259, 260). Die ungemein malerische Wirkung dieser Städte wird dadurch erreicht, daß an den beiden Enden der Stadt ein Abschluß durch die Tore gegeben ist. Außerdem rücken die Häuser der beiden Straßenseiten bis an das Tor heran, was um so auffallender ist, als meistens der Markt an dem einen Ende breiter ist als am anderen, so daß er einem länglichen Trapez gleicht. Das Rathaus steht in der Mitte des Platzes, wodurch die malerische Wirkung bis zum höchsten gesteigert wird. Solche Städte, wie Tittmoning an der Salzach, Vilsbiburg, Traunstein und viele andere, gehören zu den idyllischen kleinen Städten von überwältigender Romantik. Die Verbreitung dieser Form beschränkt sich nicht auf Bayern, sondern findet sich auch im österreichischen Alpenlande, wie Neumarkt, Obdach u. a. in Steiermark beweisen.

Die weitere Entwicklung ist bereits durch die angeführten Möglichkeiten der Vergrößerungen des Grundrisses angedeutet. Als nächsten Typ kennen wir die Rippenform, die darin besteht, daß von der Längsstraße nach beiden Seiten Querstraßen abzweigen, und zwar nicht notwendigerweise genau symmetrisch. Als Beispiel aus der Schweiz sei Payerne angeführt, aus dem Elsaß Kestenholz und Ingweiler, aus Württemberg, wo die Rippenform besonders häufig ist, als einfachste Form Gundelsheim am Neckar genannt, das sich an die Deutschordensburg Horneck anlehnt. Die Stadt hat kaum wesentliche Erweiterungen erfahren, und nur aus einem dieser Querstraßenpaare ist später eine Durchgangsstraße geworden. Nicht immer ist die ursprüngliche Anlage so klar zu erkennen; denn auch Städte wie Heilbronn und Reutlingen gehen nach Gradmann auf diese Urform zurück.

Rippenformen treffen wir auch sonst in den westdeutschen Mittelgebirgen an, in der Pfalz und in Hessen, wo Wasungen an der Werra eine sich in der Mitte zum Markt erweiternde Hauptstraße hat. In Thüringen finden wir sie gleichfalls, und zwar in Erfurt selbst, wo die Hauptstraße, dem Lauf der Gera folgend, einen geradezu halbmondförmigen Verlauf nimmt. Ja bis in die Mark hinein ist die Rippenform gedrungen, wie Friesack bezeugt, wo die Burg gerade vor der breiten Längsstraße liegt. Im Osten bildet diese Form eine Ausnahme.

Von besonderem Reiz sind die Städte mit nur zwei Längsstraßen. Das klingt fast unglaublich; denn es ist notwendig, daß sich von der Hauptstraße in einem Bogen eine im ganzen zu dieser Hauptstraße, die zugleich Marktplatz ist, parallel verlaufende Nebenstraße abzweigt. Und doch gibt es solche Formen, wenn sie auch nicht gerade häufig sind. Ein Musterbeispiel dieser Art finden wir in dem Grundriß der niedersächsischen Stadt Gittelde.

259. Neumarkt in der Steiermark 1823. Die Abgeschlossenheit des Straßenmarktes durch die beiden Tore ist zu beachten. (Nach M. Sidaritsch)

Ganz anders gestaltet sich die Raumaufteilung, wenn die Querstraßen hinzutreten. Dann kann nämlich auch die Längsstraße zweiter Ordnung gestreckt verlaufen, weil durch die Querstraßen eine Verbindung geschaffen wird. Außerdem ist es möglich, daß man weiterhin mit zwei Stadttoren auskommt. Es entsteht die von Gradmann benannte Leiterform (Abb. 261). Die Querstraßen spielen bei ihr eine größere Rolle als bei der Rippenform; einmal wird die Verbindung zwischen den auseinanderstrebenden Längsstraßen an einer Seite der Stadt notwendig, und zum anderen wird durch eine zweite der Marktplatz, der zwischen den beiden Längsstraßen liegt, erreicht.

Diese Form ist im Westen Deutschlands sehr häufig. Neustadt an der Linde kann als Typ gelten. Von der Hauptstraße zweigt sich die „Hintere Gasse" in spitzem Winkel ab. Die Brunnen- und die Pfarrgasse verbinden die beiden Straßen; der Marktplatz liegt hier östlich dieser Anlage. Bei Radolfzell am Zellersee in Baden liegen Kirche und Markt zwischen den beiden Längsstraßen, die am Westende zusammenlaufen. Aus Hessen wäre Trendelburg an der Diemel zu nennen; am Niederrhein liegen Goch und Kallar. Aus dem Elsaß ist Türkheim zu nennen, aus der Schweiz Freiburg und Bern.

260. Mühldorf am Inn. Der Straßenmarkt zieht sich von einem Stadtteil zum anderen. Der mittelalterliche Umriß ist noch deutlich erkennbar. (Aufnahme: Bildarchiv Hansa-Luftbild Ph. Nr. 6102. Freigegeben durch Verfügung des RLM. vom 30. XI. 1933.)

Einige interessante Fälle der Leiterform finden wir in Mitteldeutschland. Die Uranlage von Dessau mit der Burg umfaßt das heutige Schloß, den Alten und Neuen Markt mit den beiden flankierenden Straßen. Dadurch aber, daß durch die Kavalierstraße zur Zeit der landesherrlichen Bauperiode ein ganz anderes Element in den Grundriß hineingekommen ist, wird der Eindruck der alten Stadt stark gestört, indem das Interesse gewissermaßen verschoben wird und durch die Bebauung mit Mansardenhäusern physiognomisch in das alte Stadtbild der Leiterform etwas Fremdes hineingekommen ist. Sehr gut kommt die Leiterform auch in der Lutherstadt Wittenberg zum Ausdruck, wo Marktplatz und Pfarrkirche zwischen den beiden Längsstraßen liegen. Man merkt an dem schwachen Knick der Straßen, wo die ursprüngliche Anlage zu Ende ist und die neue Stadt beginnt. Auch der älteste Teil Magdeburgs mit Altem Markt, Rathaus und Johanniskirche hat die Leiterform, die mit ihrer Achse senkrecht zu der heutigen Hauptachse des Verkehrs, dem Breiten Weg, verläuft. Die Stadt erhielt zur Zeit Ottos des Großen durch die im Südwesten gegründete Stiftsfreiheit eine wesentliche Vergrößerung.

Ein nicht gerade häufiger Lösungsversuch liegt in den Städten mit Radialstraßen vor. Entscheidend war die Erfahrung, daß ein System von Radialstraßen für den inneren Verkehr der Stadt sehr unpraktisch ist. Man kommt wohl von außen sehr schnell und bequem zum Mittelpunkt der Stadt, aber es ist nicht möglich, andere Punkte der Stadt ohne Umwege und spitze Winkel zu erreichen. Erscheint es also zunächst nur natürlich, daß an Straßenkreuzungen solche Städte mit Radialstraßen entstanden, wie man das an dem Beispiel von Helmstedt und Seehausen ohne weiteres annehmen kann, so mußten sich die Nachteile dieses Grundrisses doch bald zeigen. Die Form hat denn auch nur bei kleinen Städten Anwendung gefunden, wobei nicht immer mit Sicherheit festzustellen sein wird, ob nicht eine allmähliche Entstehung an der Straßenkreuzung vorliegt. Die Form finden wir in Nordwestdeutschland öfter, wo bei Ahaus in Westfalen die drei Hauptstraßen durch die einmündenden Landstraßen gebildet werden, die fast genau einen Winkel von 120° bilden.

Bei größeren Städten mußte sich naturnotwendig eine Ringstraße bilden, um den Verkehr zwischen den Radialstraßen zu ermöglichen. So entsteht die Radform. Ein gutes Beispiel ist Rietberg an der Ems. Kirche und Markt liegen, erstere etwas abseits auf einem Platz, in der Mitte der Siedlung, und nach allen Seiten gehen die Radialstraßen aus, die durch eine beiderseits bebaute Ringstraße zusammengehalten werden.

Auch die Versuche, den Grundriß durch ein System von Ringstraßen praktischer zu gestalten, wie man es bei Steinheim in Westfalen erkennen kann, hat zu keinem Erfolge geführt. Eine klare Form liegt bei der Altstadt Kassel vor; die Erweiterung der Stadt ist dann aber von der Neustadt ausgegangen. Von großen Städten hat nur Halle an der Saale die Radform. Hier lagen ältere Siedlungselemente vor; die Altstadt mit dem Straßenmarkt liegt auf einer niederen Saaleterrasse, während sich die neue Stadt mit einem vollständig neuen Straßennetz auf der nächsthöheren Terrasse ausbreitet. Bei der für das 13. Jahrhundert erstaunlichen Größe der neuen Anlage lagen zunächst zwischen den zu den Stadttoren führenden Radialstraßen viele Freiflächen, die später unregelmäßig bebaut wurden.

Die Gitterform.

Die Entwicklung des Grundrisses der deutschen Stadt knüpft nicht an die Radform an, sondern an die anderen Formen, die Längs- und Querstraßen entwickelt hatten. Der Wunsch nach möglichst allseitiger Ausdehnung des Grundrisses taucht immer wieder auf, findet aber nicht sogleich seine Verwirklichung. Es ist daher zu beachten, daß man ja von Längsstraßensystemen ausging, nämlich der Rippen- und der Leiterform. Der Ausbau der zweiten Richtung machte offenbar zunächst Schwierigkeiten.

Die Beobachtung der tatsächlichen Formen ist um so wichtiger, als die Bodenständigkeit der Grundrißformen der deutschen Stadt als eines Niederschlages des deutschen Volkstums nur auf diese Weise bewiesen und dem Verständnis näher gebracht werden kann. Es kann dann nicht mehr vorkommen, daß man in der Gitterform der deutschen Stadt das römische Castrum hindurchschimmern sieht, das seinem Wesen nach etwas völlig anderes ist. Es wird denn auch deutlich, wie die Querstraße zu ihrer selbständigen Bedeutung kommt. Nur die genetische Betrachtung kann zeigen, daß wir es in der Gitterform mit der idealen Endform der deutschen Stadt des Mittelalters zu tun haben, also mit einer Form, die keine Weiterbildung und keine Umbildung mehr erlaubt. Die Gitterform ist in sich vollkommen.

Wer das erkennt, der versteht auch den Unterschied zu den neuzeitlichen Städten, die auch viereckige Baublöcke und damit rechtwinklig sich kreuzende Straßen haben, aber sie sind nicht in sich abgeschlossen.

Die Gitterform steht festgefügt. In einem ovalen oder viereckigen Umriß finden wir viereckige Baublöcke, deren mittelster unbebaut ist und das Rathaus trägt. Abseits blieb ein weiterer Baublock frei, auf dem die Pfarrkirche Platz fand und ursprünglich auch der Friedhof. Die Stadt hat vier Tore, von denen man den Marktplatz geraden Weges erreicht. Am Rande dieser Anlage, die meist 12—16 Baublöcke zählte, fand das Kloster seinen Platz; die Burg lag gesondert, war aber mit der Wehranlage, die um die ganze Stadt herumlief, verbunden.

Dieses Idealschema ist bei den Gitterformen überall zu erkennen, hat aber selbstverständlich im einzelnen individuelle Ausgestaltung gefunden, die zum großen Teil durch die Geländeverhältnisse ihre Erklärung finden. Der Untergrund ließ es vielfach nicht zu, daß die Form genau innegehalten werden konnte. Außerdem hat die Form eine bestimmte Zahl von Bürgern zur Voraussetzung. Hatte man sich nun verspekuliert, blieben die Bürger aus, so verkümmerte die Form; es kam wohl auch vor, daß es gar nicht zur Absteckung einer Vollform kam. So nehmen denn die unvollkommenen Gitterformen einen ziemlich großen Raum ein, und zwar namentlich zwischen Elbe und Oder und im Warthelande.

261. Planskizze von Hildesheim. Die ältesten Siedlungselemente sind schwarz gefüllt gezeichnet, die mittelalterlichen schräg schraffiert, die neuzeitlichen durch waagerechte Schraffur gekennzeichnet. (Nach W. Geisler.)

Von diesen unvollkommen ausgeführten Grundrissen sind die Übergangsformen scharf zu erkennen. Solche Übergangsformen treffen wir im Westen und im mittleren Deutschland an, wo die Gitterform ihre Ausbildung zur Endform fand. Es ist falsch, die Gitterform als die Form der ostdeutschen Kolonialstadt zu bezeichnen, und zwar aus zwei Gründen. Zunächst könnte man nur meinen, daß die Gitterform in Ostdeutschland am meisten zu finden ist. Dem Wesen nach ist es eine urdeutsche Form an sich. Die Deutschen haben, als sie zur Wiedergewinnung des deutschen Ostens hinauszogen, das Beste mitgebracht, was der Westen zu bieten vermochte. Überdies ist es ebenso gedankenlos wie sachlich falsch, von Ostdeutschland als einem Koloniallande reden zu wollen, zumal es nur kurze Zeit nicht von Deutschen bewohnt gewesen ist.

Da die Gitterform im Westen entstanden ist, müssen die Übergangsformen Anlehnung an die alten bestehenden Formen zeigen; namentlich an die Grundrisse mit zwei Längsstraßen.

Ein Schulbeispiel dieser Art ist Wittenberge an der Elbe, wo die Altstadt von vier, später fünf Längsstraßen gebildet wird, von denen die beiden mittleren zugleich in ihrem mittleren Teile zwei Seiten des Marktes bilden. Alle Straßen treffen in einem Bogen am Ende an den beiden Stadttoren zusammen. Es entsteht die häufig zu beobachtende Krümmung der Längsstraßen bei ihrer Einmündung in das Stadttor, eine Erscheinung, die auch bei den Vollformen häufig ist.

Das Vorbild zu solcher regelmäßigen Anlage haben wir in den älteren Städten des Westens und der Mitte wie in Lübeck, Hannover, Dortmund, Braunschweig und Goslar. Hier sind die Formen nicht monogen; denn dazu sind die Anlagen zu groß und lassen deutlich verschiedene Phasen erkennen, aber im Endergebnis ist diese Übergangsform mit dem Vorherrschen der Längsstraßen völlig eindeutig festzustellen.

Je weiter wir nach Osten kommen, wo die schematischen Grundrisse herrschen, um so öfter finden wir eine Übergangsform, die in ihrer kleinsten Abart den Leiterformen mit zwei Parallelstraßen gleichkommen. Eine dieser charakteristischen Kleinformen ist Golßen in der Niederlausitz. Wegen der Kleinheit der Form hat man von solchen Städten, zu denen auch Liebenrosa, Zahna und Schönau gehören, behauptet, sie seien als Angerdörfer angelegt. Bei Golßen liegt nun aber das Dorf Alt-Golßen mit Schloß in Form einer Gutssiedlung 2 km westlich der Stadt. Die Stadt wurde gleichfalls in Anschluß an ein Schloß gegründet. Der Verkehr gabelt sich beim Eintritt in die Stadt, und zwischen den auf diese Weise entstandenen beiden Straßen ist der viereckige Markt angelegt. Die Querstraßen beginnen sich dadurch auszubilden.

Eine Analyse des Grundrisses der Rechtsstadt Danzig gibt wichtige Aufschlüsse bezüglich der Entwicklung der Nebenstraßen. Die Längsstraßen haben noch eine größere Bedeutung wie die Querstraßen;

262. Naumburg in Hessen (Kr. Wolfshagen). Anlage in Gitterform mit viereckigem Marktplatz.

das wird namentlich durch den Langenmarkt und die Langgasse unterstrichen. Dennoch steht fest, daß auch einige Querstraßen selbständige Bedeutung erlangt haben.

Eine große Zahl von westdeutschen Städten, viel mehr als man gemeinhin denkt, hat die Gitterform, wenn auch im einzelnen die Abweichungen zu der mathematisch exakten Gestaltung noch ziemlich beträchtlich ist. Man muß jedoch berücksichtigen, daß diese Städte alle eine lange Entwicklung hinter sich haben, und daß auch auf diese Tatsache manche Unregelmäßigkeiten zu setzen sind.

Einige der ältesten Städte in Gitterform liegen im Südwesten Deutschlands. Konrad von Zähringen legte Städte nach dem rechtwinkligen Schema der Gitterformen an, von denen Freiburg im Breisgau mit dem Gründungsjahr 1120 wohl die älteste sein dürfte. Solche Aufteilungen treffen wir bei einer ganzen Zahl von Städten an, so bei Villingen und Rottweil. Im Elsaß hat Gebweiler, das etwa 1270 vom Abt von Murbach mit Mauern umgeben wurde, eine ziemlich umfangreiche Gitterform.

Für die weitere Ausbreitung der Gitterform sind die Grundrisse in Unterfranken wichtig geworden. Wir denken dabei an die heute verträumt daliegenden Städte am Main, die mit ihren aus Muschelkalk erbauten Häusern und Mauern und Türmen aus dem Mittelalter auf uns gekommen sind.

Eine andere Landschaft, in der die Gitterformen häufig, wenn auch meist in Abarten unter Betonung der einen Längsrichtung, zu finden ist, ist die Altmark, wo Stendal und das an historischen Erinnerungen reiche Tangermünde mit seiner noch erhaltenen Umwallung Zeugen der klarer heraustretenden deutschen Grundrißform sind.

Es gibt im Westen aber auch Vollformen der Gitterstädte, die sich in ihrer Anlage in nichts von den ostdeutschen Städten unterscheiden. Das an der Fulda gelegene Melsungen entspricht allen Forderungen,

Dorf Ermschwerd bei Witzenhausen an der Werra.
Aquarell von Prof. Ernst Böhm

Tafel XI

die wir an eine Stadt in Gitterform stellen müssen. Nur die Bebauung, die den Rahmenbau der Fachwerkhäuser aufweist, erinnert uns daran, daß wir uns in Westdeutschland befinden. An der Vereinigung von Werra und Fulda liegt Hannoversch-Münden in fast regelmäßig durchgeführter Anlage, an der die Geradlinigkeit der Straßen ins Auge fällt. Aus Nordwestdeutschland kann das wegen seiner einheitlichen Bebauung mit Fachwerkhäusern im Ständerbau berühmte Celle als Beispiel angeführt werden.

263. Die Altstadt von Breslau. Großzügige mittelalterliche Anlage. Der Ring in der Mitte bebaut. Im Hintergrunde rechts der Neumarkt sichtbar. An der vorderen Ecke des Ringes der ursprüngliche Salzmarkt. Ursprünglicher Verlauf der Mauer noch erkennbar am Straßenzug im Vordergrunde. (Aufnahme: Bildarchiv D VI 36. Freigegeben durch Verfügung des RLM. vom 18. 12. 1934.)

Im deutschen Osten ist die Gitterform allein herrschend (Abb. 263, 264, 265). Die ideale Endform war also bei Beginn der Ostwanderung der Deutschen schon gefunden. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Formen regelmäßiger werden, je weiter wir nach Osten fortschreiten.

Eine besondere Note weisen die Städte des deutschen Ritterordens auf. Das Wesen dieses Ordens, der geistliche Aufgaben mit dem Rittertume verband, prägte sich auch im Antlitz der Städte aus. Die Burganlage war ein außerordentlich wesentlicher Bestandteil, ebenso das Kloster. Oft nahm die Burg den gleichen Raum wie die Stadt ein (Abb. 264), und bei dem Sitze des Hochmeisters nimmt sich die Stadt wie ein Anhängsel zur Marienburg aus. Der trutzige Danzker des Marienwerderer Schlosses ragt noch heute als weithin sichtbares Zeichen in die Niederung hinein, während die Stadt sich am Hohen Ufer des Weichseltales hinstreckt. Schlesien hat kaum eine Stadt, die nicht zu den Gitterformen zu rechnen wäre.

Die Verbreitung der Gitterformen ist an der Reichsgrenze von 1914 keineswegs zu Ende. Die städtebildende Kraft des Deutschtums reicht noch viel weiter nach Osten. Die Verbreitung namentlich des Magdeburger und des Kulmer Rechtes ist bis über das heutige Polen nach der Ukraine und nach Rußland hinein zu verfolgen. Mit dem deutschen Stadtrechte fand aber auch die deutsche Städtekultur und damit die deutsche Grundrißform weite Verbreitung. Warschau wie Krakau sind in Gitterform erbaut, ebenso die baltischen Städte. Wie die

264. Mewe. Typ der Ordensstadt. Stadt und Burg sind die beiden Hauptelemente der Anlage. (Puffendorf, De rebus a Carolo Gustavo rege Sueciae gestis, 1696.)

deutschen Formen bis Rußland hinein vertreten sind, so auch tief in das Donaugebiet hinein. Teilweise ist auch die Bebauung noch nach deutschen Vorbildern, so daß man sich in diesen Gebieten wie in der Heimat vorkommt. Andererseits machen sich schon andere Kultureinflüsse bemerkbar, die uns sagen, daß wir an der Ostgrenze Mitteleuropas stehen.

Die neuzeitlichen Grundrißformen.

Noch aber können wir die Betrachtung der Grundrißformen in Deutschland nicht abschließen. Es sind auch später noch Neugründungen vorgekommen, als bereits eine andere Zeit mit anderen Idealen und anderen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen angebrochen war. Nach der Zeit der mittelalterlichen Neugründungen und der Ausbreitung des Deutschtums im Osten ist eine Zeit der Ruhe zu verzeichnen. Neugründungen sind im 15. Jahrhundert und zu Beginn des 16. Jahrhunderts selten. Nur an einigen verkehrsfernen Landschaften sind solche zu verzeichnen, so im Gebiet zwischen Regnitz und Böhmerwald einerseits und im östlichen Preußen und im Erzgebirge andererseits.

Erst mit der Zeit der Blüte des Absolutismus war ein neuer, wenn auch im ganzen schwacher Anstoß zu neuer städtebaulicher Betätigung durch die Landesherren gegeben, die nunmehr nach dem Niedergang der Zünfte als Bauherren auftreten. Selbstverständlich mußte diese landesfürstliche Bauperiode völlig andere Formen hervorbringen wie das vom Grund auf andersgeartete Bürgertum des Mittelalters. Nahm im Mittelalter der Marktplatz mit dem Rathaus die beherrschende Stelle ein, so wurde jetzt das Schloß in den Mittelpunkt gerückt. Die Straßen der Stadt wurden so angelegt, daß sie in der Gesamtwirkung den Hintergrund für den monumentalen Profanbau abgaben. So wird die Planform, das geometrische Muster, ein Sinnbild der herrschenden Macht (Abb. 266). Es ist keine typisch deutsche Form; denn die Renaissance führt uns nach Italien, der Absolutismus nach Frankreich. Die Ausgestaltung im einzelnen läßt jedoch auch zu dieser Zeit den deutschen Geist erkennen.

Konnten wir bei den mittelalterlichen Städteanlagen feststellen, daß die Form des Geländes oder der Untergrund Abweichungen von der angestrebten Anlage verursachten, so gibt es dergleichen Rücksichten bei den geometrischen Grundrissen nicht. Sie wurden am Zeichentisch entworfen und mußten so ausgeführt werden, wie sie der Landesfürst auf Grund dieser Zeichnungen genehmigt hatte.

Das geometrische Muster ist das Wesentliche der Anlage, dazu kommt die besondere Ausgestaltung des Platzes um das Schloß und anderer Plätze. Man kann nun das Schloß auf verschiedene Weise in den Mittelpunkt rücken, man kann rechtwinklig sich kreuzende Straßen anlegen, wie bei Mannheim, oder auch Radialstraßen, wie bei Karlsruhe. Man kann die Straßen kreisförmig anlegen und Diagonalstraßen

265. Reichenbach in Schlesien. Regelmäßige Gitterform mit Ring, d. h. bebautem Marktplatz. Flächenförmige Stadterweiterungen. (Aufnahme: Bildarchiv D VI 42. Freigegeben durch Verfügung des RLM. vom 18. 12. 1934.)

266. Karlsruhe in Baden. Plan von 1834. Die Stadt wurde 1715 von Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach gegründet. Geometrischer Grundriß der landesherrlichen Bauperiode.

wählen. Immer wird man finden, daß die Formen mit Zirkel und Lineal auf das Zeichenbrett aufgezeichnet werden können.

Einen gewaltigen Anstoß erhielt der Städtebau durch das Zeitalter der Industrialisierung im 19. Jahrhundert. Alle Städte, die sich über die Bedeutung als Marktstadt emporgeschwungen haben, sind von dieser schnellen Entwicklung erfaßt und grundlegend umgestaltet worden. Die Bewegung war so stürmisch und traf die Städte so unvorbereitet, daß ein wildes Durcheinander und Vorwärtsdrängen die Folge war. Die Stadterweiterungen nahmen ein nicht erwartetes Ausmaß an. Im Laufe weniger Jahrzehnte trat ein völlig umgestaltetes Verhältnis zur Innenstadt, der Stadt innerhalb der Wälle, ein, indem der größte Teil der Bürger außerhalb in der Außenstadt Wohnung fand. Die weitere Folge war die Citybildung, indem ein Teil der Innenstadt nur als Geschäftsstadt umgebaut wurde und fast gar keinem Menschen mehr zum Wohnaufenthalte diente.

Abgesehen von einzelnen Veränderungen in der Innenstadt, die durch die neuen Aufgaben der Verkehrsbewältigung notwendig wurden, galt es vor allem, für die Vorstädte das Straßennetz zu schaffen. Welch ungeheure Arbeit damals zu leisten war, ersehen wir daraus, daß Stübben 1895 den durchschnittlichen Jahresbedarf an Stadterweiterungen bei den Groß- und Mittelstädten Deutschlands auf 1600 ha angab. In den 25 Jahren von 1871 bis 1895 sind etwa 40000 ha Stadterweiterungen tatsächlich durchgeführt worden.

267. Mittenwalde (Kr. Teltow). Klare Rippenform der Anlage, zwei Stadttore. Linienhafte Stadterweiterung. (Aufnahme: Bildarchiv D III 81. Freigegeben durch Verfügung des RLM. vom 18. 12. 1934.)

Überblicken wir heute diesen Zeitabschnitt bis zum Weltkriege und der modernsten Zeit, wo die Siedlerkolonien in die Erscheinung treten, so finden wir zwei Arten der Stadterweiterungen, nämlich die linienförmige und die flächenförmige.

Die linienförmige Erweiterung (Abb. 267) steht zu Beginn der Bewegung und hat sich da erhalten, wo die Bevölkerungszunahme gering blieb, also in den Kleinstädten und teilweise bei Mittelstädten. Sobald sich aber ein größerer Bedarf an Häusern einstellt, tritt die flächenhafte Stadterweiterung ein, d. h. es werden nicht einzelne Häuser, sondern Häuserblöcke gebaut (Abb. 265). Es entstehen die Aufteilungs- oder Zufahrtsstraßen, die meist parallel angeordnet sind. Da auch bei den Stadterweiterungen der viereckige Baublock die gegebene und praktische Form ist, insbesondere bei geschlossener Bebauung, so entstehen die rechtwinklig sich kreuzenden Straßen, die sich kilometerweit ausdehnen können.

In Bergbau- und Industriegebieten sind nun in jener Zeit der Industrialisierung völlig neue Städte entstanden, die sich nicht einmal an Dörfer anlehnten, wie Königshütte in Oberschlesien.

Im rheinisch-westfälischen Industriegebiet sind die Beispiele noch häufiger als in Oberschlesien.

Wir haben verfolgt, welchen Entwicklungsgang die Grundrißgestaltung der deutschen Stadt genommen hat, und drei Phasen unterscheiden können, die mittelalterliche Stadt, die Stadt des Absolutismus und die junge Stadt.

So trägt die deutsche Stadt zugleich den Stempel des Gewordenen und des Werdenden; sie ist ein Organismus. Ihr Wesen ist an ihrem Antlitz abzulesen, nicht zuletzt an ihrem Grundriß. Als Typus der deutschen Stadt muß diejenige gelten, die bis ins Mittelalter hineinreicht und sich lebendig erhalten hat

bis in die Jetztzeit, so daß sie Spuren aller durchlebten Zeitalter aufweist. Bei den typischen deutschen Städten haben wir daher drei verschiedene Teile des Grundrisses zu unterscheiden, die Innenstadt, die Ringstraßen und die Außenstadt. Daß bei der individuellen Entwicklung einer jeden Stadt die wirkliche Grundrißgestaltung stets eigenartig ist und sich niemals in genau derselben Weise wiederholt, sei hier ausdrücklich betont.

Die Innenstadt geht in den meisten Fällen auf die mittelalterlichen Formen zurück, die wir kennengelernt haben. Wenn nun jeweils nur eine Stadt dem heutigen Grundriß zugrunde läge, gäbe es keine schwierigen Probleme in der Analyse des Grundrisses.

Meist aber sind zwei und mehr Städte mit Erweiterungen darin enthalten. Hierdurch haben sich für den modernen Verkehr oft große Schwierigkeiten ergeben, weil es dann nicht möglich ist, durchlaufende Hauptverkehrsstraßen zu bilden. Die einzelnen Grundrißtypen verhalten sich dabei verschieden. Die besten Lösungen ergeben sich, wenn verschiedene Rippenformen auftreten oder verschiedene Gitterformen, sofern die Grundrisse nur gleichsinnig aneinanderstoßen, also die Entwicklung von Parallelstraßen zulassen. Ist dies aber nicht der Fall, so kommen Innenstädte mit höchst unbequemen und unpraktischen Grundrissen heraus. Elbing geht beispielsweise auf zwei vom Deutschen Ritterorden angelegte Gitterformen zurück. Aber diese beiden Städte liegen mit ihren Längsachsen um 90° gedreht und außerdem waren sie ursprünglich durch Wall und Graben getrennt. Außerdem traten noch Stadterweiterungen ein, und später wurde nach Niederlegung der Wälle ein neues Element eingefügt. Noch schwieriger war es, bei Hildesheim eine einheitliche Linie in die Innenstadt zu bringen. Die Elemente, die hier zusammentrafen, waren im Grundriß allzu verschieden. Da haben wir außer der Immunität die alte Stadt mit dem lanzettförmigen Grundriß und den gebogenen Längsstraßen neben der geradlinig angelegten Gitterform der Neustadt. Ebenso verwickelt und daher besonders malerisch wirkt der Grundriß der Innenstadt von Braunschweig. Alle unsere Hauptstädte haben höchst interessante Grundrisse, bei denen durch die landesfürstliche Bauperiode ganz neue Elemente auftauchen.

Zusammengehalten wird die Innenstadt durch das Ringstraßensystem. Es ist nicht nur ein Charakteristikum der deutschen Stadt, sondern eine Zierde und von hoher praktischer Bedeutung. Nur bei einer Reihe von kleinen Städten ist der alte Zustand noch gewahrt, und wir finden die Befestigungen ganz oder teilweise noch erhalten, die Gräben jedoch meist in Gärten verwandelt. Sehr glücklich ist Süddeutschland und das Maingebiet daran, wie die Beispiele von Ochsenfurt, Rothenburg ob der Tauber und Dinkelsbühl beweisen. Das sind aber auch nicht eigentlich Ringstraßen. Anders liegt die Sache bei Nürnberg, wo zwar auch die Mauer erhalten ist, daneben aber die moderne Ringstraße verläuft. Meist ist leider die Befestigung einer verständnislosen Zeit zum Opfer gefallen, wie in Köln, wo Anfang des 19. Jahrhunderts die guterhaltene mittelalterliche Stadtmauer erbarmungslos abgetragen wurde und an der Stelle zwei parallel verlaufende Straßenzüge erbaut wurden. Auch in Dresden und Zwickau ist der Raum eng bebaut worden.

Zumeist sind die mittelalterlichen Befestigungen verschwunden, als im 16. und 17. Jahrhundert die neuen Befestigungen angelegt wurden. Damit war oft eine Vergrößerung des Stadtkerns verbunden, da die Bastionen vor den mittelalterlichen Anlagen erbaut wurden. Das erkennt man bei Breslau sehr gut, wo ein innerer Ring vorhanden ist, während der Raum der neuzeitlichen Befestigung in Anlagen und Schmuckplätze umgewandelt und die Wassergräben noch erhalten sind. In vorzüglicher Weise ist die Freifläche in Würzburg erhalten, in der Wirkung noch dadurch erhöht, daß der Hofgarten mit der Residenz an dieses Ringsystem stößt. Von den großen Städten war Hamburg so glücklich, wenigstens auf der ganzen Westseite von der Alster bis zur Elbe sich Parkanlagen mit Teichen erhalten zu haben, die die Innenstadt von St. Pauli trennen. Von östlichen Städten hat Greifswald noch Graben und Wall unter Grünflächen erhalten. Bei Frankfurt am Main folgen die Straßen genau dem äußeren Rand der Bastionen

so daß sie in Zickzackform verlaufen, während Straßen ohne Grünanlagen in Form eines Polygons am inneren Rande entlang führen.

Außerhalb der Ringstraßen liegt nun die Außenstadt. Der Grundriß der Außenstadt atmet einen anderen Geist als die Innenstadt. Sie ist nicht traditionsbeschwert, doch sind leider im 19. Jahrhundert und bis in die Zeit des Weltkrieges hinein die Entwicklungsmöglichkeiten infolge des sprunghaften Wachstums der Städte nicht ausgenutzt worden. So ist denn manches entstanden, was uns fremd anmutet, ja, was uns abstößt. Diese Periode liegt hinter uns. Vieles müssen wir für lange Zeiten mitschleppen, manches aber, was im Zeitalter der Industrialisierung gedankenlos entstand, kann in seiner Wirkung abgeschwächt werden. Das Zeitalter des schnellen Wachstums der Städte ist vorüber; wir haben mehr Zeit, unsere Städte auszugestalten, und wir haben uns wiedergefunden. Was nun entsteht, sind ernsthafte Planungen, die das Zweckmäßige mit dem Schönen zu verbinden suchen und damit eine Form auch in der Grundrißgestaltung entwickeln, die unserem Wesen entspricht.

Schrifttum.

Meitzen, August, Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slawen, 3 Bde. und Atlas, Berlin 1895. — Schlüter, Otto, Die Siedlungen im nordöstlichen Thüringen, ein Beispiel für die Behandlung siedlungsgeographischer Fragen, Berlin 1903. — Berger, K., Die Kolonisation der deutschen Dörfer Nordmährens. Ztschr. d. dtsch. Vereins f. d. Gesch. Mährens u. Schlesiens, 9. Jahrg., Heft 1—4, Brünn 1905. — Sempert, Joseph, Die Siedelungen in der Oberherrschaft von Schwarzburg-Rudolstadt. Diss. Leipzig, 1909. — Hennig, Alfred, Boden und Siedlungen im Königreich Sachsen, Leipzig 1912. — Derselbe, Karte der Ortsformen des Königreichs Sachsen mit Benutzung der älteren Flurkrokis des Landes aus dem Jahre 1835—1842 unter historisch-genetischem Gesichtspunkte, 1 : 250000, Dresden 1912. — Meurer, Fr., Der mittelalterliche Stadtgrundriß im nördlichen Deutschland in seiner Entwicklung zur Regelmäßigkeit auf der Grundlage der Marktgestaltung, Berlin 1912. — Mielke, Robert, Das deutsche Dorf, 2. Aufl., Leipzig und Berlin 1913 (aus Natur und Geisteswelt, Nr. 192). — Gradmann, Robert, Das ländliche Siedlungswesen des Königreichs Württemberg, Forsch. z. dtsch. Landes- u. Volkskunde XXI, 1, Stuttgart 1913. — Derselbe, Die städtischen Siedlungen des Königreichs Württemberg, Forsch. z. dtsch. Landes- u. Volkskunde XXI, 2, Stuttgart 1914. — Schrader, E., Die Städte Hessens, Jber. d. Frankf. Ver. f. Gesch. u. Statistik, 1922. — Geisler, Walter, Die deutsche Stadt, ein Beitrag zur Morphologie der Kulturlandschaft, Forsch. z. dtsch. Landes- u. Volkskunde XXII, 5, Stuttgart 1924. — Kötzschke, R., Schriften zur deutschen Siedelungsforschung, Dresden, seit 1925. — Gley, Werner, Die Besiedelung der Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1624, Forsch. z. Deutschtum der Ostmarken, 2. Folge, Heft 1, Stuttgart 1926. — Martiny, Rudolf, Hof und Dorf in Altwestfalen, Forsch. z. deutsch. Landes- und Volkskunde, 24. Bd., Stuttgart 1926. — Leipoldt, Johannes, Die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im Vogtland auf der Grundlage der Siedelungsformenforschung, Plauen 1927. — Recknagel, Maria, Die Städte und Märkte des Bayrischen Donaugebiets, Mitt. Geogr. Ges., München 1927, — Martiny, Rudolf, Die Grundrißgestaltung der deutschen Siedlungen, Erg.-Heft Nr. 197 von Petermanns Mitt., Gotha 1928. — Geldern-Crispendorf, Günther v., Kulturgeographie des Frankenwaldes, Beiheft Mitt. d. sächs.-thür. Ver. f. Erdk., Halle, Nr. 1, Halle 1930. — Schlenger, Herbert, Formen ländlicher Siedlungen in Schlesien, Veröff. d. schles. Ges. f. Erdk., Heft 10, Breslau 1930. — Dörries, Hans, Der gegenwärtige Stand der Stadtgeographie, Erg.-Heft Nr. 209 von Petermanns Mitt., Gotha 1930 (hier alle Literatur über Stadtgeographie). — Endriß, Gerhard, Stadtgeographie des Bayr. Reg.-Bez. Schwaben u. Neuburg, Beiheft zur Geogr. Wochenschrift, Breslau 1934.

Der Bauerngarten.

Von Dr. H. Marzell,
Studienprofessor, Gunzenhausen (Bayern).

Wenn in einem volkskundlichen Werke der deutsche Bauerngarten betrachtet werden soll, so kann es sich natürlich nicht um eine botanisch-gärtnerische Darstellung handeln. Ebensowenig darf nur ein Ausschnitt aus der „Geschichte der Gartenkunst" gegeben werden. Mit Kunst hat der Bauerngarten wenig zu tun, er wird von keinem „Kunstgärtner" betreut. Dagegen muß vor allem festgestellt werden, welche Pflanzen im deutschen Bauerngarten gezogen werden, woher sie stammen und wie sie in den Bauerngarten gelangt sind. Es muß von der Rolle, die diese „Bauernpflanzen" im Glauben und Brauch des Volkes spielen, gesprochen werden. All das kann keinesfalls auf einem so beschränkten Raum wie auf dem hier zur Verfügung stehenden untergebracht werden. Es muß versucht werden, die gemeinsamen Züge herauszuarbeiten und Grundlinien aufzuzeigen. Auf örtliche und landschaftliche Unterschiede — sie sind ohnehin nicht groß — kann hier nicht näher eingegangen werden. Es werden vor allem solche Pflanzen genannt, die für den Bauerngarten im allgemeinen kennzeichnend sind.

1. Die Gegenüberstellung von „Wörtern und Sachen", die sich in der neueren Volkskundeforschung, besonders aber für die Kunde von Siedelung, Hausbau und Hausrat als so fruchtbar erwiesen hat, führt auch bei der Betrachtung des Bauerngartens zu reichen Ergebnissen. Da ist gleich das Wort „Garten" selbst! Seine Grundbedeutung ist die des „umfriedeten Raumes"; das althochdeutsche gart bedeutet nicht nur den Garten, es hat auch den Sinn von „Kreis" und hängt sprachlich zusammen mit „gürten". Schon der altgermanische Bauer hatte bei seiner Behausung einen umzäunten Raum, in dem er Kräuter, deren er täglich bedurfte, zog. Das waren aber bestimmt keine Zierblumen, sondern gewisse Nährpflanzen. Auch hier zeigt uns die Sprachforschung, daß dies vor allem Bohnen (nicht unsere jetzige Gartenbohne, sondern die Saubohne!), Erbsen, Rüben (das Wort ist kaum aus dem lat. rapa unmittelbar entlehnt, sondern mit ihm urverwandt), Möhren und Lauch

268. Oberpfälzischer Bauerngarten. Wolframshof, BA. Kemnath.
(Aufnahme: A. Seifert.)

gewesen sein müssen. Diese Namen sind nicht wie die der meisten anderen Gartengewächse aus dem Lateinischen entlehnt, sondern germanischen Ursprungs. Heilkräuter wurden in der altgermanischen Zeit kaum im Garten beim Hause angebaut. Man sammelte sie draußen in Wald und Flur; wegen ihrer leichten Erreichbarkeit waren vor allem die bevorzugt, die in der nächsten Nähe der menschlichen Siedelung (am Zaun oder in der das Gehöft umgebenden Hecke) wuchsen, wie die Nessel, der Gundermann u. a.

Bis zum Eindringen der Römer in Deutschland muß also der deutsche Bauerngarten eine recht geringe Zahl von Pflanzen aufgewiesen haben. Dann änderte sich allmählich das Bild. Die römischen Kolonisten, die aus ihrer Heimat eine hohe Gartenkultur und auch viele südländische Gewächse (d. h. deren Samen) mitbrachten, bereicherten die Gärten des eroberten Landes. Da waren es vor allem viele Obstbäume, die Eingang in den deutschen Garten fanden. Das beweisen uns nicht nur archäologische Funde. Obstreste (Schalen, Kerne) finden wir in den römischen Niederlassungen des südwestlichen Deutschlands (z. B. auf der Saalburg) in großer Menge, z. B. von Pflaumen, Kirschen, Aprikosen, Walnüssen. Die Namen dieser Obstarten sagen uns gleichfalls, daß es sich um Einführungen aus dem Süden handelt: sie sind Lehnwörter aus dem Lateinischen, so Pflaume aus lat. prunum, Aprikose aus lat. praecocium (die „frühreife" Frucht), Kirsche aus lat. ceresia, Walnuß bedeutet die „welsche Nuß". Auch Ausdrücke des Gartenbaues selbst mußten entlehnt werden. Das „Pfropfen" (lat. propagare = fortpflanzen) lernte der deutsche Gärtner von den Römern. Der altgermanische Garten brachte wohl saure und holzige Birnen und Äpfel hervor, das Veredeln der Bäume kannte man nicht. Ebenso kamen, wie wir unten sehen werden, viele Nährpflanzen und Heilkräuter des Bauerngartens aus dem Süden zu uns.

Das zähe Festhalten des Landmannes am Althergebrachten offenbart sich auch im Pflanzenbestand des deutschen Bauerngartens. Im Laufe eines Jahrtausends hat sich dieser nur wenig verändert. Wir wissen es daher, weil aus dem 9. Jahrhundert Gartenverzeichnisse überliefert sind. Freilich gelten sie nicht für sog. „Bauerngärten", sondern für die Gärten von Klöstern und kaiserlichen Hofgütern. Aber von da wanderten die meisten Pflanzen in die Bauerngärten ein. Wie sich heute noch die Bäuerin eine schöne Blume, die sie nicht hat, aus dem Garten einer Nachbarin erbittet, so erhielt der mittelalterliche Bauer vom „Pater Gartenmeister", der auch gut Bescheid wußte um die Heilkräfte der Kräuter, dieses und jenes Kraut, um es in seinen Garten zu verpflanzen. Die Mönche, die mit ihren Mutterklöstern jenseits der Alpen stete Verbindung hatten, brachten Pflanzen der Mittelmeerländer nach Deutschland. Es kann kein Zweifel sein, daß die Klostergärten einen bestimmenden Einfluß auf die deutschen Bauerngärten hatten. Die Pflanzen der römischen Kolonisten, die schon vorher in den deutschen Garten gelangt waren, sind wohl zumeist den Stürmen der Völkerwanderungszeit zum Opfer gefallen. Das ganze Mittelalter hindurch hat sich das Gesicht des deutschen Bauerngartens nur wenig verändert. Einiges hat die Zeit der Kreuzzüge zur Bereicherung des deutschen Gartens beigetragen. Aber als nach der Entdeckung der Neuen Welt neue Nutz- und Zierpflanzen nach Europa gebracht wurden, erhielt auch der bäuerliche Garten Zuwachs. Es sei nur an eine so richtige Bauernblume erinnert, wie es die Sonnenblume (Helianthus annuus) ist: sie ist eine Amerikanerin.

2. Nach diesem kurzen geschichtlichen Überblick erscheint die Gleichartigkeit des Pflanzenbestandes des heutigen Bauerngartens in allen deutschen Landen verständlich. Während wir in den Siedelungsformen, im Hausbau und im Hausrat vielfach landschaftliche Unterschiede feststellen, sind diese im Bestande des Bauerngartens viel geringer. Natürlich sind sie auch hier vorhanden, schon Boden und Klima sorgen dafür, daß nicht überall die gleichen Gartenpflanzen gezogen werden können. Auch findet man da und dort „Modeblumen", deren Verbreitung örtlich eng begrenzt ist und bei denen man nicht selten feststellen kann, daß sie von einem bestimmten Garten ihren Ausgangspunkt genommen haben, wo sie vielleicht einmal ein besonderer Blumenliebhaber gezüchtet hat. Von derartigen Einzelerscheinungen sei jedoch hier abgesehen, denn sie bestimmen nicht das Bild des Bauerngartens. Wir betrachten vielmehr nur solche Blumen und Kräuter, die durch ihre weite Verbreitung dem deutschen Bauerngarten sein Gepräge geben.

Die Gewächse des Bauerngartens können — abgesehen von den Obstbäumen und Beerensträuchern — gruppiert werden in Gemüsepflanzen, Gewürz-, Heilkräuter und Zierblumen. Wie aber diese Gruppen im Garten nicht immer örtlich scharf voneinander getrennt sind, indem zwischen den Gemüsebeeten dies

und jenes Gewürzkraut steht oder ein früheres Heilkraut jetzt zwischen den Zierblumen hervorsprießt, so gilt dies auch von der Verwendung der Kräuter. Besonders zwischen den Gewürz- und Heilpflanzen einerseits, diesen und den Zierblumen andererseits sind die Grenzen zeitlich verschieden gewesen, das will heißen, daß manche jetzige Gewürz- oder Zierpflanze in früheren Zeiten hauptsächlich wegen ihrer (wirklichen oder vermeintlichen) Heilkraft gebaut wurde.

269. Mutterkraut. (Aufnahme: Dr. Marzell.)

Viele Gewürzkräuter des Bauerngartens geben sich schon durch ihre Namen als Ankömmlinge aus den Mittelmeerländern zu erkennen. Da sind an erster Stelle die drei Doldenblütler Kümmel (lat. cuminum), Fenchel (lat. feniculum), Petersilie (griech.-lat. petroselinum) aufzuführen. Vom Wiesenkümmel (Carum Carvi), der jetzt allgemein als Brotgewürz verwendet wird, gilt dies allerdings mit einer gewissen Einschränkung. Es scheint, daß nur seine Verwendung als Gewürz aus dem Süden stammt, denn der Kümmel ist ja bei uns in Mitteleuropa eine häufige Wiesenpflanze. Er wird oft gar nicht im Garten gepflanzt, sondern draußen auf der Wiese gesammelt. Dagegen ist der sog. Kreuzkümmel (Cuminum Cyminum), wie schon sein Name römischer oder italienischer Kümmel sagt, ein echter Südländer. In früheren Zeiten als Heil- und Gewürzpflanze in den süddeutschen Gärten oft angebaut, ist er jetzt daraus fast verschwunden. Ein Nachklang daran, daß es eine Zeit gab, wo der Kümmel auf dem Brote etwas Neues, Fremdartiges war, ist vielleicht eine vogtländische Sage, wo die „Holzweibchen", als man Kümmel ins Brot gebacken hatte, ausriefen: „Kümmelbrot, unser Tod!" oder „Kümmelbrot macht Angst und Not!" und sich nicht mehr sehen ließen. Der Kümmel vertreibt überhaupt, wie viele stark aromatisch riechende Pflanzen, die Geister, besonders die bösen. Vom Dill (Anethum graveolens) heißt es noch jetzt, daß er die Hexen und den Teufel verscheuche. In einer Sage aus Neustadt am Rübenberge (Hannover) kann der „Langschwanz" (der Teufel) nicht ins Haus, weil der Knecht ein paar Körner Dill in seinen Schuhen hat. Wenn die Kuh gekalbt hat, gibt man ihr z. B. in Pommern in den ersten Trank etwas Dill und Kümmel, dann ist sie und das Kalb vor jeder Hexerei geschützt. Auch das schon seit vielen Jahrhunderten in den Bauerngärten gezogene Liebstöckel (volksetymologisch aus dem lat. lubisticum gebildet) ist ein Doldenblütler. Es ist aber mehr eine Heil- als Gewürzpflanze. In neuester Zeit ist diese alte, schon fast vergessene Bauerngartenpflanze wieder ins Licht der Öffentlichkeit getreten, indem sie einen Hauptbestandteil der — „Maggiwürze" bildet.

3. Geradezu kennzeichnend gegenüber dem Ziergarten des Städters sind für den Bauerngarten die vielen aromatisch duftenden Kräuter. Der Ausspruch „Der deutsche Mensch hat die Blumen eher mit der Nase als mit den Augen gewertet" stammt von einem guten Kenner des Bauerngartens. Was im Reiche der Gewürzpflanzen die Doldenblütler sind, das sind unter den Heilkräutern die Lippenblütler. Einige davon, wie das Bohnenkraut (Satureia hortensis), der Gartenthymian (Thymus vulgaris) und der Majoran (Origanum Majorana), gehören zu den Gewürzpflanzen. Sie sind mit der römischen Küche zu uns gekommen. An der Grenze zwischen Heil- und Küchenkraut steht der Salbei (Salvia officinalis). Seine Blätter werden besonders in der Schweiz und im Schwäbischen in Teig gebacken. Das sind die „Sälbeküchle". Daher nennt man im Thurgau den Salbei geradezu das „Chüechlichrut". Salbeiblätter

270. Weiße Lilie. (Aufnahme: Dr. Marzell.)

gehören aber auch in die berühmte „Hamburger Aalsuppe". Der Salbeitee dient als Gurgelwasser bei Entzündungen im Hals und Mund, getrunken wird er bei Lungenverschleimungen und Nierenschwäche. Wie hoch er in der Volksheilkunde geschätzt wird, geht schon daraus hervor, daß der bekannte Schweizer „Kräuterpfarrer" J. Künzle, dessen Heilkräuterbüchlein „Chrut und Uchrut" in Hunderttausenden von Stücken auf dem Lande verbreitet ist, die von ihm herausgegebene Kräuterzeitschrift „Salvia" nennt. Wenn auch nicht botanisch mit dem Salbei näher verwandt, so gleicht ihm doch in Blattform, Geruch und Verwendung das Frauenblatt (Tanacetum Balsamita), der „Frauensalbe" des Kärntners. Sein Name „Pannkucheblätter" (Nahegebiet), „Pfannkuchenkraut" (Oberpfalz) rührt daher, daß man früher die Blätter in Pfannkuchen buk. Übrigens ist das Frauenblatt wie viele anderen aromatischen Kräuter des Bauerngartens seit langem eine Pflanze der ländlichen Friedhöfe. Nahe verwandt mit dem Frauenblatt ist das Mutterkraut (Chrysanthemum Parthenium [Abb. 269]), im Geruch und im Aussehen der Blütenköpfe an die bekannte Kamille erinnernd. Von den antiken Ärzten als Mittel gegen Frauenkrankheiten überschwenglich gepriesen, war es schon im 9. Jahrhundert in den deutschen Gärten. Heute noch verwendet manch kräuterkundige Bäuerin den Tee daraus gegen Mutterbeschwerden, wie auch der aargauische Volksname „Bärmuetterchrut" heißt. Während Frauenblatt und Mutterkraut Korbblütler sind, gehören Pfefferminze, Melisse, Basilienkraut und Ysop wieder zu den Lippenblütlern. Die beiden letztgenannten Kräuter verschwinden allmählich aus den Bauerngärten. Der „Baselguem", wie der Tiroler, oder „Brunsilk", wie der Niederdeutsche sagt (beides aus dem griech.-lat. basilicum), wird meist als Topfpflanze gezogen. Im Freien hält das Basilienkraut meist nicht aus. Allbekannt ist der Rosmarin, der schon am Südfuß der Alpen wild wächst, bei uns aber auch fast nur in Töpfen gezogen wird. Dieser Südländer ist eine richtige deutsche Bauernpflanze geworden, die als Tauf- und Hochzeitsschmuck, aber auch als Grabespflanze das bäuerliche Erdenwallen getreulich begleitet. Nach einem verbreiteten Glauben geht der Rosmarinstock ein, wenn man von ihm ein Zweiglein für ein Begräbnis schneidet. Wie der Tote im Grabe verwest, so muß auch der Rosmarin schwinden. Das gehört in den gleichen Anschauungskreis wie der Glaube, daß man aus dem Gedeihen eines bei der Geburt eines Kindes gepflanzten Obstbäumchens auf das Gedeihen des Kindes schließen könne. Gegenüber dem Rosmarin ist der verwandte Lavendel, der früher kaum in einem Bauerngarten fehlte, sehr ins Hintertreffen gekommen. Er war nicht nur eine geschätzte Heilpflanze, die getrockneten Stengel wurden auch zum Fernhalten der Motten in die Kleiderschränke gelegt. In den bürgerlichen Gärten der Kleinstadt war der Lavendel besonders in der Biedermeierzeit sehr beliebt.

Wie vergänglich der Ruhm alter Heilkräuter ist, beweisen Gartenraute (Ruta graveolens) und Wermut (Artemisia Absinthium). In dem vom 16. bis zum 18. Jahrhundert viel benutzten Kräuterbuch des Jakob Theodor Tabernaemontanus (aus Bergzabern) füllen die Ausführungen über „Kraft und Wirkung" dieser beiden Pflanzen je ein Dutzend Folioseiten (in der Ausgabe von 1613)! Und was ist heute davon geblieben? Der Wermut ist zwar als ein Mittel gegen Magenbeschwerden, Leberleiden und Gelbsucht noch im Volke bekannt und verwendet, aber die Raute ist heute als Heilpflanze so gut wie vergessen. Wegen ihres starken Geruches galt sie im bäuerlichen Glauben als eine Pflanze des „Gegenzaubers". In Gersbach (Baden) legte man ein Säcklein mit drei Rautenzweiglein unter Anrufung der drei höchsten Namen dem kleinen Kinde gegen die „Gichter"

(Kinderkrämpfe) in die Wiege. In Altbayern und in der Oberpfalz war es Sitte, der Braut einige Rautenblättchen in die Schuhe zu legen, „damit ihr nichts Böses an den Leib könne".

4. Wenden wir uns jetzt den Zierblumen des Bauerngartens zu. Hier können wir nach Herkunft und Einführungszeit zwei Schichten unterscheiden: Zierblumen der Alten Welt und solche der Neuen Welt. Der altdeutsche Garten war gewiß nicht reich an Zierblumen, und auch in der mittelalterlichen geistlichen und weltlichen Dichtung sind es fast immer die gleichen Blumen „Rosen, Lilien [Abb. 270] und Violen", die besungen oder zu Vergleichen benutzt werden. Zu diesen ältesten Zierblumen, deren aus dem Lateinischen entlehnte Namen auf die südliche Herkunft weisen, gesellt sich noch die Schwertlilie (Iris germanica), die „blaw Gilgen" (blaue Lilie) der alten Kräuterbücher. Heute denken wohl wenige Beschauer des Bauerngartens daran, daß diese vier Blumen einst auch der Heilkunde dienten, ihr Anbau im Garten also nicht allein wegen des Schmuckes geschah. Die zahlreichen Arten und Sorten der Rosen, die jetzt die städtischen Gärten zieren, sind dem Bauerngarten, wenigstens bis vor ein paar Jahrzehnten, ferngeblieben. In ihm blühen noch die Zentifolie (mit ihrer als „Moosrose" bekannten Abart) und die weiße Rose (R. alba). Ein schöner alter Brauch ist es, wenn in manchen Gegenden (z. B. Oberpfalz, Wetterau) das erste Badewasser des Neugeborenen unter einen Rosenstrauch geschüttet wird, damit das Kind dereinst schön rosenrote Wangen bekomme. Ein in vielen Gegenden Deutschlands bekanntes Volksrätsel beweist, daß man nicht nur an den Rosen riecht, sondern sich die Blume auch genau ansieht. Es bezieht sich darauf, daß bei vielen Rosenarten von den fünf grünen Kelchblättern die beiden äußeren gefiedert, die beiden inneren ungefiedert sind, das mittlere aber halb gefiedert ist. Man läßt raten:

271. Märzglöckchen.

Fünf Brüder in einer Nacht geboren,
Zwei haben Bärte und zwei sind geschoren,
Einer hat einen halben Bart
Und ist doch den Brüdern von gleicher Art.

Mit besonderer Freude werden im Garten die ersten Frühlingsblumen begrüßt, wie Schneeglöckchen (Galanthus nivalis), Märzglöckchen (Leucoium vernum [Abb. 271]) und Narzissen, die alle zahlreiche, oft recht anschauliche Volksnamen führen. Die Schneeglöckchen sind um Hamburg die „Sneekiekers", im Rheinischen die „Frühaffchdenerche", im Hunsrück die „Vorwitzger" und in Westfalen die „Nackenjüfferken" (nackte Jüngferchen, weil sie anfänglich ohne Blätter dastehen). Wie hübsch ist der Name „Summertürl" (die Blume, die die Tür zum Sommer öffnet) für das Märzglöckchen in der Lausitz. Die weiße Narzisse (Narcissus poeticus) heißt nach der Blütezeit in der Pfalz „Jörgeblume" (der Georgstag ist der 23. April), in Kärnten „Pankrazerl" (Pankraz am 12. Mai). Alle diese drei Frühlingsblumen kamen aber ebenso wie die jetzt so beliebten Aurikeln kaum vor dem 16. Jahrhundert in den deutschen Garten, und da erschienen sie wohl zunächst in den Gärten der Reichen und Vornehmen. Ebenso ist es mit den Tulpen und Hyazinthen, den beiden prunkenden Orientalen. Sie fanden am Ausgang des 16. Jahrhunderts den Weg in die deutschen Gärten, als die Handelsbeziehungen mit dem Orient immer größeren Umfang angenommen hatten. Schon früher — anscheinend zur Zeit der Kreuzzüge — war die Gartennelke (Dianthus Caryophyllus [Abb. 272]) über Genua und Venedig zu uns gekommen. Goldlack (Cheiranthus Cheiri) und Levkoie (Matthiola annua

272. Gartennelken aus Bock, Kreuterbuch 1551.

und M. incana), diese beiden echten Bauernblumen, treffen wir in den Gartenverzeichnissen der Karolingerzeit noch nicht an; sie waren aber im 16. Jahrhundert, nach den alten Kräuterbüchern zu schließen, schon wohlbekannt. Wenn der Schweizer die Levkoien als „Basler" oder „Straßburger Nägeli", der Österreicher sie als „Lamberta" (aus der Lombardei) anspricht, so haben wir einen Anhaltspunkt dafür, aus welchen Gegenden sie zu uns gekommen sind. Neben den Pfingstrosen (Paeonia officinalis) und den Stockrosen (Althaea rosea) — beide sind, wie auch der Nichtbotaniker leicht sieht, keine Rosen, aber das Volk nimmt es mit den botanischen Namen nicht so genau — beherbergt der alte Bauerngarten auch einige recht anspruchslose Blumen, die ohne jede Pflege wachsen und nicht selten auf Gartenschutt, an Zäunen usw. verwildert anzutreffen sind. Die älteste davon ist die gelbe Ringelblume (Calendula officinalis), die bis tief in den Herbst hinein blüht und als „Totenblume" oft auf den Friedhöfen zu finden ist. Ebenso verwildert leicht die Nachtviole (Hesperis matronalis [Abb. 273]), ein Kreuzblütler, und das Immergrün (Vinca minor [Abb. 274]), einst eine beliebte Pflanze der Burggärten, aus denen es in den Bauerngarten gekommen ist. Stiefmütterchen und die gefüllten Maßliebchen, die „Tausendschönchen", werden ebenso wie der immergrüne Buchs gern zum Einfassen der Beete benutzt.

Gar manche dieser alten Bauerngartenpflanzen ist jetzt von den Amerikanern verdrängt, die sich zum Teil so gut eingebürgert haben, daß man ihnen die fremde Herkunft kaum mehr ansieht. Es sind dies z. B. einige Korbblütler, wie die Georginen (Dahlia variabilis), Astern, Samtblumen (Tagetes), Rudbeckien, Sonnenblumen (Helianthus annuus). Auch die Kapuzinerkresse und die Petunie, die in allen möglichen Farben den Garten und die Blumenkästen vor den Fenstern schmücken, stammen aus Amerika.

273. Nachtviole. (Aufnahme: Dr. Marzell.)

5. Ein getreuer Begleiter der bäuerlichen Siedelung, wenn auch nicht gerade ein Gartenstrauch, ist der Holunder (Sambucus nigra [Abb. 275]), ein echt deutscher Strauch, der nicht aus dem Süden zu uns kam, vielmehr an Waldrändern oder im Gebüsch der Flußniederungen wild wächst. Manchmal aber zeigt so ein alter alleinstehender Holunderstrauch

die Stelle einer ehemaligen Siedelung an, denn es gibt wenig Sträucher, die so lebenszäh sind wie unser Holunder. Mag auch Haus oder Hütte, die er einst beschattete, längst verfallen oder vom Feuer zerstört sein, der Holunder schlägt immer wieder aus und grünt weiter. Aber nicht nur deswegen ist er dem Bauern ans Herz gewachsen; in seinen Blättern und Blüten liefert er ihm heilsame Arznei, und die „Hollerküchеln" (Hollerstrauben), die die altbayerische Bäuerin noch immer gern am Johannistag auftischt, indem sie die in Teig getauchten Blütendolden in Schmalz herausbäckt, sind auch nicht zu verachten. Der sog. Türkische Flieder (Syringa vulgaris) ist aus den städtischen Gärten, wo er erstmals im 16. Jahrhundert erschien, auch aufs Land gekommen. Sein Name „Flieder", unter dem man ihn jetzt überall kennt, war vor seiner Ankunft in Mitteleuropa dem Holunder eigen, mit dem er in Blüte und Blatt doch recht wenig Ähnlichkeit hat. In Altbayern heißt man ihn häufig den „Holler" (Holder), auch wieder ein Name, der von Rechts wegen dem Holunder zukommt.

274. Immergrün. (Aufnahme: Dr. Marzell.)

Ein „Außenseiter" des Bauerngartens ist in gewissem Sinne die Hauswurz (Sempervivum tectorum [Abb. 276]). Sie wird aufs Dach gepflanzt, wo sie, die in ihren fleischigen Blattrosetten einen trefflichen Wasserspeicher hat, ohne jede Pflege weiter wächst. Nach einem alten Glauben soll sie das Haus als natürlicher Blitzableiter vor dem Himmelsstrahl schützen. „Der Gärtner soll auf seinem Hause den Jupitersbart (Jovis barbam = Hauswurz) haben", schließt die Pflanzenliste des „Capitulare de villis" (eine Verordnung über die kaiserlichen Hofgüter aus dem Anfang des 9. Jahrhunderts). Dieser „Jupiterbart" ist offenbar die gelehrte Übersetzung des lateinisch schreibenden Mönches für den deutschen Namen „Donnerbart" (der germanische Donar mit „Jupiter" übersetzt). Es wäre allerdings auch das Umgekehrte möglich, nämlich daß die Hauswurz, die schon in der Antike, wie ihr griechischer Name „keraunia" (Donnerkraut) beweist, mit dem Donner in Verbindung gebracht wurde, durch die gelehrte Überlieferung auch bei uns in Deutschland zur „Donnerpflanze" wurde.

6. In den Gemüsegarten — er befindet sich im Gegensatz zum Wurz- und Ziergarten oft hinter dem Hause — wollen wir nur einen kurzen Blick werfen, nachdem einiges über ihn schon im Eingange dieses Abschnittes gesagt wurde. Auch er hat, wenn auch nicht in dem Maße wie der Wurzgarten mit seinen Heilkräutern, einen reichen Zuwachs aus dem Süden bekommen. Die Küchengärten der Klöster waren die Vermittler. Auch hier brauchen wir uns nur die Namen vieler Gemüse etwas näher anzusehen. Kohl (aus lat. caulis = Stengel), römischer Kohl (Rippenmangold), Rettich

275. Holunder. (Aufnahme: Dr. Marzell.)

276. Hauswurz auf einem Dache. (Aufnahme: Dr. Marzell.)

(lat. radix = Wurzel), Zwiebel (lat. cepula) mögen als Beispiele genügen. Aus Amerika stammt der **Kürbis** (Cucurbita pepo); der im „Capitulare de villis" genannte Kürbis („cucurbitas") ist der in Asien heimische Flaschenkürbis (Lagenaria vulgaris), den schon die alten Römer gezogen haben. Den **Spinat** führten im 16. Jahrhundert die Araber in Europa ein. Noch jünger ist die **Schwarzwurzel** (Scorzonera hispanica), die kaum vor dem 17. Jahrhundert in der deutschen Küche Verwendung fand. Das bäuerliche Brauchtum im Gemüsegarten bezieht sich naturgemäß vor allem auf die Aussaat und das Gedeihen der Pflanzen. Als Beispiel seien Gurken und Kürbis herausgegriffen, von welch letzterem man die Samen in einem großen Gefäß zum Stecken trägt, damit dann auch die Kürbisse recht groß werden. Zu den blühenden **Gurken** muß man einen alten Schuh legen, dann tragen sie viel Früchte. Im Sternbild der Jungfrau darf man sie nicht pflanzen, weil sie sonst viel blühen, aber nur wenig Früchte ansetzen, sagt der Pfälzer. Das sind lauter echt volkstümliche Meinungen, denen die Anschauung zugrunde liegt, daß eben zwischen allen Dingen auf und über der Erde ein Zusammenhang bestehe und daß sie aufeinander wirken könnten.

Überblicken wir noch einmal das Gesagte, so sehen wir, daß der Bauerngarten mit seinen Nutzpflanzen und Zierblumen ein Ausdruck echt deutschen Volkstums ist, obwohl die meisten seiner Bewohner ihre Heimat nicht in Deutschland haben. Aber die jahrhundertlange Pflege im deutschen Garten hat sie zu deutschen Blumen gemacht. Die Gemüsekräuter des Bauerngartens gaben Nahrung, von den Heilkräften seiner Arzneikräuter erhoffte man sich Genesung und an der Schönheit und an dem Duft seiner Zierblumen haben sich ungezählte Geschlechter deutscher Menschen erfreut. Der Volksmund gab vielen dieser Gewächse echt deutsche Namen oder er ruhte nicht, bis er den fremden Namen seiner Zunge angepaßt hatte. Ins bäuerliche Brauchtum der Familien- und Jahresfeste gliederten sich die Blumen des Bauerngartens ein. Wer wollte da noch behaupten, daß unser Bauerngarten mit seinen vielen, aus fernen Ländern stammenden Pflanzen etwas Fremdes im deutschen Volkstum ist!

Schrifttum.

Bronsart, H. v., Aus dem Reich der Blumen. Unsere Blumen in Vergangenheit und Gegenwart (1934). — Christ, Herm., Zur Geschichte des alten Bauerngartens der Schweiz und angrenzender Gegenden. 2. Aufl. (1923). — Fischer-Benzon, R. v., Altdeutsche Gartenflora. 1894. — Geisenheyner, L., Über den Bauerngarten. In: General-Anzeiger, Kreuznach. 1914, Nr. 26—37. — Glaab, L., Über Pflanzen der salzburgischen Bauerngärten und Bauerngärten im allgemeinen. In: Deutsche Botan. Monatsschrift 10 (1892), 155—158; 11 (1893), 38—41. — Günther, Elsa, Der Bauerngarten im Aargau. In: Mitteil. d. Aargauischen Naturforsch. Gesellsch. 17 (1925), 65—69. — Kerner, A., Die Flora der Bauerngärten in Deutschland. In: Verh. des zool.-botan. Vereins Wien 5 (1855), 787—826. — Küster, Ernst, Althessische Gärten. In: Vogelsberger Heimat 2 (1929), 40—44. — Marzell, H., Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch und Volksglauben. 1922. — Ders., Die Pflanzen im deutschen Volksleben. 1925. — Ders., Alte Heilkräuter. 1926. — Mosig, A., Die Entwicklung unserer Bauerngärten als eine alte Kulturstätte des Anbaues von Heil-, Nutz- und Zierpflanzen. In: Pharmazeut. Zentralhalle f. Deutschland 75 (1934), 221—226. 265—270. 282—285. 345—351. — Olbrich, K., Beobachtungen über den schlesischen Bauerngarten. In: Mitteil. d. Schles. Gesellsch. f. Volkskunde 16 (1906), 66—84; 17 (1907), 90—92. — Pfaff, Wilh., Unsere heimatlichen Bauerngärten, bäuerlichen Fensterpflanzen und Dorffriedhöfe. In: Der Schlern 8 (1927), 101—140. — Scherzer, H., Die Flora alter Bauerngärten und Friedhöfe. (1922). — Steinvorth, H., Die fränkischen Kaisergärten, die Bauerngärten der Niedersachsen und die Fensterflora derselben. In: Jahresh. d. naturwiss. Ver. f. d. Fürstentum Lüneburg 11 (1888/89), 34—66. — Zahn, G., Die Flora der Dorfgärten in Thüringen, spez. im Herzogtum Gotha. In: Aus der Natur 1895, 282ff.; Deutsche Botan. Monatsschrift 22 (1904), 17—20.

277. Niedersächsische Diele „Wehlburg" in Wehdel bei Badbergen, Kr. Bersenbrück, Artland. (Aufnahme: Vaterl. Museum, Hannover.)

Das deutsche Bauernhaus.

Von Dr. **Wilhelm Peßler,**
Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover.

I. Vielseitigkeit und Formenfülle.

Wenn der Deutsche vom deutschen Bauernhaus hört, so schlägt ihm das Herz höher. Tausend schöne Erinnerungen an sonnige Fahrten durch das frühlingsgrüne Vaterland werden im Geiste lebendig. Besonders lebhaft gestaltet sich das Bild von der Einfügung der bäuerlichen Bauweise in die umgebende Landschaft; wir empfinden noch einmal in der Erinnerung, wie wir das bäuerliche Anwesen den Bodenformen der Mutter Erde sich anschmiegen sahen, einerlei, ob wir im Hochgebirge oder den waldgrünen Höhenzügen Mitteldeutschlands, den Ebenen des Nordens oder an der Meeresküste wanderten. Wir freuen uns ferner noch einmal an dem Zusammenklang des einzelnen Hauses mit der zugehörigen seine wirtschaftliche Grundlage bildenden Umgebung und mit den Wohnbauten benachbarter Dorfgenossen. Das Haus selbst tritt nun weiter deutlicher hervor als Denkmal der Baukunst und als Stätte einheitlichen Familien- und Wirtschaftslebens, in dieser Hinsicht von stärkstem Eindruck auf Auge und Gemüt. So empfinden wir deutsche bäuerliche Wohnweise als Ausdruck von Landschaft und Wirtschaft, von Dorfleben und Familienleben, von Baukunst und Stammestum. Wir stehen staunend ob der Mannigfaltigkeit der Formen des deutschen Bauernhauses und seiner Bindungen an Gegebenheiten verschiedenster Art.

Gehen wir nunmehr zu der wissenschaftlichen Betrachtung des deutschen Bauernhauses über, so ist es in baulicher, kulturgeschichtlicher, soziologischer und geographischer Hinsicht ein Gebilde voll mannig-

sachster Beziehung. Eine große Reihe einzelner Bauformen von urwüchsigen Hütten und bodeneingetieften Vorratsgebäuden bis zu den stolzen hochragenden Prachtbauten in Oberbayern und im Berner Oberland, in Niedersachsen und den Nordseemarschen, treten auf und müssen nun in formaler Hinsicht erfaßt und übersichtlich gestaltet werden. Eine Unmenge von Baustoffen, wie sie der Boden und die Pflanzenwelt bieten, treten auf und müssen in ihrer Geeignetheit für Wohn- und Wirtschaftsbauten geprüft werden. Hinzu kommen die verschiedensten Konstruktionsweisen, deren jede ihre besondere Herkunft und Entwicklung hat. In gleicher Weise ist der Zweck der verschiedenen Bauten und ihrer Einzelräume höchst mannigfaltig: Menschen und Tiere, Vorräte und Arbeit müssen ihren nach Lage und Umfang geeigneten Raum haben. Das führt uns zur Wirtschaft als Objekt bei der Hausgestaltung und zum Menschen als Subjekt bei der Hausgestaltung. So wird das Bauernhaus eine Stätte innigster Lebens- und Arbeitsgemeinschaft, eine Tatsache, die der Behausung innerhalb des Volkslebens eine besonders wichtige Stätte anweist und dementsprechend auch innerhalb der Volkstumskunde. So wollen wir, wenn wir das Haus vom soziologischen Standpunkt aus betrachten, des Wortes von Peter Rosegger eingedenk sein: Das Haus ist das Kleid der Familie.

In geschichtlicher Beziehung finden wir Entwicklungsreihen der Hausformen in Abhängigkeit von Wirtschafts-, Kultur-, Staats- und Stammesgeschichte. Hier bemerken wir bald, daß Einzelteile und Einzelräume, wie etwa der Ofen oder die Stube, ihre eigene Entwicklung haben und nicht an irgendeine Grundform unlöslich gebunden sind. Auch Konstruktionsteile und Nebenräume, Sonderbauten, wie Speicher und Scheune, haben ihren eigenen Werdegang. Wenn wir diese Dinge einzeln verfolgen wollen, wächst gleichmäßig die Schwierigkeit der Forschung und die Genauigkeit und Wichtigkeit ihrer Ergebnisse.

Eine Eigenschaft des Bauernhauses, die uns besonders ins Auge fällt, ist seine starke Bodenständigkeit, die es gegenüber anderen Erscheinungen der Sachkultur besitzt. Aus dieser Erdgebundenheit ergeben sich nicht nur die mannigfachsten ursächlichen Bindungen, sondern auch ein gewisser Grad von Beharrlichkeit hinsichtlich der Verbreitung: während eine Truhe und ein Schrank, ein Salzfaß und eine Hechel ohne allzu große Schwierigkeit aus einem Dorf in das andere, aus einer Landschaft in die andere verschleppt werden können, wechselt das Bauernhaus als solches seinen Standort nie. Etwas anderes ist es mit der Vortragung seiner Form in andere Gebiete. Derartiges kommt zu allen Zeiten vor, erreicht aber wiederum nicht den gleichen Grad von Beweglichkeit, wie er bei der Übertragung von Formen etwa der Möbel und der Verkehrsgeräte vorkommt. So eignet der Ausbreitung von Hauseigenschaften eine gewisse Langsamkeit, die es aber im Laufe von Jahrhunderten natürlich trotzdem zur Eroberung weiter Landstrecken bringen kann. Jede einzelne Hauseigenschaft hat, wie innerhalb der Volkssprache jedes einzelne Wort, seine eigene zeitliche Entwicklung und räumliche Ausbreitung.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß das Bauernhaus infolge der Vielfältigkeit seiner Beziehungen von vielen verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet werden kann. Da wir hier die Aufgabe haben, alle Erscheinungen in bezug auf das Volkstum darzulegen, so müssen wir diejenigen Tatsachen in den Vordergrund stellen, welche die volkstümliche Bauweise in möglichst enger Beziehung zum Volksmenschen und zu seinem reichen Lebensinhalt zeigen. Wir können uns daher nicht auf die durchgehende Betonung eines einzigen Gesichtspunktes festlegen. Vielmehr werden wir uns der Tatsache anzupassen haben, daß, nach Zeit und Landschaft verschieden, einmal die Wirtschaft, ein andermal die Siedlungsgeschichte, drittens das Künstlerische, ferner die Eigenschaft des Hauses als Raum des Gemeinschaftslebens usw. als das Wichtigste in den Vordergrund tritt. Wie jede volkstumsgeographische Landkarte, so soll auch unsere Darstellung deutscher volkstümlicher Bauweise danach streben, ein möglichst getreues Spiegelbild des wirklichen Tatbestandes zu sein.

2. Möglichkeiten der Gruppierung.

Wie aber ist es möglich, der unendlichen Mannigfaltigkeit des deutschen Bauernhauses Herr zu werden und sein Wesen, sein Werden und die Vielheit der gegenwärtigen Formen in eine Übersicht einzuspannen? Entsprechend der Anzahl der Haupteigenschaften des Hauses kann die Gruppierung in mehrfacher Weise erfolgen. So gibt uns zunächst der Baustoff die Möglichkeit, reine Holzbauten, wie sie z. B. in Velden am Wörther See in Kärnten vorkommen, den reinen Steinbauten gegenüberzustellen, wie sie durch die Tuffsteinhäuser in Rieden am Laacher See im Rheinland vertreten sind. Hinzu treten Häuser, wo Holz und Stein als Baustoffe vereinigt sind, und zwar entweder hintereinander angeordnet, wie beim ehemaligen Pfarrhaus in Prätz in Graubünden, oder übereinander, wofür Tiefenbach bei Waldmünchen in der bayrischen Oberpfalz Belege bietet, oder in gegenseitiger Durchdringung, wie es uns Gustav Wolf am ostdeutschen Hause in Masuren zeigt. Auch der Lehm ist zu berücksichtigen, sei es, daß die Mauern des Hauses aus Strohlehmsteinen bestehen, oder ein Holzbau, durch schützende Lehmumkleidung vor Feuersgefahr geschützt werden soll, wie dies am deutlichsten der Laimes in Oberschlesien, z. B. aus Rokitsch im Kreise Kosel, zeigt. Greifen wir innerhalb des Holzes als Baustoff die verschiedenen Verwendungsarten heraus, so können wir den Fachwerkbau, der das Hauptgebiet beherrscht, und den Blockbau, der im ganzen waldreichen Osten von den Alpen bis Ostpreußen vorkommt, einander gegenüberstellen, schließlich den Ständerbohlenbau des Schwarzwaldes und im Oberharz den vereinzelt auftretenden Ständerblockbau zufügen, welch letzterer anläßlich der Anfertigung von Bauernhausmodellen soeben neu entdeckt wurde. Innerhalb der Dachformen ergeben sich zwei Haupttypen, nämlich das Pfettendach des Südens, bei dem das Gespärre auf waagerechte Längsbalken aufgehängt wird, und das Kehlbalkendach, bei dem festere Innenverbindung durch den zwischen den Sparren eingezogenen Kehlbalken entsteht.

Ein anderes Mittel für die Einteilung der Formenfülle deutschen volkstümlichen Wohnbaus ist der Grundriß. Wir haben zwischen zwei Grundtypen zu unterscheiden, nämlich der Rundform und der rechteckigen. Erstere ist sehr selten; sie erscheint als urwüchsige Urform, die für einfachste Bauten geeignet ist, nur bei der Köhlerhütte, wie sie im Harz auftritt, und dann bei den Rundscheunen, die vereinzelt in Hinterpommern auftreten. Der rechteckige Grundriß zeigt entweder eine Längsaufteilung der Fläche, wie sie in Niederdeutschland häufig ist, und eine Queraufteilung, welche das übrige deutsche Volksgebiet beherrscht (abgesehen von einigen verstreut auftretenden Sonderentwicklungen teilweiser Längsgliederung). Die Längsteilung ist wesentlich für die große Familie der niedersächsischen Formen und jene der Friesenhäuser, sowie für eine größere Anzahl der Mischformen im ostdeutschen Kolonisationsgebiet. Die Querteilung, welche stärkere Trennung schafft, ist für weiteste Gebiete sehr bezeichnend. Wir finden sie gleichermaßen im Allgäu wie im Berner Oberland und im Elsaß, in den mitteldeutschen Landschaften, ebenso beim ostdeutschen Haus und bis nach Niederdeutschland hinein bis zur niedersächsischen Hausgrenze.

Als weiterer Einteilungsgrundsatz könnte die Stellung des Hauses zur Straße betrachtet werden. Doch ist dies mehr als äußeres Merkmal zu werten, da hiermit noch nichts über die eigentliche Grundrißgestaltung des Hauses ausgesagt ist. (Zu beachten bleibt natürlich, daß die Längsteilung und die Querteilung im Zusammenhang der Gehöftbildung und der Dorfbildung starken Einfluß auf die Straßenstellung gewinnen können, wie umgekehrt die letztere sowohl Umbauten von der Längsteilung zur Querteilung wie auch von der Querteilung zur Längsteilung zur Folge haben kann.) Die für das Straßenbild in Dorf und Stadt Deutschlands so bedeutsame zwiefache Möglichkeit, ob Giebelhaus, ob Traufenhaus, ist hier zu nennen. — Für die Formenübersicht kann man auch die Gebäudeanzahl und das Maß der Einheitlichkeit bei ihrer Zusammengruppierung heranziehen. Zwei Hauptstrebungen treten hier deutlich hervor, nämlich einmal die nach möglichst einheitlichem Dach, zum andern die Trennung der Dächer. In beiden Fällen lassen sich wiederum je drei Unterstufen feststellen nach dem Maße der Einheitlichkeit dort, der Mehrhäusigkeit hier. Das nach Einheitlichkeit gerichtete Streben erreicht entweder ein völliges Einheitshaus oder ein Einhaus oder eine bloße Hintereinanderschaltung. Das ausgesprochene Einheitshaus ist am bekanntesten in den wundervollen Beispielen bei Friesen und Niedersachsen, Alemannen und Bayern. Für die wirtschaftliche und künstlerische Wirkung bestimmend sind hier häufig die großen Ausmaße des Hauses, wie viele Belege dartun, wie in Gettau in Oberbayern, Kirnbach im Schwarzwalde, in Wehdel bei Bersenbrück und im Roten Hauberg bei Husum. Doch ist auch bei diesen Volksstämmen vielfach ein völliges Einheitshaus trotz kleineren Ausmessungen des Gebäudes vorhanden, wie z. B. der inselfriesische Typus auf Spiekeroog, der oberbayrische in Waidach bei Wolfratshausen usw. Von einem Einhaus reden wir, sobald nicht völlige innere Einheitlichkeit, wie sie das Niedersachsenhaus im höchsten Maße zeigt, erreicht ist, sondern nur das Vorhandensein eines einzigen Baues trotz innerer Zerteilung und Trennung. Ein guter Beleg hierfür ist u. a. das Oberharzer Haus, das unter dem Einfluß des niederschlags- und windreichen Klimas aus kleinem quergeteilten Anwesen durch Anfügung, Aufstockung und weiteren Anklapp zu einem umfangreichen Gebäude mit annähernd einheitlicher Bedachung anwächst. Hier schaffen Urform und Wirtschaftsentwicklung innere Mehrteiligkeit, das Klima jedoch äußere Einheitlichkeit. Letztere läßt sich nicht im gleichen Maße erreichen bei der Hintereinanderschaltung mehrerer Sondergebäude, wie sie z. B. in Irmenbach im Hunsrück vorliegt und in vielen mitteldeutschen Gebirgen geübt wird. Dabei wird zwar eine gleiche Firstlinie der Bauwerke angestrebt, aber in wohnlicher und wirtschaftlicher Beziehung macht sich die ursprüngliche Trennung deutlich genug bemerkbar.

Diese prägt der Gesamtanlage völlig ihren Stempel auf, sobald getrennte Dächer bei Winkelung des Grundrisses auftreten. Aus der hier vorhandenen Formenfülle heben sich drei Gestaltungen heraus, nämlich der Zweiseithof, der Dreiseithof und die vierseitige Anlage, zwischen denen natürlich Übergangsformen bestehen. Beim Zweiseithof stoßen die beiden Bauwerke entweder aneinander, wofür unter vielen Beispielen solche aus der Gegend des Hohen Venns und des Eichsfeldes zu nennen sind, oder sie laufen parallel, wofür von zahlreichen Belegen solche der Kleinbesitzer auf dem Unterharz und der Weinbauern in Niederösterreich erwähnt seien. Auch der Dreiseithof hat zahllose Vertreter, unter denen die der Freistädter Gegend in Oberösterreich wegen ihrer Stattlichkeit und Schönheit hervorzuheben sind. Die vierseitige Anlage bei mehrhäusigen Anwesen führt von der lockeren Anfügung beim Vierseithofe zu der völligen inneren Verschränkung des Vierkantes. Wirtschaftlich und künstlerisch gleichermaßen befriedigend sind die Vierseithöfe am Südrande des Harzes, die sich nicht selten zu einer burgähnlichen Anlage von prächtiger Geschlossenheit heranbilden. Die Geschlossenheit steigert sich zur völligen Verschränkung im Vierkant, wie er in Oberösterreich, in Niederbayern und auf weiten Strecken von der Altmark über Pommern bis Ostpreußen herrscht. Im stärksten Gegensatz zu einer so gesteigerten Zusammenziehung der Mehrhäusigkeit bei Winkelung des Gesamtgrundrisses steht die völlige Trennung der Gebäude, wie sie der Gruppenhof in manchen Bezirken der Ostalpen aufweist.

Ähnlich wie im Grundriß sich Einräumigkeit und Mehrräumigkeit als einfache und verwickeltere Formen nebeneinanderstellen, treten auch in der Aufbauweise eine einfache und mehrere geteilte Formen nebeneinander. Man kann hier von ebenerdigen und von gestelzten Häusern sprechen. Die urwüchsigere Gestaltung ist natürlich bei den ersteren zu suchen, die ihrerseits wieder auf die unmittelbar dem Boden aufsitzende Dachhütte oder auf die Dachhütte über eingetieftem Raume zurückgehen. Von der Dachhütte führt dann eine ununterbrochene Entwicklungsreihe zum Niedersachsenhaus mit aufgeständerten sparrentragenden Querbalken. Dieses alte Sachsenhaus ist in seinen meisten Teilen durchaus ebenerdig, insofern Wohn- und Wirtschaftsräume sämtlich zu ebener Erde liegen; bezeichnend dafür ist auch das durchschießende Ständerwerk, das in erheblicher Höhe von der Schwelle bis zum Balken oder bis zum Rahmenholz durchgeht: so bleibt der Hauptkörper des Hauses durchaus erdgebunden. Sobald beim Sachsenhaus die Haupthöhenmaße durch eingezogene Senkbalken halbiert werden oder statt des durchschießenden Ständerwerks geteilte Geschoßkonstruktion eintritt (wie dies an der ganzen Südgrenze unter mitteldeutschem Baueinfluß häufig ist), entsteht eine Zweigeschossigkeit, deren oberer Teil nicht mehr erdgebunden ist. Solche Stockwerkshäuser sind im ganzen mittel- und oberdeutschen Haustypengebiet häufig, ohne doch dort ausschließlich zu herrschen. Das Wesentliche einer solchen Anlage ist die völlige Selbständigkeit der beiden Geschosse, deren jedes in sich abgezimmert ist; das Untergeschoß enthält Ställe und andere Wirtschaftsräume, das Obergeschoß die Wohnräume. Diese Zweigeschossigkeit kann sich auch zur Mehrgeschossigkeit steigern. So sehr Ebenerdigkeit und Aufstelzung in Gegensatz zueinanderstehen, sind sie doch nicht zur grundsätzlichen Aufteilung der deutschen Haustypen geeignet, da sie, namentlich in Süddeutschland, in starker Vermengung nebeneinander auftreten.

Zur Einteilung der Hausformen hat man auch die Anzahl der Feuerstellen herangezogen, indem man das Einfeuerhaus dem Zweifeuerhaus gegenüberstellte. Die Urform eines ursprünglich einfeuerigen Hauses hatte sich in weiten Bezirken des niedersächsischen Typengebietes bis vor kurzem noch mehrfach erhalten: der Herd war gleichzeitig die Kochstelle für die Bereitung der Speisen und die Wärmestelle für die Behaglichkeit des Aufenthaltsraumes. Zweifeuerstellen dagegen sind für das oberdeutsche Haus bezeichnend, nämlich der Herd im Flur oder im abgetrennten Küchenraum und der Ofen zur Erwärmung der für sich ausgebildeten Stube. Schließlich ist noch zu erwähnen, daß man auch das Vorhandensein einer Vorlaube am Gebäude zur Aufstellung eines besonderen Haustypus, nämlich des ostdeutschen, benutzt hat. Als eine Art Vorstufe zur Vorlaube kann das Umgebinde gelten, wie es in Sachsen, Schlesien und Böhmen an vielen Bauwerken gefunden wird, und zwar entweder nur an einer Hausseite oder an mehreren Seiten. Die entwickelte Vorlaube, die nicht selten aus einem kleineren Aufenthalts- und Durchgangsraum zu einer größeren Durchfahrt mit Obergeschoß sich ausgestaltet, tritt entweder an der Giebelseite oder an der Traufenseite des Gebäudes auf. Beispiele hierfür liegen in großer Zahl aus Schlesien und Posen, Brandenburg und Pommern und Ostpreußen vor.

Schließlich sei noch erwähnt, daß zur Übersicht über die deutschen Bauernhaustypen die Festlegung des Zeitstiles, dem sie etwa angehören sollten, nicht geeignet ist. So sehr man die Zugehörigkeit der Bürgerhäuser in den Städten zur Romanik oder Gotik, zur Renaissance oder zum Barock, zum Rokoko oder Klassizismus benutzen kann, sie nach ihrem zeitlichen Stilwillen und ihrer künstlerischen Bedeutung einzuordnen, so wenig ist das beim Bauernhaus möglich. Bleibt schon beim Stadthause die altüberlieferte Hauptform sehr häufig von jeglicher wesentlichen Beeinflussung durch die zeitlich bedingten Kunststile unabhängig, so entzieht sich das Wesen des Bauernhauses diesem völlig. Allerdings könnte man zwischen einzelnen Haustypen und einzelnen Zeitstilen Ähnlichkeiten finden, wie z. B. der niedersächsische Volksstil des Bauernhauses und der gotische Zeitstil der Hochkultur in der Betonung des Konstruktiven und der Konzentrierung der Baumassen auf mehrere ausschlaggebende Stützpunkte miteinander zu vergleichen sind. Auch schleichen sich einzelne Stilmerkmale aus der Stadtkultur in die ländliche Bauweise ein, wie z. B. innerhalb des Fachwerks die gotisierende Spitzbogenstellung von je zwei Kopfbändern oder die waagerecht gürtende Reihung von Füllbrettern, wie sie der renaissancemäßigen Betonung der waagerechten Linie entspricht, oder auch barocke Gestaltung von Türstürzen, rokokomäßige Zierlichkeit in den Oberlichten usw. Dem Wesen des Bauernhauses

bleibt das alles aber innerlich fremd, so daß es, obschon zu erfreulicher künstlerischer Belebung beitragend, zur wissenschaftlichen Einteilung keineswegs geeignet erscheint.

Daß die meisten der eben angeführten Gesichtspunkte bei der Gruppierung der deutschen Hausformen berücksichtigt werden müssen, ist selbstverständlich. Als besonders wichtig treten unter ihnen der Grundriß, die Aufbauweise und das Maß der Einheitlichkeit hervor. Wollen wir uns ihrer zur Übersicht bedienen, so ist von vornherein klar, daß sie alle drei zur Geltung kommen müssen; es fragt sich nur, welche dieser drei Gegebenheiten die Haupteinteilung abgeben soll, innerhalb deren dann die beiden andern weitere Abstufungen ergeben. Es scheint am zweckmäßigsten zu sein, die Gestaltung des Grundrisses zum Haupteinteilungsgedanken zu wählen, weil sich hier zwei klare einfache Grundformen finden, die der Fülle der Formen gegenüber ihr ordnendes Recht behaupten, nämlich die Längsteilung und die Querteilung; gleichzeitig ergeben sich hier hinsichtlich der Verbreitung ganz gewaltige Länderstrecken, welche in der Form übereinstimmen und so die geographische Übersicht wesentlich erleichtern. Hinzu kommt, daß hier die Gegenüberstellung des Entweder — Oder häufiger und klarer durchgeführt werden kann als bei einem Vergleich innerhalb der verschiedenen Aufbauweisen oder innerhalb der verschiedenen Grade der Einheitlichkeit.

278. Der Herd im Bauernhaus zu Ostenfeld (Kr. Husum). Rechts sieht man in die Sitten (Hörn) hinein. (Nach Meiborg, Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig, s. Abb. 279.)

3. Die längsgeteilten Häuser Norddeutschlands.

Für weite Strecken Norddeutschlands ist im volkstümlichen Wohnbau die Längsteilung des rechteckigen Grundrisses außerordentlich bezeichnend. In dieser Beziehung tritt der größte Teil von Norddeutschland in einen grundsätzlichen scharfen Gegensatz zu der quergeteilten Form des Grundrisses, wie er in Mitteldeutschland ausschließlich herrscht und gleichfalls in Süddeutschland mit wenigen Ausnahmen, in der Schweiz, Österreich und den auslandsdeutschen Gebieten auftritt. Angesichts dieser starken Gegensätzlichkeit, die ich bereits bei meiner ersten Haustypenkarte des Deutschen Reiches der Einteilung zugrunde legte und die späterhin auch Klöppel als Fachmann der Baukunst aufs schärfste herausgearbeitet und baukundlich unterbaut hat, können wir getrost von einer norddeutschen Eigenart in der bäuerlichen Bauweise reden. Bei näherem Zusehen ergibt sich, daß der Osten des norddeutschen Tieflandes nur zum Teil die Längsteilung aufweist, da hier infolge ostdeutscher Formen und einer verwickelten Besiedlungsgeschichte sich die Längsteilung nur zum Teil durchgesetzt hat. Der übrige Bereich Norddeutschlands wird, von einigen Ausnahmen in Holstein, Mecklenburg und der Altmark und dem südöstlichen Niedersachsen abgesehen, von Ausnahmen, wie wir sie noch würdigen werden, von längsgeteilten Hausgrundrissen erfüllt. Wir können hier drei Hauptformen unterscheiden, nämlich die friesischen Typen an der Waterkante in einem verhältnismäßig kleinen Bezirk, aber dabei von großer und um so auffälliger Mannigfaltigkeit beherrscht, ferner die ihnen verwandte und unter sich eng verbundene Familie der rein niedersächsischen Haustypen und

279. Grundriß eines Ostenfelder Niedersachsenhauses (Kr. Husum). Der Herd steht für sich am Ende der Diele. (R. Meiborg, a. a. O.) I. Diele, II. Herd, III. Kammern, IV. Ställe, V. Sitten [Hörn], s. Abb. 278, 280.

280. Längsschnitt durch eine Hausdiele in Ostenfeld. (Nach Meiborg, a. a. O., s. Abb. 278, 279.)

schließlich die der letzteren sich formal, zeitlich und räumlich anschließende Gruppe der altsächsischen Mischformen in Ostniederdeutschland.

a) Das Mittellängsdielenhaus der Niedersachsen.

Das altberühmte Niedersachsenhaus ist in besonders hohem Grade als Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit deutschen Hausformen geeignet. Das gilt in mehrfacher Hinsicht. Zunächst hat es eine besonders altertümliche Form von ausgesprochen germanischer Raumgestaltung bewahrt. Ferner ist es im höchsten Grade Spiegel bäuerlichen Lebens und Wirtschaftens. Drittens ist es als Gesamtform von höchster Einheitlichkeit und Schönheit durchdrungen und zeigt uns in dieser Hinsicht wie kein zweites in wundervoller Klarheit konstruktives Gefüge als Grundlage für Form und Benutzung und höchste Zweckmäßigkeit als Grundlage höchster Schönheit. Wie das einzelne Sachsenhaus der künstlerischen Grundforderung „Einheit in der Vielheit" vollkommen gerecht wird, so auch sein Werden in der Zeit und seine Verbreitung im Raume. In diesen beiden Beziehungen tritt immer wieder die einheitliche Grundform hervor, die in mehr als einer Hinsicht durch selbständige Entwicklung oder durch Übernahme fremder Anregungen bereichert wird, ohne dadurch ihren Hauptgrundzug zu verlieren. So wird die ganze Entwicklungsgeschichte des niedersächsischen Volksstiles und sein ganzes Ausbreitungsgebiet von einer wundervollen Klarheit beherrscht, die uns immer wieder anzieht.

Wenn wir uns jetzt mit dem Typus des Niedersachsenhauses eingehender befassen wollen, so werden wir uns bemühen, dabei Grundriß, Aufbauweise, Schönheit und Benutzung des Hauses gleichmäßig zu berücksichtigen. Wir hoffen, dieses um so leichter zu können, da ja diese vier Erscheinungen gerade beim Sachsenhause in besonders hohem Grade unmittelbar zusammenhängen. Das alte Sachsenhaus bildet im Grundriß ein langgestrecktes Rechteck, das vorne den Wirtschaftsteil und hinten den Wohnteil umschließt. Es entsteht mithin ein ausgesprochenes Einheitshaus, welches von einem einzigen Riesendache überdeckt ist. Der Wirtschaftsteil zeigt im Grundriß und Aufbau eine deutliche Dreischiffigkeit. Er ist von der vorderen Schmalseite aufgeschlossen, und zwar so, daß in der Mitte ein großes Einfahrtstor in das hohe Mittelschiff hineinführt, die Diele, welche zugleich als Dreschtenne und Stallgasse dient; denn

281. Holzkonstruktion des Niedersachsenhauses. Altes Pfarrhaus, jetzt Pfarrscheune in Grube (Kr. Cismar, Holstein) aus dem Jahre 1569. hs = Hövdständer, hb = Hörnbalken, hp = Hövdplat, hr = Hövdriegel, it = Intug, mp = Murplat, sp = Sparren, stp = Stallsparren, uz = Unterzug. Das Haus wird von dem Ständerwerk rechts und links der großen Mittellängsdiele getragen, an welches die Seitenschiffe nur angeklappt sind. (Nach Otto Lehmann, Das Bauernhaus in Schleswig-Holstein.)

Wohnseite des Bauernhauses Nr. 218 in Neuengamme (Vierlanden, Hamburg).

Niedersächsisches Haus aus Fachwerk mit Strohdach. Hintere Giebelseite: Wohnteil (Achterhus). – Die Ausführung zeigt Ziegelmuster verschiedenster Art, darunter solche von symbolischer Bedeutung.

Aquarell von Haase. Museum für Hamburgische Geschichte Hamburg.

Tafel XII.

282. Erdhütte in Krausmoor, Kr. Geestemünde. Urwüchsige Form der Dachhütte, bei der die Sparren auf dem Erdboden stehen.

283. Treppenspeicher von 1746 in Meinerdingen, östl. Walsrode, Kr. Fallingbostel, mit drei Geschossen, deren jedes für sich zugänglich ist. (Aufnahme: Ernst Brecht, Eickeloh.)

284. Hof Wäsleringen bei Stolzenau (Weser), 1715. Niedersachsenhaus mit Mittellängsdiele in der nördlichen Hauptform: Kübbungshaus mit niedrigen Außenlängswänden. (Kübbung heißt das beiderseits angeklappte Seitenschiff.)

285. Bauernhaus Deddens, Hollener Moor im Saterland (Oldenburg). Kübbungshaus mit niedersächsischer Diele, unter dem Hintergiebel ebenerdige Heukammer nach friesischer Art.

die beiden Seitenschiffe, welche die Diele an ihren Langseiten begleiten, beherbergen die Viehställe, die nach der Diele hin geöffnet sind. In bezug auf das innere Gefüge ergibt sich folgendes Bild. Die Längsdiele wird an ihren beiden Langseiten durch zwei Reihen von Ständern begleitet, die unten in längslaufenden Schwellen stehen, oben aber durch je ein Rähm ihren Längsverband erhalten. Quer über der Diele liegen die mächtigen Binderbalken, die auf die beiden Rähme aufgekämmt sind und beiderseits über diese überstehen; in diese überstehenden Balkenköpfe sind die Dachsparren hineingezapft, die ihrerseits oben durch einen Kehlbalken, das Hahnenholz, ihren Querverband erhalten, während die unter dem Gespärre untergenagelten schrägen Windrispen oder Schwertlatten den Längsverband abgeben, wie er dem Dache gegen den Winddruck die nötige Widerstandskraft verleihen muß. Innerhalb dieses großen Dachdreieckes zwischen Sparrenpaar und Binderbalken wird die gesamte Ernte an Getreide und Heu untergebracht, die also hoch über der Diele ruht: das Sachsenhaus birgt Balkenlast. Die Dachhaut mit ihrer Strohdeckung greift nun von diesem Hauptgespärre an den beiden Langseiten noch weiter hinunter auf die ganz niedrigen Außenlängswände, indem sie über kleinere Ansatzsparren, welche die Hauptsparren erdwärts verlängern, hinweg über die niedrigeren und oben abgeschrägten Seitenschiffe hingezogen wird.

Indem diese beiden Seitenschiffe außerhalb des inneren Hauptraumes der hohen Diele liegen, erscheinen sie als bloße Anhängsel, was durch ihre volkstümliche Bezeichnung als Kübbungen auch sprachlich betont wird. Denn Kübbung hängt mit dem Zeitwort ankübbeln (= anhängen) zusammen und bezeichnet so einen nur angehängten niedrigeren Gebäudeteil, genau wie beim Kirchenbau das Wort Apsis als Ableitung vom griechischen ἅπτειν (= anhängen) auch einen dem Hauptkörper der Kirche nur angefügten Bauteil bezeichnet.

Die innere Raumgestaltung des Sachsenhauses entspricht im höchsten Maße dem Grundriß und der Aufbauweise. Der Besucher betritt das ganze Gebäude durch das große Einfahrtstor in der Mitte der vorderen Giebelseite und steht nun auf der großen Diele, einer altgermanischen Halle, die er in ihrer ganzen Ausdehnung völlig überschaut und beherrscht, weil er am Anfang ihrer Mittelachse steht. In dem hohen, mäßig erleuchteten Raume erkennt er über sich als oberen Abschluß die mächtigen Balken und

286. Hintergiebel eines niedersächsischen Bauernhauses in Tarnewitz bei Boltenhagen, Klützer Winkel, Amt Grevesmühlen. Malerische Wirkung des strohgedeckten Krüppelwalms mit Vorkragung. (Aufnahme: Gottfried Peßler.)

seitlich die kraftvollen Ständer, deren Reihung seinen Blick nach dem anderen Ende der Diele lenkt. Dort bemerkt er das offene Herdfeuer, welches das Ende der Diele bezeichnet. Hier beim Herdplatz erweitert sich die Diele links und rechts bis zu den Außenlängswänden des Hauses, hier schaffen je eine kleine Tür und begleitende Fenster Zugänglichkeit und Beleuchtung von außen her. Es entsteht so ein wohnlicher Raum, der unmittelbar mit der Diele zusammenhängt, aber als etwas Besonderes durch Steinchenpflasterung gegenüber ihrem Lehmschlag abgehoben wird.

287. Backofen in Bleckmar bei Bergen, Kr. Celle. (Aufnahme: Ernst Precht, Eickeloh.)

Es ist das berühmte Flett, der schönste Raum, den Bauernkunst in deutschen Landen schuf. Das Flett bildet den Mittelpunkt für das Wohnen des Bauern und zugleich für die Beaufsichtigung der gesamten Wirtschaft. Mit Recht sind des großen Patrioten Justus Möser Worte über die Häuser der Niedersachsen als die in ihrem Plane besten weithin bekanntgeworden. Vom Herdplatze aus kann die Bäuerin den gesamten Betrieb überschauen, eine Folge der Einheitlichkeit der Gesamtanlage des Hauses. Der Zweckmäßigkeit des Flettes tritt seine große künstlerische Bedeutung zur Seite. Der von beiden Außenseiten durch Tageslicht und von seinem Mittelpunkte aus durch das Herdfeuer erleuchtete Raum tritt in wirksamen Gegensatz zur dunkleren Diele. Hohe Anrichten, mit blinkenden Tellern und Schüsseln aus Ton und Zinn besetzt, erhöhen den behaglichen Eindruck und durch das Lichterspiel des Geschirrs auch die farbige Wirkung. Uralte eichengeschnitzte Truhen und Schränke, bisweilen mit dem Hakenkreuz und Sechssternen geschmückt, sind einerseits Diener der Hauswirtschaft, andererseits Künder altüberlieferter Anschauung, wie sie auch in den Pferdeköpfen und Morgensternen und Spiralen zur Geltung kommen, welche die Balkenenden des Rähms (Holzdecke zum Tragen des Kesselhakens und zum Schutz gegen Funkenflug) über dem Herdfeuer zieren. Hinter der Herdwand liegen die Wohnstuben und Schlafkammern, welch letztere früher in Gestalt von Wandbetten an der Diele oder am Flett selbst angebracht waren. Dieser Wohnteil am hinteren Giebelende bildet einen querliegenden Abschluß des großen Einheitshauses. Der über ihnen vorhandene Stubenboden beherbergt das ausgedroschene Getreide. Erwärmt werden die Stuben durch Wandöfen, sog. Bilegger, welche vom Flett aus durch die Wand hindurch geheizt werden.

Wie in seiner Form, so ist das Sachsenhaus auch in seiner Verbreitung durch große Einheitlichkeit und Beharrlichkeit ausgezeichnet. Es erfüllt in prächtiger Geschlossenheit ganz Nordwestdeutschland von der Maas bis zum Oderhaff, vom Rothaargebirge

288. Grieben auf Hiddensee, Kr. Insel Rügen. Kleinform des längsgeteilten Hauses mit Türen in der Giebelseite. (Aufnahme: W. Peßler.)

289. Rügen. Kleinform des längsgeteilten Hauses mit Giebeleingang; malerisch durch das Strohdach mit Ganzwalm. (Aufnahme: W. Peßler.)

und dem Harzvorlande bis zur Zuidersee, dem Jadebusen, bis über die Schlei hinaus und bis zur Nordspitze der Insel Rügen. In diesem gewaltigen Bezirk herrscht überall als Hauptkennzeichen niedersächsischer Bauweise die Mittellängsdiele. Bei genauerem Zusehen ergeben sich noch eine Reihe von Abarten, die sich im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet haben. Solche Sonderformen zeigen sich sowohl hinsichtlich der Aufbauweise wie des Grundrisses. Die im Aufbau gekennzeichneten Abarten sind wichtiger und sollen daher zuerst behandelt werden. Hier treten zwei Hauptformen auf, welche sich in ihrem Querschnitt deutlich unterscheiden. Die ältere und häufigere Form ist das oben geschilderte Kübbungshaus, das nach seinen niedrigen angeklappten Seitenschiffen den Namen trägt (Abb. 281). Es ist von höchstem statischen Gefühl beherrscht, da es seine ganze Festigkeit aus den beiden Ständerreihen als der Diele gewinnt, offenbar ein Erbteil altgermanischer Baubegabung. Neben dieses Kübbungshaus tritt im ganzen Süden des Stilgebiets das Vierständerhaus in einem Landstreifen, der im Westen mit dem ganzen südlichen Westfalen in ziemlicher Breite beginnt und ostwärts ziehend über das Weser- und Leinebergland hin sich allmählich verschmälert. Dieses Vierständerhaus hat seinen Namen daher, daß die beiden Außenlängswände zu gleicher Höhe mit der Diele hochgezogen sind und die in ihr liegenden Ständer nun als dritte und vierte Unterstützung der mächtigen Querbalken erscheinen, die nun auf vier Stützen aufruhen. Das Vierständerhaus findet sich, wie gesagt, im Süden des sächsischen Stilgebiets, also in der Nachbarschaft des mitteldeutschen Hauses, von dem es die Hochwandigkeit übernommen zu haben scheint. Möglich auch, daß, wie Heinz Ellenberg neuerdings wahrscheinlich gemacht hat, besserer Boden und reichere Vegetation größeren Wirtschaftsertrag schuf und so die Verbreitung des Vierständerhauses auch zu Vegetationsgebieten Beziehung hat (Eichen-Birken-Wald für das Kübbungshausgebiet, Eichen-Hainbuchen-Wald für das Vierständerhausgebiet bezeichnend). Unter den mannig-

290. Niedersächsisches Vierständerhaus in Hannover-Wülfel, Dorfstr. 7. Die südliche Hauptform des Sachsenhauses mit hochgezogenen Außenlängswänden. Der Wohnteil schon zweigeschossig mit geteilter Geschoßkonstruktion.

Ka. Ka. Sw. Kü. St. schürdēle Kuh Pf. balken

291. Grund- und Aufriß eines Vierständerhauses in Basdorf, Kr. Frankenberg (Hessen). (Aus Peßler: Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung.)

292. Veckerhagen (Weser) östlich von Hofgeismar. Giebelhäuser mit Giebeleingang zum Flur (nicht Diele) an der Südgrenze des Sachsenhauses. (Aufnahme: M. Freytag, Münden.)

fachen Grundrißgestaltungen treten gleichfalls zwei ausgeprägte hervor, nämlich die oben gekennzeichnete Flettdiele und die Durchgangsdiele, die besonders im Süden und Osten auftritt. Bei letzterer durchschneidet die Diele das ganze Haus, wobei die Wohnstuben in die hinteren Enden der beiden Seitenschiffe verlegt werden. Verstärkter mitteldeutscher Einfluß erscheint nahe der Hausgrenze sowohl im Grundriß wie im Aufbau: man gibt dort den Wohnstuben gerne Vorderlage und dem Aufbau ein zweites Geschoß, häufig sogar mit geteilter Geschoßkonstruktion im Gegensatz zum durchschießenden Ständerwerk des reinen Sachsenhauses.

b) Die längsgeteilten Mischformen Ostniederdeutschlands.

Wenn Erkenntnis und Erklärung des tatsächlichen Bestandes Ziel unseres ernstlichen wissenschaftlichen Strebens ist, so müssen wir es uns wie in der Volkskunde im allgemeinen, so in der Hausforschung im besonderen angelegen sein lassen, Reinformen und Mischformen einerseits, Reingebiete und Vermengungsgebiete andererseits scharf voneinander zu trennen. Wie die Sprachforschung, so hat auch die Hausforschung schon länger erkannt, daß es gleichermaßen auf die Herausarbeitung der Zentralgebiete oder Kernbezirke wie auf die der Grenzlinien und Grenzräume ankommt. Im Kernbezirk der Verbreitung findet sich meistens eine ausgesprochene Reinform, und zwar vorwiegend als alleinherrschend. An den Grenzen des Verbreitungsgebietes tritt neben ihr eine fremde Form auf, die also mit ihr ein Vermengungsgebiet zweier verschiedener Typen bildet. Im Lauf der Zeit entsteht als Ausgleichsform zwischen diesen beiden entgegengesetzten Formen eine Mischform, welche Merkmale von beiden in sich vereinigt.

Ein besonders gutes Beispiel für die Bedeutung der Grenzbezirke für die Herausbildung neuer Mischformen bietet das ganze östliche Vorland des reinen Sachsenhausgebietes. An der gesamten Hausgrenze entlang findet sich ein Vermengungsgebiet, das von der oberen Weser über Braunschweig, die Altmark, die Prignitz und Mecklenburg dem Oderhaff zustrebt. Hier treten überall reine Längsdielenhäuser neben ausgesprochenen Querteilungshäusern auf. Eine beinahe klassische Stufenfolge des Grades der beiderseitigen Vereinigung wird durch zahlreiche Beispiele belegt. Einmal stehen in demselben Dorfe die zwei verschiedenen Haustypen nebeneinander, aber in getrenntem Besitz; zweitens treten dieselben auf dem gleichen Anwesen zusammen als Teile eines und desselben Besitztums, aber durch zeitliche Entstehung getrennt auf; drittens rücken sie zu einer neuen zusammengesetzten Hausform dicht aneinander, sei es, daß die quergeteilte Anlage dem einen Seitenschiff des Längsdielenhauses als besonderer Vorbau vorne angehängt wird oder daß ein Querhaus mit gleicher Straßenflucht neben das Längshaus tritt und mit ihm unter Änderung der beiden Dächer zu einem neuen Traufenhaus, in welchem nun die ehemalige Längsdiele als Querdiele erscheint, wird. (Ein Fall der innigsten Durchdringung beider Baugedanken liegt dann vor,

wenn der Grundriß niedersächsisch bleibt, der Aufbau aber der mitteldeutschen Geschoßteilung folgt.)

Der Streifen dieses Vermengungsgebietes wird nun nordostwärts immer breiter und tritt dadurch als geographisches Gebilde in Gegensatz zu dem Verbreitungsgebiet des niedersächsischen Vierständerhauses, das ja von Südwestfalen bis zum Oderhaff immer schmäler wurde. Wir haben hier also ein Vermengungsgebiet von reinen Sachsenhäusern, reinen Querteilungshäusern und zahlreichen Mischformen vor uns. Besondere Beachtung verdient nun eine Mischform, bei der zwar die Längsteilung noch vorherrscht, aber die große Längsdiele nicht mehr vorhanden ist, sondern nur noch in Gestalt eines schmalen Flures weiterlebt.

293. Ostelbisch-altsächsische Übergangsform des niederdeutschen Haustyps. Schraffiert ist der Wohnteil. (Nach Peßler, Haustypengebiete, Deutsche Erde, Jahrgang VII.)

294. Grundriß eines Bauernhauses in Herzberg in der Mark, Kr. Ruppin. Die Ställe sollen 1779 angebaut worden sein. (Aus: Archiv der Brandenburgia Bd. V.)

Diese Form (Abb. 293) wurde von mir vor einem Vierteljahrhundert (Deutsche Erde, Gotha 1908, Sonderkarte 3) als ostelbisch-altsächsische Übergangsform bezeichnet. Ich wählte absichtlich den Ausdruck Übergangsform, um damit anzudeuten, daß sie nicht, wie so manche Mischform, zwischen den beiden getrennten Typen mitten inne stehe, sondern mehr dem niedersächsischen Grundgedanken zuneige. Diese Übergangsform findet sich bisweilen in dem genannten Vermengungsgebiet am Rande des reinen sächsischen Stiles neben den anderen Formen, zahlreicher und ausgeprägter aber in dem weiten Vorland von der mittleren Elbe über die Kurmark nach Pommern, Posen, dem Weichselgebiet und scheinbar noch darüber hinaus. Bei dieser Form durchschneidet ein Längsflur das ganze Haus, begleitet vorne von den Stuben, hinten von den Viehställen, während die Küche links oder rechts vom Längsflur angebracht ist. Bei den kleineren Ausmaßen des Gesamthauses sind Nebengebäude noch nötiger als beim Sachsenhause, zu dem doch auch schon Scheune und Speicher als Sonderbauten hinzutraten. Bisweilen ist die Anlage durch ein Torhaus zugänglich. In der Mark reicht diese Form bis zur Linie Dahme, Zossen, Berlin, Bernau und Oderberg hin.

In formaler wie geographischer Beziehung wird diese ostelbisch-altsächsische Übergangsform durch die altsächsisch-mitteldeutsche Mischform fortgesetzt. Bei dieser sind zwei Schritte der Entfremdung vom niedersächsischen Baugedanken getan, nämlich einmal die weitere Bekämpfung der freien hohen Längshalle sowohl durch Querabschluß wie durch Einfügung querliegender Bauteile, andererseits durch die Errichtung eines mehr oder minder geschlossenen Gehöftes vor dem Haupthause. Wir dürfen hier ergänzend bemerken, daß ja im Gegensatz zu der niedersächsischen Einheitshausanlage die Gehöftbildung eine Neigung des mittel- und oberdeutschen Haustypus ist. Das Haupthaus ist zwischen den beiden Vorderstuben auch noch von der Giebelseite aus zugänglich, aber durch einen Flur, der viel kürzer ist als bei der ostelbischen Übergangs-

295. Grundriß eines Bauernhauses in Prenden, Kr. Niederbarnim. Die Stube links für den Altenteiler. (Aus: Archiv der Brandenburgia Bd. V.)

296. Grundriß einer Gehöftanlage in Hennickendorf, Kr. Luckenwalde-Jüterbog. Wohnhaus mit Vorbau für den Altsitzer. (Aus: Archiv der Brandenburgia Bd. V.)

form und vor der Küche steckenbleibt, die mithin mitten im Gebäude liegt (Abb. 294). Die Küche wird von zwei Kammern flankiert und auf der Rückseite durch einen Querflur vom hinteren Teil des Hauses getrennt, der Pferde- und Kuhstall nebeneinander als Abschluß des Gesamtgrundrisses enthält. Hinsichtlich der Aufbauweise ist zu bemerken, daß manche der ostelbischen Übergangsformen diejenige des Kübbungshauses haben, von der weiterhin einzelne Kübbungen sich tief in den Bezirk dieses großen ostniederdeutschen Mischformenvermengungsgebietes hinein erstrecken. In wie hohem Maße dieses hausgeographische Bild Ostniederdeutschlands mit der Besiedlung des gleichen Bezirkes mit Angehörigen verschiedener deutscher Volksstämme zusammenhängt, liegt auf der Hand.

297. Grundriß eines mecklenburgischen Querdielenhauses in Schlemmin, Amt Güstrow-Land. (Nach Pries, Die Entwicklung des mecklenburgischen Niedersachsenhauses zum Querhause.)

In welchem Maße auch andere Einflüsse hineinspielen, zeigen neuere Forschungen in Mecklenburg und Pommern. Bekannt sind die vielfältigen Arbeiten von Folkers über das Haus Mecklenburgs. Es ist das Verdienst von Johann Friedrich Pries, in Mecklenburg im niedersächsischen Küstengebiet von Grevesmühlen bis östlich von Rostock ein eigenartiges Querdielenhaus genauer behandelt zu haben, dessen Wohnteil sich um die vom Giebel zugängliche Küche gruppiert, also von der Schmalseite aus zugänglich ist. Dagegen erscheint nahe dem Hintergiebel eine Querdiele, deren für ein Fuder ausreichende Höhe bei dem tiefen Herabreichen des Daches entweder durch einen Einschnitt in die Abseiten, also in den unteren Dachrand, oder durch bogenförmige Hebung der Dachtraufe über dem Tor befahrbar gemacht ist (Abb. 297). Pries sieht das Vorbild dieser Form in den während des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts seitens der Güter bei der Einführung der verfeinerten Wollschafzucht neuerbauten Schafställen; diese wurden mit Querdielen versehen, um die Herden bequemer einteilen und die Ställe besser ausdüngen zu können; das Beispiel der Landgüter sei in einem Bezirk, wo diese vorherrschen, einfach von den Bauern nachgeahmt. Dem mitteldeutschen Hause näher stehe das Abseitenquerhaus, dessen Wesen nur im Querschnitt einer Giebelseite zum Ausdruck kommt: An der Rückseite hat es eine Abseite oder Kübbung, während die Vorderseite beim Fehlen der Kübbung höher ist; die Kübbung und der durch sie bedingte Dachverband und die Lage der Küche zwischen Stube und Wirtschaftskammern sei niedersächsisch, die Querdiele dagegen und die Trennung von Wohn- und Stallräumen mitteldeutscher Art. — Für Pommern kommen, wie Emil Goehrtz erforscht hat, noch weitere Ursachen für Hausgestaltung und Hausverbreitung hinzu. Dort sind im Regierungsbezirk Köslin drei Bezirke mit verschiedener Entwicklung zu unterscheiden: Im Küstengebiet an der Ostsee wurde das altüberlieferte und durch Zweckmäßigkeit eindrucksvolle Niedersachsenhaus seit Ende des 18. Jahrhunderts nicht mehr erbaut, sondern vielmehr unter dem Einfluß des Entwurfs zu einem „Haushaltungs- und Wirtschaftsreglement vor die Aemter des Herzogtums Pommern und der Lande Lauenburg und Bütow" durch das Querhaus verdrängt; denn der König billigt nicht eine Bauart, worin „gar kein Gelaß, sondern fast das ganze Haus den Haus-Fluhr ausmacht". Die solchergestalt in den Amtsdörfern eingeführten Querhäuser finden zunächst Anklang bei den Gutsherrn, dann allmählich auch bei den adligen und städtischen Dörfern und bei den Erbzinsbauern. Noch mehr wirken in den Kreisen Lauenburg und Bütow Musterentwürfe für landwirtschaftliche Gebäude, bei denen Wohnhaus, Stall und Scheune getrennt voneinander auftreten, aber alle drei Querteilung aufweisen und das Wohnhaus einen gemauerten Rauchfang nach Vorschrift erhält, als Vorbild. Obwohl im Süden des Regierungsbezirkes Köslin Querhäuser mit mitteldeutscher Einwanderung zusammenhängen, sind in den Neusiedlungen Friedrichs des Großen in allen Gegenden Hinterpommerns solche auf die Vorschriften der Regierung zurückzuführen. Es tritt hier eine volkskundlich allgemein beachtenswerte Tatsache auf: während einerseits die Einwohner dieser neuen Dörfer aus den verschiedensten Bezirken Deutschlands hergezogen werden und bei der zerstreuten Lage dieser Ortschaften bald ganz in der Bevölkerung der Nachbarschaft aufgehen, wird umgekehrt die von ihnen neu angewandte, auf Regierungsmusterentwurf beruhende Hausform Muster für die Einheimischen und dadurch herrschend. In ähnlicher Weise wird auch in der Gehöftanlage Vorschrift und Vorbild von großem Einfluß, indem das Wohnhaus mit der Langseite vorne an die Dorfstraße tritt, während der Hof mit dem Wirtschaftsgebäude nach hinten zu liegen kommt. (Anderer Art war die bodenständige Gehöftanlage im Küstengebiet, wo das an der Rückseite des Hofraumes befindliche Wohnhaus seinen Giebel mit Eingang dem Hofe zukehrt, der gegen den Dorfplatz durch einen Geräteschuppen abgegrenzt und beiderseits durch Wirtschaftsgebäude flankiert wird.) In den Kreisen Lauenburg und Bütow hat sich als bodenständig die Form entwickelt, wo das Wohnhaus gleichfalls im Hintergrunde des Hofes liegt, aber als Abschluß querliegend, während vorne am Dorfplatz gleichfalls querliegend die Scheune erscheint, und schließlich als seitlicher Abschluß der Stall.

c) Die längsgeteilten Friesenhäuser an der Nordseeküste.

Während das niedersächsische Stilgebiet auf seiner binnenländischen Südostgrenze von einem sehr umfangreichen Bezirk einiger von ihm abhängiger Mischformen begrenzt wird, erscheint an seiner küstennahen Nordwestgrenze ein ihm urverwandter Typus von ausgeprägter Form und großer wirtschaftlicher Bedeutung, aber in einem verhältnismäßig sehr kleinen Gebiet, in welchem gleichwohl höchste Mannigfaltigkeit herrscht.

Die Familie der friesischen Häuser wird hauptsächlich durch vier Formen vertreten: das ostfriesische Haus, das Barghus der Wilster Marsch und den Eiderstedter Haubarg, denen sich (als vierte Sonderform) das Nordfriesenhaus zugesellt. Das **Ostfriesenhaus** (Abb. 299, 300) ist dem niedersächsischen darin ähnlich, daß es als Einheitshaus Wirtschaftsteil und Wohnteil unter einem einzigen Riesendach vereinigt, daß der Wirtschaftsteil eine deutliche Längsteilung mit Dreischiffigkeit aufweist und daß dementsprechend die Dreschtenne in der Form einer Längsdiele erscheint. Außerordentlich ähnlich ist auch das innere Baugefüge, insofern zwei Reihen mächtiger Ständer als Hauptstützen das Mittelschiff begleiten. Ein wesentlicher Unterschied liegt in der Holzverbindung; denn die Ständer sind paarweise durch die querherüberliegenden Balken zu Böcken vereinigt; erst oben auf diesen liegt als Längsverband das Rähm „Rimm", das seinerseits die Sparren trägt, die oben wie beim Sachsenhause durch einen Kehlbalken verbunden sind (Abb. 298). Noch viel größer aber ist die Unterscheidung in der wirtschaftlichen Benutzung der Räume. Denn das hohe Mittelschiff ist nicht als offene Halle ausgebildet, sondern als Stapelplatz für das Heu und das Getreide; beide werden hier vom Erdboden an bis zum First hin aufgebanst; so ist der mittlere Vierkant, das „Stapelwerk", völlig angefüllt und bietet nirgends die zweck-

298. Friesisches Konstruktionsgerippe eines Holzschuppens. Oldersum bei Emden. Die Reihenfolge, von unten nach oben: Ständer, querliegender Balken, längslaufendes Rähm, ist für ostfriesische Bauweise bezeichnend.

299. Grundriß aus Alt-Marienhausen im Jeverland (Oldenburg). (Nach Lasius, Das friesische Bauernhaus.)

300. Ostfriesenhaus in Suurhusen nördlich von Emden. Einheitshaus. Der Wirtschaftsteil dreischiffig, links Kuhstall, in der Mitte Pferdestall und Banseraum, rechts Dreschdiele mit Einfahrtstor.

mäßige und schöne Übersichtlichkeit des niedersächsischen Mittelraums. (Die Raumeinheit, welche zu mehreren gereiht, das Mittelschiff zusammensetzt, heißt im Niedersachsenhause Fack, im Ostfriesenhause Gulf.) Die einzelnen Raumteile, Gulfe, haben ihre besondere Bestimmung, je nachdem sie mit Heu, Roggen, Hafer usw. angefüllt werden. Für alle gilt das bekannte Wort: Das Friesenhaus birgt Erdlast, während das Sachsenhaus Balkenlast birgt. Das eine Seitenschiff umschließt die Dreschtenne und ist infolgedessen breiter und höher als die Kübbung des Sachsenhauses. Im andern Seitenschiff ist der Kuhstall untergebracht, häufig in zweireihiger Aufstellung der Kühe, die dem Mittelgange mit der Jaucherinne ihre Rückseite zukehren, während beim niedersächsischen Hause die Kühe mit dem Kopf zur Diele gerichtet sind. Der Pferdestall ist durchweg im Anschluß an den inneren Vierkant in einem halben Gulf zwischen dem großen Einfahrtstor der Diele und der kleineren Tür des Viehstalles untergebracht. Auf der anderen Giebelseite erscheint der Wohnteil, meist mit etwas zurückspringenden Längswänden, durch welche das Dach gegenüber dem Wirtschaftsteil verkürzt, aber eine größere Höhe der Wohnstuben mit höheren Fenstern ermöglicht wird; so entsteht beim Zusammentreffen von Wohn- und Wirtschaftsteil beiderseits ein Winkel (Abb. 301).

301. Ostfriesenhaus auf einer Einzelwarf. Platz Biesterfeld bei Abelitz. Blick auf den Wohnteil, der bei den älteren Häusern in der Marsch ein eigenes niedrigeres Dach hat, und den anstoßenden Giebel des Wirtschaftsteils.

Eine innere Überleitung zwischen beiden bildet ein Flur, an dem, wie in früherer Zeit, so noch jetzt mehrfach die in das erste Gulf des Wirtschaftsteiles vorspringenden Wandbetten angebracht sind. Der innerlich scharf gegliederte Wohnteil enthält am steil aufgemauerten Außengiebel entweder eine längs hindurchgehende Küche oder von ihr getrennt einen Wohnraum mit Kamin. Zu den ausgesprochenen Einheitshäusern der Geest gesellen sich in der Marsch einige aus älterer Zeit stammende, bei denen der Wohnteil trotz innerer Verbindung mit dem Wirtschaftsteil ein eigenes kleineres und niedrigeres Satteldach aufweist. Das Ostfriesenhaus ist besonders für Vieh und Graswirtschaft geeignet. Infolge höchster Zweckmäßigkeit dringt es seit einem Jahrhundert binnenwärts vor und ist in der Halbinsel Butjadingen mit dem dort schon länger vorhandenen Sachsenhaus eine Verbindung eingegangen dergestalt, daß häufig eine Scheune friesischer Art parallel nahe an das sächsische Einheitshaus gerückt wird. Dieser äußeren Naheaneinanderrückung steht im Saterlande, dessen Bevölkerung heute noch großenteils friesisch spricht, eine innere Durchdringung der beiden Baugedanken gegenüber, indem hier trotz niedersächsischen Grundrisses friesische Aufbauweise herrscht und dem Gedanken der Erdlast durch Anfügung einer ebenerdigen Heukammer unter dem Hintergiebel Rechnung getragen wird.

302. Inselfriesenhaus auf Spiekeroog. Haus Umland. Dreischiffige Anlage mit angeklappten seitlichen niedrigen „Kübbungen" wie beim Niedersachsenhaus.

Das **Barghus der Wilster Marsch** (Abb. 303) ähnelt durchaus dem Ostfriesenhaus; doch ist meist der Wohnteil etwas kürzer und damit dem Wirtschaftsteil inniger verbunden. Den Kernraum des letzteren bildet der „Barg", die Bergestätte für den Heuvorrat. Die Wilster Marsch ist trotz ihrer Kleinheit ein hausgeographisch höchst wichtiges Beispiel, insofern hier die niedersächsischen Einwanderer aus der benachbarten Geest ihr Mittellängsdielenhaus unter dem Namen Husmannshus einbürgerten, die aus den Niederlanden einwandernden dagegen ihr friesisches Barghus mitbrachten.

303. Barghus in Rothenmeer bei Dammfleth (Kr. Steinburg). Aufgenommen von Wegemeister Wenn-Itzehoe. (Nach Peßler, Hausgeographie der Wilster Marsch.)

Im **Eiderstedter Hauberg** (Abb. 304—306) steigert sich friesische Zimmermannskunst zu höchster Leistungsfähigkeit, friesische Bauform zur größten Hausform der Welt. Gegenüber der Bauart Ostfrieslands und der Wilster Marsch mit ihrer ausgesprochenen Längsrichtung erhält der Eiderstedter Hauberg seine Eigenart durch die starke Zusammenziehung des Grundrisses, der zuweilen quadratisch wird, und durch die hiermit verbundene Annäherung an einen Zentralbau; der Mittelraum desselben ist der heubergende „Vierkant". Jenseits einer besonderen Trennungswand liegt der Wohnteil. Bemerkenswert sind die beiden riesigen Walme an den Schmalseiten. Nicht nur durch seine Riesenhaftigkeit, sondern auch durch die Farbenverteilung an seinen Außenflächen übt der Hauberg starke Wirkung aus; das Graugrün des ungeheuren Stroh- oder Rethdaches erscheint von dem Rot der Backsteinmauern getragen, das aber nicht nur in Erdgebundenheit sich hält, sondern an den mehrfach vorhandenen kleinen Steilgiebeln, welche sämtliche Tore und Türen bekrönen, spitz nach oben züngelt. Daß der Eiderstedter Hauberg zu den längsgeteilten Hausformen gehört, lehrt deutlich sein Grundriß, der dem ostfriesischen im Wirtschaftsteil höchst ähnlich ist. Der Hauptzweck des Gebäudes als Heubergestätte kommt im Namen kräftig zum Ausdruck.

Daß auch das **Nordfriesenhaus** (Abb. 307) durchaus zu den längsgeteilten Haustypen gehört, darüber konnte sich einmal selbst ein einheimischer Forscher täuschen, weil er nicht die älteren Formen und nicht den Querschnitt betrachtete. Tatsächlich hat in den beiden letzten Jahrhunderten wachsende Wirtschaft geräumige Anbauten mit sich gebracht, welche durch die Querteilung ihres Wirtschaftsteils im Gesamteindruck den älteren Bau mit seiner Längseinteilung zurückgedrängt haben. Bei genauerem Zusehen jedoch zeigt sich dieser letztere in höchster Übereinstimmung mit der Aufbauweise des Niedersachsenhauses, dem auch die Dreischiffigkeit mit Kübbungen entspricht, welche allerdings in ihrer Breite verkümmert sind. Die kleine Tür im Vordergiebel führt in einen Längsflur, den Rest der niedersächsischen Diele, der gleichfalls in der Längsrichtung von den Ställen begleitet wird. Der gleich große Wohnteil beginnt jenseits eines Querflures, zunächst mit Küche und Wohnstube, denen sich am hinteren Giebel die unheizbare Prachtstube, genannt Pesel, und die Kammer anschließt. Die zum Flur führende Tür ist durch feinen Steilgiebel bekrönt, der zur Aufnahme einer Luke

304. Balkengerüst im Roten Hauberg in Witzwort (Kr. Eiderstedt). Die ungeheuren Ständer sind unterhalb ihres Oberendes querverbunden durch die mächtigen Ankerbalken, darüber längsverbunden durch die aufgelegten Rähme, welche die Dachsparren tragen.

305. Roter Hauberg (um 1600) in Witzwort. Die größte Hausform der Welt, eindrucksvoll durch Masse und Form. Friesische Einheitlichkeit und Dreiteilung sichtbar.

306. Grundriß von Festers Hof in Tetenbüll (Kr. Eiderstedt), 1799, mit Deichselloch von der Loo (8) zur Küche (5). 1. Vorderdeel. 2. Achterdeel. 3. Sommerhus (Pesel). 4. Kammer. 6. Stube. 7. Treppe. 9 Boos, 10 Peerboos (die Boos für die Pferde). (Nach Fr. Saeftel, Haubarg und Barghus.)

zur Hereinnahme des Getreides bestimmt ist und mit einem besonderen kleinen Satteldach die Verbindung zum Hauptdache findet. Die Tür mit gewölbtem Sturz ist sehr niedrig, damit die Luke in erreichbarer Höhe bleibt.

Von dem Raum hinter der Luke wird das zu dreschende Getreide in die im Wirtschaftsteil angrenzende mit vertieftem Boden angelegte Dreschstelle befördert. Dieser kleine schmale Giebel mit der niedrigen Eingangstür ist für das Nordfriesenhaus derartig bezeichnend, daß, wie Otto Lehmann berichtet, diese Tatsache von der Volkssage beachtet wird: „Der König habe befohlen, die Türen niedrig zu machen, damit die Friesen ihren Nacken beugen lernen." Die obenerwähnten Anbauten, welche durch Erweiterung der Wirtschaft veranlaßt worden sind, schließen sich dem alten Hauptbau im rechten Winkel oder parallel zurückspringend an. So entstehen Formen, von denen das Volk sagt, sie sind in die Fünf oder in die Sieben gebaut, weil sie in ihrer Verwinkelung diesen Zahlen ähnlich sehen; mit Recht nennt Gustav Wolf sie „wunderliche Grundrißformen".

In Schleswig-Holstein findet sich zwischen den beiden letztgenannten Häusern friesischer Art einerseits und der Nordwestgrenze des niedersächsischen Stilgebiets anderseits eine Grundrißform, die Rhamm und Otto Lehmann als cimbrisches Haus bezeichnet haben. Ein älterer Zustand desselben zeigt trotz einer im Innern liegenden Längsdiele keinerlei Giebeleingang, sondern nur Zugänge beiderseits unter der Traufenseite. Während die eine Giebelseite von den Wohnstuben und Kammern beansprucht wird, liegt in deutlichster Quererstrekkung an der andern Giebelseite der Boos genannte Viehstall für Pferde und Kühe, in deutlicher Gegenüberstellung als Achterhus vom Vorhus unterschieden.

307. Nordfriesenhaus in Lindholm bei Husum (Kr. Südtondern). Links von der giebelbekrönten niedrigen Tür der längsgeteilte Wirtschaftsteil, rechts der Wohnteil. Die Luke im Giebel dient zur Ernte-Einbringung.

Dieses cimbrische Haus findet sich in Norderdithmarschen und dem südlichen Schleswig und bildet die Grundlage für die Ausbildung weiterer

Sonderformen, die wir hier leider übergehen müssen. Auf der Halbinsel Angeln treten zwei Mischformen auf, deren südliche bei niedersächsischem Wirtschaftsteil einen stark entwickelten lang hingezogenen Wohnteil hat, während die nördliche bei Querteilung zu Flügelbauten neigt. Nördlich davon erscheint die dänische Bauart mit ihrer Neigung zum Flügel und Vierkantbau. Daß die Bauernhäuser an der Westküste Schleswig-Holsteins ausgesprochene West-Ostrichtung aufweisen, ist durch die Stärke und die Richtung der dort herrschenden Westwinde zu erklären, wie Mecking nachgewiesen hat.

d) Kurzer Überblick über die niederdeutschen Hausformen.

Die niederdeutschen Häuser bilden eine Gruppe für sich. Sie sind gekennzeichnet durch hervorragendes konstruktives Gefühl, welches die inneren Stützen zu den Hauptträgern des Daches und damit des ganzen Hausgefüges macht; demgegenüber haben die Außenlängswände nur raumabschließende Bedeutung. Möglich, daß die Rücksicht auf das regen- und windreiche Klima die große Einheitlichkeit eines ausgedehnten Daches und seine innere Festigkeit veranlaßt hat. Die Längsdielenhäuser sind ausgesprochene Ebenerdhäuser, da nur bei einem von Natur ebenen Baugrund eine Längsdiele von nicht geringer Ausdehnung ohne weiteres möglich ist; bei unebenem Gelände müßten zur Schaffung eines für die Längsdiele ausreichenden Baugrundes besondere Erdbewegungen vorgenommen werden, die aber geld- und zeitraubend sind. Die Außenwände sind beim Niedersachsenhaus und seinen nächsten Verwandten größtenteils aus Fachwerk errichtet, das in wenigen Gebieten, wie z. B. am Niederrhein und in einigen Marschen, durch massiven Backsteinbau ersetzt ist, wie er neuerdings auch bei teilweiser Erneuerung und Neubauten angewandt wurde, während er bei den Friesenhäusern schon seit Jahrhunderten landesüblich geworden ist.

4. Die quergeteilten Häuser des übrigen Deutschlands.

Während bei den längsgeteilten Gebäuden Norddeutschlands nach Anlage und Verbreitung sich eine leidliche Übersicht erreichen ließ angesichts der immer noch vorhandenen Eindeutigkeit der Form und angesichts einer verhältnismäßigen Reinheit des Verbreitungsgebietes, ist es bei den quergeteilten Häusern des übrigens Deutschlands schwieriger, einen befriedigenden Überblick zu geben. Die Gründe dafür liegen einerseits in der viel bedeutenderen Größe des Gesamtbezirkes, der nicht nur die linienhaft scharfe Abgrenzung, wie sie die niederdeutschen Längshäuser wenigstens zu einem großen Teil in ihrer Verbreitung durch die Meeresküste haben, sondern auch großenteils jegliche schärfere Absetzung gegenüber Nachbarländern und Nachbarvölkern vermissen läßt angesichts der Tatsache, daß ganz ähnlich gerichtete Formen sich in Nachbarbezirken finden, anderseits in der Form selbst; diese zeigt nicht überall die gleiche Ausgeprägtheit wie die Längshäuser, wo bei ausgesprochener Ebenerdigkeit der Grundriß in der Niveaulinie Null mehr vom Wesen des Gesamtbaues widerspiegelt und außerdem noch von der Längsteilung einheitlicher und kraftvoller beherrscht wird.

308. Querdielenscheune in Tarnewitz bei Boltenhagen (Klützer Winkel, Amt Grevesmühlen). Sie zeigt immer wiederholte Querteilung. (Aufnahme: Gottfried Peßler, Hannover.)

Hinzu kommt die häufige Anordnung der Hausräume in mehr als einem Geschoß,

die größere Mannigfaltigkeit der Baustoffe, das Zusammentreten mehrerer Gebäude, unter denen häufig keines durch hervorragende Bedeutung so hervortritt wie stets in Niederdeutschland selbst bei einem Hof von mehr als einem Gebäude das längsgeteilte Haupt- und Einheitshaus. Auch die größere Mannigfaltigkeit in der Oberflächengestaltung der Wohnplätze und in ihrer Höhenlage tragen zu einer größeren Vielheit der Formen bei. Diese Mannigfaltigkeit der Form betrifft nun nicht nur das Haupthaus selbst, sondern auch die Art und Weise, in der mehrere Gebäude zu einer größeren Einheit, dem Gehöfte, zusammentreten. Auf diese Weise ergeben sich einerseits viele Formen des Hauses selbst, anderseits viele Formen des Gehöftes. Es handelt sich also nicht nur um einen sehr großen Bezirk, sondern auch um eine sehr große Anzahl von verschiedenen Gestaltungen.

309. Bauernhaus, jetzt Lehrerhaus, in Krebsförden bei Schwerin in Mecklenburg. (Aufnahme: Arnold Ribbeck, Schwerin i. M.)

Die Betrachtung dieser Vielheit wird nun dadurch reizvoll gemacht, daß der gegenwärtige Bestand verschiedene Stufen der Entwicklung gleichzeitig nebeneinander aufweist, nicht so, daß in ein und demselben Dorfe alle Entwicklungsstufen auftreten, aber so, daß man aus der Gesamtheit der heute vorhandenen Formen Entwicklungslinien zusammenstellen kann, die von alter Urwüchsigkeit zu heutiger Vollkommenheit führen. Die Urform ist das einräumige Haus, das in der Mitte einen Herd enthält. Von hier führen eine Reihe Entwicklungsstufen weiter, wie sie uns Dachler, Lauffer, Meringer und Ranck zeichnen, entweder durch Abteilung innerhalb des alten Raums oder durch Hinzufügung eines neuen. So entsteht zunächst die Zweiräumigkeit, indem neben den Herdraum ein Schlafraum gefügt wird, der zunächst ungeheizt ist, aber bald durch einen hineingesetzten Ofen zur Stube wird. Es stehen hier nebeneinander der Herdraum, der durch die Eingangstür gleichzeitig als Flur dient, und die geschütztere Wohnstube; somit ist der Anfang für das Herdküchen-Wärmstubenhaus gegeben, wie es Lauffer nennt. Die Entwick-

310. Gehöft Gräven in Schwarz (Mecklenb. Sandpropstei, Amt Waren) südlich von Mirow. Dreiseithof mit quergeteilten Gebäuden. Links die Pumpe. Die Scheune steht rechtwinklig zum Wohnhaus, also parallel dem Stall. (Aufnahme: Prof. Dr. Folkers, Rostock.)

lung von diesem zweiräumigen Hause führt nun entweder zu einer mehr quadratischen Form, indem dem Flur ein Vorraum mit Haustür vorgelegt wird, der Herdraum zur Küche wird und hinter der Stube eine Kammer erscheint, oder zu einer mehr länglichen Anlage, indem neben den Flur ein weiterer Raum als Stube oder Kammer hinzugefügt wird und so der Flur als mittlerer Eingangsraum das Haus durchschneidet. Der Flur mit dem Herd hat bisweilen keine andere Decke als das Dach, so daß der Rauch vom offenen Herde durch Dachluken abzieht, die Stube aber ist durch eine eigene Decke abgetrennt. Häuser mit dem Herd auf dem Flure kommen noch bisweilen vor. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß für das quergeteilte Haus in Mittel- und Oberdeutschland zwei Feuerstätten bezeichnend sind, so daß die Bezeichnung Zweifeuerhaus berechtigt ist; das niederdeutsche Haus dagegen hat seine Einfeuerigkeit viel länger beibehalten.

Zum mittel- und oberdeutschen Hause treten bald als wesentliche Merkmale ein Keller und ein Obergeschoß. Von noch größerer Bedeutung aber bleibt die weitere Grundrißgestaltung, nämlich in der Beziehung, wie sie die Tierwohnung und die Vorratsräume weiterhin angliedert. Es liegt auf der Hand, welche unendliche Mannigfaltigkeit sich ergeben muß, je nachdem die Wirtschaftsgebäude dem Wohnteil unmittelbar angefügt werden, ja sogar mit ihm unter Umständen zu einem Größeren verwachsen, oder als eigene Bauwerke vom Wohnbau getrennt bleiben und dann, nach Anlage und Zahl verschieden, entweder einen lockeren Haufenhof oder ein geschlossenes Gehöft verschiedenartigster Gestalt bilden. „Aber alle diese äußerlich verschiedenen Häuser", so sagt Peter Jessen, „haben als Grundlage einen gemeinsamen Typus. In dieser oberdeutschen Wohnung sondert man in getrennte Räume 1. die Menschen und das Vieh, 2. die Herdstelle und die Wohnstube. Man zimmert oder mauert gesonderte Räume für das Wohnen und für die Wirtschaft und gliedert den Wohnungsteil selber in Küche und Stube. Offenbar spricht hieraus eine reifere Wohnungskultur als aus dem alten niedersächsischen Einheitshause, dessen weite Halle die Menschen und das Vieh, den Herd und die Wohnstatt ohne jede Scheidewand miteinander birgt."

Das Haupthaus kann nun durch weitere Anfügung ebenerdig oder durch Aufbau in senkrechter Richtung wachsen; auf diese Weise sind in doppelter Hinsicht weitere Formen möglich. Wird beim Grundriß das geschlossene Rechteck des Einbaus verlassen, so ist in der nun entstehenden Gehöftbildung die Möglichkeit weiterer ganz außerordentlicher Abwandlung gegeben, je nachdem zwei, drei oder vier Gebäude zu einem mehr oder minder geschlossenen Hofraume zusammentreten. Hinzu kommen die Verschiedenheiten in der Dachform, um die Vielheit der Form ins Ungeheure zu steigern. In welcher Weise nun diese Gegebenheiten zu bestimmten Hauptformen zusammentreten, das werden wir jetzt bei der Vorführung der einzelnen Hauptformengebiete und Landschaften sehen.

a) Die Vorposten der Querhäuser mitteldeutscher Art in Niederdeutschland.

Schon bei der Behandlung der Hausformen von Mecklenburg und Pommern hatten wir bemerkt, daß in den letzten Jahrhunderten die Form des Querhauses in Gebieten aufgetaucht war, wo man es ursprünglich nicht kannte. Nur zum Teil war

311. Niedersächsisches Bauernhaus in Mackensen (Solling, Kr. Einbeck). Mit Utluchterweiterung, die sich zu einem quergeteilten Traufenhaus mit rückwärtiger Hofbildung auswächst. (Aufnahme: Dr. Siegfr. Lehmann.)

312. Schindeln als Wandbehang mitteldeutscher Häuser. Buntenbock, Unterdorf (Kr. Zellerfeld). Die Schindeln links sind mit der Axt, die rechts mit dem Hobel bearbeitet.

es auf dem Wege der Typenwanderung dort aus südwärts angrenzenden Bezirken eingedrungen; für die allgemeine Hausforschung fast noch wichtiger war die Erkenntnis, daß das Querhaus unabhängig vom zwingenden Beispiel seines Auftretens in Form eines Reingebietes sich einerseits nach dem Vorbild eines wenig hochstehenden Wirtschaftsgebäudes, nämlich des Schafstalles (im nördlichen Mecklenburg), anderseits nach dem von einem Herrscherwillen vorgeschriebenen Muster (Pommern) eingebürgert hatte. In andern Bezirken des östlichen Niederdeutschlands hing das Auftreten quergeteilter Gebäude mit der Einwanderung mitteldeutscher Siedler zusammen. Im westlichen Niederdeutschland dagegen finden wir auch Bezirke, wo das Querhaus seit langer Zeit bodenständig ist.

313. Kleinbauernhaus in Silberborn (Solling, Kr. Uslar). Im Sockelgeschoß aus Buntsandstein: Viehstall, im Obergeschoß aus Fachwerk: Wohnung; Dachdeckung aus Buntsandsteinplatten. Deutliche Querteilung beider Geschosse.

Von der oberen Weser bis zur mittleren Elbe ist das Querhaus in einem Landstreifen verbreitet, der nördlich der niederdeutschen Sprachgrenze sich hält und nach Osten sich immer mehr verbreitert. Schon in seinem kleineren Westteil treten mehrere Gestaltungen auf, die hier im Anschluß an die Bauernhausmodelle des Vaterländischen Museums in Hannover ganz kurz dargelegt sein mögen. Ein kleines Einhaus findet sich in dem Gebiet des aus Buntsandstein aufgebauten Sollinggebirges (Abb. 313); zweigeschossig umfaßt es einen unteren Stallraum zwischen Wänden aus Buntsandsteinquadern und ein oberes Wohngeschoß, zu dessen an der Traufenseite liegenden Tür eine Außentreppe, die am Untergeschoß entlang zieht, emporführt. Das Dach ist mit Buntsandsteinplatten eingedeckt, die im Weser- und Leineberglande auch häufig an der Wetterseite als Wandbehang Verwendung finden.

Im Harz treten gleichfalls entsprechend der geringen Entwicklung der Landwirtschaft vielfach Häuser von geringen Ausmaßen auf, welche den Wohnteil mit einem Stallteil vereinigen, aber nicht übereinander, sondern nebeneinander. Wachsende Wirtschaft bringt Hauserweiterung, und zwar führt sie im Unterharz zu Zweiseithöfen, indem an der Rückseite des Siedlungsplatzes erst ein Stallgebäude und später in dessen Verlängerung eine Scheune errichtet wird. Wie dort, so besteht auch im Oberharz der Sockel der Gebäude aus Grauwacke; hier zwingt bei wachsender Wirtschaft das rauhere, an Wind und Niederschlägen

314. Ostfälisches Einhaus in Stapelburg (Kr. Grafsch. Wernigerode). Wohnteil nachträglich um eine Stube verlängert (auf dem Bilde nicht sichtbar). Mitteldeutsches Haus mit deutlicher wiederholter Querteilung. Schuppen-Anbau für diese Gegend bezeichnend. (Aufnahme: Dr. Stolte, Hannover.)

315. Querhaus in Großdüngen bei Hildesheim. Die wiederholte Querteilung deutlich sichtbar. Der Wirtschaftsteil durch Winkelhaken-Anbau erweitert. (Aquarell Heubach, Hannover.)

316. Querhaus in Buntenbock bei Clausthal. Oberharzer Fuhrherrnhaus, erwachsen aus der im Hause noch erhaltenen Kleinform. Einhaus des Gebirges mit Schindelbehang.

reichere Klima dazu, Raumteilung zu vermeiden; auf diese Weise wächst aus dem hier häufig auftretenden kleinen Querhaus ein größeres durch waagerechte Verlängerung, durch senkrechte Aufstockung und durch Anfügung eines Anklapps unter einem Schleppdach hervor, ein Querhaus, das ein größeres Einhaus darstellt, ohne jedoch die innere Einheit des benachbarten Längsdielenhauses oder die Einheitlichkeit des Schwarzwaldhauses zu erreichen. Bemerkenswert ist, daß sich hier eine altertümliche Konstruktionsweise der Wände erhalten hat, nämlich der Nutenständer Blockbau, bei dem die Zwischenräume zwischen den Ständern durch kurze blockartig übereinanderliegende Balken von gleicher Stärke ausgefüllt werden, die beiderseits mit ihrer Feder in die Nut der Ständer eingreifen. Ausgesprochene Gehöftbildung findet sich neben Querhäusern großer Ausmaße in dem gesamten reichen Harzvorlande, und zwar in mannigfach abgewandelter Zusammenrückung als Zwei-, Drei- und Vierseithof, welch letzterer an Zweckmäßigkeit und Schönheit dem benachbarten Niedersachsenhause kaum nachsteht. Während bei dieser Gehöftform das Wohnhaus (oft mit Stall verbunden) meist seitlich vom Hofraum steht und der Straße die Giebelseite zukehrt, ist in der Altmark der nicht so tiefe, aber breitere Hofraum beliebt, dessen rückwärtiger Abschluß durch das ausschließlich Wohnzwecken dienende Hauptgebäude gebildet wird, während seitlich die Pferde- und Viehställe liegen und vorne an der Straße ein sich lang hinziehendes Wirtschafts-

317. Querdielenhaus in Bonafort bei Hannoversch-Münden. Deutliche Dreiteilung in Wohnteil, Diele und Stallteil. Starke Ebenerdigkeit bei durchgehendem Ständerwerk nach Art des benachbarten niedersächsischen Stils. (Aufnahme: Dr. M. Freytag, Münden.)

gebäude die gedeckte Hofeinfahrt enthält (Abb. 319, 320).

Östlich der Elbe weichen die Querhäuser im Verhältnis zur Altmark weiter nach Südosten zurück, insofern der Westen und Nordwesten der Mark Brandenburg mit ihrem Längsflurhaus bis zum Ostende des Flämings und bis zur Nordwestspitze des Oderbruchs unter niedersächsischem Einfluß stehen. Im übrigen Teil der Kurmark erscheint, abgesehen vom ostdeutschen Vorlaubenhaus, das wir später behandeln wollen, das durch Flur nebst Küche quergeteilte Haus, und zwar entweder als Einhaustypus mit verhältnismäßig großem Wohnraum am einen Giebel und Stall und oft mit Tenne und Bansen am anderen Giebel oder als Gehöfttypus, der an der Straße Mauer mit Tor, links Wohnhaus, rechts Stall und hinten Scheune aufweist. „Dem Vordergiebel nur in einem Teil seiner Breite vorgelagert ist häufig noch ein kleinerer Wirtschaftsteil", wie Mielke und Lindner berichten; „sein niedriges Dach läuft auf der einen Seite entsprechend mit dem Hauptdach mit, wenn nicht das Hauptdach im ganzen vorgezogen ist und mit Hilfe einer Eckstütze auch die im Grundriß entstehende einspringende Ecke überdeckt." Das quergeteilte Haus hat in der Kurmark sein ursprüngliches auf volkhafter Besiedlungsgeschichte beruhendes Verbreitungsgebiet späterhin im Innern verdichtet und auch nach außen inselartig erweitert. Denn im 18. Jahrhundert verwandten Gutsbesitzer den Einhaustypus mit Querteilung für Insthäuser, und zwar entweder einfach oder doppelt oder in drei- und vierfacher Aneinanderreihung. Ebenso benutzten unter Friedrich dem Großen die Landbaumeister Einhaustypus und Hofform der genannten Art bei den Neusiedlungen, vornehmlich in den Niederungen; auf diese Weise wurden fast 15000 Siedler im Warthe- und Netzebruch der Neumark Bewohner der quergeteilten Häuser meist kleinen Ausmaßes. So sehen wir, daß das gegenwärtige Verbreitungsbild auf zwei Grundlagen beruht, einmal auf der der ursprünglichen stammesmäßig bedingten Siedlungsfläche, zweitens auf der ihrer späteren Ausdehnung und Verdichtung. Aufgabe der Forschung bleibt es, alle beide nach ihrem Anteil abzugrenzen.

318. Zweiseithof in Seulingen (Eichsfeld) bei Duderstadt. Das Hauptgebäude durchgehend zweigeschossig mit geteilter Geschoßkonstruktion.

319. Gehöftgrundriß. Klein-Apenburg, Altmark, Kr. Salzwedel (s. Abb. 320) Mitteldeutsche Hofanlage. Wohnhaus niedersächsisch mit Längsdiele. Toreinfahrt mit Durchfahrt und Giebelpfahl (Knoop). Nach Peßler, Das niedersächsische Bauernhaus.

320. Toreinfahrt in das Gehöft des nebenstehenden Grundrisses in Klein-Apenburg. Strohdach mit Giebelpfahl (Knoop). (Aufnahme: Dr. W. Peßler.)

b) Querhäuser in Mitteldeutschland.

Beginnen wir unsere Wanderung durch die Gebiete der Hausformen Mitteldeutschlands im Westen, so finden wir im Rheingebiet wie in der Mundart so auch im volkstümlichen Wohnbau einen vermittelnden Übergangsstreifen zwischen Nord und Süd. Wie das Oberlaufgebiet des Rheins teilweise Einheitshäuser oberdeutscher Art aufweist, so greifen am Oberrhein mitteldeutsche Gehöftformen weit nach Süden, andererseits drängen sie am Niederrhein gegen den niedersächsischen Einheitsbau, der dort herrscht, vor. Selbst die niederrheinische Abart des Sachsenhauses, die im Grundriß ein großes T zeigt, dürfte mit seiner besonderen, meist zur Zweigeschossigkeit führenden Hervorhebung des Wohnteils unter eigenem Querdach auf siegreiches Vordringen mitteldeutschen Baugedankens zurückzuführen sein, wie anderseits südöstlich hiervon die bergische Mischform mit ihrem Längsflur niedersächsischen Einfluß widerspiegelt. Die Rheinprovinz weist bei ihrer großen Mannigfaltigkeit der Oberflächengestaltung, des Klimas und der Wirtschaft auch Mannigfaltigkeit in der Form des Querhauses auf. Nach Adam Wrede findet sich die voll ausgebildete Hofanlage südlich von der Sachsenhausgrenze, und zwar an der Erft und am Nordrand der Eifel, nicht nur bei größeren Einzelhöfen, sondern auch innerhalb der Dörfer bei kleineren Anwesen, ferner auf dem fruchtbaren Maifelde links von der unteren Mosel, doch häufig mit wechselnder Lage der Gehöftteile zueinander und um den Hofraum. Im Gegensatz hierzu wird Vereinigung der Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem einzigen Dach in den Gebirgen angestrebt, namentlich im Hohen Venn, wo ein mächtiges Strohdach alles zusammenfaßt und an der Wetterseite, also im Nordwesten, eine hohe Schutzhecke von Dorngesträuch oder Hainbuchen Schutz gewährt, geradezu typisch für den Westbezirk des Rheinlandes. In der Eifel selbst habe ich mehrfach die Hintereinanderschaltung von Wirtschafts- und Wohnteil in einer Flucht beobachtet. Max Creutz unterscheidet im Rheinland charakteristische Baugruppen, die trotz aller Mischung in deutlicher Entwicklung zu verfolgen sind: die Steinhäuser an der Mosel, im Aachener und Limburger Gebiet, die Fachwerkhäuser des Mittelrheins, von Mosel und Westerwald, das Haus des Hunsrück, der Eifel, das Schieferhaus des Bergischen Landes und das Backsteinhaus des Niederrheins. Trotz aller Verschiedenheit des Materials weisen sie ein Gemeinsames auf. „Die lichte Außenseite erscheint wie ein Spiegel des Lichtes, der mehr dem Himmel sich zuneigt, während das Bauernhaus anderer Landstriche stärker mit der Erde verwachsen ist.... Das Helldunkel hat in den hellen Fachwerkhäusern und Schieferdächern von Mosel und Rhein seinen vollendeten künstlerischen Ausdruck gefunden. Die glänzende Spiegelung des Schiefers, das lichte Weiß der Wände im Rahmenwerk der schwarzen Balken vereinigen sich im Kontrast zur Einheit, so daß in Wahrheit sich das Leben zwischen Hell und Dunkel abspielt.“ Die prächtigen Fachwerkbauten, die von Ackerbürgern, Weinbauern und Fischern bewohnt waren, sind nach Creutz durch das Holz der Rheinflößerei möglich geworden.

321. Bauernhaus in Böswipper, Kr. Wipperfürth. Nordöstliche bergische Mischform. Einheitshaus mit Längsflur unter niedersächsischem Einfluß. Erdgeschoß: Stein, Obergeschoß: Fachwerk. (Aufnahme: Dr. W. Peßler.)

Das Hunsrückgebiet hat durch Eduard Bierau eine so gründliche Untersuchung seiner Bauernhausformen

erfahren, daß die übrige deutsche Hausforschung manches daraus lernen kann. Im Bezirk zwischen Mosel, Rhein und Nahe finden wir hinsichtlich der Stellung der Bauernhäuser zur Dorfstraße zwei sachlich und landschaftlich getrennte Typen, nämlich die Giebelhäuser und die Traufenhäuser, erstere den Nordosten, letztere den Südwesten erfüllend, beide Bezirke natürlich durch kleinere Vermengungsgebiete miteinander verbunden. Im Flußgebiet von Drohn und Dröhnchen treten in lothringischer Art angelegte Ortschaften mit zusammenhängenden Häuserzeilen auf.

322. Bauernhaus in Hasselweiler, Kr. Jülich. Haus der Wwe. Schmitz. Giebel von 1553. Winkelhakenbau bei Querteilung. (Aufnahme: Dr. Karlinger-München.)

Im Verhältnis von Einhaus und Gehöft ist das erstere als in einem Gebirgslande durchaus vorwiegend; das Gehöft dringt aber doch namentlich in der Gegend zwischen Simmern und Kastellaun vor; daneben setzt die Gehöftbildung vielfach neuerdings außerdem ein und zeigt deutliches Anwachsen. Hinsichtlich der Dachformen ist das schiefergedeckte Satteldach in flächenhafter Verbreitung herrschend, nur an sechs Stellen vom strohgedeckten Satteldach begleitet. Das auf westlichen Einfluß zurückzuführende Mansardendach erscheint in vielen Orten des nördlichen Hunsrück überwiegend, außerdem vereinzelt in einem Landstreifen bis Birkenfeld hin. Was die Gestaltung der Backöfen anbelangt, so heben sich zwei Bezirke scharf voneinander ab, nämlich der Norden nordwärts der Linie Trarbach-Kirn mit Gemeindebackhäusern und der Süden mit privaten Backöfen in oder bei dem Hause; daneben erscheinen selten, nämlich nur in vier Ortschaften, Gesellschaftsbacköfen, an denen mehrere Bauern beteiligt sind. Auf der rechten Rheinseite finden wir im Kreise Altenkirchen an der mittleren Sieg, wie Heinrich Holschbach berichtet, neben den Querhäusern in Fachwerk auch einige aus Lehm, Stampfhäuser, im Volksmund „Dreckhäuser" genannt, in 16 Ortschaften 28 an der Zahl. Das aus Bruchsteinen, die durch Lehm verbunden sind, errichtete Erdgeschoß umfaßt Keller oder Stall, während die beiden Obergeschosse, welche ganz aus Lehm, der mit kleinen Steinen und Sand als Bindestoff gemischt ist, bestehen, die Wohnräume enthalten. „Hergestellt wurde die Lehmwand in gleicher Weise wie heute die Betonwand durch Verschalen und Stampfen."

Das Land nördlich der Sieg ist auch hinsichtlich der Hausform und ihrer Verbreitung sehr wichtig, wie Heinz Schepke nachweist. Hier erweist sich eine Höhenlinie, nämlich der Übergang zwischen dem 200-Meter-Niveau und dem 400-Meter-Niveau als deutliche Scheide der Haustypen: Im Westen, im tieferen Gebiet, die bergische Form, gekennzeichnet durch Abtrennung der Wirtschaftsgebäude vom Wohnraum, die Unterkellerung des Wohnhauses und die Lage des Stalles an der rückseitigen Querwand des Wohnhauses, eine Form, geschaffen infolge der durch Klimafeuchtigkeit begünstigten Wiesenhaltung für Viehunterbringung. Daß neben dem Querdielenhaus hier auch Längstypen auftreten, wird auf Entlehnung aus dem nördlichen Kulturkreise zurückgeführt, wobei die Anwendung im einzelnen „sich nur nach dem zur Verfügung stehenden Bauplatze richtete. Im allgemeinen kann damit auch eine Besitzgröße festgestellt werden, indem der größere Betrieb mit dem Längsdielentyp verbunden ist".

Die Erhaltung der längsgeteilten Häuser gerade auf dem 400-Meterniveau erklärt sich durch die dort gelegene alte Herrschaft Wildenburg, deren Landrechtsbestimmungen „Umänderungen nur mit Genehmigung der Landesherrschaft" erlauben; mit dem Wildenburgischen Landrecht reichen alte Längsdielenhäuser sogar über die Sieg hinüber. Südwärts ist die Westerwälder Hausform ausgebreitet, aber fast ausschließlich auf Höhen von fast 300—500 Meter beschränkt, gekennzeichnet durch das auf der Wetterseite tief, oft bis zum Erdboden herabgezogene Dach. Besonders viel Platz nimmt der durchgehende Speicher

323. Bauernhaus in Rothwesten bei Kassel. Quergeteiltes Traufenhaus, entstanden durch Anbau an ein längsgeteiltes Giebelhaus (s. Grundriß Abb. 324). (Aufnahme: W. Peßler.)

mit den Futtervorräten ein. Der ganze Mittelteil des Hauses ist dem Viehstall eingeräumt. Entgegen diesen Gebirgshäusern halten sich die geschlossenen Viereckshöfe ganz an das Westgebiet nahe dem Rhein. Im Westerwald ist das Zusammenfallen der Grenze des Firstbalkens mit Mittelpfette und der Grenze derjenigen Höfe, die mit niedriger Mauer umgeben, aber nicht durch ein Tor verschlossen sind, bemerkenswert.

Wie die Wirtschaft auf den Wohnbau, dieser auf die Gehöftform und beide zusammen auf den Gesamteindruck des Ortsbildes wirken, das hat Siegfried Lehmann für den Rheingau gut herausgearbeitet. Beim Winzer erscheint naturgemäß ein eigenes Gär- und Kelterhaus, das bei kleinerem Betrieb aber als Gebäudeteil unter die Wohnung oder einen anderen Bau gelegt wird. In jedem Orte sind alle Entwicklungsstufen nachzuweisen. Beim Großgehöft unterscheidet sich der Grundriß der verschiedenen Anwesen hinsichtlich der Zahl und Art der Wirtschaftsgebäude, aber nicht in der Innengestalt des Wohnhauses. Beim kleinen Winzergehöft jedoch führt die Verkleinerung des Wirtschaftsbetriebes nicht nur eine Minderung von Zahl und Größe der Wirtschaftsgebäude herbei, sondern auch eine Verkleinerung des Wohnhauses, wo Küche und Flur „Ern" zu einem Raum vereinigt werden, neben dem die Stube liegt, ein Kleinwohnungshaus als verkümmerte Form des mitteldeutsch-fränkischen Gehöftes. Während beim Kleinwinzer meist noch ein besonderer Stall mit Speicher vorhanden ist, sinkt bei den Kleinbauern der Höhenorte im Gebirge die Zahl der Gebäude noch mehr: der Stall wird in den Keller hineingenommen, während der Dachraum als Scheune dient, eine Gebirgswohnform, deren Sockel ganz aus Bruchsteinen aufgeführt ist.

Erweiterungen des Rheingauer Wohntypus beziehen sich auf das Wohnhaus, welches dadurch „der formende und formenbestimmende Baukörper" wird. Das zur Straße gerichtete Giebelhaus des Gehöfts erhält einen einstöckigen Flügelanbau, der mit einem zweiten Geschoß überbaut wird und durch dessen Erweiterung über den Torbogen hinausgreift, so eine Tordurchfahrt schaffend. Einen weiteren Schritt bildet die Anlage einer langen Kammer jenseits der Durchfahrt, und schließlich wird diese die Keimzelle eines zweiten Wohnteils, während über der Tordurchfahrt eine dritte Wohnung ausgebaut wird, wodurch ein Traufenhaus an der Straßenseite entsteht. Im Lauf der Entwicklung hat also eine „Firstschwenkung des Wohnhauses" stattgefunden; eine weitere Folge hiervon ist, daß parallel zu dem Traufseitenwohnhaus an der Straße rückwärtig ein getrenntes Wirtschaftsgebäude erscheint.

324. Grundriß des obenstehenden Bauernhauses in Rothwesten (Kr. Kassel-Land). Gestrichelt: Steinbelag der Toreinfahrt. (Nach Peßler, Das niedersächsische Bauernhaus.)

Einen ganz ausgezeichneten Gesamtüberblick über die westdeutschen Grenzlande einschließlich der Nachbarländer gibt Franz Steinbach, an diesem Punkt unserer Betrachtung von besonderer Bedeutung, weil er einerseits hinsichtlich der Erklärung „ursächliche Beziehungen oder nur kulturräumliche Parallelerscheinungen" grundsätzlich unterscheidet, anderseits beim Haustypus die einzelnen Merkmale nach Entwicklung und Verbreitung verfolgt. Er hebt zunächst den Grundriß heraus und findet den Gegensatz des Quereinhauses gegen das Gehöft: Das Quereinhaus vereinigt die westdeutschen und die ostfranzösischen Grenzlande in einer verhältnismäßig schmalen Zone, die sich vom Schweizer Jura bis in die nördlichen Ardennen erstreckt, gegen Osten sich vom ganzen Bezirk des eigentlichen Rheintals (vom Oberelsaß bis zum

Bauernhaus in Großbrüchter (Kr. Sondershausen), 1598.

Jetzt Molkerei. Mitteldeutsches Haus mit Querteilung. Sockelgeschoß aus Stein; die beiden oberen Geschosse aus Fachwerk, jedes für sich abgezimmert. Die Gesamtwirkung durch Vorkragung, welche die waagerechte Teilung betont, und durch Ständer- und Strebenstellung belebt. Gemälde von Hans Klohss.

Tafel XIII.

Niederrhein) fernhält und im Westen durch den Westrand der Argonnen und die Scheide zwischen Pariser Becken und Maasgebiet begrenzt wird. Im Nordzipfel des Gebiets treten im Westen deutlich flämisch-niederländische Einflüsse auf, so in der Erschließung von der Giebelseite her; die Umwelt der Zone bilden Gehöfte, genau wie im französischen Westen so auch im deutschen Osten. Steinbach hält es für möglich, „daß sich das Quereinhaus im Rückzugskampfe befindet gegen das Gehöft und im Süden gegen das Etagenhaus" (S. 34), auch, „daß die verschiedenen Verbreitungsgebiete des Quereinhauses Relikte aus früheren größeren Zusammenhängen sind" (S. 35). Zum Grundriß tritt der Baustoff: die Verwendung des Natursteins für das Bauernhaus, dessen Westgrenze gegen das Fachwerk mit der Grenze Lothringens gegen die Champagne zusammenfällt; es ist also ausgeschlossen, daß der Massivbau von Westen, wo auch im Süden der Champagne Erde und Holz noch kürzlich vorherrschender Baustoff waren, eingedrungen ist; vielmehr handelt es sich um eine im Mittelmeergebiet ausgebildete Bauweise, die seit langem im Vordringen begriffen ist, begleitet von allgemeiner Steinverwendung zur Einhegung von Gärten, Trennung von Feldern und Verfertigung von Geräten, infolge eines „staffelweisen Vorrückens südlicher Lebensgewohnheiten". Hierzu gehören auch eine gewisse Neigung zur Mehrstöckigkeit und vor allem die Anlage eines Speichers als oberes Stockwerk des Hauses, nicht nur als Kornboden, sondern auch zur Entlastung der Scheune. „Bei der großen und nach Süden zunehmenden Häufigkeit dieser Erscheinungen ist nicht daran zu zweifeln, daß es sich auch hierbei um Ausstrahlung des südeuropäischen Etagenbaues handelt, wo die Scheune regelmäßig das oberste Stockwerk des Hauses bildet". Als Gesamterklärung führen wir folgende Worte aus Steinbachs Schlußabsatz an: „Das Bauernhaus der heutigen westdeutschen Grenzlande verkörpert in seinen eigenartigen Bauformen die letzten östlichen Ausläufer der Baugestaltung und Baugesinnung in dem historischen Grenzraum zwischen West- und Mitteleuropa, der jahrhundertelang deutsches Reichsgebiet gewesen ist" (S. 46).

325. Gesamtanlage des Hauses Maurer in Brandoberndorf im Taunus (Kr. Usingen). (Das Bauernhaus im Deutschen Reiche. Hrsg. vom Verband Deutscher Architekten- und Ingenieurvereine.)

Wie im Rheinland, so wirken auch im Hessenland (des Rheingaus Haus- und Gehöftformen hatten wir bereits oben im Anschluß an das Rheinland behandelt) Oberflächengestalt, Wirtschaftsgröße, Wirtschaftsart und Baustoff auf die Mannigfaltigkeit der Formen von Haus und Gehöft. So machte schon Heßler auf die Unterschiede der Häuser von Arbeitern, Kleinbauern, Großbauern und

326. Altes Haus in Unterkatz. Kr. Meiningen. Fachwerkbau mit Querteilung. Im Aufbau zwei völlig getrennte Geschosse, deren jedes für sich abgezimmert ist. (Aufnahme: Otto Behr in Gera, Thür. Bildstelle in Gera.)

327. Bauerngehöft in Rüdigsdorf bei Neustadt unterm Hohnstein (Kr. Ilfeld). Geschlossener Vierseithof. Zugänglich an der einen Ecke durch überbaute Einfahrt. Die Gebäude haben alle Porphyrsockel, das Wohnhaus Mansardendach.

Gutsbesitzern aufmerksam und die Schönheit der hessischen Volksbaukunst ist dank Bickells und Schwindrazheims Forschungen seit langem ebenso bekannt. Weitere Belege gab das Bauernhauswerk der Architekten, auf dessen Blättern das reiche Fachwerk mit seinen mächtigen Eckpfosten und prächtigen zierenden Streben innerhalb der Wandflächen erneut zur Geltung kommt. Wie sehr auch hier uralte Symbole in Holzschnitzerei, Kratzputz und Giebelzier weiterleben, das wird von Freunden deutscher Volkskunst und deutscher Symbolik immer mehr erkannt. Auch die folgenden Blätter des Architektenwerkes legen Zeugnis ab von dem Können der heimischen Zimmerleute. Das bekannte Motiv des wilden Mannes, der in Hessen so häufig die Schauseiten belebt, erscheint auch in Thüringen, wo dann gerne auch geschweifte und gerundete Streben, teilweise doppelt mit Durchkreuzung angewandt werden; bisweilen erhält der Dachgiebel durch Häufung gerader Streben Steigerung an Festigkeit und künstlerischer Gliederung; auch die Brüstungsgefache unter den Fenstern werden durch mehrfach verschränkte Streben zu reich gegliederten Zierstücken. Wenn die Balken vielfach schräg überdacht sind (Wetterschräge) und abgeeckt, so ist das nach Edwin Redslob keine bloße Zierform, sondern eine Nutzform gegen das Festsetzen von Feuchtigkeit; nur im Osten Thüringens erscheint Zierwerk in ausgesägtem Brett- und Lattenwerk, in derselben Gegend, wo an Stelle des Zapfenverbandes meist der Verband durch ein schwalbenschwanzförmiges Blatt tritt; bisweilen ist der Verputz durch eingekratzte Ornamente verziert, ähnlich wie in Hessen. Auch die Beschieferung der Häuser auf der Höhe des Thüringer Waldes ist durch die Bereicherung der Farbstimmung innerhalb der umgebenden Natur von großer Bedeutung für die Volkskunst: „jenes Mitmachen der Stimmung des Wetters und der Beleuchtung, das ja irgendwie auch für die auf Stimmung und Laune gestellte Art des Thüringers kennzeichnend ist".

328. Inneres des geschlossenen Vierseithofes in Rüdigsdorf (s. Abb. 327), der hinten durch die Scheune abgeschlossen wird. Sämtliche Gebäude zeigen Querteilung. Die Gesamtanlage ist von Zweckmäßigkeit und Schönheit beherrscht; so sind z. B. die Laufgänge im Obergeschoß zu malerischen Galerien geworden.

Was über Baustoff und Form der Gebäude berichtet wird, bestätigt das aus dem

westlichen Mitteldeutschland Mitgeteilte; das Erdgeschoß ist meist aus Bruchsteinen errichtet; in Gegenden, wo die Landwirtschaft zurücktritt also im Gebirge, genügt ein einziges Gebäude für Wohnung, Stallung und Scheune, ein Traufenhaus, das im Erdgeschoß von der Torfahrt geteilt wird. Anders im fruchtbaren Hügelland und in der Ebene; hier wendet das Wohnhaus, das einen Teil des Hofes bildet, seinen Giebel zur Straße und seine Tür öffnet sich nach dem Hof, an dessen anderer Seite gegenüber die Stallgebäude erscheinen, während die Scheunen quer vorliegen. Das Wohnhaus liegt fast immer links vom Eingang, im Altenburgischen Ostkreis aber meist rechts davon. Das Bauerngebiet von Sachsen-Altenburg ist durch burgähnliche Vierseithöfe ausgezeichnet, deren Innenraum durch malerische Galerien auf das köstlichste belebt werden. Hier ist die schon im übrigen Thüringen reich ausgebildete Hoftoranlage, die im Osten des Landes oft überbaut und mit dem Obergeschoß der Nachbarbauten verbunden ist, weiterhin gesteigert durch die über dem Torhaus sich hinziehende bis zu 8 Meter lange Emporenstube „Porstube", die für Festlichkeiten und Tanz bestimmt ist. Tritt dann im Torhaus seitlich noch ein Gastpferdestall hinzu und im Obergeschoß ein nach dem Innenhof sich öffnender Laubengang, schließlich in der Mitte des freien Hofraumes das reich ausgestaltete Taubenhaus, so ist damit ein Höhepunkt der Bauernkultur an Gastlichkeit, Wohnlichkeit und Behäbigkeit erreicht.

329. Altenburger Gutshof in Drescha, mit Heiste d. h. erhöhtem Steinweg zum Hause hin. Kr. Altenburg. Erdgeschoß aus Stein, Obergeschoß aus Fachwerk mit zierender Verwertung der Streben. (Aufnahme: Otto Behr, Gera, Thür. Bildstelle, Gera.)

Zwei Erscheinungen des Ostens, die in Thüringen nur ganz vereinzelt auftreten, nehmen im Freistaat Sachsen an Häufigkeit zu, nämlich der Blockbau, der sich im südöstlichen fränkischen Teil Thüringens findet, und das Umgebinde. Eine Vereinigung von Blockbau mit Fachwerk ist nach den Forschungen von Kurt Sommer beim Umgebindehaus die ursprüngliche

330. Schindelhaus im sächsischen Zinnwald (Erzgebirge) AH. Dippoldiswalde. Kleinform des Querhauses in gebirgiger Gegend. Satteldach mit Steilgiebeln. (Aufnahme: Landesverein Sächsischer Heimatschutz.)

331. Schäferei zu Barnitz bei Krögis AH. Meißen. Vierseithof mit Tor und zweigeschossigem Wohnhaus. Malerische Wirkung der geschlossenen Gesamtanlage. (Aufnahme: Landesverein Sächsischer Heimatschutz.)

Anordnung, indem die Stube im Blockverband, das übrige Haus aber in Fachwerk hergestellt ist, einerlei, ob es ein- oder zweigeschossig ist. „Das Umgebinde, auch Bohlstuhl oder Umschrot genannt, ist die vor der Blockstube stehende Pfostenstellung mit Rahmen, Riegel und Kopfbändern. Die Blockstube ist in ihrer Konstruktion von der Pfostenstellung des Umgebindes unabhängig, die an manchen Häusern meterweit von der Stubenwand absteht." Die Pfostenstellung ist beim erdgeschossigen Umgebindehaus Träger des Daches, beim zweigeschossigen Träger der Wände des oberen Geschosses. Die Dachbalkenlage wird vom Rahmenwerk des Umgebindes getragen, die Deckenbalken der Stube von den Blockwänden; man könnte also die Holzstube aus dem ganzen Hausgefüge, ohne dessen Festigkeit zu gefährden, herausnehmen: Der Rest wäre ein Haus mit Giebellaube, das möglicherweise der nächste Vorläufer des Um-

332. Grundriß des Bauerngehöfts Härtwig in Großstädten bei Rochlitz. Vierseithof. Hinter der Küche liegt der mit dem Hause verbundene Backofen. (Aus Wuttke, Sächsische Volkskunde.)

333. Umgebindehaus in Obercunewalde, Lausitz (AH. Löbau). Hinter dem Umgebinde ist der Blockbau des Erdgeschosses zu erkennen, das hinten links Steinwand zeigt. Im Ober- und Dachgeschoß senkrechte Verbretterung der Außenwände. (Aufnahme: Sächsischer Heimatschutz.)

gebindehauses ist. Das zweigeschossige Umgebindehaus erscheint in zwei Formen, nämlich als solches mit durchschießenden Pfosten und solches, wo die Pfosten durch die Stockwerksbalkenlage getrennt sind; die Form mit durchschießendem Ständerwerk wird nach Osten zu häufiger. In der Thüringer und Altenburger Grenzgegend werden bisweilen die Eckpfosten durch je einen beiderseits gesetzten Nachbarpfosten verstärkt. Das Obergeschoß des Umgebindehauses erscheint mehrfach nur als Halbgeschoß, insofern die Wände nicht die Höhe eines Vollgeschosses haben, sondern nur einen Drempel darstellen, der im Vogtland aus drei bis vier im Blockverband übereinandergelegten Balken und in der Lausitz aus Fachwerk besteht. Ein gutes Beispiel hierfür bietet auch das

334. Oberwaldkirchen bei Zschopau im Erzgebirge. Winkelhakenbau. Im Wohngebäude Erdgeschoß aus Stein, Oberbau aus nüchternem Fachwerk.

335. Inneres eines Bauerngehöftes in Kaufbach bei Meißen. Wermendorfs Gut. Untergeschoß aus Stein, Obergeschoß aus Fachwerk. Die Durchfahrt liegt in der hinteren Ecke. (Aufnahme: Landesverein Sächsischer Heimatschutz.)

Bauernhaus in Ruppertsgrün, das im Architektenwerk abgebildet ist. — In der Hofanlage tritt große Mannigfaltigkeit auf, die Sommer großenteils durch die Einordnung des Gehöfts in die betreffende Siedlungsform erklärt: Während Straßendorf und Rundling durch enggedrängte Lage tiefe und schmale Grundstücke bedingen, bietet das Reihendorf Geräumigkeit für die Ausdehnung des Hofes, der so zum Vierseithof werden kann, welcher die Einfahrt an einer Ecke hat und besonders im Süden des Landes verbreitet ist. Die Straßendörfer begünstigen den Dreiseithof, dessen unbebaute vierte Seite durch die Einfahrt abgeschlossen ist. Beim einfacheren Parallelhof werden zwei Seiten durch Wohngebäude und Scheune, die beiden anderen durch die

336. Bauerngehöft im Spreewald. Kleinform des quergeteilten Hauses; das Erdgeschoß in Blockbau. (Aufnahme: Ernst Brecht, Eickeloh.)

Umwehrung gebildet; er tritt oft im Gebirge auf, für das auch das regellose Gehöft bezeichnend ist. In Sachsen ist keine Gehöftform unbedingt an eine bestimmte Gegend gebunden; im ganzen ist das Dreiseitgehöft vorwiegend.

Das Haus selbst ist ursprünglich dreiräumig und zeigt Weiterbildungen durch Unterteilung oder Anfügung. Im Erzgebirge und im Wendengebiet bilden Scheune und Schuppen neben dem Stall unmittelbare Verlängerung des Hauses, während sie sonst gerne — beim größeren Hof durchweg — selbständige Gebäude bilden. Der Innenraum der Höfe wird mehrfach wie in Thüringen durch Laubengänge im Obergeschoß künstlerisch außerordentlich belebt, Laubengänge, wie sie bisweilen auch an der Außenseite des Wohnhauses auftreten; auch hierfür bietet das Architektenwerk gute Beispiele. Eine konstruktive Sonderform fand zu Ende des 19. Jahrhunderts bereits Gruner, nämlich das einhüftige Haus; hier ist die Höhe der Traufe an der Vorder- und der Rückseite um ein Geschoß verschieden, indem das Dach über der niedrigeren Wand weit herabreicht. In der Erklärung der Herkunft solcher Anlagen wird weise Zurückhaltung bewahrt.

337. An der Mandau in Groß-Schönau, Lausitz, AH. Zittau-Land. Umgebindehaus in Winkelform. Beide Flügel zeigen im Erdgeschoß deutlich das Umgebinde vor dem Blockwerk, dessen waagerechte Lagerung in wirkungsvollen Gegensatz zur senkrechten Verschalung des Obergeschosses tritt. (Aufnahme: Landesverein Sächsischer Heimatschutz.)

Wenn wir jetzt auf unserer Ostwanderung Schlesien erreichen, so steigern sich dort die Erscheinungen östlicher Herkunft, denen wir schon in Sachsen begegnet sind, nämlich der Blockbau und das Umgebindehaus; beibehalten bleibt die malerische Belebung der Gehöfte durch gedeckte Außengänge am Obergeschoß, und der Grundgedanke der Querteilung des Wohnhauses bleibt oberstes Gesetz. Das ist der erste Eindruck, den uns die vier schlesischen Tafeln im Bauernhauswerk des Architektenvereins vermitteln und der in erfreulicher Klarheit durch die Ausführungen von Günther Grundmann und Konrad Hahm in ihrem Band Schlesien der deutschen Volkskunst bestätigt wird. Die nach Schlesien vordringenden Einflüsse des mitteldeutschen Hauses schufen Formen des Grundrisses, die für das Gehöft vorne das Tor, seitlich das Giebelwohnhaus, gegenüber das Stallgebäude und auf der Rückseite die Durchfahrtsscheune zeigen. In den Grenzgebieten wird der Straßenabschluß bisweilen durch ein mit zwei Durchfahrten versehenes als Kleinviehstall benutztes Gebäude gebildet; im westlichen Wendengebiet wird das Gehöft nach der Tiefe ausgedehnt durch eine fünfzig Schritt entfernt stehende Scheune. Der Grundriß des Hauses im Gehöft und auch beim Einhaus, wie es bei Gärtner- und Häusnerstellen erscheint, zeigt die bekannte typische Form. Abwandlungen er-

338. Grundriß eines wendischen Gehöftes in Leipe (Spreewald), Kr. Calau. (Das Bauernhaus im Deutschen Reiche. Herausgegeben vom Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine.)

geben sich nun in der Gestaltung des Aufrisses und im Baustoff. Hinsichtlich des Aufbaus erscheinen das Erdgeschoßhaus, das Drempelgeschoßhaus, welches wir schon in Sachsen kennengelernt haben, und das Zweigeschoßhaus. Was die Verbreitung dieser Aufrißformen anbelangt, so ist das Erdgeschoßhaus Alleinherrscher in der Oderebene, das Drempelgeschoß- und das Zweigeschoßhaus herrschen im Gebirgsvorlande, und das Erdgeschoßhaus erscheint wiederum in Gebirgslage über 500 Meter. Besonderheiten gibt es in der Lausitz und bei Glogau durch den Ausbau des Backofens an der Rückseite, während in dem wendischen Teil des Kreises Rothenburg der Stall einen rechtwinklig angebauten Sonderflügel bildet.

339. Lauterbach. Kr. Habelschwerdt. Glatzer Bergland. Kleinform des Gebirgshauses. Die Giebelseite des Satteldaches senkrecht verbrettert.

Weitere Abwandelungen der schlesischen Hausformen ergeben sich nun, wie gesagt, durch den Baustoff und seine verschiedenartige Verbindung. Am bodenständigsten ist der reine Blockholzbau, angesprochen „als die ursprüngliche Kombination des deutschen Baugedankens mit der slawischen Materialverwendung". „Die Schichtung der rohbehauenen Balken ist Gerüst und Füllung in einem; architektonisch ist das Bewußtsein tragender und getragener Teile noch nicht erlebt". Besonders häufig ist der Blockholzbau in Oberschlesien, aber auch im Gebirge verbreitet. Die Verbindung des Blockholzbaues mit dem Ständerwerk, das um ihn herumgestellt wird, und mit dem Fachwerk, sofern ein Obergeschoß erscheint, ergeben das Umgebindehaus, das uns gleichfalls aus Sachsen bekanntgeworden ist; bei bestimmten Bauteilen tritt mehrfach Verwendung massiver Stein-

340. Bauernhaus in Stein bei Annweiler, BA. Bergzabern. Einzelstehendes großes zweigeschossiges Quereinhaus. Erdgeschoß aus Stein, Obergeschoß aus Fachwerk. (Aufnahme: Stadtmuseum Kaiserslautern.)

341. Dorfstraße in Guerlfangen, Kr. Saarlouis. Bezeichnend für die Quer-Einhäuser dieser Gegend sind die Steinmauern, das flache Dach und die (hier nicht sichtbare) Tiefenerstreckung des Grundrisses. (Aufnahme: Museum Saarbrücken.)

mauern hinzu. Dieses Umgebindehaus erscheint in der Ebene und im Vorgebirge bis zu der Höhenlage von 500 Metern, oberhalb deren der reine Blockholzbau nur mit teilweiser Verwendung massiver Mauern ausgestattet herrscht; in der Ebene von Mittel- und Niederschlesien zeigt sich dann der reine Fachwerkbau mit teilweise massiven Mauern.

Eine Sonderart im Baustoff stellt die Benutzung des Raseneisensteins an der mittleren Oder in Niederschlesien dar. Andere Sonderformen sind: ebenfalls bei Glogau eine frei stehende Säule vor einer an der Giebelseite zurückgerutschten Ecke; im Traubengebiet von Grünberg die Weinberghäuser mit den nach außen gewölbten Satteldächern; im Gebirge das Schleppdach, das den Heubodeneingang der steil aufsteigenden Berglehne zukehrt. Klimatisch bedingt ist die völlige Verbretterung der Laubengänge gegen Schneefälle im Gebirge. Das Auftreten der „Frankspitze" genannten Vorlaube an der Außenseite und der massiv erbauten schwarzen Küche im Innern des quergeteilten Bauernhauses Schlesiens leitet bereits zu dem ostdeutschen Hause über, das wir später in einem besonderen Kapitel behandeln müssen.

Eine Überfülle von Formen einerseits, von gestaltenden Ursachen anderseits haben wir beim quergeteilten Haus in Mitteldeutschland kennengelernt. Es ist nunmehr unsere Aufgabe, zu untersuchen, in welcher Weise in Deutschland s ü d l i c h v o n N a h e u n d M a i n der volkstümliche Wohnbau unter Beibehaltung der Querteilung sich mit den verschiedenen auf ihn eindringenden Gegebenheiten auseinandersetzt. Das Saargebiet bildet ein Beispiel für Vielgestalt der Formen und ausreichende Heranziehung von Begründungen; denn hier haben Hermann Keuth, dieser schon seit einem Jahrzehnt forschend, und Ludwig Martin, letzterer seit kurzem erfolgreich einsetzend, eine Musterleistung in der Hausgeographie und in der Hausgeschichte geschaffen. Zwei scharfgetrennte Typen stehen sich gegenüber, nämlich als westliche Form

342. Groß-Hennersdorf, Kr. Saarlouis, Rückseite einer Dorfstraße. Beachtenswert die flachen Dächer, die Steinwände, die Tiefenerstreckung des Quer-Grundrisses und die Steinmauern als Garteneinfriedigung. (Aufnahme: Museum Saarbrücken.)

das altlothringische Haus und als östliche Form die bereits oben von uns behandelte Gestaltung von Eifel-, Hunsrück-, Saar- und Pfalzhaus; beiden gemeinsam ist die Formung als Einhaus, demgegenüber das Gruppenhaus mit Gehöftbildung (im Bliesgau und sonst ganz vereinzelt) erheblich zurücktritt. Die westliche altlothringische Form bringt etwas für uns Neues, so daß sie jetzt ausführlicher behandelt werden muß.

Das Haus, das mit der Traufenseite zur Straße steht, wird von der Straße her, also von der Traufe her aufgeschlossen, hat aber deutliche Tiefenstaffelung. „Die Raumaufteilung ist im Prinzip eine Zweiteilung zur Firstlinie, hier Wohn-, dort Wirtschaftsräume. Die Raumanordnung selbst geht in die Tiefe des Hauses. Meist ist es eine Dreiteilung. Im Wohnteil wechseln ab: Stube — Küche — Stube, im Wirtschaftsteil: Scheune — Stall — Stall. Häufig kommt noch nach hintenzu ein Anbau, so daß das flache Dach fast bis zur Erde herabreicht." Ein solches tiefengestaffeltes Haus zieht bei seiner ausgedehnten Grundrißausdehnung unmittelbar das flache Dach nach sich, da größere Steilheit eine unnötige erhebliche Erhöhung von Dach und Haus veranlaßt hätte; das flache Dach bedeutet also nicht nur für hochgelegene Häuser ein Ausweichen dem Winde gegenüber, sondern, da es gerade in der Ebene und vornehmlich in den Tälern auftritt, eine rein konstruktive Folgerung der Tiefenstaffelung.

Im Inneren trennt ein schmaler völlig durchgehender Flur den Wohnteil vom Wirtschaftsteil, dessen Stirnstück, die Scheune, sich in der vorderen Außenseite durch ein Einfahrtstor besonders bemerkbar macht, demgegenüber die kleine Tür des Flurs zurücktritt. Eigenartig ist die unzureichende Beleuchtung der Küche, die keine Außenfenster hat, sondern nur von der Vorderstube Straßenlicht oder von der Hinterstube Hoflicht durch Glasfenster in den Türen erhält. Auffallend ist meist auch die geringe Anzahl von Hausöffnungen an der Straßenseite, wahrscheinlich begründet durch die frühere französische Tür- und Fenstersteuer. Der

Baustoff des Hauses ist Stein, seine Mauern sind oft durch einen leichten Verputz bedeckt. Die Verbreitung des altlothringischen Hauses umfaßt die Gegend von Metz und die Kreise Diedenhofen, Chateau-Salins und Saarburg, ist also von der deutsch-französischen Sprachgrenze unabhängig, indem beiderseits derselben der gleiche Typus auftritt. Nördlich von St. Avold fällt die Ostgrenze des Steinbaus mit der Ostgrenze des Muschelkalks zusammen; bezeichnend ist für das Gebiet des Steinbaus hinter dem Hause die Abgrenzung der Gartengrundstücke durch Mauerwerk. Das flache Dach ist mit Hohlziegeln gedeckt und die Straßenfronten erscheinen langgestreckt, nüchtern und kahl.

343. Bauernhäuser in Oberschlettenbach, Südpfalz, BA. Bergzabern. Aneinandergerückte Gehöfte, deren Wohnhäuser als Traufenhäuser an die Straße treten. Das zweite Wohngeschoß greift über die Toreinfahrt. (Aufnahme: Stadtmuseum Kaiserslautern.)

Hinsichtlich der Dachformen ergeben sich in dem Übergangsgürtel zwischen Flachdach und Steindach einerseits Vermengungsgebiete, wo flache und steile Formen nebeneinander auftreten, und anderseits Mischformen, nämlich Häuser mit mittlerem Dachwinkel. Der ganz andersgeartete östliche Typus ist uns von früherher bekannt: Breitenerstreckung in der Traufenlinie, Raumanordnung nebeneinander, Steildach mit Flachziegel oder Schiefer; als Baustoff erscheint Stein oder Fachwerk, häufig ersterer für Sockel und Untergeschoß, letzterer für das Obergeschoß; das Steildach und der reine Steinbau sind hier im Vordringen.

Verfolgen wir das Querhaus weiterhin nach Osten, so tritt in der Pfalz, wie Fritz Semmet berichtet, neben der Einhausanlage wieder die Gruppenanlage häufiger auf, je nach Landschaft,

344. Bauernhäuser in Wenzeln bei Pirmasens, Rheinpfalz. Nebeneinanderschaltung mehrerer eingeschossiger Quer-Einhäuser als Traufenhäuser. (Aufnahme: Stadtmuseum Kaiserslautern.)

345. In Roschau bei Neustadt. Waldnaab. (Aufnahme: Trautmann, Weiden, Oberpfalz.) Malerisches Dorfbild beherrscht durch die Tore und Giebelhäuser der geschlossenen Gehöftanlagen.

Klima und Wirtschaft. Diese Gruppenanlage beherrscht die Rheinebene, die weinbauende Hardt und die Nordpfalz, die Einhausanlage dagegen das Westrich. Im Weingebiet zwingt der umfangreiche Weinkeller zu beträchtlicher Kellerhöhe und dadurch veranlaßter höherer Lage der Stube; während hier ein besonderes Kelterhaus erscheint, verlangen in der Rheinebene Zucker und Tabak andere Gelasse. Im Westrich herrscht abgesehen von den Gutshöfen durchaus das Einhaus, das „Einfirsthaus", das „Wohnteil und Wirtschaftsgebäude unter einem gemeinsamen Dach vereint, wenn schließlich auch nur scheinbar; denn die einzelnen Teile sind nur aus baulichen Gründen aneinandergerückt, aber nicht organisch zusammengewachsen". Die Reihenfolge ist meist Wohnung — Stall — Scheune, oft aber auch Wohnung — Scheune — Stall. In Gebirgsdörfern erscheinen die sog. „Stallhäuser", die im Untergeschoß Keller und kleinen Stall enthalten, während zur Hochwohnung eine Freitreppe aus Sandstein hinaufführt.

346. Unter- und Obergeschoß eines Bauernhauses in Hohn (Unterfranken), Kr. Kissingen Land. (Das Bauernhaus im Deutschen Reich. Herausgegeben vom Verband Deutscher Architekten- und Ingenieur-Vereine.)

Die beiden Einhausformen erscheinen rechts des Rheins im Odenwald, wo das eigentliche Fachwerk selten, aber die einfache stark verputzte Riegelwand häufig ist, gleichfalls nebeneinander, von H. E. Busse als gestreckter Einbau und gestelzter Ein-

bau unterschieden. Beim Odenwälder Einhaus ist die Wohngiebelwand des mächtigen Satteldaches häufig mit Buchenbrettchen zum Wetterschutz verschindelt; einen Ausbau des Hauses bildet der Backofen, der von der Küche aus bedient wird. Noch größere Mannigfaltigkeit erscheint mainaufwärts in den fränkischen Gebieten, deren Eigenart und Schönheit J. Ritz schildert. Häufig ist dort der geschlossene oder der Geviertthof als gegebene Anlage für größere und mittlere Ackerwirtschaft; er kommt im ganzen Bezirk vor, in besonderer Stattlichkeit und Regelmäßigkeit im Grabfeldgau. Nicht so dicht geschlossen ist die „zwei- oder dreiflügelige rechtwinkelige Anlage", die im Frankenwalde und Fichtelgebirge besonders häufig auftritt. Ein offener Hof ist über das ganze Gebiet verteilt, in besonders lockerer Form jedoch in den Rodungsdörfern des Sebalderwaldes bei Nürnberg. Bei der besonderen Form des Einhauses, das vornehmlich für die kleinen landwirtschaftlichen Betriebe und zwar jene der Gebirgsgegenden besonders geeignet ist, erscheint als Nebenform das Stallhaus; bei der bisweilen vorkommenden Lage desselben an einer Geländeböschung erhalten beide Geschosse unmittelbaren Zugang vom Erdboden aus.

347. Oberpfälzische Bauernstube in Etzenicht bei Weiden, Oberpfalz. Die Ecke durch Bank und Tisch ausgefüllt; rechts das Himmelbett. (Aufnahme: Trautmann, Weiden.)

Als Baustoff erscheint verherrschend Fachwerk, künstlerisch ausgewertet durch die vielfältige Stellung seiner Hölzer und durch Schnitzerei, im Frankenwald und Fichtelgebirge dagegen der Blockbau, dessen Außenwände durch Bretter oder Schiefer verkleidet werden. Wo massive Steinbauweise auftritt, zeigt sie häufig Einwirkung des Zeitstils. Die Altmühlgegend ist durch ein Legschieferdach ausgezeichnet, das durch das Auftreten eines besonders geeigneten Plattenkalkes bedingt ist; beim Spalten der Steinblöcke ergeben sich Kernplatten von unregelmäßiger Form und Größe, die erst bei vier- bis fünffacher Übereinanderschichtung ein ganz dichtes Dach ermöglichen; „da die Schiefer nicht befestigt werden, muß ihr Gleitwinkel bei der Dachneigung berücksichtigt werden, was im allgemeinen einen Neigungswinkel von rund dreißig Grad und damit mächtig breite Pfettendächer ergibt."

c) Quergeteilte Häuser bei den oberdeutschen Stämmen der Alemannen und Bayern.

Auch in Oberdeutschland herrscht der Gegensatz zwischen dem Einhaus und dem Mehrhaus. Diese beiden Haupttypen aber treten in höchst mannigfacher Gestaltung auf, hierin noch gesteigert dadurch, daß in manchen Bezirken die Zusammenziehung zur völligen Einheit wird (Einheitshäuser des Schwarzwaldes und Oberbayerns), andererseits das Mehrhaus in der einen Richtung über den Vierseithof zum völlig geschlossenen Vierkant führt, in entgegengesetzter Richtung aber über den offenen Zweiseit- und Dreiseithof schließlich zum Haufenhof mit seiner Streulage.

Das Elsaß enthält in der Rheinebene bäuerliche Anlagen, die den Fachwerkbau verwenden, in einer Form, die ihm eine besondere Gefälligkeit verleiht. Mehr als in Mitteldeutschland wird das Ornamentale betont, wie Ernst Polaczek darlegt; die „geläufige Erscheinungsform erklärt sich aus der Verbindung oder

Aufeinanderfolge alemannischer und fränkischer Bauweise, d. h. aus einer Ein- und Nachwirkung des älteren alemannischen Bohlenbaues auf den vom hohen Mittelalter zur Vorherrschaft tretenden Fachwerkbau fränkischer Art, den Ständerbau". Die wechselnde Richtung und die Kreuzung der Hölzer, die rauten- und netzförmigen Füllungen werden in ihrer künstlerischen Wirkung durch Farbe und Profilierung bereichert; Fenstererker und durchgehende eigentliche Erker schaffen Platz und Schmuck, ebenso in ihrer Art die Vorkragungen in ihrer prächtigen Schattenwirkung. Ähnlich wirken in den Bezirken des Hopfen- und Tabakbaus die reichlich angebrachten Vordächer, welche in mehrfacher Wiederholung das Haus waagerecht gürten und die eingebrachte Ernte an Mais, Hopfen oder Tabak schützen. Etwas Besonderes sind die mehrgeschossigen, mit reichen holzgeschnitzten Geländern geschmückten Giebel, bei denen die ganze Giebelfläche auf hübschen Holzkonsolen kräftig auslädet und ein dichtgestelltes Geländer trägt. Mehrfach belebt Kratzputz die verputzten Flächen. Das in ziemlich steilem Winkel gebaute Satteldach erhält seinen schönsten Schmuck durch die Farbe: „es ist ein von gelben und roten Tönen durchwirktes Braun, im Grunde ob seines Reichtums unbeschreiblich". Der Hauseingang ist durch eine vorgelegte kleine Halle oder eine Freitreppe geschmückt, ein Beispiel für die persönliche Durchbildung der Einzelheiten.

Im oberelsässischen Sundgau wird der geschlossene Hof meist durch eine Streulage der Gebäude ersetzt; zum besonderen Schmuck gereichen hier die oft angewandten S-förmig geschweiften Hölzer mit konstruktiver Bedeutung. Infolge anderer klimatischer Verhältnisse und anderen Baugrundes ist das Haus des Bergbauern einerseits mehr zusammengezogen zum Einhaus, andererseits strenger und einfacher im Äußern und im Innern. Als Baustoff wird meistens Stein verwandt; die frei stehende Giebelwand wird durch Schindelbelag und durch eine Reihe von Bäumen besonders geschützt. Der Quereingang führt in einen Flur, meist jedoch unmittelbar in die Küche, die dann weiter zur Wohnstube leitet. Im anschließenden Wirtschaftsteil wechselt die Reihenfolge Kuhstall, Querscheuer, übriger Stall, oder die Reihenfolge Querscheuer, Stall, letzteres auch so, daß hinten eine weitere Stube quer vorliegt. Bei der Lage an einer Berglehne dient letztere zum Hochfahren des Erntewagens, dessen Fuder nun gleich in die Giebelwand des Daches entleert werden kann.

Auf dem rechten Rheinufer finden wir in Mittelbaden das anderhalbstöckige Haus, eine Form, die früher von der Forschung gänzlich vernachlässigt war und um deren genaue fachmännische Untersuchung sich Otto Gruber ein ebenso großes Verdienst erworben hat wie um die vergleichende Kunde der Konstruktionsformen Südwestdeutschlands. Die Bezeichnung anderthalbstöckig betrifft die Art des Wohnhauses, dessen Erdgeschoßdecke auf normaler Höhe über dem Fußboden liegt; über dem Balken folgt ein halbes Stockwerk, also ein Kniestock, der in den Außenwänden durch teilweise in ornamentartige Weise gesetzte Hölzer ausgeriegelt ist; das Dachwerk bildet eine merkwürdige Mischung zwischen Kehlbalken- und Pfettendach, merkwürdig insofern, als die Kehlbalken nicht mit den Sparren verbunden sind, sondern lose auf den Dachpfetten aufliegen. Verbreitet ist das anderthalbstöckige Haus in der Rheinebene von der Schutter mit Lahr im Süden bis zur Oos mit Baden im Norden, außerdem in den vorderen Teilen der anschließenden Schwarzwaldtäler; vermengt

348. Schwarzwaldhaus in Kirnbach, BA. Wolfach. Einheitshaus mit Querteilung im Erdgeschoß. Das Dachgeschoß als Ernteraum zugänglich durch ein Einfahrtstor mit Rampe. (Aquarell: Heubach, Hannover.)

mit eingeschossigen oder zweigeschossigen Häusern tritt das anderthalbstöckige Haus auch im Elsaß bis zum Wasgau auf; fast allein herrschend ist es in den badischen Landschaften der Ortenau und des Hanauer Landes.

Unter den Häusern des alemannischen Sprachgebietes ist das Schwarzwaldhaus (Abb. 348—50) in besonders hohem Maße bekannt und beliebt geworden. Es ist ein ausgesprochenes Einhaus, welches die gesamte Bauernhausung und Wirtschaft unter einem riesigen Dache gemeinsam birgt, ähnlich wie das Niedersachsenhaus, aber von diesem durch die Querteilung und die häufige Mehrgeschossigkeit deutlich unterschieden. Auch hat es den Anschein, als ob beim Schwarzwaldhaus die Einheit nicht so ursprünglich mit dem gesamten Bauwerk verbunden ist; vielleicht könnte man dem Niedersachsenhaus als ursprüngliches Einheitshaus das Schwarzwaldhaus als nachträgliches Einheitshaus gegenüberstellen; beiden aber eignet im hohen Grade die größte Zweckmäßigkeit und größte Schönheit. So ist es kein Wunder, daß das Schwarzwaldhaus immer wieder, ähnlich dem Niedersachsenhaus, begeisterte Lobredner gefunden hat. Auch in den neuen Veröffentlichungen von Eugen Fehrle und Hermann Erich Busse kommt diese Verbundenheit der Badener mit ihrem heimischen Hause und ihre Begeisterung dafür zum besten Ausdruck.

349. Grundriß eines Schwarzwaldhauses in Einbach, BA. Wolfach. (Das Bauernhaus im Deutschen Reich. Hrsg. v. Verband Dtsch. Arch.- u. Ing.-Vereine.)

„Nirgends spricht sich der Werkstoff so in Farben und der Bewegtheit der Flächen aus, wie im altersbraunen, grau schimmernden Holz der Schwarzwaldhäuser, im merkwürdig schmiegsamen Dach, das hier gekappt, dort gewalmt, da vorgezogen werden kann, als bestünde es aus weichem, dickem, dehnbarem Pelz" (Busse). „Nur ein breites Dach, mit Stroh oder Schindeln gedeckt, dehnt sich behäbig in die großzügige Landschaft, in Farbe und Form wunderbar mit ihr zusammenklingend, als ob es selbst eine Bergrundung wäre. Keine schreienden Gegensätze, keine schroffen Linien, keine Zacken und Zipfel! Wohltuend matt wie altes Gold leuchten im Sommerglanz die Strohdächer und silbergrau schimmern die Schindeln" (Fehrle).

Im Erdgeschoß des Schwarzwaldhauses trennt sich der Wohnteil mit dem querliegenden Flur „Haus-Eren" vom Ökonomieteil oder „Scheuerwesen", welch letzterer umfangreichen Kuhstall mit querliegendem Futtergang, Pferdestall und häufig als Abschluß Schuppen oder Schopf enthält. Im Geschoß darüber liegt die Scheune, zu welcher die Einfahrt je nach dem Wohnplatz am hinteren Giebel oder an der hinteren Längsseite hineinführt. Bezeichnend für die Außenseite sind das dunkle Gebälk und die kleinscheibigen Fenster, besonders das ungeheure Dach, das ringsherum weit überragt. Innerhalb des Dachraumes befindet sich über dem Futtergang eine große Luke, durch die man Futter und Heu hinabwerfen kann. Zum äußeren Schmuck trägt wesentlich die Galerie bei, die sich häufig an der vorderen Giebelseite, mehrfach auch an der Langseite (wenigstens an den gestelzten Teilen des Hauses) einfach oder zweifach befindet. Eine Besonderheit sind die Rundbogentüren im steinernen Erdgeschoß, die nach Fehrle möglicherweise auf uralte Vorbilder zurückgehen, wie sie sich durch die Hüttengrabsteine (Grabsteine mit häuschenförmigen Aufsätzen) des Stammes der Mediomatriker im Gebiet von Wasgau und Saar nachweisen lassen. Bei den Höhenhäusern des Schwarzwaldes liegen in ge-

350. Aufriß eines Schwarzwaldhauses in Kirnbach, BA. Wolfach. (Das Bauernhaus im Deutschen Reich. Hrsg. v. Verband Dtsch. Arch.- u. Ing.-Vereine.)

nannter Weise Wohnhaus und Stall in einer Ebene. Eine Nebenform dieses Höhenhauses findet sich im Hotzenwald im südlichsten Baden, das Hotzenhaus. Es hat noch eine besondere Zutat, die verkleidete Schutzwand, das Schild, welche in einiger Entfernung von dem Hauptkörper an der Vorder- und Hinterseite eine Verdoppelung der Hauswand darstellt, „eigentlich die hier vollständig verschalte, geschlossene, mit Fenstern versehene Laube des ursprünglichen Schwarzwaldhauses"; die Wände sind meistens bis unters Dach aus Stein ausgeführt. Das Haus der Täler und der steileren Berghalden ist der zweite Typus des Schwarzwaldhauses, mit der hinteren Giebelseite dem Berghang zugekehrt, wo Rampe und Einfahrtsbrücke das vom Berg herabfließende Wasser vom Haus abwehrt und an seinen Längsseiten talabwärts leitet. Das Haus ist im Aufriß dreigeteilt. Das Erdgeschoß, bisweilen aus Stein, enthält die Stallungen und die Keller, im zweiten Geschoß, das entsprechend der ansteigenden Berghalde nach hinten weiter übergreift, liegen die Wohnräume, darüber im Dachgeschoß die Scheune, in welche die „Einfahrt" mit Rampe oder Brücke hineinführt; wo die Häuser in die Halde hineingebaut sind, ist die Einfahrt in diese eingegraben. Im Innern fehlt oft eine Verbindung zwischen dem Erdgeschoß und den oberen Räumen, ein Hinweis auf die nachträgliche Zusammenziehung des Gesamtwesens. Blockwände kommen vor, häufig ist die Bohlen-Ständer-Wand; sie wird durch waagerechtliegende breite Holzbohlen von 6—8 cm Stärke gebildet, welche in die Nuten der senkrechten Ständer hineingreifen und so die Ausfachung bilden. Südöstlich vom Schwarzwald auf der Baar herrscht das Querhaus in ausgesprochener Dreiteilung, aber durchweg aus Stein errichtet, und im Hegau ein ähnlicher Bau, durch prächtiges Fachwerk ausgezeichnet. In der Rheinebene beim Kaiserstuhl treten ausgesprochene Gehöftbildungen auf. Das Bauernhauswerk des Architektenverbandes bringt weitere Vertiefung in Wesen und Schönheit der badischen Bauernhäuser.

Nach Otto Gruber hat sich aus dem typischen Gebirgshause des Hotzenwaldes das ebenerdige Haus des südlichen Schwarzwaldes folgerecht entwickelt, indem in milderer und geschützterer Lage der ganze Mantel um den eigentlichen Hauskern wegfallen konnte. Eine Gemeinsamkeit aller ebenerdigen Schwarzwaldhäuser ist nicht nur der gleiche Grundriß, sondern auch das Pfettendach mit Firstunterstützung und die Abwalmung. Die Wände des Hotzenhauses bestehen (nach Gruber) aus Blockbau, Ständerbau oder Bohlenständerbau; mit ihm ist in der Wandbildung und im konstruktiven Aufbau (Pfettendach mit senkrechten Unterstützungen der Pfetten vermittels durchgehender Säulen) das altoberschwäbische Haus, dessen früherer Bestand außerordentlich zusammengeschmolzen ist, gleich.

Mit dem oberschwäbischen Haus sind wir schon ganz in das Nachbarland **Württemberg** gelangt, das an dem Wälderhaus des Schwarzwaldes auch Anteil hat, aber nur mit verhältnismäßig wenigen Beispielen im westlichen Amt Oberndorf bei Schramberg; durch dessen Seltenheit kommt es, daß selbst Schwarzwälder aus angrenzenden Oberämtern vielfach vom württembergischen Vorkommen dieses Hauses nichts wissen. In Württemberg unterscheidet Paul Walther vier Haustypen, nämlich außer dem Schwarzwaldhaus das alte Oberländer Haus mit starken Ständerpfosten als tragenden Säulen und mit frei stehendem Herd inmitten des Hauses innerhalb der rußgeschwärzten Küche, das Allgäuer Haus und als durchaus vorherrschend das schwäbische Fachwerkhaus, welches im Vordringen begriffen ist. Dieses erscheint entweder ebenerdig, so z. B. in einfachen Verhältnissen auf der Alb, wo man aus der Stube durch eine Falltür in ein halbunterirdisches Gelaß, die Donk, gelangt, wo der Webstuhl steht; bei besseren Wirtschaftsverhältnissen wurde das Haus gestelzt; diese Form bildet den Übergang zu dem zweigeschossigen Haus, das im gesamten Neckarland und an der Donau vorherrschend ist. Hinsichtlich der Gehöftanlage ist zu bemerken, daß diese nördlich der Linie Tübingen—Herrenberg—Calw erscheint, und zwar in mehr oder weniger großer Geschlossenheit, im übrigen ist das Einhaus vorherrschend, obschon Abtrennung nach Wohn- und Wirtschaftsräumen in zwei Gebäuden auch vorkommt. Auf alle Fälle mußte sich „die früher ausgesprochenere fast kastenmäßige Scheidung im Bauerntum der Alb naturgemäß in der Anlage von Haus und Hof ausprägen" entsprechend der gerade auf der Alb in volkstümlicher Ausdrucksweise durchgeführten Unterscheidung zwischen Bauer, Seldner, Huber und Kühbauer. Diese letzteren Angaben verdanken wir Max Lohß, der in gründlichster Sach- und Wortforschung den volkstümlichen Wohnbau seiner schönen Heimat untersucht und in

Schwarzwälder Bauernhaus. Nach einem Aquarell von Prof. Siebert.
Einheitshaus mit Querteilung; Schindeldach mit Krüppelwalm, Holzgalerie in beiden Obergeschossen.

Tafel XIV.

351. Erd- und Obergeschoß eines schwäbischen Bauernhauses auf der Schwäbischen Alb. Hinter dem Ern der Schweinestall. Unterstube und -küche sind als Altenteilwohnung oder sonst als Webstube und Gerätekammer, die Unterküche bisweilen auch als Schweine- und Hühnerstall eingerichtet. Der Küchenherd besitzt Rauchfang. Im Winter wird im Stubenofen gekocht. (Oberdeutsche Ztschr. f. Volkskunde II, 2.)

reichbebilderter Sonderschrift dargelegt hat, die dem sachlich, sprachlich und kulturgeschichtlich Wichtigen mit gleicher Sorgfalt nachgeht und auch die volkstums-geographisch bedeutsamen Nebenerscheinungen („Boden- und Bevölkerungsgliederung", „ausgeprägtere Mischformen", „alte Grundform", „Übergangsformen", „ältere und neuere Spielarten") nicht vernachlässigt. Eine Besonderheit innerhalb des württembergischen Unterlandes ist der Kelterbau, eine mächtige, aber niedrig gehaltene Halle mit offenem Dachstuhl, welche die Weinpressen und die schweren Kelterbäume umschließt; wo mehrere Kelterbauten, wie in Uhlbach oder Metzingen, zusammentreten, entsteht ein eigenartiges, groß wirkendes Ortsbild.

Blicken wir jetzt nach dem schwäbisch-alemannischen Teil Bayerns hinüber, so finden sich nach Ausweis des Bauernhauswerkes im nördlichen Teil Einhäuser, welche die Querteilung in Wohnteil, Hausgang, Stall, Tenne und wiederum Stall, dem sich bisweilen Schuppen oder Durchfahrt anschließt, sehr deutlich betont; hierbei neigt der Wohnteil zur Zweigeschossigkeit. In starkem Gegensatz zu diesen Bauten mit ihrem Steildach steht das südliche Haus des Allgäus, wie es auch nach Württemberg übergreift, mit seinem flachen Dach; dieses Flachdach ist im Zurückweichen begriffen. Das Dach ist mit Holzschindeln, sog. Landern, eingedeckt, welche durch große Felsbrocken vor der Gewalt des Gebirgsföhns geschützt sind; die Dachneigung ist so gewählt, daß einerseits das Regen- und Schneewasser abfließen kann, andererseits die aufgelegten Gegenstände nicht abrutschen können. Der Grundriß ist im Allgäu ziemlich gleichartig: der Hauseingang führt auf den die ganze Breite des Hauses durchschneidenden Hausgang, das „Hus", dem im Wirtschaftsteil die Tenne parallel läuft. Um das Obergeschoß zieht häufig ein Laubenstück, wie es an den oberbayrischen Gebirgshäusern erscheint.

Nach dem Aufbau unterscheidet Karl Gröber zwei Formen, nämlich das eigentliche Gebirgshaus des Oberallgäus und jenes des Unterallgäus. Im Oberallgäu herrscht der Blockbau, bei dem die waagerecht übereinandergeschichteten Balken an den Ecken verzahnt sind, was der einheimische Zimmermann als Stricken bezeichnet. In den Wohnräumen ist der Blockbau mit Verputz verdeckt, an der Außenseite mehrfach durch Bretterverschalungen, im Wohnteil außen mehrfach auch noch durch Verputz. Eine besondere Form des Blockbaus ist der „Eckg'wandete", eine Art des Nutenständer-Blockbaus, insofern die Blockbalken nicht an den Ecken übereinander eingelassen werden, sondern mit Federn in die Nuten der Eckständer eingreifen. Im Unterallgäu, wo diese Form viel auftritt, herrscht aber der Fachwerkbau vor, während jener meist mit Lehmbewurf versehen und mit Kalk verputzt ist, der das Balkenwerk außen sichtbar werden läßt. Nach Ausweis des Bauernhauswerkes gibt es im Allgäu auch Bauernhäuser, welche nebeneinander Fachwerk und Blockbau, beide zweigeschossig durchgehend, vereinigen.

Nun zu den Bauernhäusern der deutschen Schweiz. Wie nahe der Meeresküste im Gebiet freiheitskampferprobter Friesen und Niedersachsen bodenständiges hochentwickeltes Bauerntum einen volkstümlichen Wohnbau von höchster Einheit, Schönheit und Zweckmäßigkeit hervorbrachte, so erstand im Hochgebirge und seinem Vorlande bei den freiheitskampferprobten Alemannen der Schweiz aus kraftvollem Bauernvolk ein Bauernhaus gleichfalls von höchster, aber ganz andersartiger Einheit, Zweckmäßigkeit und Schönheit, in seiner Mannigfaltigkeit noch wesentlich gesteigert durch die Vielfältigkeit der Landesnatur nach Bergzügen und Wasserrinnen, nach Klima und Wirtschaftsweise.

352. Tschingelalphütte im Kiental (Berner Oberland). Einfache Holzhütte mit Vorhalle und Walmdach. (Aufnahme: Ganz & Co., Zürich.)

Wir können hier, wo es sich um deutsche Volkskunde handelt, natürlich nur das Bauernhaus der Schweiz, soweit es innerhalb des deutschen Sprachgebietes liegt, behandeln, so reizvoll es an sich auch wäre, den Wohnbau der deutschen Schweiz mit jenem der französischen, italienischen und rätoromanischen Schweiz zu vergleichen. Auch innerhalb des deutschen Teiles der Schweiz ist die Mannigfaltigkeit der Formen so groß, daß ein Überblick gar nicht leicht zu gewinnen ist. Zum Glück haben wir gute Richtlinien zu einer Einteilung der Schweizer Hausformen in dem vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein geschaffenen großen Bilderwerk und in den Forschungen von J. Hunziker und Hans Schwab.

Innerhalb des deutschen Sprachgebiets, welches westwärts bis über den Bieler See reicht, den Murtensee berührt und zwischen beiden sogar bis an den Neuenburger See vorstößt, welches südwärts bis über den Monte Rosa nach Oberitalien reicht und im Osten in Sprachzungen und Sprachinseln weit ins rätoromanische Sprachgebiet Graubündens vorstößt, kommen drei ausgeprägte Haustypen in Betracht, nämlich das Länderhaus, das dreisässige Haus und das schwäbische Haus. Die größte Verbreitung besitzt das Länderhaus, das Alpenhaus oder Berghaus, dessen sehr flaches Dach mit Brettschindeln oder Ländern gedeckt ist. Es herrscht vom Bodensee bis fast an den Genfer See, erfüllt also in der Ostschweiz die Kantone Appenzell und Sankt Gallen und Teile des Kantons Glarus, die ganze Urschweiz, von wo es über den Gotthard ins Tessin und über die Furka ins Wallis vorgedrungen ist, und das Berner Oberland. In seinem südlichsten und südöstlichen Verbreitungsbezirk, welch letzterer zungenartig weit nach Graubünden hineingreift, hat es mehrfach rätoromanischen Baueinfluß erfahren.

Die Urform für das Länderhaus sieht Schwab in der Alpensennhütte, dem einräumigen Hause mit frei stehender offener Feuerstelle, mit Blockwänden und einem flachen Satteldach, das in der Mundart Tätschdach genannt wird. Der Typus des Länderhauses ist nach dem Architektenwerk folgender: gemauerter Unterbau aus Stein, Oberbau aus Blockholz, meist zweigeschossig, die Traufseiten zeigen häufig offene Lauben; Stall und Scheune liegen meistens vom Wohnhaus getrennt; im Innern erfolgt Dreiteilung in Stube, Kammer und Küche, welch letztere bis unter das Dach offen ist. Der Herd, bei den ältesten Formen nicht über 70 cm hoch, liegt seit jeher am hinteren Giebel, wo infolgedessen die Blockwand hintermauert ist oder durch eine Steinwand ersetzt wird. Die Scheune hat in diesem ganzen Bezirk keine feste Lage; im Kandertal und im Simmental bildet sie mit dem Wohnteil zusammen ein Einhaus.

Nach Hunziker und Schwab tritt das Alpen- oder Länderhaus in drei Formgruppen auf, nämlich in der Form der Ostschweiz, der Urschweiz und des Berner Oberlandes. Beginnen wir mit dem Berner-Oberländer-Haus, so war der Anlaß zu seiner Entwicklung der den Rauch fortführende und zugleich Lichtzufuhr ermöglichende Bretterschacht; so konnte der nunmehr rauchfrei gewordene Dachraum mit Kammern ausgebaut werden. Diese waren zuerst nur durch innere Leitern, später aber durch Außentreppen und Laubenverbindungen zugänglich; diese Anlage der Lauben sind dann im Berner Oberland zu höchster Mannigfaltigkeit und Schönheit geführt. In urdeutscher Weise ist bei diesem letzteren der Hauptschmuck aus dem

Zweck abgeleitet: die lichtzuführenden Fenster sind reihenweise aneinandergekuppelt und bilden dadurch das Haus gürtende breite Bänder; anheimelnd wirkt die starke Ausladung des Daches, welche die Wände vor Regen und Schnee schützen soll. So ist es kein Wunder, daß der Schweizer Stil, als dessen Hauptform das Berner-Oberländer-Haus erschien, in der Mitte des 19. Jahrhunderts viel bewundert wurde und auch dort Nachahmung fand, wo er nicht hingehörte. Eigenart und Schönheit des Hauses im Berngebiet sind oft Anlaß zu begeisterter Schilderung geworden; als ein Beispiel von vielen mögen hier die Worte von Peter Jessen stehen.

353. Haus im Plätscher. Einheitshaus mit Flachdach. Sockelgeschoß aus Stein, Wohngeschoß aus Holz. Wetterschutz der Giebelseite durch Dachvorsprung, der Traufenseite durch Verbretterung. (Aufnahme: Ganz & Co., Zürich.)

„Das Äußere wird bekanntlich durch das flach geneigte Dach bestimmt, über das die Stürme des Hochgebirges dahingleiten. Mit seinen Tannenholzschindeln und den moosigen Steinen ragt es breit über das Haus hinaus, nicht wie eine Kappe, aber wie ein fester Schirm, der den Regen weit abhält von den Fenstern und Lauben und im Winter die Wärme der Schneelast zu tragen vermag. Auch wirft es an sonnigen Tagen breite Schatten über die Wände, so daß ihr geschnitzter und gemalter Schmuck doppelt bewegt erscheint. Denn kein Bauernhaus der Welt wird reicher und sorgfältiger geziert. Mit kluger Beschränkung ist der Schmuck auf die Giebelfront vereinigt. Durch das weit vorspringende Dach, durch Vorkragung der oberen Geschosse und durch die seitlichen Lauben pflegen schon die Massen gegliedert zu sein. Nun werden, mannigfach wechselnd, die Schwellbalken der Geschosse abgefast, ausgesägt, von kleinen Konsolreihen getragen, mit Verzierungen und frommen Sprüchen beschnitzt. Unter dem Dache, den Galerien und Vorkragungen springen die Dachpfettenträger und die Konsolen lebhaft vor, oft aus den Hirnseiten der inneren Wandbalken gebildet, vielfach geschweift und beschnitzt; dazwischen wieder hängende Zapfen mit allerhand Knäufen. An den Lauben sind die Brüstungsbretter ausgesägt und über ihnen die Pfosten und Arkaden als Säulen und Baluster geformt."

Die zweite Form des Länderhauses, die in den Urkantonen, zeigt das Blockhaus mit einem vielfach steileren Dache; die Folge davon ist, daß die bloßgelegten Giebel mit ihren Fensterreihen einen anderen Regenschutz haben müssen, der nun durch „Klebdächer" erfolgt, pultartige Dachansätze von geringer Tiefe, aber größter Breite, welche sich unmittelbar an den Fensterbrüstungen hinziehen. In der Ostschweiz, namentlich in Appenzell, wo die Blockbaugrenze liegt, treten die Wirtschaftsbaulichkeiten an den Wohnteil heran wie im benachbarten Vorarlberg; im St. Galler Gebiet bildet beim Wohnteil eine schuppenartige Schindelverkleidung Wetterschutz. Durch besondere Berufsart erhielt das Appenzeller Haus Sonderbauart, insofern die feine Handstickerei ganz besonders reichliche Lichtzufuhr nötig machte und andererseits infolge der „Weberei mühlentechnischen Seidenstoffes, der feuchte Räume bedingt", besondere Webkeller sich herausbildeten. Zu besonderer Stattlichkeit steigert sich das Haus der Ostschweiz im Kanton St. Gallen, wo der steinerne Unterbau, das Unterhaus, höher aus der Erde herausragt; das darüberliegende Haupterdgeschoß hat zwei Küchen, deren eine die besondere Feuerstätte für die Käserei enthält.

Eine sowohl in bezug auf Gestaltung wie auf Verbreitung südlichere und romanischem Wesen näherstehende Abart des Länderhauses ist das Haus des deutschen Oberwallis. Über dem stark eingetieften gemauerten Kellergeschoß befindet sich gleichfalls ein steinerners Saalgeschoß, das von einem Flur quer durchbrochen wird; rechts von diesem liegt am vorderen Giebel der große „Saal" mit rundbogiger Eingangstür, links kleiner Saal und Geräteraum, zu welch letzterem eine längslaufende Durchfahrt neben dem großen Saal hineinführt. Der in Blockwerk ausgeführte Oberbau enthält zwei bis vier bewohnbare Geschosse übereinander, deren unterstes im Grundriß genau dem Saalgeschoß entspricht: große Stube, ganz durchgehender Flur, links davon kleine Stube und Küche, welche bis zum Dach offen ist; Stirn- und Seitenlauben kommen selten vor, häufig dagegen Vorkragungen der Wohngeschosse, was zu großer malerischer Wirkung führt.

Der zweite Haupttypus deutsch-schweizerischer Bauweise ist das dreisässige oder dreischlächtige Haus des Mittellandes oder des Tafellandes. Es ist in seinem Verbreitungsgebiet dem des Länderhauses in erheblicher Breite vorgelagert zwischen Toggenburg im Osten und Freiburg im Westen. In diesem ganzen Mittelland zwischen Alpen und Jura tritt neben der Milchwirtschaft, welche in den Alpen die vorwiegende Grundlage bildet, der Getreidebau bestimmend hervor. Der durch ihn ermöglichte Reichtum an Stroh kommt in den alten Bauten des Mittellandes, in den Strohhütten mit den gewaltigen Walmdächern, zur Geltung. Aus Rücksicht auf den Abfluß des Regenwassers ist die Neigung des Strohdaches steil. „Der Dachfirst wird von einer Reihe von Mittelsäulen gestützt, die in alten Beispielen noch vom Erdboden bis zum Firste reichen." Im Grundriß dieses Einhauses herrscht ausgesprochene Dreiteilung, und zwar trennt die Quertenne den Wohnteil völlig vom Stallteil, so daß eine besonders ausgesprochene Dreiteiligkeit entsteht, die dem Typus den Namen eingebracht hat. „Die Umfassungssäulen (der ältesten Beispiele) werden von einem starken Schwellenkranz, der bei den Türen oft noch durchgeht, getragen; dies läßt die Annahme zu, daß das Haus stets auf ebener Fläche und ohne Unterbau auf die Erde gestellt wurde", wie Schwab glaubt; nach ihm umfaßt ihre Ursprungsform das Mittelland von Bern, ferner Solothurn und Aargau. Die Weiterentwicklung führt in dem gesamten Gebiet des Mittellandes zu verschiedenen Formen; so unterscheidet Hunziker das Stockhaus vom Bernerhaus. Das Stockhaus, ein Einheitshaus mit Firstsäule, hat seinen Namen von dem dritten Gemach des Wohnteils, das gemauert ist und Stock heißt. Das Bernerhaus, welches das Berner Mittelland erfüllt und nicht mit dem des Berner Oberlandes verwechselt werden darf, greift auch in die Nachbarbezirke der Kantone Freiburg und Luzern weit hinein; es ist mit seiner Mehrgeschossigkeit über weiträumigem Grundriß besonders stattlich, das größte aller Schweizer Häuser.

Eine Besonderheit erhält sein Äußeres durch die gewölbeartige Verschalung der Untersicht der Krüppelwalmgiebel, durch welche praktisch ein Regenschutz der oberen Laube, künstlerisch ein rundbogig zusammenfassender Abschluß der betreffenden Hauswand erreicht wird. Den höchsten Entwicklungsgrad des dreisässigen Hauses findet Schwab im Nordosten, nämlich in den Kantonen Zürich, Thurgau und Schaffhausen, wo der Holzständerbau nun durch den Fachwerkbau ersetzt wird, was für Hunziker der Anlaß war, hier von einem schwäbischen Haus zu sprechen.

354. Bauernhaus in Weidach bei Wolfratshausen in Oberbayern. Das quergeteilte Untergeschoß ist aus Stein. Das hölzerne Obergeschoß zeigt Giebel- und Traufseitenlaube. Bezeichnend ist das steinbeschwerte flache Dach. (Aquarell: Heubach, Hannover.)

Ganz im Westen erscheint das dreisässige Haus in massivem Aufbau, gekennzeichnet durch steilen Steingiebel, der ganz wenige Lichtöffnungen enthält, welche vielmehr an der Traufseite sich konzentrieren, die ausgesprochene Hausform des Baselgebiets.

Um die Erkenntnis des Hauses in Vorarlberg, das zum Alemannen-

gebiet gehört, haben sich außer älteren Forschern Vancalari, Dachler und im besonderen Georg Baumeister und Adolf Helbok bemüht. Letzterer hebt hervor, daß in Vorarlberg, welches kleiner ist als ein normales Haustypengebiet, obwohl fünf verschiedene Hausformen auf treten, und zwar das Bregenzerwälderhaus und das Walserhaus, in der Form rein deutsch, ferner das Haus des Rheintals, des Walgaus und des Tales Montafon. Das Walserhaus, das holzgebaute Gehöfthaus, „lebt nicht nur in den Walsertälern, sondern auch eingestreut in das Gebiet des Montafoner Hauses, überall dort, wo sich einst Walser niedergelassen haben". Unter dem Einfluß des rätoromanischen Steinhauses stehen das Montafon, der Walgau und weniger das Rheintal, das wiederum in seinem Süden doch noch mehr romanische Teilerscheinungen als in seinem Norden zeigt. Als solche ist in erster Linie der Steinunterbau mit eigenem Eingang, „der meist Hauseingang überhaupt ist", zu nennen, oft zu einem kellerartigen Teile verkümmert, bisweilen sogar zu einem außen eingangslosen Sockel; merkwürdigerweise treten gerade im Überschwemmungsgebiet Holzhäuser ohne jeden Sockel auf. Das Rheintalhaus ist aufgeführt im Blockbau und ein ausgesprochenes Einheitshaus, dessen Art „im Walserdorfe Ebnit die Auflösung des walserischen Gehöftes im Sinne eines werdenden Einheitshauses bewirkt".

355. Bauernhaus in Festerbach, BA. Miesbach in Oberbayern. Die Querteilung beherrscht deutlich das Erdgeschoß mit seinem Querflur und Stalleingang, und das Obergeschoß mit Querflur im Wohnteil. Laubenbildung an der Giebelseite doppelt. (Aufnahme: Dr. Stolte, Hannover-Kleefeld.)

Das Bregenzer Waldhaus zeigt nach dem Bauernhauswerk der Architekten in der Querachse eine meist ansehnliche Tenne, seitlich davon zum Vordergiebel hin ihr parallel das Hus genannte Vorhaus nebst Küche und weiter vorne Stube und Gaden (Schlafzimmer), am hinteren Giebel jenseits der Tenne den umfangreichen Kuhstall, dem sich an der Hausecke der kleinere Pferde- oder Schweinestall anschließt; die Traufseiten des Hauses werden größtenteils beide von Schopf und Schopfen begleitet. Es handelt sich um meist sehr stattlich und reichverzierte Einheitshäuser mit flachem steinbeschwertem Dach. Die Eigenart und Farbenschönheit der drei anderen Haustypen Vorarlbergs sind der Gegenstand sorgfältigster Untersuchung seitens Georg Baumeisters.

Wenden wir uns nunmehr von dem volkstümlichen Wohnbau der Alemannen zu dem der Bajuwaren, so haben sich auch hier angesichts der großen Ausbreitung des Volksstammes und der Mannigfaltigkeit in Oberflächengestaltung und Wirtschaftsgliederung des Landes eine Reihe von Sonderformen herausgebildet. Zunächst ist es das Haus Oberbayerns, das wir ins Auge fassen wollen. Für die Eigenart, Schönheit, Bodenständigkeit und Kraft der Bauernhäuser in den deutschen Alpen und ihren Vorlanden haben sich schon viele Architekten, Kunstfreunde und Volkskundler begeistert. Grundlegend sind die Forschungen des Architekten Aufleger und des Kunsthistorikers Halm, auf die man immer wieder zurückgreifen wird. „Das bayrisch-tirolisch reine Holzhaus des Gebirges, so sagt Halm, stellt uns wie kaum ein anderer Bauernhaustypus ein prächtiges Bild der Kraft dar. Breit hingelagert, fest gefügt und gebunden, wettergebräunt wie seine Bewohner, mit seinem steingekrönten Haupt dem Sturme trotzend, so steht es vor uns, schier unverwüst-

lich. Aber dem Bilde stolzer Kraft mangelt auch nicht der Zug zierlicher Schönheit, die in der reichen Profilierung der Balken, Ständer, Säulen, Trame, in der ornamentalen Behandlung der Laufbretter, den hübsch gezeichneten und ausgesägten Stirnbrettern der Pfetten, den Fensterumrahmungen, den Laubenbrüstungen, den ausgeschnittenen Mustern der Schalbretter und vor allem in dem künstlich und künstlerisch verschlungenen Bundwerk der Giebeldreiecke begründet ist."

Wie überall in Deutschland war auch hier die volkstümliche Überlieferung im Bauwesen um die Jahrhundertwende durch flache Neuerungssucht bedroht; so war es ein Verdienst von August Thiersch, in einer Denkschrift des Münchener Architekten- und Ingenieurvereins auf den Schutz der guten Überlieferungen des alten Bauernhauses hinzuweisen. Er lobt die Vorzüge des Einheitshauses, welches, durch die große Niederschlagsmenge bedingt, die bequeme und im Winter unbelästigte Verbindung aller Teile der Bauernwirtschaft ermöglicht, was in Oberbayern wichtiger erschien als die größere Feuersicherheit getrennter Anlage. Die Wohnräume sind hinsichtlich der Belichtung zweckmäßig eingerichtet, indem die kleinen aber zahlreichen Fenster der nach Süden und Osten gerichteten Hausecke der Wintersonne vollen Zugang ermöglichen, während andererseits die Lauben und das tiefsitzende weit ausladende Dach ebenso gegen die Strahlen der hochstehenden Sommersonne wie gegen den Schlagregen schützen.

Landschaftliche Verschiedenheiten der Form im bayrischen Bauernhause ergeben sich nach dem Baustoff, dem Maß der Einheitlichkeit und dem Wohnteilgrundriß. An Baustoffen bietet sich die Blockwand, die Steinmauer und das Bundwerk. Der Blockbau ist altüberliefert; auch reiner Steinbau kommt vor, sehr häufig sind beide Bauweisen vereinigt, insofern das erste Geschoß gemauert, das Obergeschoß gezimmert ist; sogar zeitlicher Wechsel ist zu beobachten, so beim niederbayrischen Gehöft, wo, wie Hans Karlinger berichtet, unter Beibehaltung von doppelter Breite des Wohnbaus gegenüber seiner Firsthöhe im Rott-Tal bei großen Höfen im 18. Jahrhundert das Erdgeschoß untermauert und die Ställe unterwölbt wurden. Das Bundwerk im Alpengebiet ist eine Ständerkon-

356. Erd- und Obergeschoß eines oberbayrischen Einheitshauses in Sauerlach, BA. Wolfratshausen, „Zum Matthäus". Aufschließung des Wohnteils und des Wirtschaftsteils von der Traufenseite. (Das Bauernhaus im Deutschen Reich. Hrsg. v. Verband Dtsch. Arch.- u. Ing.-Vereine.)

struktion nach Art des Fachwerks, jedoch ohne Füllung der Gefache, indem der Wandverschluß einfach durch eine hinter dem Ständerwerk liegende Bretterverschalung erfolgt. Ein solches Bundwerk findet sich in Ostbayern von Salzburg bis Passau für Scheunen als Hauptgefüge, dagegen beim alten Wohnhaus nur im Giebel „als ornamentale Füllung mit gekerbten, geschnitzten Ständern, Streben und Sparren auftretend", mehrfach verbunden mit einem Reichtum dekorativer Brettausschnitte für Luftlöcher. An dieser Stelle erwähnt sei, daß die Laube oder der Schrot, ein schmaler mit einer Brüstung versehener Laufgang, für den Wohnteil bezeichnend ist; im Alpengebiet erscheint ein doppelter Schrot übereinander, während in Niederbayern die Sitte besteht, die ganze Giebelwand vom Boden des Schrotes bis zum Dach mit Brettern zu verschalen. Hinsichtlich des Maßes der Einheitlichkeit herrscht in Oberbayern das Einheitshaus, während in Niederbayern ein geschlossener Vierseithof auftritt; im Bayrischen Wald erscheint Einheitsanlage, in der westlichen Oberpfalz die lose Form des Haufenhofes. Anderer Art sind die Sonderformen in bezug auf den Grundriß des Wohnteils; nach dessen Gestaltung konnte man im bajuwarischen Einheitshaus einen Querbau und einen Langbau unterscheiden, jener

357. Alter Bauernhof in Oberbischl bei Reit im Winkel, BA. Traunstein Land. Erdgeschoß aus Stein. Obergeschoß und Dachgeschoß aus Holz, beide mit Lauben versehen. Wohnteil mit Giebeleingang. Typisches Flachdach. (Aufnahme: Prof. Semper, Aachen.)

358. Bauernhaus bei Stafflach in Tirol. Einheitshaus aus Stein mit steinbeschwertem Flachdach, dessen Vorsprung die Giebelseite schirmt. Der obere geschützte Teil der Außenwand figürlich bemalt. Wohnteil von der Giebelseite her aufgeschlossen. (Aufnahme: Kunstverlag A. Stockhammer, Hall in Tirol.)

359. Bauernhof in Altwiessee am Tegernsee. Quergeteiltes Einheitshaus mit Flachdach und steinernem Sockelgeschoß; das Obergeschoß zeigt senkrechte Verbretterung, bei deren Fehlen aber Wandmalerei. (Aufnahme: Dr. Friedrich Lüers, München.)

mehr im Westen, dieser mehr im Osten vorkommend. Diese Unterscheidung bezieht sich aber, das muß ausdrücklich betont werden, nur auf den Wohnteil; denn die Gesamtanlage des Bayernhauses bleibt ein deutliches Querhaus, insofern hinter dem Wohnteil die sämtlichen Wirtschaftsräumlichkeiten der Querteilung der Gesamtanlage sich vollständig unterordnen.

Die erste Art, für welche auch das Architektenwerk gute Beispiele bringt, enthält den Hauseingang in der Mitte der Giebelseite, so daß also der Flur und die Längsachse des Hauses zusammenfallen. Der Flur oder Flötz (niederdeutsch Flett) hat auf der einen Seite die Reihe: Stube, Küche, Speisekammer; auf der anderen Seite die ähnliche Reihe: Stube, welche als Austragsstüberl oder Schlafraum für das bäuerliche Ehepaar dient, Kammer und Krautkammer. Im Obergeschoß wiederholt sich die Einteilung des Erdgeschosses, wobei der über der Wohnstube liegende Raum als Ehren- und Gaststube dient. Der Flur des Obergeschosses, bisweilen Söller genannt, hat eine Tür zur Laube oder zum Schrot. Vom Hausflötz des Erdgeschosses führt eine Tür in den Wirtschaftsteil, und hier liegt meist zuerst der Pferdestall, dann der Viehstall, schließlich Futterstall und Schupfen. Im Obergeschoß des Wirtschaftsteils befindet sich die Tenne, wegen ihrer erhöhten Lage auch als Hochtenne oder Übertenne bezeichnet, und mit dem Wohnteil durch die Endtür des Söllers in Verbindung stehend. Die Zufahrt zur Tenne richtet sich mit Art und Lage nach den Geländeverhältnissen der Hausumgebung; wo eine natürliche Bergböschung fehlt, wird eine Rampe oder Tennbruck gebaut; ob die Tenneneinfahrt an der Giebelseite oder an der Traufenseite zum Hausinnern führt, scheint keiner festen Regel zu unterliegen.

Noch mehr dem allgemeinen mittel- und oberdeutschen Wohnbaugedanken eingeordnet ist die Anlage des Bayernhauses mit dem Querwohnbau. Hier liegen an der vorderen Giebelseite z. B. die Wohnstube mit dem Ecktisch, die Ehekammer und eine weitere Schlafkammer, dann folgt der durchgehende Flur oder Vorplatz mit Küche, schließlich zum Wirtschaftsteil hin Knechtskammer und Vorratskammer. Im Obergeschoß wird die Grundrißeinteilung des Untergeschosses im wesentlichen wiederholt, doch so, daß der Flur immer ganz durchgeht. Hinsichtlich des Alters dieser beiden Hauptformen vermutet Halm, daß der Wohnlangbau älter ist, da diese Form im benachbarten Salzburgischen als Althaus, die andere aber als Neuhaus bezeichnet wird. Mit der Entfernung

360. Bauernhaus in Tiefenbach, BA. Rottenberg in Niederbayern. Einhaus mit Querteilung, teils aus Stein, teils im Blockbau. (Aquarell: Heubach, Hannover.)

vom Gebirge wächst die Neigung, die Hochtenne durch eine Niedertenne zu ersetzen, die sich dann meist dem Stall anschließt, aber bisweilen, besonders im Inntal, sich zwischen Wohnteil und Stallung einschiebt. Gleichfalls am unteren Inn tritt die Neigung auf, im Grundriß der Gesamtanlage das ganz geschlossene Rechteck zu verlassen, indem sich die Tenne zum Quer- oder Zwerchstadel auswächst. Eine Besonderheit oberbayrischer Hausverzierung muß hier genannt werden, nämlich die Fassadenmalerei, welche von vielen für ein wesentliches Merkmal des Oberbayernhauses gehalten wurde.

361. Bauernhof im Erdinger Moos in Oberbayern. Wiederholte Querteilung. Dach mit Krüppelwalm. (Aufnahme: Dr. Lüers, München.)

Nach Karlinger tritt im 18. Jahrhundert unter städtischem Einfluß die Sitte auf, den Holzbau zu verputzen, um Platz für die Fassadenmalerei zu haben. „Die älteren Beispiele der dörflichen Fassadenmalerei kennzeichnen sich durch ihre Scheinperspektiven als reine Kinder der kirchlichen Deckenmalerei. Erst im Verlaufe des 18. Jahrhunderts wird der Schmuck loser und leichter, paßt sich mit seinen verstreuten Umrahmungen und Heiligenbildern der Hausfläche enger an.“ In dem Nordgebiet des bayrischen Volkstums, in der Oberpfalz, erscheinen zunächst bayrische Formen, nämlich Einhäuser bei Cham mit flachem steinbeschwertem Schindeldach, wie das Bauernhauswerk an gutem Beispiel dartut, schließlich fränkisch-bayrische Mischformen.

In dem stammverwandten Österreich haben sich um die Erforschung von Mannigfaltigkeit, Entwicklung und Verbreitung der Hausformen Gustav Bancalari und J. R. Bünker, Rudolf Meringer und Anton Dachler, Viktor v. Geramb und Arthur Haberlandt Verdienste erworben. Einen Überblick über die Vielheit der Formen soll uns zunächst Anton Dachlers Karte über die österreichischen Bauernhausformen geben. Dieser unterscheidet neben dem urwüchsigen Rauchstubenhaus in den Ostalpen auf stammesmäßiger Grundlage alemannische, bayrische und fränkische Hausformen. Das alemannische Haus, in Vorarlberg und im Nordwestzipfel Tirols verbreitet, erscheint als Einheitshaus oder in Gehöftform. Die bayrischen Hausformen sind mehr abgewandelt; sie erscheinen in den zwei Hauptgestaltungen des Einheitshauses und des Hofes, und zwar so, daß innerhalb Deutsch-Tirols ersteres vorwiegt; hierbei ist Deutsch-Tirol bis Salurn als Einheit aufgefaßt, unbeschadet des Vordringens der italienischen Staatsgrenze seit dem Vertrag von Versailles. In Salzburg gehört die Mitte und der Südwesten zum Gehöft, der Norden und der Südosten mit Anschluß der Grenzbezirke von Oberösterreich und Steiermark zum Einheitshaus. Die Durchschnittsform des Salzburg-Tiroler Hauses zeigt im Wohnteil Giebeleingang zum Vorhaus, rechts Stube und Küche, links Stübchen und Kammer, hinter dem Wohnteil Quergang oder Quertenne, schließlich Stall oder Scheune; daneben erscheint ein Salzburger Niedertennhaus und ein Salzburger Hochtennhaus, beide uns schon bekannt aus Oberbayern.

Das Westtiroler Haus neigt zur Längsteilung, insofern ein schmaler Gang und eine breitere Tenne nebeneinander in der Längsachse lang hindurchgehen; links davon aber ist ein vierteiliger Wohnteil mit der Küche in der Mitte, rechts dagegen ein reiner Wirtschaftsteil mit Stall und Schopf. Weitverbreitet ist der Haufen- oder Gruppenhof im bajuwarischen Gebiet,

362. Tiroler Bauernhaus. Gasthaus Böglerwirt in Alpbach. Einheitshaus in Steinbau und Holzbau, die im zweiten Geschoß ineinandergreifen. In jedem der vier Geschosse Lauben, teilweise sogar an der Giebelseite und der Traufenseite gleichzeitig. Flachdach. (Aufnahme: Kunstverlag Stockhammer, Hall in Tirol.)

so namentlich in Kärnten, Steiermark und dem Südwesten von Niederösterreich. „Im Gebirge, wo der Körnerbau zurücktritt und daher besondere Scheunen nicht nötig sind, ist der Paarhof herrschend, Wohngebäude und Stall mit Scheune oberhalb, beide für sich, die älteste noch vorhandene Form des bayrischen Hauses. Es kommen, den Verhältnissen entsprechend, auch eine eigene Scheune, weitere Ställe, Schopfen u. dgl. dazu, die teilweise zusammengebaut, den Anlaß zur Bildung von Mehrseithöfen geben oder regellos auftreten."

Im westlichen Niederösterreich und in Oberösterreich zeigen die Gehöfte im Gegensatz zu den obengenannten ziemlich regelmäßige Anlage, deren Entstehung aus dem einstigen Paarhofe sich leicht feststellen läßt. „Mit der Scheune und dem Schopfen entstand zuerst der lockere Vierseithof, der oberösterreichische Innviertelhof, weit nach Niederbayern bis Landshut reichend. Durch Zusammenbau an den Ecken wurde daraus der geschlossene Vierseithof (von Wels bis Melk verbreitet), welcher auch im südwestlichen Böhmen neben dem Dreiseithofe vorkommt. Die Gebiete zwischen Vöcklabruck und Rohrbach in Oberösterreich und auf der Grenze zwischen Ober- und Niederösterreich nördlich der Donau enthalten Mischformen zwischen dem lockeren Vierseithof und dem geschlossenen Vierseithof sowie zwischen letzterem und fränkischer Anlage im Osten, wo das fränkische Haus vorkommt. Das Gebiet bei Waidhofen an der Ybbs, eine kleine Insel zwischen dem Haufen- oder Gruppenhof und dem geschlossenen Vierseithof, enthält den sehr regelmäßigen schön eingeteilten Kreuzhof im Gebiete der alten österreichischen Eisenindustrie. Längs der ungarischen Grenze von Neunkirchen bis Feldbach ist zwischen dem steirischen Haufenhof und dem fränkischen Hause im benachbarten Ungarn ein schmaler Streifen von Mehrseithöfen, deren jetzige Gestalt genau die Umbildung aus dem bayrischen Paarhof anzeigt, wie dies auch an den oberösterreichischen Gehöften zwischen Inn und Ried zu ersehen ist."

Noch knapper zusammenfassend gibt Arthur Haberlandt seine kartographische Übersicht über die Hausformen im deutschen Volksgebiet hinsichtlich Österreichs: in Vorarlberg Länderhaus im Giebel geteilt und auch von Graubünden hereingreifend Länderhäuser als Einheitshäuser mit Kreuzfirst, in Tirol zunächst bayrisches Einheitshaus mit Quereingang, dann Westtiroler Häuser als Einheitshäuser meist im Giebel geteilt, schließlich in Nordosttirol und Salzburg im Anschluß an Bayern alpin-bayrische Einheitshäuser in Blockwandbau mit Mauerung, in Merans weitem Umkreis, in Osttirol und Südsalzburg alpin-bayrische Paarhöfe in Blockbau mit Untermauerung. In Oberösterreich anschließend an Niederbayern bayrische Vierseithöfe und Vierkanter, auf der Grenze von Oberösterreich gegen Steiermark alpin-bayrische Gruppenhöfe auch nach Niederösterreich übergreifend, denen sich in letzterem der ostalpine Doppel-T-Hof anschließt. Übereinstimmend mit Dachler werden für den allergrößten Teil Niederösterreichs und für das ganze Burgenland österreichische Gehöfte auf fränkischer Grundlage angegeben, ebenso für große Teile von Kärnten und Steiermark Rauchstuben mit Laubenhausgrundlage. Gegenüber all dieser großen Mannigfaltigkeit sind noch zwei Worte von Gustav Bancalari zu bedenken; einmal hinsichtlich der Form: „Hausform und Gehöftform sind nicht vergleichbar und können auch nicht in Gegensatz gebracht werden" (S. 138), zweitens hinsichtlich der Ursache: „im Hause ist das objektive Moment (Einfluß der Notwendigkeit) und das subjektive (Geschmack des betreffenden Volkes) gemischt und man muß beide zusammen bedenken" (S. 143).

Wenden wir uns jetzt Tirol im einzelnen zu, so ist nach Aussage Hermann Wopfners, des besten Kenners der Tiroler Hausformen, ein erschöpfender Überblick heute noch nicht möglich. Früher fand Gustav Bancalari das von ihm als Achenseehaus oder eigentliches Tiroler Haus bezeichnete südbayrische auch in Nordtirol von Kufstein bis Imst, sodann über den Brenner bis über Bozen hinaus, ferner im Salzburgischen bis über den Mondsee (Einheitshaus, Flachdach, Haufenhofbildung); das Ostschweizer und Westtiroler Haus fand er im Oberinntal und im obersten Etschgebiet (S. 678): „Schlankes Flachdachhaus, häufig mit abgetrennten Wirtschaftstrakte, stark vermauert; häufig steht es verquetscht, oft mit eigentümlicher Stützvorrichtung des stark vorragenden Giebeldaches." Wie schwierig es ist, eine genaue Hausformenkarte Tirols zu geben, betont Wopfner im Anschluß an seine Untersuchung über die Hausform des Wipptales, „daß in diesem verhältnismäßig beschränkten Gebiet eine Fülle von Hausformen auftritt, die sich einerseits aus dem Nebeneinander älterer und jüngerer Entwicklungsstadien einer und derselben Hausform, anderseits aus der Erhaltung verschiedener älterer, teils bodenständiger, teils von außen eingedrungener Formen erklärt."

Im einzelnen grenzt Wopfner im Westen Tirols das Reingebiet einer westlichen Hausform ab, dem sich nordwärts ein schmaler Bezirk anschließt, wo die westliche Hausform vereinzelt vorkommt; sie hat einen gemauerten Wohnteil, bei dem selbst das Giebelfeld vermauert erscheint und ein etwas steileres Bretterdach. Beim typischen Grundriß älterer Form führt ein großer Torbogen von der Giebelseite in die linke Hälfte des Hauses und zwar in den sie ganz einnehmenden breiten Flur, dem rechts gegenüber Stube, Küche und Kammer liegen; eine entwickeltere Form ist die, wo der Flur zum Mittelflur wird durch Anfügung einer Kammerreihe auf der anderen Seite. In beiden Fällen schließt sich Tenne oder Stadel als selbständiges Bauwerk hinterwärts an. „Das Hintereinanderstellen der konstruktiv selbständigen Gehöftsteile, nämlich des Wohn- und Wirtschaftsgebäudes, und die damit zusammenhängende Verlegung der Zugänge zu Stall und Futterräumen in das Wohnhaus ist wahrscheinlich durch die Ortsform verursacht ..., bei welcher ein Haus nach Stadtart eng an das andere gebaut erscheint."

In Nordtirol findet Wopfner altertümliche Formen mit enger Verbindung von Wohn- und Wirtschaftsräumen: in Thaur bei Innsbruck führt der große Torbogen in die Tenne, welche zugleich auch Hausgang ist und auch als Futtergang dient; im ganzen herrscht ausgesprochene Querteilung; andere Häuser mit dem Eingang auf der Giebelseite zeigen deutliche Zweiteilung in Wohn- und Wirtschaftsseite, wobei, äußerlich deutlich hervortretend, die für die Wohnräume vorbehaltene Hälfte des Hauses gemauert ist, während der Stadel, zuweilen sogar der Stall aus Holz errichtet ist, was eine merkwürdige Zwitterbildung im Äußeren hervorruft. Im oberen Lechtal zeigen die Häuser die Sauberkeit des Inneren und Äußeren wie im benachbarten Allgäu, während im alleroberstenTeil des Lechtales die Häuser bereits den Einfluß der Vorarlberger Bauweise aufweisen. Besondere Hausformen findet Wopfner im Wipptal, das die beiden vom Brenner ausstrahlenden Täler, nämlich das nördliche Silltal und das südliche obere Eisacktal, zusammenfaßt: „Wohn-

363. Bauernstube in Tirol. Herrgottswinkel mit Wandschmuck religiösen Inhalts, Eckbank und Tisch. (Aufnahme: Kunstverlag Stockhammer, Hall in Tirol.)

und Wirtschaftsgebäude sind unter einem Dach vereinigt, das Erdgeschoß ist gemauert; am Berghang stehen die Häuser dieser Art oft so, daß die Fenster des Wohnteiles ins Tal hinabsehen, während Stall und Stadel dem Hang zugekehrt oder gar in diesen eingebaut sind" (S. 23). Im Unterinntal findet Wopfner viel ausgedehnteren Holzbau und im ersten Stockwerk des Wohnteils die auf drei Seiten herumgehende Laube (auch Sölder genannt), die auch im oberen Geschoß noch einmal erscheint. Das untere Eisacktal und das Etschtal zeigen stark verbreiteten Mauerbau; das Wohnhaus, das den Namen Feuerhaus führt, steht meist getrennt vom Wirtschaft umfassenden Futterhaus, welch letzteres bisweilen noch das alte mächtige Strohdach bewahrt hat; bei ausgebreitetem Weinbau gewinnen die Kellerräume an Umfang. Im Pustertal weist der Westen im Gegensatz zum übrigen Tirol, wo im allgemeinen das flache Dach mit den steinbeschwerten Legschindeln herrscht, beim Wohnhaus ein Steildach aus bretterartigen großen Flecken, das außerdem einen Walm besitzt, auf; hinzu kommt häufige Vereinigung von Feuerhaus und Futterhaus zu einem langgestreckten Bau. Dies ist im Talboden der Fall; doch behielten die Berghäuser des Pustertals die Trennung und auch beim Wohnhaus das Flachdach bei.

Nach Bancalari sind dem Kolonistenhaus Innerösterreichs die Eigenschaften „steildachig und unbedingt Haufenhofbildung" zuzuschreiben (S. 678); es zeigt Typenschwankungen, soweit das deutsche Volksgebiet in Betracht kommt, in Oberkärnten, in Obersteier und in Unterkärnten. In Steiermark, Kärnten und Krain unterstreicht B. das völlige Fehlen des Flachdaches; dagegen herrscht in mehreren Formen das Steildach (S. 661). Hinsichtlich der Einheitlichkeit der Anlage sind Bancalaris Worte bezeichnend: „Der Haufenhof ist das eigentliche Gehöft der Alpen; er sammelt sich um jeden der Repräsentanten der oben skizzierten Haustypen, auch um das Einheitshaus, wenn etwa fortschreitende Rodung neue Ställe und Heuspeicher oder neu eingeführter Feldbau Tenne und Getreidekasten erfordert.... Die Kerne dieser Haufenhöfe verhalten sich verschieden; in Steiermark nimmt das Wohnhaus z. B. fast gar nie irgendeinen Wirtschaftsraum in sich auf." „Im Oberkärntner Hause sind Unterschiede je nach dem Standpunkt entweder an Berglehnen oder auf ebenem Boden; auch die Vermauerung ist nicht überall gleich: bald erfaßt sie bloß Grundfeste und Keller, bald auch den Küchenraum, bald den Stall und endlich das ganze Haus, dessen Giebelmauer dann unter dem Schopfdach wegen des nötigen Luftzuges allerlei Formen von Öffnungen zeigt."

Bewegung in der österreichischen Haustypenverbreitung sieht Bancalari vornehmlich für Oberösterreich (S. 173): das Nordtiroler Haus dringt vom Salzburgischen nordwärts bis Uttendorf im Innviertel, von Südosten übersteigen das steirische Haus und der innerösterreichische Haufenhof den Pyhrnpaß und dringen von hier und im östlich gelegenen Ennstal ein, das sog. fränkische Gehöft erfüllt die Südabfälle des Böhmerwaldes, das primitivste innerösterreichische Haus erscheint im Waldviertel, weiterhin dringt der Innviertler Hof als Vierseithof, dessen Wohnhaus dem Nordtiroler Typus zugehört, vom Innviertel bis in den Böhmerwald, und schließlich erfüllt der Vierkant (aus dem fränkischen Gehöft und dem Innviertlerhof stufenweise entwickelt) das Herz des Landes.

Eine vortreffliche kurze Übersicht über die Gesamtheit der Typen in Oberösterreich gibt neuestens Eduard Kriechbaum auf Grund genauer Heimatkenntnis und erfreulicher Vielseitigkeit der Auffassung, die in jedem Haus und jedem Hof mehr sieht als eine einfache Summe verschiedener Bauteile, eine Auffassung, die durch den Vergleich mit einem lebenden Organismus herbeigeführt wurde. Vorhanden sind fünf Typen in Oberösterreich, von denen am bekanntesten als Form des Landes der Vierkant ist, verbreitet auf den besten Weizenböden rings um das wichtige Städteviereck Wels, Linz, Enns und Steyr. Bezeichnend ist der fast immer quadratische Hofraum, der sich von keiner Seite her eine Raumbeschränkung gefallen läßt. Weniger geschlossen ist der Innvierteler Vierseithof, im ganzen Nordwesten am Inn entlang verbreitet. Noch weiter aufgelöst erscheint der Nordmühlvierteler Dreiseithof im ganzen Norden des Landes. Der Vierkant dringt gegen diesen vor infolge wachsender Wirtschaft durch Bodenkauf, Rodung oder Intensivierung des Bodens. Von Südwesten her ragt das Salzburger Einhaus herein, in dem das Feuerhaus vom Stall scharf getrennt ist, eine Form, die auch in Oberbayern und Nordosttirol verbreitet ist. Im ganzen Süden erscheint der innerösterreichische Haufenhof; als eine Reinform desselben ist die zu betrachten, „bei der ein auch nur teilweise von Gebäuden in geordneter Stellung umgürteter Hof fehlt; bei einem derartigen Haufenhof finden wir fast für jede wirtschaftliche Verrichtung ein eigenes Haus oder eine eigene Hütte; der Haufenhof zeigt uns

somit eine primitive Siedlungsform, bei der, einer Kolonie von Einzelzellen nicht unähnlich, jedes Gebäude seine eigenen Wände und Dächer hat" (S. 44).

Innerhalb Niederösterreichs geht das Einzelgehöft von Westen und Süden bis zu einer Grenze vor, welche nach Dachler ungefähr durch die Ortsnamen Großpertholz, Arbesbach, Melk, Grafendorf, Neulengbach, Pernitz, Gloggnitz, Wiesmath und Friedberg bezeichnet wird. Im Weststreifen von Niederösterreich treten bajuwarisch-oberösterreichische Gehöfte auf, im Südgebiet nordwärts bis Randegg, Wilhelmsburg, Kaumberg, Pottenstein, Piesing und Hochwolkersdorf. Der übrige Bezirk Niederösterreichs ist von Gehöft und Haus fränkischer Art erfüllt; auch das anschließende Burgenland stimmt hiermit überein. Um welche Formen es sich handelt, darüber berichtet Textband und Atlas des österreichischen Architektenwerkes. In mannigfachem Wechsel treten zusammen die einfache Form des Streckhofes (Wohntrakt, Stall, Scheuer in einer Linie), des Hakenhofes (Wohntrakt und Stall zusammen, im Winkel dazu gestellt Scheuer und Tenne zusammen) und der im Straßendorf herrschende Dreiseithof; letzterer erweitert sich zu einer neueren noch mehr umbauten Form, zu der sich gerade in Niederösterreich in Dörfern Dreiseithöfe gesellen, welche den Wohntrakt der Straße zukehren, einschließlich der Ausnehmerwohnung, an der Rückseite des Hofes Scheuer und Tenne anlegen und diesen Wohnbau und den Wirtschaftsbau durch einen rechts des Hofes gelegenen Stallteil, der mit Niederlaube versehen ist, verbinden.

364. Bauernhaus in Hitzendorf (Steiermark). Urwüchsiges quergeteiltes Haus in Blockbau mit vorspringendem Strohdach; das Erdgeschoß enthält wenige Lichtöffnungen; das Stallgebäude ist getrennt. (Aufnahme: Dr. Stolte, Hannover.)

Hieraus entwickelt sich im nordöstlichen Niederösterreich ein völlig umbauter Vierseithof, der an der Straße in der Mitte den Schopfen enthält, beiderseits von diesem aber den Ausnehmer und den Wohntrakt. Auch der Wohnbau im einzelnen zeigt mannigfache Verschiedenheit, welche von der Zweiteilung Stube und Flurküche zur Dreiteilung Stube, Küche, Vorhaus, zur Vierteilung Stube, Küche, Vorhaus, Kammer, und von dort zu fünf, sechs und mehr Räumen führt. Wie diese genannten Anlagen in Landschaft und Dorfbild wirken, das zeigen an zahlreichen malerischen Beispielen die Tafeln im Atlas des Bauernhauswerkes.

Eine gründliche kulturgeschichtliche Hausforschung hat in Steiermark Viktor v. Geramb getrieben, dem wir wertvolle Ermittlungen verdanken. Von dem uns bekannten quergeteilten Wohnhause, das er als oberdeutsches oder Küchenstubenhaus bezeichnet, gibt es eine ganze Reihe von Entwicklungsformen, die von der einfachsten Grundform (Küche und Stube) als zweielementiger Urgestaltung zu mehrelementigen führt; sämtliche Entwicklungsstufen treten in Steiermark auf, oft sogar mehrere derselben in einer einzigen Gemeinde. Auch vom sog. Herdhaus, das nur einen einzigen Wohnraum mit dem offenen Herd enthält, haben sich Beispiele in der einfachen Form der Senn-, Holzknecht- und Köhlerhütten erhalten. Besonders bezeichnend für das ältere Wohnwesen Steiermarks ist das Rauchstubenhaus, dem Geramb wiederholt Beachtung geschenkt hat; der ersten öffentlichen Beschreibung durch Rosegger in Haus und Heim ließen

365. Oberdeutsches Küchenstubenhaus in der Steiermark. (Zeitschrift des Histor. Vereins für Steiermark IX.)

die bekannten österreichischen Hausforscher weitere Untersuchungen folgen. Auch beim Rauchstubenhaus gibt es eine Reihe Entwicklungsstufen, deren urwüchsigste außer Flur und Rauchstube keine anderen Wohnräume enthalten; die entwickelteren haben heute zwar noch Stuben und Kammern, welche aber laut Mitteilung alter Leute oder angesichts der Bauformen sich als spätere Zutat erweisen. Die Urform des Rauchstubenhauses umfaßt eine fast quadratische große Rauchstube und eine ihr vorgelegte offene Vorhalle. Die Rauchstube selbst ist im wesentlichen nicht nur Küche und nicht nur Herdraum, sondern der Hauptwohnraum des Hauses wie ursprünglich das Flett im alten Niedersachsenhause; sie ist also Herd- und Wohnraum zugleich. Das wesentliche Merkmal ist die Feuerstätte, die immer den Backofen und den Herd nebeneinander enthält. Der Backofen ist unmittelbar an den Herd angeschoben; vom Backofen ragt ein baldachinartiges Gewölbe aus Ruten- oder Holzgeflecht, das den Namen Feuerhut, Feuermantel, Gwölb, Himmel oder Kogel trägt, über den Herd, um seinen Funkenflug von der Holzdecke der Rauchstube fernzuhalten. Unter den Rändern des Feuerhutes qualmt der Rauch durch die obere Hälfte der quergeteilten Tür in die Vorhalle oder Laube und von dieser durch einen aus Brettern zusammengenagelten trichterförmigen Rauchschlot durch den Dachraum ins Freie. Ein Stangengerüst oberhalb der Feuerstätte dient ähnlich wie der Rähm im Niedersachsenhaus zum Trocknen von Kienspänen oder nassen Kleidungsstücken. Die Rauchstube hat eine erhebliche Höhe, mit der sie bei mehrräumigen Häusern alle andern Wohnräume des Hauses überragt, um dem beißenden Rauch oben Platz zu geben, so daß ein Aufenthalt wenigstens in sitzender Stellung möglich ist, um die Augen dem Rauche zu entziehen.

366. Urwüchsiges Rauchstubenhaus mit offener Vorhalle. Ehemalige Anlage des Trischnegger Hauses in Ettendorf (Kärnten). In der einen Ecke der Rauchstube Backofen und Herd zusammenhängend. (Zeitschrift des Histor. Vereins für Steiermark IX.)

Die Rauchstube ist hauptsächlich in Steiermark, Kärnten und der Buckligen Welt (Südweststreifen von Niederösterreich) verbreitet; in der urwüchsigen Form erhalten, nämlich nur Rauchstube und Laube umfassend, sind ungefähr 20%; die anderen Beispiele haben die „oberdeutsche“ Ofenstube übernommen in der Form eines Zubaus, die dann immer streng als Kachelstube von der Rauchstube unterschieden wird. Wir schließen mit den Worten Gerambs: „Die Rauchstube ist durchaus nicht auf primitive oder sehr ärmliche Bauernhöfe beschränkt; es gibt sehr große und reiche Bauernhöfe mit Rauchstuben. Ebenso ist die äußere Gestalt des Hauses für das Vorkommen der Rauchstube ganz

367. Kleines Bauernhaus in Velden am Wörthersee in Kärnten. Quergeteiltes Einhaus. Blockbau z. T. mit senkrechter Verbretterung. (Aufnahme: Dr. Stolte, Hannover.)

gleichgültig; sie kommt in schmal- und breitgiebeligen, gemauerten und hölzernen Häusern vor, ... mit einem Wort, sie ist ein alter bodenständiger Typus, der, wie ich aus zahlreichen Archivalien nachweisen konnte, vor 100 Jahren noch fast ganz Steiermark nahezu allein beherrschte." Die Verbreitung der von Geramb für Steiermark und Kärnten nachgewiesenen Rauchstuben ergänzt Haberlandt für Oberösterreich hinsichtlich des Atterseegebiets, des Innviertels und Mühlviertels, wo sie auftraten, „wenn auch nur selten und nur in der Erinnerung alter Leute".

In dem seenreichen Kärntner Lande ist, wie gesagt, die Rauchstube auch häufig, so daß sie in der Landeshauptstadt Klagenfurt mit dem gleichen Rechte im Heimatmuseum gezeigt wird, wie im Grazer Museum für Steiermark; auch entwickeltere Formen dreigeteilter Art haben für den durchgehenden Flur die Bezeichnung Laube, was auf seine Entstehung aus der offenen Vorlaube zurückgeführt wird. Bezeichnend für das Dach des Kärntner Hauses, namentlich in Oberkärnten, sind die gewaltigen Brettschindeln, welche eine großzügige Gliederung der Dachfläche bewirken. Hinsichtlich der Einheitlichkeit herrscht nördlich der Drau der Gruppenhof, jedoch im oberen Gail- und Mölltal das Einheitshaus; diese Form greift auch in den benachbarten Lungau des Salzburgischen ein. Der Blockbau ist häufig, nicht nur bei den Wohnhäusern, wo im Erdgeschoß oft Steinmauerung hinzutritt, sondern erst recht bei den Getreidekasten, Sennhütten, Heuhütten und Keuschen, wofür das Bauernhauswerk, Bancalari und Bünker Belege beibringen.

d) Das Querhaus bei den Sudetendeutschen.

Sudetendeutschland ist für die Hausforschung so wichtig, auch durch seine Lage zwischen Mittel- und Oberdeutschland und als deutsches Grenzland am slawischen Kulturbereiche so bedeutsam, daß seine besondere Herausstellung gerechtfertigt erscheint. Vorauszuschicken ist die sprachlich-stammesmäßige Gliederung dieses höchst umfangreichen Deutschgebietes: im Süden Angehörige des oberösterreichisch-niederbayrischen Stammes, im ganzen Westen bis nördlich von Asch und Karlsbad und ostwärts bis Pilsen und bis nahe an Rakonitz Angehörige der oberpfälzischen Volksgruppe, in Nordböhmen Angehörige der nordböhmisch-riesengebirgischen Gruppe innerhalb des Ostmitteldeutschen, dem auch das deutsche Volkstum im ehemaligen Österreichisch-Schlesien, in Ostböhmen und Mähren nebst den zahlreichen Sprachinseln zugehört; das Deutschtum Prags bildet eine Sprachinsel für sich; der deutsche Südstreifen in Mähren stimmt mit Niederösterreich überein. Wir beginnen mit dem Böhmerwaldhause, das infolge der verschiedenen Höhenlage und der daraus entspringenden Verschiedenheit von Klima und Ertrag eine große Mannigfaltigkeit aufweist. „Charakteristisch an dem Böhmerwaldhause ist die mitten im zumeist hölzernen Hause gelegene gemauerte Sommerküche ohne Beleuchtung von außen als nur durch den Schlot herab." Wallern ist durch seine Flachdächer mit beschwerten Brettschindeln bekannt. Von Gehöftformen tritt mehrfach der Dreiseithof auf. In Nordböhmen ragt das Fachwerk von Deutschland weit herein bis zu einer Linie Taus — Schlan — Gablonz.

368. Innenansicht eines geschlossenen Bauernhofes im Egerland. Erdgeschoß: Stein, Obergeschoß: Fachwerk mit Laubengang, dessen Brüstung malerische Muster zeigt; Querteilung.

Eine Besonderheit des nordöstlichen Böhmens ist die Verwendung zahlreicher

369. Bauernmühle im Egerland. Dreiseithof mit Toreinfahrt. Baustoff Stein und Fachwerk. Über den Schmalseiten Steilgiebel.

Zierformen an Giebeln und Hochlauben. Im einzelnen ist zu bemerken, daß im Westen ein eingeschossiges Quereinhaus herrschte, das in neuerer Zeit sowohl großenteils zweigeschossig wurde oder auch eine im Winkel gestellte Scheuer hinzubekam, schließlich zur Gehöftform übergeht. Besondere Hervorhebung verdient der Vierseithof des Egerlandes, der mit Recht wegen seiner Zweckmäßigkeit und Schönheit gerühmt wird: vorne Langbau mit einer von zwei Tennen flankierten Scheuer, links Futterraum und Stall, rechts Schopfen, an der Rückseite Wohntrakt mit angefügten Stallräumen. Im nordöstlichen Böhmen erscheint wieder der einfache Streckhof (Quereinhaus), manchmal mit hakenförmiger Anschiebung des Stallteils. Das böhmische Mittelgebirge zeigt teilweise Vierseithöfe mit Verbindung von Wohnung und Stall in einer Richtung, das Braunauer Land bloße Vierseithöfe mit alleinstehendem Wohnhaus. Am Südabhange des Riesengebirges stehen in Einzelsiedlungen die Bauden, die bescheidensten Ansprüchen genügen: Vorhaus mit Herd, Stube, Stall, Bodenräume.

In welcher Weise die Feuerstätte Wesen und Gestaltung des Hauses der Sudetendeutschen grundlegend beeinflußt, das zeigt Bruno Schier auf Grund eigener Forschungen für die ganze Tschechoslowakei. Er gewinnt dadurch die Möglichkeit, allmähliche Übergänge und Entwicklungen sowohl in zeitlicher wie in räumlicher Hinsicht darzulegen; er stellt dabei grundsätzlich zwei ganz verschiedene Typen einander gegenüber, nämlich: Westdeutschland mit drei Feuerstätten (Wärmofen als Hinterlader in der Stube, Herd im Hausflur, Backofen im Freien) und Osteuropa mit einer Feuerstätte (Vorderlader, gleichzeitig als Wärmofen, Kochofen und Backofen dienend). Es ergibt sich nun im Laufe der Jahrhunderte in der Tschechoslowakei eine westliche Umbildung dieser östlichen Ofenform, und zwar so, daß die zeitlich entstandenen Schichten sich größtenteils gegenwärtig landschaftlich gegeneinander absetzen. Die erste Stufe ist eine Rauchstube, mit einem Backofen aus Stein, rauchfanglos, von der Stube aus geheizt und gleichzeitig zur Speisenbereitung dienend; diese Form wurde bei den Tschechen Böhmens bis zum Ausgang des Mittelalters benutzt und hat sich heute noch im äußersten Zipfel der Tschechoslowakei, in Karpathenrußland, erhalten. Die zweite Umbildung des slawischen Ofens bringt Ersatz des Vorderladers durch den Hinterladerofen mit Herdstelle im Hausflur, eine Umgestaltung, die in Böhmen und Mähren längst beendet und größtenteils überwunden, in der Slowakei aber noch im vollen Gange begriffen ist; „in den deutschen Randgebieten Böhmens bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts, im tschechischen Innerböhmen bis in das 17. Jahrhundert verwendet". Die dritte Stufe bringt einen Stubenofen, der sich zunächst im deutschen Bauernhause Nordböhmens seit dem 16. Jahrhundert vom Backofen abspaltet; „im Anschluß an die binnendeutschen Verhältnisse kam es hier zur Ausbildung eines Heizkörpers, der an den Backofen angebaut wurde, jedoch kleiner als dieser war und mehr der Abgabe als dem Zusammenhalt der Wärme diente"; am slawischen Hause Böhmens und Mährens seit dem 17. und 18. Jahrhundert durchgeführt, beherrscht diese Gestaltung heute Ostböhmen bis zur Slowakei.

Webersiedlung in Schömberg (Kr. Landeshut, Schlesien).

Die sog. 11 Apostel. Vorlaubenhäuser: Vorlauben mit Holzstützen, an die Straße gereiht.
Schlesisches Museum für Kunstgewerbe und Altertum.

Tafel XV.

Die vierte Stufe entfernt den Backofen aus der Stube und bringt ihn in den Hausflur neben die Bodentreppe; seit Anfang des 18. Jahrhunderts im deutschen Hause Westböhmens erscheinend, bei den Slawen auf das westböhmische Chodenhaus beschränkt, erfüllt diese Form heute die deutschen Randgebiete des Nordwestens und Südens, die Iglauer Sprachinsel und, mit der dritten Form gemischt, den Nordostbezirk von Zwittau und Libau nordwärts. In der fünften Stufe durchbricht der Backofen erkerartig die Hauswand; zeitlich seit Ende des 18. Jahrhunderts am deutschen Haus nachweisbar, jetzt in West- und Nordböhmen herrschend. Mit der letzten Stufe geht der Backofen aus dem Wohnhaus heraus und erfüllt ein eigenes Gebäude in der Nähe des Hofes; „erst dadurch hat der Backofen Ostdeutschlands im 19. Jahrhundert wieder jene Stellung erreicht, die ihm auf westdeutschem Boden seit alters zukam"; diese Form erfaßte wenige deutsche Häuser aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts und findet sich innerhalb der Tschechoslowakei nur im alleräußersten Westen bei Asch und Eger.

370. Bauernhaus des Böhmer Waldes. Hölzernes Einhaus mit Steinsockel und steinbeschwertem Flachdach.

5. Das ostdeutsche Haus.

Zwischen den Sudetenländern und den baltischen Gestaden dehnt sich Ostdeutschland, dessen besondere volkstümliche Bauweise wir nunmehr kennenlernen wollen. Dieses ist ein für die Hausforschung besonders schwieriges, aber auch besonders ergiebiges Gebiet. Nicht nur deshalb, weil, wie Gustav Wolf (S. 17) hervorhebt, sich hier teilweise unter wirtschaftlichem Druck und dem Mangel inniger und allgemeiner Beziehungen zu Westelbien alte Bauweisen teilweise in kaum gesteigerten ersten Formen erhalten haben, auch nicht allein deswegen, weil hier in anderen Bezirken, wie Otto Klöppel betont (S. 369), bäuerliche Haus- und Hofbildungen vorhanden sind, „die eigentlich alles übrige auf diesem Gebiet an Großzügigkeit und monumentaler Wirkung in Anlage wie Aufbau in den Schatten stellen." Vielmehr liegt der Reiz für die ostdeutsche Hausforschung einmal in dem Vorhandensein eines besonders ausgeprägten Einzelhausmerkmals, dessen Behandlung sachlich und methodisch von großer Bedeutung ist, andererseits in der offensichtlichen Beziehung dieses Hausmerkmals, nämlich der Vorlaube, zu uralten vordeutschen, aber doch germanischen Kulturvölkern. So gelangen wir hier im räumlichen und sachlichen Anschluß an die Sudetenländer, bei deren Hausentwicklung Bruno Schier die grundlegende Bedeutung der Feuerstätte als Einzelerscheinung herausgestellt hatte, zur grundsätzlichen Hervorhebung von einzelnen Merkmalen des Begriffes Haus, ferner zur Heranziehung volks- und stammesmäßiger Bindungen; hinzukommt, daß infolge der Besiedlung des ostdeutschen Koloniallandes durch deutsche Siedler verschiedener Herkunft Haus und Gehöft teilweise Mischbildungen gezeitigt haben, deren typologische Bedeutung ja im allgemeinen von der fortschreitenden Hausforschung immer mehr gewürdigt wird. So wird Ostdeutschland an seinem Teile zu der gründlichen Darlegung und Erklärung der gesamtdeutschen Hausformen-Welt beitragen.

Schon im Jahre 1906 trat auf Grund der Architektenforschungen innerhalb des Deutschen Reiches Ostdeutschland für die Hausforschung mit seinem Wohnbau als etwas Besonderem hervor, insofern in dem Bezirk östlich von Unter-Oder und Bober einzelne Erscheinungen sich zeigten, die dem übrigen Deutschland fehlten, nämlich die Lauben vor den Häusern, sei es an der Giebelseite oder an der Traufenseite. Während im Architektenwerk die Vorlauben als Sondermerkmale auftraten, ohne einem bestimmten Haustypus zugeteilt zu werden, daher also teilweise im mitteldeutschen Hausgebiet, teilweise im Bezirk der ostelbisch-altsächsischen Übergangsform und der altsächsisch-mitteldeutschen Mischform erscheinend, ist seit dem die

371. Außenansicht eines Gehöftes in Jamund, Kr. Köslin. Ausgesprochener Vierkant, wie er in Ostdeutschland mehrfach als Gehöftform auftritt. Fachwerk mit Strohdach. (Aufnahme: Verein für Heimatkunde und Heimatschutz, Köslin.)

Vorlaube im Zusammenhang mit der schwarzen Küche der Anlaß geworden, von einem besonderen ostdeutschen Haustypus zu sprechen. Diese Auffassung hat soviel Zuspruch gefunden, daß wir bei dem gegenwärtigen Stande der Hausforschung einmal das ostdeutsche Haus auch hier als Sondertypus behandeln wollen, einerlei, ob eine solche Auffassung durch die fortschreitende Forschung bestätigt oder durch die methodische Herausarbeitung von Einzelmerkmalen nach Entwicklung und Verbreitung abgeschwächt werden sollte.

Um die Herausstellung ostdeutscher Bauformen im besonderen haben sich vornehmlich Gustav Wolf (1923), Otto Lauffer (1926). Otto Klöppel (1929) und H. Phleps (1934) Verdienste erworben. Wie das ostdeutsche Haus allermeistens quer aufgeteilt ist, so wird es mit seinem Grundriß namentlich für die ältere Zeit durch Gustav Wolf dem mitteldeutschen Haus zugesellt, mit dem es auch im Querschnitt insofern übereinstimmt, als die Wände den Dachverband tragen, anders als beim nordwestdeutschen und alpinen Hause mit seinen frei stehenden Stützen als Dachträgern; als drittes gemeinsames Kennzeichen von ost- und mitteldeutscher Bauart nennt Wolf das frühe und häufige Auftreten des Ofens. Erst in der Weiterentwicklung ließ er, soweit der Hauskörper allein in Frage kommt, Sonderart des ostdeutschen Hauses entstehen: zunächst ist es die ausgesprochene Eingeschossigkeit und die Benutzung des Dachbodens als Kornspeicher, ein wesentlicheres Merkmal aber ist die schwarze Küche, ein Kochraum ohne Decke und ursprünglich immer und auch später meist fensterlos; „gleichsam ein großer Herdmantel, im Dachraum gewölbeartig zusammengezogen, als Fachwerk mit Lehmfüllung oder als Mauerwerk bildet sie den Kern des Hauses ... gerade im kleinsten Hause stellt die schwarze Küche als einzige Heizstelle und einziger Schlot, als Wasch- und Futterküche, Backraum und Rauchkammer, alles in einem, eine wertvolle Entlastung der Wohnung von aller unsauberen Arbeit und eine sparsame Anlage dar. Ihre Mängel liegen nur in Begleiterscheinungen, nicht in ihrem Wesen; es sind die ungenügende Belichtung und der freie Einfall von Wind und Regen von oben her." Ein äußeres wesentliches Merkmal ostdeutscher Bauart, welche einerseits durch Verwendung der Findlings-

372. Innenansicht des Gehöfts in Jamund, Kr. Köslin (s. Abb. 371). Vierkant aus Fachwerk. (Aufnahme: Verein für Heimatkunde und Heimatschutz, Köslin.)

steine zum Haussockel oder zu ganzen Wänden von Stall und Scheunen in steinreichen Gegenden, anderseits durch die im Blockbau geschichteten Nadelholzstämme „Haus und Land zu innig verbundener Gesamterscheinung verwachsen läßt", ist die **Vorlaube**, zu der das Umgebinde, das wir bereits aus Sachsen eingehend kennenlernten, entweder wie eine „Vorstudie oder wie eine Verkümmerung anmutet".

373. Laubenhaus in Brietzig (Pyritzer Weizacker). Einheitshaus aus Fachwerk, mit Steilgiebel und Giebellaube. (Aufnahme: Dr. Peßler.)

Wolf unterscheidet zwei grundsätzlich verschiedene Formen, nämlich einen Einschnitt in den Hauskörper und einen Vorbau; der Zweck ist, Wagenstand und Unterfahrt, schließlich auch Sitzplatz und Prunkstück aufzunehmen. Der Vorbau erscheint wiederum in zwei Hauptformen, nämlich an der Giebelseite oder an der Traufenseite. Die Traufenlaube liegt bei einfacheren Formen unter einer Dachschleppe, bei entwickelteren hat sie eigenen Giebel und eigenes Dach; entwickelt sich im letzteren Falle zwischen den tragenden Stützen und dem Dach ein besonderer Raum, so entsteht ein zweigeschossiger Vorbau, dessen Oberraum als Speicher oder unheizbare Sommerstube dient. Lauffer betont bei der Vorlaube das Hinausziehen des Daches über die Hauswand, wodurch ein überdeckter dreiseitig offener Vorraum entsteht; er führt das Laubenhaus auf die Ostgermanen zurück: nach dem Zeugnis des Ulfilas hatten die ostgermanischen Goten ein ebenerdiges Haus mit Vorlaube, und die im ostgermanischen Siedlungsgebiet liegende Ausgrabung des spätbronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin zeigt eine Vorlaube bei allen Häusern; dies alte germanische Erbe ist dann durch die Wenden weitergeführt und durch sie schließlich den einwandernden Deutschen übermittelt.

Als guter Kenner der ostdeutschen Bauweise verfolgt Otto Klöppel Entstehung und Entwicklung der **Vorlaube** im einzelnen. Die noch jetzt bei unseren Ostdeutschen weitverbreitete Giebelvorlaube, ein ostgermanisches Erbe, sei im Vielhausgebiet leicht erklärlich als Erweiterung der wichtigsten unter den kleinen einräumigen Bauten durch einen geschützten Vorplatz; dieser einfache Vorraum sei dann durch die einsiedelnden Deutschen nicht nur übernommen, sondern ihren mitgebrachten altüberlieferten Baugedanken angepaßt. So wuchs sie sich nicht nur zu einem stattlicheren Bauteil, sondern auch zu einem Wirtschaftsraume aus, sofern der Kornspeicher über ihr angelegt wurde, „so daß er von dem unter der Laube einfahrenden Wagen aus entleert oder beschickt werden konnte". Klöppel geht den Gründen nach, welche einerseits die Übernahme der Vorlaube, anderseits ihre Ablehnung bewirkt haben, da sie ja nicht sämtliche Häuser östlich der Oder schmückt; den Hauptgrund findet er „in der für jene Gegenden charakteristischen Stellung des alten Einheitshauses im Rahmen der Hofanlage".

„Die Laube wird stets vor dem Hauseingang angelegt, und während sie beim Hause ostgermanischen Ursprungs infolgedessen immer Giebellaube ist, rückt sie beim hochdeutschen Hause des Ostens entsprechend vor dessen Breitseite. Beim niederdeutschen Hause wird sie dagegen ganz naturgemäß wieder Giebellaube. Sie aber da, wo dieses Haus das große Einfahrtstor nach vorne wendet, vor diesem anzubringen, würde eine sehr unpraktische Anlage ergeben haben. Denn bei der dadurch erforderlichen Höhe hätte sie ihren Schutzzweck nicht mehr erfüllen können, und außerdem wäre dann die Anlage eines Speichers darüber nicht mehr möglich gewesen. Anders dort, wo die große Einfahrt nach hinten liegt und der Wohnteil mit niedriger Ausgangstür der Straße zugekehrt ist, hier läßt sie sich ausgezeichnet anbringen."

Auch hinsichtlich der Gehöftformen verdanken wir Klöppel mannigfache Angaben. Im Einflußbereich des niedersächsischen Baugedankens hat sich der Hof in zwei Hauptformen herausgebildet: bei Vorderlage der Dieleneinfahrt tritt das alte Einheitshaus hinter den Hof, der von Scheune und Stall flankiert

374. Bauernhaus in Lindendorf, Kr. Sensburg in Ostpreußen. Blockbau mit Strohdach und senkrechter Giebelverbretterung, auf den Firstspitzen Giebelpfähle Im Erdgeschoß der Giebelseite die flach vortretende Ständerstellung („Umgebinde“) deutlich sichtbar. (Aufnahme: Dr. Stolte, Hannover.)

und an der Straße durch Einfahrtsschuppen begrenzt wird, eine Form, die von der Altmark bis Hinterpommern verbreitet ist; die zweite Form entsteht bei Hinterlage der Einfahrt, indem das Haus mit dem Wohnteil unmittelbar an die Dorfstraße herantritt, infolgedessen den Hof nach hinten entwickelt. Dieser ist dann durch Stall und Schuppen flankiert, hinten gegen das Feld durch die breitgestellte Scheune abgeschlossen und vorne seitlich vom Hauptgebäude zugänglich. Diese Form beherrscht das alte deutsche Ordensland von der Weichselmündung an und dann die Küste Ostpreußens entlang. Wenn nun bei weiterer Verfolgung des Hofgedankens das ursprüngliche Giebelhaus durch entsprechende Firstschwenkung ein Breitenhaus wird, so wird es dem Querhause ähnlich. „Seine ganz andere Herkunft läßt sich aber immer noch an der Stellung zum Hofe erkennen, dessen Vorder- oder Hinterseite es nach wie vor in Mittelstellung abschließt, während das hochdeutsche Haus stets den Hof neben sich hat.“

375. Laubenhaus aus Bordehnen, Kr. Pr. Holland. Im Freilichtmuseum in Königsberg i. Pr. Erdgeschoß Blockbau, Obergeschoß Fachwerk. Der Laubenanbau an der Traufenseite enthält Unterfahrt, Obergeschoß und Dachgeschoß. Der Dachfirst durch Hängehölzer gesichert. (Aufnahme: Hermann Schultz, Königsberg i. Pr.)

Im einzelnen wäre über das ostdeutsche Haus noch viel zu sagen. Manches Wertvolle bringt Hans Lutsch auf seinen Wanderungen durch Ostdeutschland, Karl Brunner behandelt das Vorhallenhaus, das im Danziger Werder das alte Werderhaus, im Oberlande das Holländerhaus genannt wird; Werner Lindner stellt dem Niedersachsenhaus und Frankenhaus ein „ostdeutsches oder Vorlaubenhaus“ gegenüber, und Karl Heinz Clasen schildert das Vorhallenhaus der Weichselgegend. Die Mannigfaltigkeit volkstümlicher Wohnweise steigert sich in Ostpreußen noch erheblich, auch infolge des Auftretens der großen mitteldeutschen Sprachinsel um Mohrungen. Es wirkt

von Süden her das einfache zwei- bis dreiteilige alte Blockwandhaus, von der Küste her uralter niedersächsischer Einfluß, dessen allmähliches Verklingen in den letzten Jahrhunderten Klöppel nachgewiesen hat; zwischen Bischofswerder und Allenstein finden sich die Giebellaube und die Traufenlaube besonders häufig gleichzeitig in der Landschaft. Weiter nordwärts im Ermland erscheint in neuerdings jedoch steigender Umwandlung eine Bauweise, deren ausgebildete Form nach Clasen „sich vor allem in dem winkligen Zusammenbau mehrerer in Gestalt und Bestimmung gesonderter Hausteile zu erkennen gibt.“ Im Hauptteil, der den wesentlichen Wohnraum enthält, ergibt sich, wenn man die Einbauten abzieht, „ein großer, zentral gelegener dielenartiger Raum, in dem der langgestreckte Herd sich befand; . . . diese Innenräume sind nicht regelmäßig nebeneinander angeordnet, sondern lassen durch Einfügen in die Ecken, durch Abteilen von andern Räumen immer wieder auf das zugrunde liegende Einraumhaus schließen. Neben dem Blockwandbau steht beherrschend der Fachwerkbau.“ In den Landschaften Barten, Natangen und Samland ist ein Vermengungsgebiet von Hausformen vorhanden.

376. Grundriß eines ostpreußischen Vorlaubenhauses in Sonnenborn, Kr. Mohrungen. Vorlaube an der Traufenseite. Querteilung; inmitten des Querflurs die ummauerte schwarze Küche. (Nach Richard Dethleffen, Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen.)

In dem großen ostdeutschen Volksgebiet, welches den Osten des Deutschen Reiches, den Freistaat Danzig, das Memelland und die zahlreichen deutschen Bezirke Polens, auch die Sprachinseln in Litauen und dem Baltikum umfaßt, ist das ostdeutsche Haus eine besonders häufige Form. Ihm schließt sich, gleichfalls in häufigem Auftreten, das mitteldeutsche Haus an. Daneben ist ein niederdeutscher Baueinfluß festzustellen, der von den Küstengebieten ausgeht und mit Misch- und Übergangsformen ziemlich weit landeinwärts reicht.

6. Das Haus der deutschen Sprachinseln.

Außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets sind die Häuser der deutschen Sprachinseln wertvolle Zeugen deutschen Volkstums und deutscher Kulturentwicklung. Darüber hinaus haben sie gleich den meisten Erscheinungen dieser deutschen Außenposten für die Wissenschaft der deutschen Volkskunde noch besondere Bedeutung durch den Zusammenhang ihrer Form mit der Herkunft der Siedler, durch Sonderentwicklung infolge ihrer Insellage, durch Anpassung an Boden und Klima der neuen Heimat, durch Einwirkung anderen Volkstums mit anderen Baugewohnheiten und durch Beeinflussung von Haus und Hof der fremden Nachbarvölker. Das Haus der deutschen Sprachinseln wird einmal den Gegenstand einer eigenen wissenschaftlichen Forschung bilden müssen. Dabei wäre nach Möglichkeit die Gesamtheit der zahllosen deutschen Sprachinseln in aller Welt gleichmäßig zu berücksichtigen. Hier kann im Anschluß an einige bereits vorliegende Veröffentlichungen nur Programmatisches gesagt werden unter Anführung von nur wenigen Beispielen.

Karl Fuchs hat schon im Jahre 1899 das deutsche Haus des Zipser Oberlandes behandelt, wo er als Besonderheit Doppelhäuser findet mit gemeinsamem ungetrenntem Dachraum, deren Besitzer bisweilen einander Räume abtreten. Aus Siebenbürgen, und zwar aus dem Königsboden bei Hermannstadt ermittelt Hermann Phleps im Anschluß an fränkische Art des Grundrisses und alemannische Art der Wandbildung die Urform des siebenbürgischen Bauernhauses; das alte Ständerhaus, zu dem auch reine Blockhäuser getreten waren, wurde im Laufe der kriegerischen Jahrhunderte von der Steinbauweise fast ganz verdrängt. Im siebenbürgischen Burzenland verfolgt Karl Fuchs Hofanlage und Umfriedung, schließlich Tor, Scheune und Wirtschaftshaus im einzelnen; die Burzenländer Scheune hat ungeheure Ausmaße; sie wird von ärmeren Leuten durch Einziehen von Wänden oder durch Einbau zurechtgemacht; ganz arme und entlegene Orte ziehen die rechteckigen Grundrisse immer mehr zu Quadratbauten zusammen, in deren Wesen und Aussehen dann das Dach gewaltig dominiert. Nach Rudolf Hartmann ergeben sich in der schwäbischen Türkei folgende Leitlinien: „1. Bei einer ursprünglichen gleichartigen Hausform der Ansiedlungszeit tritt aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen eine Differenzierung ein, die zu einem Lang- und Querbau und durch deren Kombination zum Winkelbau führt. 2. Der anfangs nur durch die Rückwand des Nachbarhauses begrenzte Hof entwickelt sich zum dreiseitig umbauten bzw. gänzlich geschlossenen Hofe. 3. Entscheidend für die Entwicklung sind wirtschaftliche Momente. 4. Bei der Ausbildung der Siedlungsform ist die Morphologie des Landes von besonderer Bedeutung.“

377. Straße eines deutschen Dorfes in der Zips.

Das inhaltreiche von Petersen und Scheel herausgegebene Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums bringt in den volkskundlichen Kapiteln wertvolle Angaben auch über die Hausform. Über das **Banat** berichtet H. Hagel von fast durchgehender Beibehaltung der bei der Ansiedlung zunächst angewandten Bauformen bis vor einigen Jahrzehnten; gegenüber einer lockeren Form des Gehöftes der Schwaben haben einige Odenwälder Siedlungen eine stärkere Geschlossenheit des Gehöftes. In der **Bukowina** stellt Franz Lang die Abweichung des deutschen Hauses von dem der rumänischen und ukrainischen Nachbarn fest. Das 1787 von der Behörde für die schwäbischen Einwanderer bestimmte Kolonistenhaus wurde später durch Doppelung der Wohnungen erweitert; vom rumänischen Bauernhaus wurde ein von Säulen getragenes Vordach bisweilen übernommen; nichtdeutscher Herkunft ist auch ein geflochtener Behälter zum Trocknen der Maiskolben. Die aus der Zips stammenden Siedler im Buchenland bauten ein hakenförmiges Haus und behielten teilweise die Doppelwirtschaften mit gemeinsamem Hof aus der Zips bis heute bei; in anderer Weise bauten die hier eingesiedelten deutschen Böhmerwäldler, deren Haus die kunstvolle Sägearbeit aus dem Böhmerwalde weiterführt.

In **Bessarabien** stehen neben den ursprünglichen „ganzen" Höfen von 40—80 Meter Breite und mehreren hundert Metern Tiefe solche, die in der Längsrichtung aufgeteilt wurden und daher „halbe" genannt werden, und ferner die viel kleineren beim späteren Siedlungsausbau entstandenen Wirtschaftsplätze. In der Hausform folgten den Erdhütten, welche den ersten notdürftigen Unterschlupf boten, die von den Ansiedlungsbehörden errichteten „Kronshäuschen", denen sich schließlich ein eigener Kolonialstil anschloß. „Bis die Siedler zu der Errichtung eigener geräumiger Häuser und großer Wirtschaftsbauten schreiten konnten, war das Geschlecht, das noch die Bauart in Deutschland aus eigener Anschauung kannte, hinweggestorben, und den Jungen fehlte jedes brauchbare Vorbild", wie Christian Krollbach berichtet. In **Brasilien** war, wie P. Aldinger und F. Schröder berichten, bei den Rodungssiedlungen der Deutschen die Palmzweighütte und Bambusrohrhütte die Urform, der sich das einfache Bretterhaus und die Hütte mit Lehmwänden anschlossen, sehr bald durch „gediegenere Bauten" ersetzt, deren Form zunächst sich der heimischen Bauweise der Siedler anschloß und sich jetzt nur zum Teil erhalten hat, wie z. B. Blockhäuser bei den Rußlanddeutschen, Fachwerkhäuser bei den Pommern und Hunsrückern. „An ihre Stelle trat weithin der bestimmte Typus des Kolonistenhauses; das Klima erfordert eine zum Teil das ganze Haus umgebende Veranda und macht feste Stallung für das Vieh, Scheuern für Heu und Getreide entbehrlich; in Gebieten mit stärkeren Regenfällen setzt man die Häuser auch wohl auf einen Pfahlrost. Das Dach ist mit trockenen Palmblättern, Holzschindeln, Ziegeln oder Blech gedeckt."

7. Die Erforschung des deutschen Bauernhauses.

Seit über einem halben Jahrhundert findet das deutsche Bauernhaus in seiner Bodenständigkeit, Mannigfaltigkeit und Schönheit die lebhafte Anteilnahme vieler Wissenschaftler, welche je von ihrem Fache aus die Wichtigkeit der Erforschung volkstümlicher Bauweise in deutschen Landen betonen und begründen. Mit Recht sucht ein jeder nachzuweisen, wie gerade für sein Sondergebiet das Bauernhaus besonders bedeutsam ist und wie aus demselben gerade für sein Fach sich wichtige Rückschlüsse ergeben. So wird in fröhlichem Wetteifer der verschiedenen Wissenschaften das Bauernhaus zu einem immer besser erkannten Gegenstand der Forschung und zu einem immer wertvolleren Ausdruck des deutschen Volkes in seiner großen Mannigfaltigkeit nach Lebensraum und Wirtschaftsweise, Stammestum und Geschichtsentwicklung, künstlerischer Begabung und Gemeinschaftsgefühl; so ist das Haus, das vielfältig mit volkhaftem Brauch und Glauben verbunden ist, bei der Vielseitigkeit seines Wesens ein ganz besonders wichtiges Denkmal deutschen Volkstums.

Die Grundlage für jede weitere Erforschung bildet natürlich beim Haus die Erkenntnis seines baulichen Gefüges. So haben sich in erster Linie Architekten und Hausforscher mit der volkstümlichen Bauweise zu befassen. Baustoff, sodann Form nach Grundriß und Aufbau, die Hausöffnungen, die Benutzung aller Einzelräume, die Lage des Einzelgebäudes innerhalb des Gesamtbesitztums und im Verhältnis zur Straße und zur Dorfgemeinschaft, das sind die Fragen, die hier im Vordergrund stehen; auch sehr viel Entwicklungsgeschichtliches ergibt sich unmittelbar aus dem baulichen Befunde. Der Wirtschaftsgeschichtler untersucht sodann die wirtschaftlichen Ursachen, welche die Gestaltung des Hauses und seine Benutzung beeinflußt haben. Der Historiker sucht durch Ermittlung der Vorformen die Entwicklung zu beleben, hierbei auf das allererfolgreichste unterstützt durch den Urgeschichtler, der ja auf Grund seiner besonderen Arbeitsmethode in der Lage ist, sicher ermittelte Urformen aus der Zeit vor Jahrtausenden an den Anfang der Entwicklung zu stellen. Dem Erdkundler liegt daran, die Bauweise im Zusammenhang mit Landschafts- und Wirtschaftsformen zu sehen und dabei ebensosehr den Einfluß des bodenständigen Baustoffes wie den des Klimas zu berücksichtigen. Mit gleicher Wärme wird er sich auch aller Verbreitungstatsachen annehmen: durch Verfolgen von Einzelmerkmalen wird er zunächst eine Reihe von Kulturwellen feststellen, darüber hinaus aber wieder zusammenfassend Kerngebiete ausgesprochener Typen ermitteln; auch das Maß, in welchem verschiedene Typen an dem Bestand einer Ortschaft und einer Landschaft beteiligt sind, wird er gern erforscht sehen. Der Sprachforscher verlangt mit Recht die Feststellung der volkstümlichen Benennungen aller Einzelräume und Einzelteile; eine vollständige Sammlung derselben sichert nicht nur gefährdetes oder vorher unbekanntes Sprachgut, sondern ist darüber hinaus eine Quelle baulicher und entwicklungsgeschichtlicher Erkenntnis. Der Volkskundler sieht in der volkstümlichen Bauweise eine Verkörperung des Gemeinschaftslebens sowohl der Familie wie des Stammes und des Gesamtvolkes; er verfolgt das Leben des Menschen im Hause und findet viel von Glaube und Brauch mit der Wohnweise verbunden; der vielfältige Hausschmuck leitet ihn zu der Betrachtung des Künstlerischen, die Inschriften zur Berücksichtigung der Volksdichtung im weitesten Sinne, die Vielheit der Sinnbilder zur gründlichen Erforschung der Symbolik und ihrer Verbindung mit der Urzeit. Schließlich der Museumsmann erkennt im Bauernhause wichtigstes Kulturdenkmal, dessen genaue Nachbildung im Modell für die Wissenschaft wie für die Volksbildung gleichermaßen Bedeutung hat.

Die Unentbehrlichkeit des deutschen Bauernhauses für die Erkenntnis deutschen Wesens und deutscher Geschichte legt jedem, der sich seiner Erforschung widmen will, einen hohen Grad von Verantwortung auf. So wird größte Genauigkeit zur Pflicht. Das gilt für sämtliche genannte Wissensgebiete, vornehmlich aber für die zeichnerische Erfassung, welche die Grundlage für alles Weitere zu bilden hat. Hieraus ergibt sich von selbst, daß nur persönliche Forschung an Ort und Stelle weiterhelfen kann. Irgendwelche Fragebogen, die in anderen Gebieten der Volkskunde wertvollste Dienste leisten können, sind hier nicht am Platze, da es unmöglich ist, ohne entsprechende Vorbildung bauliche Fragen richtig zu beantworten. Einheitlichkeit im Vorgehen der Forschung wird es ermöglichen können, den längst gewünschten Gesamtüberblick über das deutsche Haus zu schaffen. Eine Erleichterung für die Arbeit wird es bedeuten, wenn es gelingt, auch in der Fachausdrucksweise eine Einheitlichkeit zu erzielen, die der Gesamtforschung zugrunde gelegt werden kann, um Mißverständnisse zu vermeiden. Um so richtiger und vergleichbarer wird das Gesamtbild sein, dessen Mannigfaltigkeit dann durch die liebevolle Berücksichtigung des Reichtums an mundartlichen Benennungen noch weiterhin gesteigert und belebt wird.

Schrifttum.

I. Gesamtdarstellungen.

Meitzen, August, Das deutsche Haus in seinen volksthümlichen Formen, Berlin 1882. — Henning, Rudolf, Das deutsche Haus in seiner historischen Entwickelung, Straßburg 1882. — Ders., Die deutschen Haustypen, Nachträgliche Bemerkungen, Straßburg 1886. — Meringer, Rudolf, Das deutsche Bauernhaus (Mitteilungen der anthropol. Ges. in Wien, Bd. 22, Wien 1892, S. 46). — Meyer, Elard Hugo, Deutsche Volkskunde, Straßburg 1898, S. 51. — Dachler, Anton, Entwicklung des Bauernhauses (Ztschr. des österr. Ingenieur- und Architektenvereins, 55, Wien 1903, Sonderabdruck). — Schwindrazheim, Oskar, Deutsche Bauernkunst, Wien 1904. — Meringer, Rudolf, Das deutsche Haus und sein Hausrat, Leipzig 1906. — Verband deutscher Architekten- und Ingenieurvereine, Das Bauernhaus im Deutschen Reiche, Dresden 1906. — Ranck, Christian, Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses, Leipzig 1907. — Peßler, Wilhelm, Haustypengebiete im Deutschen Reich (Deutsche Erde, 7, Gotha 1908, S. 14 und 45). — Schulz-Minden, Walther, Das germanische Haus in vorgeschichtlicher Zeit, Würzburg 1913. — Lauffer, Otto, Das deutsche Haus in Dorf und Stadt, Leipzig 1919. — Mielke, Robert, Kapitel: Die Siedlung in: Georg Buschan, Das deutsche Volk in Sitte und Brauch, Stuttgart 1922, S. 175. — Wolf, Gustav, Das norddeutsche Dorf, München 1923. — Klöppel, Otto, Gesamtbild der Entwicklung des deutschen Bauernhauses in: Bertram-La Baume-Klöppel, Das Weichsel-Nogat-Delta, Danzig 1924, S. 107. — Gruber, Otto, Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser, Karlsruhe 1926. — Lauffer, Otto, Haus und Hof in: John Meier, Deutsche Volkskunde, Berlin und Leipzig 1926, S. 15. — Haberlandt, Arthur, Die Bauernhausformen im deutschen Volksgebiet, Sonderabdruck aus: Wiener Zeitschr. f. Volkskunde, Bd. 31, Wien 1926. — Weiser, Lilly, Das Bauernhaus im Volksglauben, Sonderabdruck aus Bd. 56 der Mitt. der anthropol. Ges., Wien 1926. — Precht, Franz, Die Haustypen in ihren gemeinsamen Eigenschaften, Eßlingen 1927. — Lauffer, Otto, Das deutsche Haus in Dorf und Stadt in: Josef Klapper, Deutsche Volkskunde, Leipzig 1929, S. 5. — Jessen, Peter, Haus und Wohnung in alter Zeit in: Sohnrey, Kunst auf dem Lande, 2. Aufl., Bielefeld 1929, S. 23. — Klöppel, Otto, Artikel Bauernhaus in: Wasmuths Lexikon der Baukunst, Bd. 1, Berlin 1929, S. 361. — Helbok, Adolf, Die Formenlandschaften des deutschen Bauernhauses (Monatsschrift Württemberg, Stuttgart 1929, S. 386). — Oelmann, Franz, Hausurnen oder Speicherurnen? Bonner Jahrbücher, Heft 134, Bonn 1930. — Phleps, H., Ost- und westgermanische Baukultur, Berlin 1934. — Daube, Walter, Denkmäler heimischen Volkstums: Die deutschen Bauernhäuser, Zeitschr. Kosmos, Stuttgart 1934, 1, S. 27, 2; S. 44, 3; S. 211. — Thiede, Klaus, Deutsche Bauernhäuser, Königstein i. Taunus 1934. — Schier, Bruno, Das deutsche Haus in: Adolf Spamer, Die deutsche Volkskunde, Bd. 1, S. 477, Leipzig-Berlin 1934, Bd. 2, 1935, S. 381. — Caesar, Karl, Deutsche Baukunst (Karlsruher Akademische Reden 14. Bühl 1935).

II. Einzeltypen und Einzellandschaften.

1. Nordwestdeutschland. Lasius, Otto, Das friesische Bauernhaus, Straßburg 1885. — Haupt, Richard, Über das Kreuzhaus (Ztschr. für Schlesw.-Holst.-Lauenb. Geschichte, Kiel 1899). — Peßler, Wilhelm, Das altsächsische Bauernhaus in seiner geographischen Verbreitung, Braunschweig 1906. — Gallée, J. H., Das niederländische Bauernhaus und seine Bewohner, Utrecht 1909. — Mielke, Robert, Landeskunde der Provinz Brandenburg, äußere Volkskunde, Berlin 1912, S. 27. — Peßler, Wilhelm, Hausgeographie der Wilster Marsch, Stuttgart 1913. — Lindner, Werner, Das niedersächsische Bauernhaus in Deutschland und Holland, Hannover 1912. — Wolf, Gustav, Das norddeutsche Dorf, München 1923. — Lindner, Werner, Deutsche Volkskunst in der Mark Brandenburg, München 1924, S. 12. — Folkers, Johann Ulrich, Beiträge zur Bauernhausforschung in Mecklenburg (Zeitschrift Mecklenburg XX, 4. Schwerin 1925). — Uebe, Rudolf, Deutsche Volkskunst in Westfalen, München 1927, S. 19. — Lehmann, Otto, Das Bauernhaus in Schleswig-Holstein, Altona 1927. — Folkers, U. J., Das lauenburgische Bauernhaus, Ratzeburg 1927. — Rahtgens, Hugo, Das Fischerhaus an der Untertrave und Wakenitz. — Stier, W., Entstehung und Siedlungsbild der Fischerdörfer (Schleswig-Holstein-Hamburg-Lübeckische Monatshefte. II, 5. Lübeck, Mai 1927). — Pries, Johann Friedrich, Die Entwicklung des mecklenburgischen Niedersachsenhauses zum Querhause, Stuttgart 1928. — Peters, L. C., Das Bauernhaus Nordfrieslands und seine geschichtliche Entwicklung in: Peters, Nordfriesland (Husum 1929, S. 313). — Folkers, Johann Ulrich, Zur Entwicklungsgeschichte des friesischen Hausbaues (Niederdeutsche Ztschr. für Volkskunde, Bremen 1930 S. 65). — Saeftel, Friedrich, Haubarg und Barghus, die friesischen Großhäuser, Heide 1930. — Goehrtz, Emil, Das Bauernhaus im Regierungsbezirk Köslin, Stuttgart 1931. — Gohrbandt, Emil, Der volkstümliche Bau der Bauernhöfe im hinterpommerschen Küstengebiet (Pommersche Heimatpflege, Stettin 1933, S. 127). — Lehmann, Siegfried, Das Baugefüge des Niedersachsen- und Friesenhauses in: Schroller und Lehmann, 5000 Jahre Niedersächsische Stammeskunde, Hildesheim 1935.

2. Mitteldeutschland, Westen. Bickell, L. O., Hessische Holzbauten, 50 Tafeln, Marburg 1906. — Hanftmann, B., Hessische Holzbauten, zur Führung durch Bickells Werk, Marburg 1907. — Schwindrazheim, Oskar, Volkskunst in Hessen-Nassau, Wiesbaden o. J. — Henkelmann, Das Bauernhaus des Odenwaldes, 1908. — Wrede, Adam, Rheinische Volkskunde, Leipzig 1919, S. 29. — Creutz, Max, Deutsche Volkskunst in den Rheinlanden, München 1924, S. 13. — Holschbach,

Heinrich, Volkskunde des Kreises Altenkirchen, Elberfeld 1928, S. 29. — Klein, Fritz, Bauernhaustypen im Saargebiet, Diss., Stuttgart 1928. — Steinbach, Franz, Das Bauernhaus der westdeutschen Grenzlande (Rheinische Vierteljahrsblätter, I, 1, Bonn 1931, S. 26). — Zink, Theodor, Deutsche Volkskunst in der Pfalz, München 1931, S. 17. — Klemm, Otto, Fachwerkbauernhäuser in der Nordwesteifel (Aachener Beiträge zur Heimatkunde XII., Aachen 1933). — Vierau, Eduard, Die Bauernhausformen zwischen Mosel, Nahe und Rhein, Diss., Frankfurt a. M. 1933. — Lehmann, Siegfried, Die Siedlungen der Landschaft Rheingau, Diss., Frankfurt a. M. 1934, Bd. 1, S. 71, Bd. 2, Teil 4, Tafel 1—18. — Schepke, Heinz, Flurform, Siedlungsform und Hausform im Siegtalgebiet, Bonn 1934. — Martin, Ludwig, Kulturgeographische Untersuchungen in Deutsch-Lothringen und dem Saargebiet, Diss., Frankfurt a. M., Calw. 1934, S. 78. — Keuth, Hermann, Haus und Siedlungsform der Saarlande, im Saaratlas, herausg. von Overbeck und Sante, Gotha 1934, S. 59, dazu Tafel 14.

3. Mitteldeutschland, Osten. Gruner, O., Beiträge zur Erforschung volkskundlicher Bauweise im Königreich Sachsen und in Nordböhmen 1893. — Reischel, G., Das thüringische Bauernhaus und seine Bewohner, Beiblatt zur Magdeburgischen Zeitung, Magdeburg 1897, Nr. 42—45. — Gruner, O., Haus und Hof im sächsischen Dorfe in: Robert Wuttke, Sächsische Volkskunde, Dresden 1900, S. 382. — Günther, P., Alte Bauernhäuser in der Umgebung Rudolstadts, Rudolstadt o. J. — Walbe, Heinrich, Vom oberhessischen Dorf. (Die Denkmalpflege X, Heft 8 und 9, Berlin 1913, S. 57 und 69.) — Kaune, Ewald, Entwicklung des vogtländischen Bauernhauses, Diss., Hannover, Plauen 1915. — Möller, Wilhelm, Das Bauernhaus und das Industriehaus im Kreis Schmalkalden (Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Altertums, Lieferung 30, Meiningen 1920). — Redslob, Edwin, Deutsche Volkskunst in Thüringen, München 1926, S. 8. — Ritz, Joseph, Deutsche Volkskunst in Franken, München 1927, S. 11. — Sommer, Kurt, Das Umgebindehaus (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 6, 6. Leipzig 1931, S. 229). — Ders., Haus- und Hofformen im Freistaat Sachsen, in: Frenzel, Karg und Spamer, Grundriß der sächsischen Volkskunde, Leipzig 1932, S. 46. — Schier, Bruno, Der schlesische Hausbau (Schlesisches Jahrbuch 6, Breslau 1933, S. 77). — Wähler, Martin, Das alte thüringische Bauernhaus (Thüringer Allgemeiner Kalender, Erfurt 1935, S. 23).

4. Oberdeutschland. Aufleger, O., Bauernhäuser aus Oberbayern und den angrenzenden Gebieten Tirols, 3 Teile, München 1900 bis 1914. — Zell, F., Bauernhäuser und volkstümliche Hausmalerei im bayerischen Hochland, München 1900. — Thiersch, A., Das Bauernhaus im bayerischen Gebirge und seinem Vorlande, München 1903. — Karlinger, Hans, Deutsche Volkskunst in Bayern, München 1925, S. 12. — Frey, Lothringische Fachwerkhäuser, 1914. — Meckel, C. A., Holzbauten am Tuniberg (Heimatblätter vom Bodensee zum Main, Nr. 7, Karlsruhe 1924). — Fehrle, Eugen, Badische Volkskunde, Leipzig 1924, S. 92. — Semmet, Fritz, Dorf und Bauernhaus in der Pfalz, Kaiserslautern 1924. — Helbok, Adolf, Der germanische Ursprung des oberdeutschen Bauernhauses (Sonderabdruck aus der Festschrift zu Ehren Emil v. Ottenthals, Innsbruck 1925, S. 273). — Gröber, Karl, Deutsche Volkskunst in Schwaben, München 1925, S. 10. — Lohß, Max, Vom Bauernhaus in Württemberg, Heidelberg 1932. — Polaczek, Ernst, Volkskunst im Elsaß, München 1932, S. 12. — Busse, Hermann Eris, Deutsche Volkskunst in Baden, München 1933, S. 10. — Walter, Michael, Das schwäbische Bauernhaus (Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 2, 2. 1928, S. 84). — Walther, Paul, Schwäbische Volkskunde, Leipzig 1929, S. 193. — Haberlandt, Arthur, Zur Kulturgeschichte der Hausformen Oberdeutschlands in: Oswald E. A. Erich, Die Sachgüter der deutschen Volkskunde (Jahrbuch für hist. Volkskunde, Bd. 3, 4., Berlin 1934, S. 18).

5. Schweiz. Schweizerischer Ingenieur- und Architektenverein, Das Bauernhaus in der Schweiz, Zürich 1903. — Friedli, Emanuel, Bärndütsch als Spiegel bernischen Volkstums. 7 Bde. 1905—1927. Bern, Francke. (Mit zahlreichen Abbildungen, besonders auch solchen, die sich auf Siedlungsverhältnisse und Hausbau beziehen, speziell im 1. Bde.) — Gladbach, Ernst, Charakteristische Holzbauten der Schweiz vom 16.—19. Jahrh. II u. 22 S. u. 32 Tafeln. 3. Aufl. Berlin, New York 1906. — Steiner, Das Wohnhaus in der Stadt Bern, Diss., Bern 1911. — Stumpf, Albert, Der bernische Speicher in 100 Bildern. 132 S. Zürich, Polygraph. Institut 1914. — Hunziker, J., Das Schweizer Haus, Aarau 1914. — Schwab, Hans, Das Schweizer Haus, sein Ursprung und seine konstruktive Entwicklung, Aarau 1918. — Das Bürgerhaus in der Schweiz. Herausgegeben vom Schweizer Ingenieur- und Architektenverein. Nach Kantonen. Bd. 11: Das Bürgerhaus im Kanton Bern. Zürich, Orell Füßli 1922. — Ders., Das Bauernhaus in der Schweiz. Leitfaden im Hinblick auf die internationale Volkskunstausstellung in Bern (Sonderabdruck aus dem Schweizerischen Archiv für Volkskunde, Bd. 31, Heft 3, 4, Basel 1931). — Brockmann-Jerosch, Schweizer-Bauernhaus. Mit 60 Federzeichnungen von Pierre Gauchat. 249 S. Bern, Haupt 1933.

6. Österreich. Dachler, Anton, Das Bauernhaus in Niederösterreich und sein Ursprung, Wien 1897. — Bancalari, Gustav, Die Hausforschung und ihre bisherigen Ergebnisse in den Ostalpen (Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 24, Berlin 1893, S. 128. — Ders., Forschungen über das deutsche Wohnhaus, XX. Gegenwärtiger Stand der Hausforschung in den Ostalpen (Wochenschrift Das Ausland, Stuttgart 1893, Nr. 43, S. 677). — Bünker, J. R., Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien 32, Wien 1902, S. 12). — Ders., Windische Fluren und Bauernhäuser, ebenda, Bd. 35, Wien 1905 (Sonderabdruck). — Ders., Das Bauernhaus der Gegend

von Stams im Oberinntal (Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. 36, Wien 1906, S. 187). — Österreichischer Ingenieur- und Architektenverein, Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und seinen Grenzgebieten, Atlas und Textband, Wien und Dresden 1906. — Geramb, Victor v., Zum Rauchstubenhaus (Verhandlungen der 50. Versammlung deutscher Philologen 1909 in Graz, Leipzig 1910, S. 211. — Ders., Die Feuerstätten des volkstümlichen Hauses in Österreich-Ungarn (Zeitschrift Wörter und Sachen III, Heidelberg 1911, S. 1). — Ders., Das Bauernhaus in Steiermark (Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Historischen Vereins für Steiermark, Jahrg. IX, Graz 1911). — Baumeister, Georg, Das Bauernhaus des Walgaues und der walserischen Bergtäler Vorarlbergs einschließlich des Montavon, München 1913. — Wopfner, Hermann, Das Tiroler Bauernhaus (Sonderabdruck aus: Ein Buch für das Tiroler Haus, Innsbruck 1924). — Geramb, Victor v., Die Kulturgeschichte der Rauchstuben (Zeitschrift Wörter und Sachen, Bd. 9, Heidelberg 1924, S. 1). — Haberlandt, Arthur, Die Kulturgeschichte der Rauchstuben (Sonderabdruck aus: Wiener Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 29, Wien 1924). — Helbok, Adolf, Das Vorarlberger Rheintalhaus (Heimat, Jahrg. 7, Sonderheft Dornbirn, Bregenz 1926, S. 51). — Wopfner, Hermann, Über Beziehungen von Hausform und Volkstum, untersucht an Formen bäuerlichen Hausbaues im westlichen Tirol (Sonderabdruck aus den Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum, Innsbruck 1928). — Helbok, Adolf, Volkskunde Vorarlbergs, Wien 1927, S. 19. Das Haus. — Kriechbaum, Eduard, Das Bauernhaus in Oberösterreich (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde XXIX, 3. Stuttgart 1933.)

7. Sudetendeutsche. Haudeck, Johann, Das deutsche Bauernhaus des Elbtales unterhalb Leitmeritz (Zeitschrift für Österreichische Volkskunde IV, Wien 1898, S. 65). — Weigl, Stefan, Das alte Kuhländler Bauernhaus und seine Veränderungen bis in neuester Zeit (Zeitschrift für Österreichische Volkskunde IX, Wien 1903, S. 114). — Schramek, Joseph, Das typische Bauernhaus im Böhmerwald (Zeitschrift für Österreichische Volkskunde X, Wien 1904, S. 1). — Schier, Bruno, Heimatkunde des Bezirkes Reichenberg in Böhmen II, 3: Der volkstümliche Wohnbau, Reichenberg 1932. — Ders., Deutsch-slawische Kulturüberschichtungen am Bauernhause der Sudeten- und Karpathenländer, Prag 1932. — Ders., Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa, Reichenberg 1932. — Ders., Das deutsche Bauernhaus der Slowakei (Sonderabdruck aus: Geographischer Jahresbericht aus Österreich, Bd. XVII, Wien 1933).

8. Ostdeutschland. Lutsch, Hans, Wanderungen durch Ostdeutschland zur Erforschung volkstümlicher Bauweise, Berlin 1888. — Meyer, A. G., Die Löwinghäuser in der Neumark (Ztschr. für Ethnologie, Berlin 1890). — Mielke, Robert, Die Bauernhäuser in der Mark (Archiv der Brandenburgia V, Berlin 1899). — Dethlessen, Richard, Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen, Königsberg 1909. — Kuhn, Waldemar, Kleinsiedlungen in friderizianischer Zeit, Berlin 1915. — Wolf, Gustav, Das norddeutsche Dorf, München 1923, S. 23. — Lindner, Werner, Deutsche Volkskunst in Brandenburg, München 1924, S. 12. — Grundmann, Günther, und Konrad Hahm, Deutsche Volkskunst in Schlesien, München 1926, S. 12. — Clasen, Karl Heinz, Deutsche Volkskunst in Ostpreußen, München 1928, S. 14. — Mak, Wilhelm, Pilsch, ein deutsches Dorf, Gleiwitz 1930. — Goehrtz, Emil, Das Bauernhaus im Regierungsbezirk Köslin, Stuttgart 1931.

9. Deutsche Sprachinseln. Fuchs, Karl, Das deutsche Haus des Zipser Oberlandes (Sonderabdruck aus: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien XXIX, Wien 1899). — Ders., Der Burzenländer Hof (Sonderabdruck, ebenda XXXI, Wien 1901). — Ders., Deutsche Hallen in Ungarn (Iduna, Zeitschrift der Gesellschaft für deutsche Kultur, Leipzig 1904, S. 249). — Phleps, Hermann, Über die Urform des siebenbürgisch-sächsischen Bauernhauses (Die Denkmalpflege, Bd. 24, Berlin 1922, S. 57). — Hartmann, Rudolf, Haus, Hof und Tracht (in der Schwäbischen Türkei), (Zeitschrift Wörter und Sachen XIV, Heidelberg 1931, S. 1). — Hagel, H., Aufsatz Banat, Volkskunde in: Petersen und Scheel, Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums I, 4, Breslau 1934, S. 242. — Kalmbach, Chr., Aufsatz Bessarabien, Volkskunde, ebenda I, 6, 1934, S. 408. — Aldinger, P., und F. Schröder, Aufsatz Brasilien, Volkskunde, ebenda I, 7, 1935, S. 520. — Lang, Franz, Aufsatz Bukowina, Volkskunde, ebenda I, 1, 1935, S. 624.

III. Baustoffe und Hausteile.

Lachner, Carl, Geschichte der Holzbaukunst in Deutschland 1885—1887. — Fiedler, Wilhelm, Das Fachwerkhaus, Diss., Dresden (Beiträge zur Bauwissenschaft, Heft 1, Berlin 1903). — Ostendorf, Friedrich, Die Geschichte des Dachwerks, erläutert an einer großen Anzahl mustergültiger alter Konstruktionen, Leipzig und Berlin 1908. — Walbe, Heinrich, Anordnung der Hölzer im oberhessischen Fachwerk. (Heimatliche Bauweise, Beilage zum Gemeindeblatt V, 49, Darmstadt 1912, S. 193 und 197. — Schwab, Hans, Die Dachformen des Bauernhauses in Deutschland und in der Schweiz, ihre Entstehung und Entwicklung (Technische Studien, herausgegeben von H. Simon, Reier II, Heft 1), Berlin und Oldenburg 1914. — Gradmann, Robert, Das Steildach des deutschen Bauernhauses (Geographische Zeitschrift, Jahrg. 28, Leipzig 1922, S. 143). — Neufert, Ernst, Der Holzhausbau (Zentralblatt der Bauverwaltung, Jahrg. 52, Heft 2, S. 20, Heft 4, S. 41, Heft 5, S. 54), Berlin 1932. — Pries, J. F., Dackhäökels (Dachreiter) (Zeitschrift Mecklenburg, Jahrg. 30, Schwerin 1935, S. 24).

IV. Hausgeographische Landkarten.

1. **Deutschland, ganz.** Meitzen, Mitteleuropa, Volkstümliche Hausformen (bei M., Das deutsche Haus, 1882). — Helbok, Deutschland, Holztechniken (Die Formenlandschaften des deutschen Bauernhauses, Monatsschrift Württemberg, Stuttgart 1929, S. 398). — Ders., Bauarten und Gehöfte der Vorzeit (ebenda S. 399). — Ders., Dachformen (ebenda, S. 402). — Ders., Einhaus und Gehöft (ebenda, S. 404). — Ders., Vorgeschichtliche Hauslandschaften (Zeitschrift für Volkskunde 1930, S. 230). — Schier, Deutschland, Dachgerüste (Hauslandschaften 1932, Karte 2). — Ders., Mitteleuropa, Vorstoß Nordgerm., Ostgerm. und Slaw. Hausmerkmale (ebenda, Karte 6). — Ders., Mitteleuropa, Ostbewegung von Hausmerkmalen (ebenda, Karte 7). — Ders., Mitteleuropa, Haus- und Kulturgrenzen (ebenda, Karte 8). — Phleps, Europa, Ausbreitung der Holzbaukunst (Baukultur 1934, Tafel 89). — Ders., Europa, Ausbreitung des hohen Hoftores, des Triumphbogens der Germanen (ebenda, Tafel 37/38). — Ders., Deutschland, Gefügearten der westgermanischen Holzbaukunst (ebenda, S. 55). — Helbok, Deutsches Sprachgebiet, schematische Übersicht des Haustypenraumes nach Einhaus und Gehöft (Volkskundliche Gaben, Festschrift John Meier, Berlin und Leipzig 1934, S. 55). — Lehmann, Deutsches Sprachgebiet, deutsche Wohnformen (Veröffentlichungen des Städtischen Museums Hannoversch-Münden 1935, S. 23). — Grüne Woche, Deutsches Sprachgebiet, Verschiedene Bauarten aller Gaue (Westdeutsche Illustrierte Zeitung 3. Febr. 1935).

2. **Norddeutschland.** Mielke, Brandenburg, Haustypen (Globus, Bd. 34, Braunschweig 1903, S. 3). — Peßler, Nordwestdeutschland, Grenzzonen des niedersächsischen Bauernhauses (Das Altsächsische Bauernhaus 1906). — Ders., Pommern, Altsächsisches Bauernhaus (Globus, Bd. 90, Nr. 23, Braunschweig 1906). — Gallée, Holland, Wohnungstypen (Das Niederländische Bauernhaus, Utrecht 1908, Tafel 61). — Kupka, Altmark, Sachsenhäuser und polabische Flurnamen (Stendaler Beiträge, Bd. 2, Stendal 1909). — Peßler, Nordwestdeutschland, Abarten des Hauses (Archiv für Anthropologie, Braunschweig 1909, S. 157). — Ders., Niederelbe, Haustypen (Wohnbau an der Niederelbe, Hamburg 1909, bei S. 14). — Ders., Amt Ritzebüttel, Hausteile (ebenda, bei S. 82). — Ders., Umkreis der Stadt Hannover, Das altsächsische Bauernhaus (Hannoversche Geschichtsblätter, Bd. 13, Hannover 1910, S. 8). — Lehmann, Dithmarschen, Hausgeographie (Stuttgart 1913, Tafel 9). — Peßler, Mecklenburg, Hausgeographie (Deutsche Erde 1912, Tafel 1). — Ders., Wilster Marsch, Hausgeographie (Stuttgart 1913, Tafel 5). — Ders., Nordwestdeutschland, Hausformen (Niedersächsische Volkskunde, Hannover 1922, S. 79). — Lehmann, Holstein, das Holstenhaus (Sonderabdruck aus Festgabe für Richard Haupt, Kiel 1922, S. 60). — Meding, Westholstein, Westostrichtung der Bauernhäuser (Petermanns Mitteilungen 69, Gotha 1923, S. 19). — Bartsch, Solling, Grenze des Sollinghauses (Jahrbuch der geographischen Gesellschaft, Hannover 1925). — Peßler, Niedersachsen, Hausformen (Zeitschrift Volk und Rasse, München 1926, Heft 3). — Lehmann, Schleswig-Holstein, Hausformen (Das Bauernhaus in Schleswig-Holstein, Altona 1927). — Peters, Nordfriesland, Bodenständige Bauarten (Nordfriesland 1929, S. 315). — Phleps, Nordwestdeutschland, Ausbreitung des Giebelschirmdaches (Baukultur 1934, S. 32).

3. **Mitteldeutschland.** Holschbach, Kreis Altenkirchen, Lehmhäuser, Elberfeld 1928. — Linnebach, Westdeutschland, Formen des Bauernhauses (Rheinische Schicksalsfragen, Berlin 1922, Karte 16). — Schmöckel, Rheinland und Siegerland, Sprache und Hausgrenzen (Das Siegerländer Bauernhaus 1912). — Noll, Rheinland, Hausformen, Probleme der rheinischen Hausforschung (Rheinische Heimatblätter, S. 204). — Helbok, Westdeutschland, Vordringen der Rund- und Viereckhäuser (Zeitschrift für Volkskunde 1930, S. 27). — Klemm, Nordwest-Eifel, Fachwerk-Bauernhäuser (Aachener Beiträge XII, Aachen 1933). — Bierau, Hunsrückgebiet, Stellung des Bauernhauses zur Dorfstraße (Diss. Frankfurt am Main 1933). — Ders., Verbreitung des Einheitshauses und Vordringen des Gehöfts (ebenda). — Ders., Dachformen (ebenda). — Ders., Haus- und Gemeindebacköfen (ebenda). — Schepke, Siegtal, Haustypen und Dachkonstruktion (Bonn 1934). — Keuth, Saargebiet, Hausformen (Saaratlas, Karte 14). — Martin, Saargebiet, Hausformen (ebenda, S. 82). — Phleps, Westdeutschland, Dachstuhlformen (Baukultur 1934, Tafel 20/21).

4. **Oberdeutsche Stämme.** Dachler, Niederösterreich, Gehöfte (Bätter des Vereins für Landeskunde Wien 1897). — Ders., Österreich-Ungarn, Hausformen (Architektenwerk 1906). — Ders., Österreich-Ungarn, Hausformen (Supplementheft VI zur Zeitschrift für österreichische Volkskunde, Wien 1909). — Dachler, Heanzengebiet, Hausformen (Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1913, S. 191). — Geramb, Österreich-Ungarn, Hausformen nach ihren Feuerstätten (Wörter und Sachen 1911). — Hunziker, Schweiz, Hausformen (Das Schweizer Haus, Band 8). — Helbok, Schweiz und Vorarlberg, Hausgebiet der Walser (Volkskunde Vorarlbergs, Wien 1927). — Wopfner, Tirol, Rhätoromanisches Haus und Backofen (Innsbruck 1928, S. 287).

5. **Sudetendeutsche.** Schier, Böhmen, Hausgrenzen (Hauslandschaften 1932, Karte 3). — Ders., Tschechoslowakei, Feuerstätten (ebenda, Karte 4).

6. **Ostdeutsche.** Phleps, Vorhallenhaus (Baukultur 1934, Tafel 15/16).

Angelegentlich hingewiesen sei auf das neue grundlegende Werk von Hermann Phleps: West- und Ostgermanische Baukultur (Berlin 1934), dessen Inhalt hier im Text leider nicht mehr berücksichtigt werden konnte.

378. Kapelle in Kirchberg, BA. Grafenau, Niederbayern. (Aufnahme: Landesamt für Denkmalspflege, München.)

Dorfkirche und Dorffriedhof in deutschen Landen.

Von Dr. **Wilhelm Peßler,**

Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover.

Als Stätte gottesdienstlicher Verehrung, als Ort inniger Glaubensgemeinschaft, als Bauwerk von starker landschaftlicher und volkhafter Bindung und Wirkung hat die Dorfkirche hohe Bedeutung wie im Volksleben so auch in der Volkskunde. Von wenigen, die mit wachen Augen Deutschland durchwanderten, schon seit langem entdeckt, erfaßt der Zauber, der von der Dorfkirche und dem sie umgebenden Friedhof ausgeht, in steigendem Maße alle jene, die in der deutschen Volkskunst den Spiegel von Kraft und Vielgestalt deutschen Volkstums suchen. Gerade die Dorfkirche in ihrer Erdgebundenheit und Einfachheit einerseits, in ihrer landschaftlichen Mannigfaltigkeit andererseits ist ein treffliches Abbild deutschen Bauerntums. Immer wieder lenkt die Dorfkirche den Blick von sich aus auf das Glaubens- und Gemeinschaftsleben der ländlichen Gemeinde, aus deren Mitte sie erstanden ist. Diese fortwährende Beziehung zwischen Bevölkerung und Bauwerk verleiht der Beschäftigung mit der Dorfkirche besonderen Reiz. In diesem

Sinne dürfte auch der Ausspruch Hans Hahnes, des genialen Urgeschichts- und Brauchtumsforschers, daß in Schwaben die Form der Menschenköpfe und die Form der Kirchtürme Ähnlichkeit haben, dahin zu erweitern sein, daß die Dorfkirche sehr oft in ihrer Gestaltung dem Wesen des entsprechenden Volksstammes entspricht.

Als typische Allgemeinerscheinung immer von hohem Wert, können Dorfkirche und Dorffriedhof darüber hinaus zur Bedeutung einer hochstehenden Einzelerscheinung heranwachsen, wenn besondere Schönheit der Formen oder besondere Eigenart des Gesamtbildes vorhanden sind. Hierbei wird aber der Rahmen des Volkskundlichen nie gesprengt, weil auch hier die Grundlagen Volkstum und Heimat grundbestimmend sind. Das gilt auch für die Neubelebung von Dorfkirche und Dorffriedhof, der beste Kräfte dienen. Die soeben im hannoverschen Landesmuseum stattgehabte Ausstellung für niedersächsische Kulturpflege zeigte in einer Sondergruppe die Anpassung der Gegenwarts- und Zukunftsformen einerseits an die heimatlichen Grundlagen, anderseits an die künstlerischen Anforderungen des heutigen Deutschlands.

379. Kirche auf der Nordseeinsel Spiekeroog. Ansicht von Nordost.

Die große und angenehm überraschende Vielheit von Formen der ländlichen Kirchenbaukunst ist nun nicht nur durch die Verschiedenheit der Landschaft mit ihren Bauplätzen und Baustoffen, nicht nur durch die Mannigfaltigkeit des Volkstums mit seiner Stammesart und Stammesgeschichte, sondern auch durch die zeitliche Entwicklung der Kunststile selbst bedingt. Langsamer und einfacher als die deutschen Dome großen Stils erschließt sich die Dorfkirche dem Stilwillen der großen Kulturperioden; denn die Beharrlichkeit, welche ländliche Art beherrscht, bestimmt auch den Abfluß ländlicher Kunstgeschichte. Trotzdem entsteht hier eine herrliche Formenfülle, je nachdem Landschaft und Volksstamm einzelne Merkmale des betreffenden Stiles übernehmen, beibehalten, wieder aufgeben oder für sich umgestalten. Trotz allem bleibt die Art der Dorfkirche in vielem gleich, hierin begünstigt ebensosehr durch den geringen Umfang der dörflichen Lebensgemeinschaft, der sie dient, wie durch die Abgelegenheit derselben. Dörflicher Erdgebundenheit scheint der romanische Stil mit seiner Massigkeit und Schwere gut zu entsprechen. Namentlich in Landschaften, welche in der bäuerlichen Bauweise Einheitshäuser entwickelt haben, die an sich mehr erdentwachsen erscheinen als das Gehöft, schmiegt

380. Kirche Schweinitz. Kr. Saalfeld a. S. (Aufnahme: Dr. Friedr. Walter.)

381. Kirche Charbrow, Kr. Lauenburg i. Pommern. (Aufnahme: Dr. Friedrich Walter.)

sich eine romanische Dorfkirche der Art der Häuser, welche das Dorf zusammensetzen, besonders gut an. Und doch tritt in diesem Falle die Kirche als Baumasse in wirkungsvollen Gegensatz zu der Einheit des Bauernhauses, nämlich durch die oft scharfe Gliederung in ihre Teile: Turm, Langhaus, Chorquadrum und Apsis. Wie gewaltig und kraftvoll reckt sich an der Westseite der Turm empor, mehrfach als Westwerk mit Querdach nicht nur in der Höhe, sondern auch in der Richtung dem längsverlaufenden Dache des Hauptgebäudes entgegengesetzt. Auch das Chorquadrum, bisweilen durch Flügel eines Querhauses gegen das Langhaus noch mehr abgesetzt, erscheint durch Einschränkung des Raumes in Höhe und Breite schließlich zur Apsis zusammengezogen, die sich so im Äußeren und Inneren gleichermaßen als Sonderteil darstellt. Der gotische Gedanke mit seiner Auflösung und Konzentrierung der Massen und seiner Betonung der senkrechten Linie steigert die Höhe der Türme und die Weite der Fenster, den Rauminhalt des Inneren und das Maß seiner Belichtung. Großräumigkeit kommt bisweilen durch stärkere Zusammenziehung von Gemeinderaum und Altar zur Geltung. Nach der Reformation erscheint als Neuerung die für die Predigtkirche besonders geeignete Vereinigung von Kanzel und Altar zum Kanzelaltar, der gerade in Dorfkirchen sich den Raumverhältnissen besonders glücklich einfügt. Die Klarheit und Ruhe des Renaissancestils wird durch die Lebensfülle und Bewegung des Barocks abgelöst, der namentlich der malerischen Wirkung des Kircheninneren zustatten kommt, die sich während der Rokokozeit noch steigert. Gegenwirkung bringt der Klassizismus in den wenigen Dorfkirchen, die er neu erstehen läßt. Der in der Gestaltung der Dorfkirche vorliegende Niederschlag höherer Stilperioden wird in seiner landschaftlichen Mannigfaltigkeit ein wichtiger Forschungsgegenstand für die Kunstgeographie, die gerade hier in der Verbreitung der Formen viel mehr die Beziehungen von Ort zu Ort feststellen und die sich daraus ergebenden landschaftlichen Bindungen mit Hilfe der Flächenbilder gleicher Formverbreitung genauer ermitteln kann als bei den vereinzelt auftretenden Denkmälern der hohen Kunst.

382. Schrotholzkirche im Kreise Kreuzburg in Oberschlesien. (Aufnahme: Dr. Jantzen, Berlin-Zehlendorf.)

Das führt uns weiter zu den reichen landschaftlichen Formunterschieden, welche anders begründet sind als durch die Übernahme eines

bestimmten Baustiles der höheren Kulturschicht. Den ersten Versuch einer Gruppierung unternimmt Siegfried Scharfe in seinem schönen Buche über deutsche Dorfkirchen. Er findet die Einordnung in drei Gruppen am zweckmäßigsten: Norddeutschland, Mittelgebiet, Süddeutschland (S. 8). Als Wesenszug norddeutscher Art im Dorfkirchenbau erscheint ihre Schwere und Massigkeit und Einfügung in die waagerechten Linien der Landschaft, außerdem Vermeidung eines „als überflüssig erkannten Aufwandes an Formen". Im Mittelgebiet, dem sich Oberschlesien mit seinen Holzkirchen als Sondergruppe anschließt, zeitigt die Beweglichkeit der Bevölkerung „die aufgelösten Formen der Türme und Dachreiter", wie auch die Bodengestalt der Mittelgebirge Bewegung zeigt. Im Süden erfährt der dörfliche Kirchenbau „eine dritte gewaltige Ausprägung" unter dem Einfluß des Barocks.

383. Kirche in Kirchhorst, Kr. Burgdorf in Hannover.

Wie beim Bauernhause, so hat auch bei der Dorfkirche die Bauform den Vorrang vor dem Baustoff. In beiden Fällen aber darf letzterer bei der Betrachtung von Wesen und Bedingtheit keineswegs außer acht gelassen werden; der Werkstoff bleibt immer von grundlegendster Bedeutung. Die Baustoffe, welche Landschaft und Wirtschaft für einen bestimmten Bezirk liefern, werden in ihrer Vielseitigkeit bei der Dorfkirche noch viel mehr ausgenutzt als beim Bauernhaus. Von besonderer Kraft erscheinen diejenigen Dorfkirchen, welche aus Findlingsblöcken errichtet sind; auch wo diese nur den unteren Teil des Turmes oder nur den Sockel des ganzen Bauwerkes bilden, erscheinen sie nach Masse und Farbe als prächtige Grundlage. Die Ebenen liefern aus ihren Flußauen den Ton zu Ziegeln, welche bei Hunderten von Dorfkirchen den Werkstoff abgeben, auch hier, wie beim Bauernhaus, mehrfach in Ziegelmustern künstlerisch verwertet. Was das Rot dieser Backsteinbauten in Ortsbild und Landschaft bedeutet, das weiß jeder Freund norddeutschen Landes und Volkes. Dem Gebirge verdanken die Baumeister treffliche Natursteine, die entweder in Bruchsteinmauerwerk oder in Form zugerichteter Werksteine den Kirchenkörper aufbauen. Hinzu kommt in einigen Bezirken Raseneisenstein, dessen dunkelbraunrote Quadern Turm und Langhaus besonders kraftvoll wirken lassen. Viel zierlicher erscheinen im Gegensatz hierzu die in Fachwerk errichteten Kirchen, deren Anzahl größer ist, als man im allgemeinen annimmt. Der Holzreichtum des Ostens zeitigt nicht wenige Blockbauten, die in den schlesischen Schrotholzkirchen (Abb. 382) besonders eindrucksvoll sind.

Verbirgt sich der eigentliche Werkstoff unter einer Decke von Putz, so ist für dessen Wirkung die Farbengebung natürlich bedeutsam. Noch stärker wird der Eindruck durch die Wandverkleidung bestimmt, seien es nun die in Niedersachsen oft angewandten Dachpfannen oder die Holzschindeln, wie sie in Gebirgsländern, z. B. in den hessischen Waldgebirgen, auftreten, oder sei es Bretterverschalung. In gleicher Weise ist auch die Art der Dachdeckung für den Gesamteindruck ausschlaggebend; hier stehen die neueren Ziegelpfannen, die älteren Hohlziegel „Mönch und Nonne", Sandsteinplatten, Schiefer und Holzschindeln zur Verfügung. Sogar das alte, traute Strohdach kommt im östlichen Deutschland noch auf Langhaus und Turm vor.

Was die einzelnen Bauteile anbelangt, so wirken sie, jeder für sich, nach Größe und Form im Gesamtbilde mit. Am meisten tritt natürlich der Turm hervor, der im Äußeren durch seine Höhe, oft auch durch seine Massigkeit, hervortritt und sich an der Innenwirkung mehrfach durch die in seinem Untergeschoß befindliche Vorhalle beteiligt, bisweilen auch durch die in seinem Obergeschoß untergebrachte Orgel; außerdem ist er Träger der Uhr und der Glocken. Der Turmhelm ist je nach seiner Gestaltung in der mannigfachsten Weise am Dorfbilde und am Landschaftsbilde beteiligt, letzteres nicht selten entscheidend bestimmend;

wie bezeichnend ist z. B. die Zwiebelform des Turmhelms in Bayern und im Schwarzwalde! Häufig ist in der älteren Zeit der Kirchturm auch zur Verteidigung eingerichtet, wie bei unverändertem Zustand noch heute mehrfach die mächtigen Mauern seiner Untergeschosse, die durch wenige Schießscharten unterbrochen sind, dartun. Bisweilen bildet er zusammen mit der Kirchhofsmauer eine schwer einnehmbare Festung; den Höhepunkt dieser Entwicklung stellen die siebenbürgischen Kirchenburgen dar, welche an der Innenseite ihrer Umschließungsmauer Fluchträume für Menschen und Vorräte enthalten. Etwas Besonderes sind die einzelstehenden Kirchtürme, wie sie vielfach in Ostfriesland aus Stein, in Schleswig-Holstein und Hannoverland aus Holz errichtet wurden.

An den kraftvoll aufragenden Turm lehnt sich ostwärts das Langhaus an, dessen einfaches Satteldach gut in die bauliche Art des Dorfes hineinpaßt, nur selten an der Ostseite abgewalmt. Auch die Form des Mansardendaches ist bei Dorfkirchen eine Ausnahme. Fast immer tritt das Satteldach nach Osten durch Steilgiebel hervor, seinerseits das Chorquadrum überragend. Zu dem wundervollen Rhythmus, der den Umriß des Gesamtkirchenbaues meist beherrscht, trägt das Langhaus wesentlich bei. Bisweilen wird es in seiner ruhigen Wirkung durch einen oder zwei Querflügel hierin beeinträchtigt, bisweilen auch durch die Giebelreihe der an den beiden Traufenseiten angesetzten kleinen Querdächer. Das Chorquadrum ist gegen das Langhaus meistens durch seinen niedrigeren First abgesetzt, selten bei gleichbleibendem First durch Einziehung der jetzt höher werdenden Außenwände. Den östlichen Abschluß bildet die Apsis, stets ein bauliches Anhängsel genau entsprechend der ursprünglichen Bedeutung des Wortes Apsis, fast immer einen wundervollen Abklang der vom Turm her über Langhaus und Chorquadrum sich absenkenden Umrißlinie bildend. Eine Sakristei erscheint bisweilen als ein vorspringender Vorbau oder ein in den Winkel geschmiegter Einbau. Als Sonderbauten treten selten Beinhäuser auf.

384. Grabstein mit Rokoko-Zierwerk. Bothfeld bei Hannover. Im oberen Bildfeld Niedersachsenhaus mit Giebeltor, dahinter Teile des Ziehbrunnens sichtbar.

Das Innere der Dorfkirche übertrifft das Äußere derselben fast noch an Bedeutung für Volkskunde und Kunstgeschichte. Der kleine trauliche Raum als Gesamtheit entbehrt nie der feierlichen Ruhe, die durch Hereinschauen der umgebenden Bäume und das Hereinstrahlen der Sonne nur noch mehr zum Bewußtsein gebracht wird. Der Raum als solcher wird in seiner Wirkung durch den Zusammenklang von Turmhalle, Langhaus, Chorquadrum und Apsis bestimmt. Wesentlich ist dabei die Art der Decke, je nachdem sie einheitlich oder aus mehreren Teilen zusammengesetzt ist. So ergeben sich die Einheit eines Tonnengewölbes in Stein oder Holz, die Mehrheit von steinernen Kreuzgewölben und schließlich die Balkendecke, deren sichtbare Einzelbalken der Decke wesentliche Gliederung geben, auch da, wo sie, wie das vereinzelt vorkommt, durch einen auf hohen Holzständern ruhenden Unterzug gestützt werden. Unendlich mannigfach ist die Bemalung der Wände und der Decke, mehrfach zu großer künstlerischer Schönheit gesteigert.

Wesentlich zur Ausstattung des Inneren tragen auch die Einzelstücke bei, je nach ihrem Werkstoff und ihrem Zeitstil. In erster Linie sind hier Altar und Kanzel zu nennen, sodann Taufbecken, Kronleuchter und Wandleuchter, schließlich das Gestühl und die Emporen. In wie hohem Grade Bildnisse und Epitaphien den Gesamteindruck in Form und Farbe beleben können, das weiß jeder, der einmal auf den künstlerischen Zusammenklang der Gesamtausstattung eines Gotteshauses geachtet hat.

Wie im Inneren der Dorfkirche, so kommt es auch in ihrer äußeren Lage stets auf den harmonischen Zusammenklang an. Den nächsten sachlich und künstlerisch dazugehörigen Rahmen bildet der stille Dorffriedhof mit seinen Bäumen und Büschen, seinen Grabdenkmälern aus Stein, Eisen und Holz. Den zweiten Rahmen bildet das Dorf mit seinen Häusern und Gehöften, dessen geistigen und künstlerischen Mittelpunkt

385. Dorffriedhof in Wilkenburg bei Hannover.

die Dorfkirche bildet. In ihrer baulichen Bedeutung wird sie noch gehoben, wenn sie auf einem Hügel als Bekrönung des ganzen Dorfbildes erscheint und so auch im Landschaftsbilde noch mehr zur Geltung kommt. Kulturlandschaft und Naturlandschaft vereinigen sich mit dem Bau der Dorfkirche zu unendlich lieblichen Bildern, wenn Weinberg oder Wiese, Wald oder Fluß, See oder Ackerland ihre Nachbarn sind.

Auch die Dorfkirche erheischt, gleich dem Bauernhause, genaue Erforschung des Gesamtbestandes nach Form und Baustoff, nach Innenausstattung und Außenwirkung. Hierbei ist natürlich das gesamte deutsche Volksgebiet zu berücksichtigen, wobei wiederum den zahllosen deutschen Sprachinseln besondere Bedeutung zukommt. So muß es gelingen, über diese für Glaubens- und Gemeinschaftsleben, für Brauchtum und Volkskunst gleichermaßen wichtige Erscheinung eine erschöpfende deutsche Gesamtschau zu geben.

Schrifttum.

Schwindrazheim, Oskar, Deutsche Bauernkunst, Wien 1904, S. 152. — Reifferscheid, Heinrich, Der Kirchenbau in Mecklenburg und Neuvorpommern zur Zeit der deutschen Kolonisation, Greifswald 1910. — Dethlefsen, Heinrich, Bauernhäuser und Holzkirchen in Ostpreußen, Königsberg 1911. — Peßler, Wilhelm, Deutsche Volkskunst in Niedersachsen, München 1923, S. 51. — Lindner, Werner, Deutsche Volkskunst in der Mark Brandenburg, München 1924, S. 19. — Creutz, Max, Deutsche Volkskunst: Die Rheinlande, München 1924, S. 11. — Karlinger, Hans, Deutsche Volkskunst in Bayern, München 1925, S. 40. — Gröber, Karl, Deutsche Volkskunst in Schwaben, München 1925, S. 34. — Ehl, Heinrich, Norddeutsche Feldsteinkirchen, Braunschweig 1926. — Redslob, Edwin, Deutsche Volkskunst in Thüringen, München 1926, S. 13 und 16. — Grundmann, Günther, und Konrad Hahm, Deutsche Volkskunst in Schlesien, München 1926, S. 19. — Uebe, Rudolph, Deutsche Volkskunst in Westfalen, München 1927, S. 33. — Clasen, Karl Heinz, Deutsche Volkskunst in Ostpreußen, München 1928, S. 23. — Heilig, Wilhelm, Die Dorfkirche, in: Heinrich Sohnrey, Kunst auf dem Lande, 2. Auflage, Bielefeld 1929, S. 159. — Mielke, Robert, Der Dorffriedhof, ebenda, S. 173. — Busse, Hermann Eris, Deutsche Volkskunst in Baden, München 1933, S. 38. — Scharfe, Siegfried, Deutsche Dorfkirchen, Königstein im Taunus 1934.

Sprachgeographie.

Von Dr. **Friedrich Maurer**,
Professor an der Universität Erlangen.

Dieser Abschnitt soll die Erkenntnisse der neueren Mundartforschung, und zwar im besonderen der Sprachgeographie, zusammenfassend darlegen, während die volkskundlichen Ergebnisse dem folgenden Abschnitt vorbehalten bleiben. Wenn dieser zweifellos in höherem Maße seine Berechtigung innerhalb des Handbuchs der Volkskunde hat, so ist doch auch der hier vorliegende Abschnitt in seinem Dasein durchaus zu rechtfertigen. Nicht nur, weil er die unmittelbaren Grundlagen für das Folgende liefert, wie sich aus dem Abschnitt selbst ergeben wird, sondern auch deshalb, weil, wie auf allen Sachgebieten volkskundlicher Forschung, so auch bei der Volkssprache, nicht bloß die volkskundliche Auswertung richtig ist, sondern auch der Gegenstand selbst nicht genau genug vom Volkskundler gekannt werden kann. So soll gerade für den auf dem sprachlichen Gebiet nicht fachmännischen Forscher hier in einem kurzen Überblick das Wesentlichste dargestellt werden, das die neuere Sprachforschung, die Sprachgeographie, aus den Mundarten herausgeholt hat. Ich will diese Aufgabe so zu lösen versuchen, daß ich zuerst kurz auf die Entwicklung der sprachgeographischen Arbeitsweise eingehe und dabei den deutschen mit dem französischen Sprachatlas vergleiche, um auf diesem Wege die Verschiedenheit der Methoden zu erläutern. Ich zeige dann die Hauptergebnisse sachlicher Art, indem ich die Fortschritte von der Beobachtung der Sprachgrenzen über die der Sprachräume und Sprachbewegungen bis hin zur Kulturmorphologie darstelle. Hierbei sind ausführlich die sprachraumbildenden Kräfte im einzelnen zu besprechen, und es ist zu zeigen, wie eine ganz neue Sprachgeschichte aus diesen Bemühungen erwachsen ist. Schließlich sollen im letzten Teil die wichtigen grundsätzlichen Neuerkenntnisse zur Frage des Sprachwandels, für Entstehung und Ausbreitung sprachlicher Neuerungen behandelt werden. All das versuche ich durch Kartenbilder zu erläutern, die zu einem großen Teil meinen früheren hessischen Arbeiten, zum Teil meinen neueren fränkischen Untersuchungen entstammen; einige wenige sind auch der dialektgeographischen Literatur entnommen. Die Bilder werden deshalb zu einem großen Teil hessische oder fränkische Sprachverhältnisse darstellen, aber die grundsätzlichen Erkenntnisse werden diese ebensogut heraustreten lassen, wie es die Bilder von irgendwelchen anderen Sprachgebieten auch getan hätten.

Unter Sprachgeographie versteht man die Wissenschaft von der räumlichen Verbreitung sprachlicher Erscheinungen, sei es von lautlichen oder flexivischen Besonderheiten, von Eigenschaften des Wortschatzes oder der Syntax oder von Akzentunterschieden. Die Sprachgeographie arbeitet wie die Geographie hauptsächlich mit Karten, mit Atlanten. Der Sprachatlas ist ihr wichtigstes Buch. Man hat sich neuerdings allgemein dieser Forschungsweise zugewandt. Ein Verzeichnis der einschlägigen Arbeiten gibt das Essai de bibliographie linguistique générale von Josef Schrijnen (Nymwegen 1933), das auch authentische Berichte über die augenblicklich im Entstehen begriffenen Atlanten von Deutschland, Italien und der Schweiz, Albanien, Algerien, den Niederlanden, in Amerika, von Belgien, Korsika, Estland, Finnland, Ungarn, Litauen, Rumänien und den slawischen Ländern enthält. Fertige Atlanten liegen vor für Frankreich, Italien und die Südschweiz, Rumänien, Holland, Klein-Brabant und nicht zuletzt auch für Deutschland, wenn auch der größere Teil des deutschen Sprachatlasses noch der Veröffentlichung harrt.

Er ist der eigentliche Anfang der sprachgeographischen Methode, wenn auch der französische Atlas früher veröffentlicht worden ist. Im Jahre 1876 ließ der rheinische Bibliothekar Georg Wenker seine ersten Fragebogen ausgehen, durch die er Ort für Ort 40 kurze Sätze in die Mundart übertragen ließ. Bei Beginn seiner Arbeiten konnte er nicht ahnen, welche methodisch bahnbrechende Leistung er begann. Vielmehr kam es ihm darauf an, wie Ferdinand Wrede mitgeteilt hat, die gerade damals heiß umstrittene Frage der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze klären zu helfen, indem er möglichst lückenlose Stoffmengen von Ort zu Ort sammelte. Dazu kam wohl noch ein anderer Gesichtspunkt: Es war nicht abzusehen, bis wann durch die Orts- und Individualgrammatiken ein Überblick über das gesamte Sprachgebiet erreicht werden würde; eine im Stofflichen weniger umfassende und sich auf einige einschneidende Erscheinungen beschränkende Aufnahme versprach für ein weiteres Gebiet eher zum Ziele zu führen. Auf jeden Fall hat dieser Gedanke mitgespielt, als sich Wenker entschloß, in den folgenden Jahren (1876—79) seine Fragebogen nach Norddeutschland, 1887—88 auch nach Süddeutschland zu schicken. Den endgültigen Sieg seines Unternehmens hat Wenker nicht mehr erlebt; die Leidensgeschichte seiner Bemühungen hat neuerdings durch Bernhard Martin eine urkundenmäßige Darstellung erfahren, die wahrhaft erschütternd den Kampf Wenkers um sein Werk sehen läßt (Deutsche Dialektgeographie 21, 1933). Aus über 40000 Orten des alten Deutschen Reichs wurden damals die Fragebogen, von den Lehrern in die Ortsmundart übertragen, eingesandt. Die Bearbeitung geschah in Marburg in der Weise, daß für jedes in den 40 Sätzen vorkommende Wort, oft sogar für einzelne Teile desselben Wortes (etwa für Anlaut, Stamm, Endung) die mundartlichen Entsprechungen aus sämtlichen Orten auf Karten übertragen wurden. Die Zahl der handschriftlichen Karten ist heute auf über 1600 (Maßstab 1 : 1000000) angewachsen. Nach verschiedenen anderen Versuchen zur Veröffentlichung begann Ferdinand Wrede 1926 mit der endgültigen Publikation im Maßstab 1 : 2000000. Überdies gelang es nachträglich, die Aufnahme der 40 Sätze in Österreich, der Schweiz und in den deutschen Teilen der Tschechoslowakei durchzuführen, nachdem schon früher John Meier für Luxemburg die Beantwortungen verschafft hatte. Bis heute sind leider erst 8 Lieferungen mit zusammen 50 Karten erschienen; doch steht zu hoffen, daß das Unternehmen nun bald raschere Fortschritte macht.

Besondere Vorzüge und Schattenseiten des deutschen Sprachatlasses werden am besten klar durch einen Vergleich mit dem französischen, dem Atlas Linguistique von Gilliéron und Edmond. Beide, der deutsche wie der französische Atlas, haben ihre Vorzüge und ihre Schwächen, jeder in seiner Weise; das beruht darauf, daß die beiden Unternehmen zur Erreichung des gleichen Ziels verschiedene Wege gegangen sind. Dieses Ziel, die Aufnahme der Mundarten eines so großen Gebiets wie Deutschlands oder Frankreichs, war nur mit einem Verzicht zu erlangen: man konnte entweder eine beschränkte Anzahl von Ortsmundarten in zahlreichen Formen und Wörtern unmittelbar aufnehmen, mit eigenen Ohren abhören, mußte aber dann auf die große Masse der übrigen völlig verzichten. Oder man konnte sämtliche Ortsmundarten aufnehmen, mußte das dann jedoch durch Fragebogen tun; mit dieser Art der Sammlung hängt es zusammen, daß nur eine beschränkte Menge von Wörtern und Formen abgefragt werden kann und daß der Sammler nicht mit eigenen Ohren hört. Jenen Weg hat der Atlas Linguistique eingeschlagen, Wenker zog diesen vor. „Lieber weniges aus möglichst allen, als vieles aus einer ungenügenden Zahl von Ortschaften zu sammeln, ist der Grundsatz, auf dem Wenkers S.A. ruht". (Darüber vgl. etwa H. Fischer, der für seine schwäbischen Dialektkarten wie Wenker Fragebogen als Unterlagen benutzte, in seiner „Geographie der schwäbischen Mundart", Tübingen 1895, S. III.) Erhalten wir bei dem französischen Vorgehen zweifellos eine phonetisch genauere Wiedergabe der Formen und Laute der wirklich aufgenommenen Orte, so fallen dabei auf der anderen Seite viele Unterschiede und Einzelheiten vollkommen aus, da nur ungefähr 2% sämtlicher französischen Orte aufgenommen sind. Was das heißen will, kann der beurteilen, der weiß, wie stark die Mundarten von Dorf zu Dorf wechseln; der deutsche Atlas hat keine phonetisch genauen Aufzeichnungen, aber über 40000 Orte des Deutschen Reichs, nahezu 100%

der Schulorte sind aufgenommen. Und die Erfahrung hat gezeigt, daß die gewissenhafte Aufzeichnung auch in nicht phonetischer Schrift in der Mehrzahl der Fälle erlaubt, die gesprochenen Laute zu erkennen, insbesondere, wenn ein wichtiges Hilfsmittel benutzt wird, der Vergleich mit den Fragebogen, die aus den in der Nähe liegenden Dörfern eingesandt worden sind. Die Aufzeichnungen aus 10 oder 20 einander benachbarten Orten (und wir haben ja 90, wo der Atlas Linguistique nur 2 hat) berichtigen, stützen und ergänzen sich gegenseitig. Die Karten des deutschen Sprachatlasses müssen nämlich erst ausgedeutet werden. Sie sind keine fertigen phonetischen Karten, sondern Karten der eingesandten schriftlichen Wiedergaben des betreffenden Lautes. Immer wieder hat Ferdinand Wrede diese grundlegende Tatsache betont, wenn von der oder jener Seite der Vorwurf erhoben wurde, es stimme dies oder das nicht. Und warum soll es nicht gelingen, die Aufzeichnungen von Tausenden deutscher Lehrer aus dem 19. Jahrhundert einigermaßen befriedigend zu deuten, wenn wir mit nicht geringem Erfolg die Lautwerte in nur einmal vorhandenen Handschriften längst vergangener Zeiten zu erklären uns mühen? Zudem wird jeder, der selbst etwas tieferen Einblick in die Fragebogen gewonnen hat, die gesunde phonetische Auffassungs- und die psychologisch leicht verständliche Schreibweise der Aufzeichner bewundern. Nur in ganz wenig Fällen muß der deutsche Atlas wirklich verzichten: z. B. ob ein „g" wie „ch" oder wie „k" lautet, ist aus den Aufzeichnungen nicht zu erkennen; die Akzentverhältnisse mußten völlig vernachlässigt werden; aber auch der französische Atlas hat nach Äußerungen eines seiner besten Kenner hier seinen „dunkelsten Punkt".

Noch ein zweiter Unterschied besteht zwischen deutschem und französischem Sprachatlas: Das von Edmond eingesammelte Material sind in der Hauptsache Übersetzungen einzelner Wörter. Der französische Atlas berücksichtigt daher stark die Wortgeographie, sucht den Geltungsbereich verschiedener Bezeichnungen für dieselbe Sache zu erkennen und hat auf diese Weise auch seine wertvollen grundsätzlichen Ergebnisse errungen; Wenker brachte in seinen Sätzen nur die wichtigsten Erscheinungen der Laut- und Formenlehre unter, an Wortgeographie hat er nicht gedacht. Es ist ein Geschenk des Zufalls, wenn gelegentlich recht hübsche wortgeographische Bilder herauskommen (wie bei dem auf Blatt 8 der Publikation gegebenen Bild „Pferd/Roß/Gaul"), oder wenn der Atlas sogar für die Anfänge einer Syntaxgeographie gute Dienste leisten kann. (In meiner Schrift „Untersuchungen über die deutsche Verbstellung" [Heidelberg 1926] habe ich zum erstenmal versucht, den Atlas für die Verbreitung einer syntaktischen Erscheinung nutzbar zu machen.) Inzwischen sind auch zu einer deutschen Wortgeographie die ersten Anfänge gemacht worden, die ersten beiden Fragebogen, die die Bezeichnungen für 56 Begriffe abfragen, sind in mehrere tausend Orte versandt, auch die im Entstehen begriffenen mundartlichen Wörterbücher nehmen sich dieser Aufgabe für ihre Teilgebiete an.

Der deutsche und der französische Sprachatlas sind so auf verschiedenen Grundlagen aufgebaut; daß trotzdem an beiden dieselben grundsätzlichen Erkenntnisse erarbeitet worden sind, diese Tatsache beweist, daß beide Wege ihre Berechtigung haben. Das Ideale wäre eine Verbindung von direkter und indirekter Methode zu einer „gemischten", wie sie besonders von der süddeutschen Schule gefordert worden ist. Es mag ein glücklicher Zufall sein, daß für Frankreich das weite Netz der Belege, für Deutschland das viel engere gewählt worden ist; dem Unterschied im gesamten Aufbau, im Werden der politischen Formen der beiden Länder ist damit Rechnung getragen: dort die überragende Bedeutung von Paris, hier die vielen Einzelmittelpunkte der zahlreichen Landschaften. Die einzigartige, zentrale Stellung von Paris tut sich auch in der Sprachentwicklung kund, von ihm gehen die sprachlichen Wellen aus und dringen bis in die entlegeneren Provinzen langsam vor (vgl. etwa die Karten bei Karl Jaberg, Sprachgeographie, Beitrag zum Verständnis des Atlas lingustique, Aarau 1900). In Deutschland dagegen prägen sich auch in dem Sprachleben die Räume der politischen Kleingeographie scharf aus, die es in Frankreich ja nie in dem Maß wie in Deutschland gegeben hat; die Städte Köln, Trier, Mainz, Darmstadt, Würzburg, Nürn-

berg gestalten jede ihre Sprachräume. Hätte der deutsche Atlas nach der französischen Weise nur ein weitmaschiges Netz von abgefragten Orten, so wären die zahlreichen Sprachschranken nie zu erkennen gewesen, die Sprachgeschichte der deutschen Landschaften hätte nicht geschrieben werden können. Das ganze südliche Hessen hat etwa 400 Schulorte. Nach der französischen Methode wären hier nur etwa 8, höchstens 12 Orte durch Belege vertreten. Wenn man die Fülle der sprachlichen Schranken und Räume in diesem Bezirk ansieht, so muß man feststellen, daß sie mit acht Belegorten niemals hätten erkannt werden können. Die Abb. 386 sucht das zu veranschaulichen, indem sie die Schulorte, die der deutsche Sprachatlas aufgenommen hat, durch Punkte wiedergibt, dagegen durch Kreuze diejenigen 12 Ortspunkte hervorhebt, die nach der französischen Methode vertreten sein könnten.

386. Belegnetz des südhessischen Wörterbuchs. Die Punkte zeigen die große Dichte der (indirekten) Fragebogenaufnahme; die Kreuze deuten die wenigen Orte an, die nach der (direkten) französischen Aufnahmeweise hätten erfaßt werden können.

Die Mundartgeographie, die durch Wenkers Unternehmen eingeleitet wurde, beherrscht heute in hohem Maße die Sprachforschung nicht nur in Deutschland und auf germanistischem Gebiet, sondern ebensosehr auf romanistischem in Deutschland wie in Frankreich, denn ihr werden über die speziellen Erkenntnisse über deutsche oder französische Mundarten hinaus neue Anschauungen über Werden und Wesen der Sprache, ja der menschlichen Kulturentwicklung überhaupt verdankt. Die Sprache wurde nun als soziales Gebilde erkannt, das ganz wesentlich in seiner Formung und Entwicklung von der Umwelt bestimmt wird, ein Gesichtspunkt, den später die soziologische Betrachtung von anderer Seite her wieder aufgenommen hat. Jetzt spielt sich die Sprachentwicklung nicht mehr, wie für die physiologische Betrachtung losgelöst von allem, was außerhalb des Sprechapparates des einzelnen liegt, sozusagen im luftleeren Raum ab, sondern sie wird nun in die Räume der Wirklichkeit, in die Tatsachengegebenheiten der Umwelt hineingestellt. Eine wirkliche Sprachgeschichte tritt hervor.

Rein sachlich gesehen ergaben sich zunächst neue wichtige Erkenntnisse über Alter und Grundlagen der Mundartengrenzen. Früher glaubte man, daß die Mundartengrenzen auf den Grenzen der alten Stämme oder Stammesherzogtümer ruhten. Es ist jedoch nicht gelungen, irgendeine heutige Mundartgrenze unmittelbar mit so alten Grundlagen zu verknüpfen. In diesem Zusammenhang ist von Wichtigkeit, daß man auch vergeblich versucht hat, den Limes als Unterlage von Sprachgrenzen zu erweisen. G. Faber (Diss. v. Gießen, 1912) hat festgestellt, daß das nur so weit zutrifft, als spätere Territorialgrenzen mit dem alten Limesverlauf zusammengehen; wo sie sich von ihm trennen, folgen alle Mundartscheiden der Territorialgrenze, nirgends dem Limes (vgl. Abb. 387). Damit ist die entscheidende Tatsache ausgesprochen: die politischen Gebilde des ausgehenden Mittelalters, die kirchlichen und weltlichen Herrschafts-

387. Sprachgrenzen in der Nähe des Pfahlgrabens in der nördlichen Wetterau. Die Mundartgrenzen folgen nicht dem Lauf des alten Pfahlgrabens, sondern der jungen Territorialgrenze zwischen Hessen und Solms. Die Sprachlinien sind eine Auswahl aus den Linien der Karte 2 bei Faber. Die Auswahl ist so getroffen, daß das Gesamtbild und die Stärke der verschiedenen Sprachgrenzen dem Stärkeverhältnis bei Faber entsprechen. Gewählt sind die Linien Fabers:

Die ausgefüllten Ortspunkte bezeichnen die aufgenommenen Orte, mit schräger Schraffur gefüllt sind die nicht untersuchten Orte.

räume sind es, die — wenigstens in den bisher untersuchten alten deutschen Kerngebieten (in den jungen Siedlungsgebieten ist es vielleicht anders) — in erster Linie Mundarten gegeneinander abgrenzen. Diese Tatsache leuchtet sofort ein, wenn man bedenkt, daß *sie* ja den Verkehr regelten. Sie brachten die Menschen im Innern zusammen und schlossen sie nach außen ab; sprachliche Angleichung im Innern des Territoriums, Herausbildung von Unterschieden gegenüber den Nachbargebieten waren die Folge. Jede Änderung des Gebietsumfangs, sei es durch Krieg, Heirat oder Erbschaft, brachte Änderung des Verkehrs mit sich und damit neue Mischung der Sprache, auf die nach einiger Zeit der Ruhe Ausgleichung folgte. Je stetiger die politischen Grenzen einer Landschaft durch das Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit bestanden, um so fester und sicherer verlaufen ihre mundartlichen Linien; je wechselreichere Geschicke die politische Karte hatte, um so bunter sieht das Bild der Mundartenkarte aus. Für die *Schärfe* einer Mundartschranke sind

zwei Ursachen entscheidend: einmal die absolute Dauer des Bestehens der zugrunde liegenden Verkehrsgrenze, sodann aber die Dauer ihrer Wirkung in die Neuzeit hinein. Es ist für die Schärfe einer Mundartlinie wesentlicher, daß die Verkehrsgrenze, auf der sie ruht, von 1500 bis 1800 wirksam war, als daß sie von 800 bis 1500 bestand. Schon K. Haag hat festgestellt, daß erloschene politische Grenzen nicht länger als 300 Jahre nachwirken. Auf Verkehrsgrenzen, die in der Zeit zwischen 1500 und 1800 wirksam waren, ruhen die einschneidendsten Mundartlinien. Wenn eine solche Grenze darüber hinaus auch im früheren Mittelalter Verkehrsschranke war (wie etwa die Lechlinie), so wirkt das gewiß grenzverstärkend; aber das eigentlich Entscheidende ist die Tatsache, daß sie vom späteren Mittelalter bis in die Neuzeit den Verkehr trennte.

Als Beispiel ist die Abb. 388 gegeben, die die nördliche und die südliche Grenze des sog. Nordbayrischen (Nürnbergischen) wiedergibt. Der große Unterschied: im Norden die geballte, scharfe Schranke; im Süden dagegen die bunt durcheinanderlaufenden, auf breiten Flächen verteilten Grenzen finden darin ihre Erklärung, daß im Norden Jahrhunderte hindurch alte politische Grenzen beharrlich geblieben sind, während im Süden zahlreiche kleine Herrschaften, wechselnde politische Zugehörigkeiten, schließlich die erst etwa ein Jahrhundert alte Verbindung sämtlicher Gebiete mit Bayern eine straffe Grenzbildung verhindert hat.

388. Verbreitungsgebiet der nürnbergischen Zwielaute. (Nach dem Deutschen Sprachatlas.) Im Norden geballte Sprachschranke, im Süden aufgelockerte breite Übergangszone.

Nur ganz selten ist es der Fall, daß eine Naturgrenze, wie Berg, Wald oder Sumpf, vom späten Mittelalter bis in die Neuzeit hinein den Verkehr unmöglich machte. Bohnenberger glaubt gelegentlich, das starke Gefälle eines Flusses mit den Folgen bei Hochwasser usw. als Grundlage für eine Mundartgrenze in Anspruch nehmen zu können (Württembergische Jahrbücher 1929, 136ff.) und auch Fuß erwähnt eine Reihe von Fällen, wo die Beschaffenheit des Geländes grenzenbildende Kräfte entwickelte (Zeitschrift für Deutschkunde 1932, 472). Zumindest ergibt sich aus seinen Bemerkungen, daß man natürlichen Grenzen nicht völlig die Fähigkeit zu sprachscheidender Kraft absprechen kann. In der Regel wird allerdings ein Fluß dann als Mundartgrenze erscheinen, wenn er zugleich politische oder Konfessionsgrenze und deshalb Verkehrsgrenze ist. Selbstverständlich muß auch betont werden, daß die politischen Grenzen oft auf natürlichen aufbauen und diese absichtlich oder zwangsläufig zu ihrer Grundlage machen. Auch die Besiedlungsdichte, die ja ihrerseits wiederum von den natürlichen Gegebenheiten abhängt, ist oft bedeutsam für die Grenzbildung insofern, als siedlungsarme Gebiete schärfere Mundartscheiden tragen als siedlungs- und verkehrsreiche. Immer wieder ist als entscheidender Punkt der Verkehr zu nennen, und es stimmt völlig dazu, wenn etwa Höfemeyer feststellt (Württembergische Jahrbücher 1929, S. 5ff.), daß für eine Reihe seiner Sprachgrenzen zwar keine politischen oder Konfessionsunterschiede festgestellt werden können, daß aber die sprachlich getrennten Dörfer verschiedenen Verkehrskreisen angehören. Ähnlich steht es mit den von Freiling für den Odenwald festgestellten Sprachgrenzen, die über politische Grenzen hinwegziehen, aber wirtschaftliche Einheiten zusammenfassen. Das bisher Gesagte schließt schon die Tatsache ein, die ich als besonders wichtig noch einmal hervorheben möchte: Die Mundartengrenzen sind nicht

fest, sondern fließend. Da sich die Verkehrsbeziehungen oft geändert haben und immer wieder ändern, so ändert sich auch die Mundartabgrenzung ständig, und sie hat sich immer wieder im Laufe der Vergangenheit geändert.

Die Folgen sind ganz klar und sehr bald erkannt worden: Eines der ersten Ergebnisse der Sprachatlasarbeit ist nämlich, daß für jedes Wort, für jede Form die Grenze des Verbreitungsgebietes ihren eigenen Weg geht und nicht einmal mit der von anderen Wörtern des gleichen Baues, der gleichen Form und Herkunft zusammenfällt. So zieht etwa die Grenzlinie zwischen mûs und maus anders als die zwischen hûs und haus, anders als die zwischen ûs und aus usw., so daß es Dörfer gibt, die zwar nicht mehr hûs, sondern schon haus sprechen, die aber noch mûs und ûs haben; andere kennen haus und maus neben ûs usw. Hochdeutsch sechs reicht weiter rheinabwärts (gegen seß) als ochsen (gegen ossen) und dieses wieder weiter als wachsen (gegen wassen), wie das schöne Kärtchen von Josef Müller, Zs. f. Deutschkunde 1925, 464, zeigt. Abb. 389 gibt als Beispiel die verschieden weit reichenden Grenzen der süddeutschen Synkope der Vorsilbe ge- im Fränkischen: gfallen ist bis zur bayrischen Nordgrenze vorgedrungen, glaufen liegt noch südlich von Würzburg und Bamberg, brochen in noch südlicheren Gebieten. Auch die Romanisten kamen, schon ehe Wenkers Ergebnisse bekannt wurden, zu der Anschauung, „daß benachbarte Dialekte, Mundarten, Untermundarten usw. nicht schroff gegeneinander abgrenzen, sondern ineinander überfließen (Schuchhardt bereits 1868 [Vokalismus des Vulgärlateins III, 32]), und französische Forscher waren es, die dann schließlich zu einer völligen Verneinung des Mundartbegriffes kamen: Paul Meyer erklärt diesen für eine „definitio nominis" nicht „rei", Gaston Paris formuliert 1888 in aller Schärfe „Il n'y a réellement pas de dialectes" (Les Parlers de France).

gelaufen ——, gebrochen ……, gefallen - - -

389. Sprachstaffeln im Fränkischen. (Nach dem deutschen Sprachatlas.) Die Kurzformen gfallen, glaufen, brochen drängen die nördlichen Formen mit „ge-" zurück.

390. Sprachgrenzen rings um Mainz. (Nach Franz Valentin, Geschichtlich-geographische Untersuchungen über die Mundarten rings um Mainz, 1933.) Fast jedes Dorf ist von den Nachbarorten durch bald stärkere, bald schwächere Sprachgrenzen getrennt.

Die zeitlich nun folgenden, auf breitester stofflicher Grundlage ruhenden Ergebnisse der Deutschen, G. Wenkers und H. Fischers, schienen zunächst diesen Pessimismus voll zu bestätigen. H. Fischer

stellte fest, daß es nur wenige Orte Schwabens gibt, zwischen denen auf seinen Mundartkarten nicht irgendeine Sprachgrenze hindurchliefe; daß also nicht zwei Orte genau den gleichen Dialekt sprechen. Aber Fischer deutet auch bereits den Weg zu einer neuen positiven Lösung an. Er erkennt, daß sich in bestimmten Teilen des Schwäbischen zahlreiche Mundartengrenzen zu *Linienbündeln* zusammenfinden, und so verhält es sich auch anderwärts. Es gibt Grenzstücke, wo sich 30, 50 und mehr mundartliche Eigentümlichkeiten scheiden, und andere, wo es nur 10 oder noch weniger sind, schließlich solche, wo zwei Dörfer nur in einer oder zwei Eigenheiten voneinander abweichen, im übrigen aber zusammenstimmen. Man spricht daher von Mundartgrenzen 1., 2., 3. Grades, je nach der Stärke und der Zahl der Spracherscheinungen, die sie trennen (vgl. Abb. 390). Wenn diese Linien sich nicht alle genau decken, so verlaufen sie doch oft nahe beisammen in ungefähr der gleichen Richtung; man spricht dann von *Grenzzonen*, *Grenzgürteln*, die eine im großen und ganzen einheitliche *Kernlandschaft* umschließen. Diese „Kernlandschaft" tritt an die Stelle der früheren „einheitlichen Mundart", die allerdings in der einst angenommenen Einheitlichkeit nicht besteht.

391. Die Hunsrückschranke. Die Sprachlinien ballen sich an der Südgrenze des Trierer Bezirks zu einer Schranke zusammen. (Nach Dr. W. Will).

Die neuere Forschung hat ihr besonderes Augenmerk auf diese „Sprachlandschaften" gerichtet. Den Begriff hat besonders Kurt *Wagner* entwickelt, und zwar nicht nur in der Theorie, sondern er hat zugleich einzelne deutsche „Sprachlandschaften" (D.D.G. 23) aufgewiesen. Später hat Adolf *Bach* einer dieser Landschaften, der nassauischen Sprachlandschaft, sogar eine Sonderdarstellung gewidmet, und neuerdings hat man versucht, an Stelle einer deutschen Mundartgliederung alten Stils in Anlehnung an Kurt Wagner die Zahl der deutschen Sprachlandschaften in größerer Vollständigkeit zu überblicken (A. Bretschneider, Deutsche Mundartenkunde, 1934). Im Grund ist aber auch diese Art der Mundartgliederung letzten Endes nicht befriedigend. Wie die frühere „Mundart" ein zu theoretischer, zu abstrakter Begriff war, ist der Begriff der „Sprachlandschaft" zu konstruiert und trägt der tatsächlichen Vielfalt im einzelnen zu wenig Rechnung. So ist Wagners Versuch vielfach der Vorwurf der falschen Verallgemeinerung gemacht worden, der schlagwortartigen Verzerrung der lebendigen Bildungen; tatsächlich kann man der Sprachlandschaft Bayern nicht mit dem Begriff „aktive Landschaft" gerecht werden. Vor allem aber kann ja überhaupt das Land Bayern nicht als „*eine Landschaft*" gefaßt werden. Mehr in die Tiefe dringt eine andere Betrachtungsweise, die zugleich mit Wagners Bemühungen im Rheinland durchgeführt wurde und die zur Untersuchung des *Kulturraums* hinführte.

392. **Sprachschranken an den Hessen-Darmstädtischen Grenzen.** Die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt hält die sprachlichen Gegensätze an ihren Grenzen auf oder drängt sie dorthin ab. (Nach dem Südhessischen Wörterbuch.)

Die rheinische Sprachgeschichte von Theodor Frings (1923) ließ das Neue zum erstenmal deutlich werden, indem sie nicht die Grenzen, sondern die Sprachräume, den Kölner, Trierer, Clever Raum heraushob und indem sie den gesamten sprachlichen Ablauf in jenen Gebieten aus den Verkehrsbewegungen erklärte, die auf der Rheinstraße fluten; die Sprachräume und die Sprachbewegungen wurden hier in den Vordergrund gerückt. Der Zusammenhang zwischen Sprache und Verkehr, Sprachentwicklung und Verkehrsentwicklung wurde damit klar weitergeführt. Deutlich ist auch nach Wegfall des Mundartbegriffs doch die Tatsache geblieben (die Fischer schon festgestellt hatte), daß sich die Sprachgrenzen immer wieder an bestimmten Stellen häuften, daß sie sich an diesen, wie Frings sagte, zu „Barrieren" zusammenballten. Die großen, den Rhein querenden Schranken an Erft, Eifel und Hunsrück stellte Frings heraus. Abb. 391 gibt die letztere nach einer Karte von Wilhelm Will (Saaratlas Blatt 19b). Im Hessischen ergab sich mir als eine der stärksten Schranken die an den West- und Südgrenzen der ehemaligen Landgrafschaft Darmstadt herziehende (vgl. Abb. 392), im Fränkischen die scharfe Scheide zwischen Bamberg, Bayreuth im Norden, Nürnberg und Oberpfalz im Süden (vgl. Abb. 388). Starke Schranken liegen etwa auch auf der Höhe des Lech oder in der Gegend von Spessart und Rhön. Diese Schranken sind die Außengrenzen gewisser Bezirke, sie deuten die Reichweite des Einflusses gewisser Kulturmittelpunkte an, die bis dorthin ihre Wirkung entsenden. So ist die Kraft des Darmstädter Einflusses in der Zusammenballung der Linien auf der eben genannten Abbildung zu erkennen. Von Süden her tritt der Landgrafschaft Darmstadt eine andere Kraft entgegen, die Kurpfalz. Die Sprachgrenze entsteht da, wo sich die Außengrenzen der beiden Räume, des Darmstädtischen und des Pfälzischen, treffen. Grundlage für diese Entwicklung ist der Verkehr, der sich innerhalb der Räume, der Territorien abspielt (vgl. Abb. 393). Neben dem mehr internen steht der große Verkehr, der die verschiedenen Räume miteinander verbindet. Auf den Straßen dieses Großverkehrs breitet sich das Neue aus, er bestimmt die Richtung der Sprachbewegungen; ihre Grundlage ist das Netz der Verkehrsstraßen. So läßt sich die Wirkung der Wetteraustraßen deutlich erkennen, die von Frankfurt und Mainz her über Friedberg und Gießen nach Marburg—Kassel auf der einen, Alsfeld—Thüringen auf der andern Seite die südlichen Einflüsse vortragen, Süd- und Norddeutschland miteinander verbinden. Das hochsprachliche Wort „Sarg" z. B. ist auf diesen Straßen vorgedrungen und hat „Leiche", „Leichkar" und „Lade" (als Bezeichnungen des Sarges) aus den Straßen- und Verkehrsgebieten herausgedrängt, wie das Abb. 394 deutlich macht.

393. **Der Gegensatz Darmstadt—Pfalz.** Die Sprachgrenze liegt in dem Raum der kleinen Territorien zwischen den größeren Mächten Darmstadt und Mainz im Norden, der Pfalz (Heidelberg) im Süden.

Noch ein Zweites haben die rheinischen Arbeiten erkannt: nicht allein die Sprache ist von den Kulturmittelpunkten und den Verkehrsbeziehungen abhängig; auch andere Äußerungen der Kultur, die volkstümlichen Glaubensvorstellungen, das Brauchtum, die Volkskunst etwa entwickeln sich unter den gleichen Bedingungen. So kam man dazu, auch Äußerungen des Volksglaubens, von Sitte und Brauch, Hausbau, Tracht und Volkskunst geographisch

zu betrachten und diese Betrachtung mit der der Sprache zu verknüpfen. Möglichst viele Forschungsgebiete wurden von den Sprachgeographen zur Mitarbeit herangezogen. Unter ihnen ist die Volkskunde das wichtigste, weil sie (wie die Mundartforschung) es mit Erscheinungen zu tun hat, die allgemein verbreitet sind und von Dorf zu Dorf verfolgt werden können, während etwa die Kunstgeschichte, soweit sie sich nicht auf die Erzeugnisse der Volkskunst beschränkt, immer nur einige weit zerstreute Punkte herbeiziehen kann und nicht immer imstande ist, das Nebeneinander der Karten mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit in ein geschichtliches *Nacheinander* umzusetzen. Aber während die Wenkersche Mundartaufnahme einen deutschen Sprachatlas geschaffen hatte, standen nur gelegentliche und nur kleinere Gebiete umfassende Aufnahmen für eine geographische Volkskunde zur Verfügung; die früheren Sammlungen Mannhardts hatten ein zu weitmaschiges und ungleichmäßig verteiltes Belegnetz. So kam die Sprachforschung dazu, auch den Atlas der deutschen Volkskunde zu fordern, der anderseits seit 1907 durch Peßler immer wieder vorgeschlagen und seit wenigen Jahren von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Angriff genommen ist und der eine beschränkte Zahl wichtiger volkskundlicher Erscheinungen im ganzen deutschsprachigen Kulturgebiet Mitteleuropas zu erfassen sucht.

394. Die Wetteraustraßen. Aus dem Hauptverkehrsgebiet werden die alten Bezeichnungen Lade, Leiche, Leichkar durch das hochsprachliche Wort Sarg herausgedrängt. (Nach dem Südhessischen Wörterbuch und dem Hessen-Nassauischen Volkswörterbuch.)

So erwuchs aus der neueren Betrachtungsweise die Wissenschaft der *Kulturmorphologie*, wie sie von den rheinischen Forschern genannt wurde. Sie setzt sich zur Aufgabe, den geschichtlichen Aufbau der einzelnen deutschen Kulturräume zu erforschen, und diese Aufgabe erweitert sich von selbst zu der größeren der *Kulturbiologie*, die das kulturelle Werden der Landschaften untersucht in gemeinschaftlichem Arbeiten der Natur- und Kulturwissenschaften, von der Geographie, Morphologie und Geologie über die Geschichtsforschung, Sprach- und Volkskunde hin bis zur Kunst und Literaturwissenschaft; denn auch in den literarischen Äußerungen zeichnen sich deutlich die räumlichen Bindungen ab, die letzten Endes verkehrsmäßige Mischungen sind, dabei aber zugleich auch anthropologische Mischungen, da der Raum, wie oben dargelegt wurde, auch die Heiraten entscheidend bestimmte. Weiteres kann hier nicht erörtert werden, da es in die Aufgabe des folgenden Beitrags hineingreift.

Zum Raum gehört also als entscheidendes Kriterium der *Raummittelpunkt*, das Kulturzentrum, dem dieser Raum sein Dasein verdankt, das sich diesen seinen Raum geschaffen hat. Der Weg, auf dem dies geschehen ist, wurde oben angedeutet; er wird in W. Wills Kapitel über Volkssprache noch ausdrücklich geschildert (vgl. meine Volkssprache, S. 27f.). So ist der Kölner Raum eine feste, tatsächliche Gegebenheit, ebenso der Trierer, der Mainzer, der Darmstädter, der Erbacher, der Würzburger Raum. Die „nassauische Sprachlandschaft" umfaßt *Teile* des Trierer und *Teile* des Mainzer Raumes, *keinen* von beiden *ganz*. Es wäre nun eine der wichtigsten Aufgaben der kommenden Sprachforschung, die maßgebenden Raummittelpunkte herauszuarbeiten und von ihnen aus ihren Einfluß zu berechnen, die Weite und Tiefe ihrer Wirkung zu erkennen. Und zwar ist diese Aufgabe nicht bloß für die Zeit des 15. bis 18. Jahrhunderts zu leisten, von deren Raumbildungen in der neueren sprachgeographischen Forschung fast ausschließlich die Rede ist; sie ist vielmehr ebenso für die neuere Zeit wie auch für die vorhergehenden Epochen in Angriff zu nehmen, denn die Mittelpunkte selbst kommen und gehen, und der Umfang ihrer Wirkung ändert sich ebenfalls mit der Zeit. Je länger und ununterbrochener eine solche gleichmäßige Vormachtstellung ge-

blieben ist, um so einheitlicher und eindeutiger konnte sich ein Raum ausbilden. In hervorragendem Maße ist es z. B. beim Würzburger Raum der Fall. Hier ist eine von der Natur geschaffene, durch die geschichtliche Entwicklung unterstützte und immer wieder hervorgehobene Mittelpunktlage mit weiterem Hinterland. Die Grenzen des alten Territoriums, die ja schon durch die Natur vorgezeichnet sind und die dann größtenteils in der heutigen Kreisgrenze und in der bayerischen Landesgrenze ihre Fortsetzung fanden, sind zugleich Konfessions- oder doch zumindest Diözesangrenze gewesen. Es konnte nicht ausbleiben, daß sich hier einer der ausgeprägtesten Sprachräume entwickelte, den Abb. 395 veranschaulicht.

395. Der Würzburger Raum. Die süddeutschen Zwielaute ua, üa, ia bleiben innerhalb des Würzburger Bereichs, das sie eindrucksvoll hervorheben. (Nach dem Deutschen Sprachatlas.)

Die Frage nach den **raumbildenden Kräften**, nach ihrem Alter und nach dem Alter der Grundlagen, auf denen die den Raum begrenzenden Schranken ruhen, beansprucht durchaus noch lebhaftes Interesse. Gewiß ist die Erkenntnis, daß die politischen Kleinstaaten des ausgehenden Mittelalters in stark überwiegender Zahl für die sprachliche Grenzbildung verantwortlich sind, immer und immer wieder bestätigt worden. Aber es ist nicht richtig, sich auf die „altbewährte" Methode zu stützen und Erkenntnissen das Ohr zu verschließen, die geeignet sind, jene Theorien zu erweitern und zu vertiefen. Als ich seinerzeit die Meinung aussprach, daß in bestimmten Fällen auch noch die älteren raumbildenden Kräfte, in meinem Fall das Erzbistum Mainz, sich in heutigen Sprachräumen und Sprachschranken in der Nachwirkung erkennen ließen (vgl. Abb. 396), erfuhr ich Widerspruch. Inzwischen ist aber an anderen Stellen die Nachwirkung der Diözesen unabhängig von meinen Forschungen ebenfalls festgestellt worden (Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung 1 (1930/31), 283; Zs. f. Deutschkunde 1932, 469 f. mit weiteren Literaturangaben)

396. Der Mainzer Raum. Das neue Wort „Sarg" hält sich genau im Rahmen des Diözesangebiets. (Nach dem Südhessischen Wörterbuch und dem Hessen-Nassauischen Volkswörterbuch.)

Ich bin in der Lage, zur Stütze meiner Behauptungen eine weitere Skizze vorzulegen, die sprachliche Linien verschiedener Art mit der Diözesangrenze von Mainz gegen Trier vereinigt; ich verdanke sie meinem Assistenten Dr. Will, der Linien des Sprachatlasses und des Hessen-Nassauischen Volkswörterbuchs benutzt hat. Ein Unbefangener wird sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß hier an der Diözesangrenze (die an dieser Stelle nicht mit politischen Grenzen zusammenfällt) sprachliche Ablagerungen stattgefunden haben. Ich betone jedoch ausdrücklich, daß es weniger darauf ankommt, für bestimmte Grenzstücke den Zusammenfall von politischer und sprachlicher Scheide festzustellen, sondern vielmehr darauf, die raumbildenden Kräfte des Bistums in ihrer Gesamtheit hervorzuheben. Daß das gerade bei einem Begriff wie „Sarg" gelingt, mag in dem besonderen Bedeutungsgehalt, in der begrifflichen Kategorie, der dieses Wort angehört, begründet sein. „Sarg" ist ein Kirchenwort, dazu ein Wort, das stets verknüpft ist mit bestimmten gefühlsmäßigen Einstellungen. Man könnte sich denken, daß gerade solche Worte, die etwa der Kirchensprache angehören oder die nur mit bestimmter Scheu oder ähnlichen Gefühlshaltungen ausgesprochen werden, in ihrem Verbreitungsgebiet noch auf älteren Räumen ruhen (vgl. Abb. 396). Außer Kirchenwörtern könnten auch reine Bauernwörter (z. B. „Mist, Jauche" usw.) ältere Grenzverhältnisse widerspiegeln, da sie dem Verkehr natürlich kräftiger widerstehen als etwa Handelswörter. (Vgl. unten das Verhältnis von „sechs", „ochsen", wachsen" S. 297.)

397. Sprachliche Ablagerungen an den Diözesangrenzen. (Nach Dr. W. Will.)

Daß wir in einzelnen Fällen über die Raumbildungen der spätmittelalterlichen Territorien zu den älteren Zuständen hinaufgelangen können, ist nur die seltenere Abweichung von dem Normalfall. Viel häufiger ist es zu beobachten, daß jüngere Grenzen der Neuzeit Grundlage der sprachlichen Grenz- und Raumbildung sind. Die Ausbildung des Darmstädter Raums kann, wie ich in meinen Sprachschranken im Hessischen 1930 gezeigt habe, in entscheidender Weise erst seit dem 16. Jahrhundert erfolgt sein. Die erst in ganz junger Zeit entstandene Grenze zwischen dem darmstädtischen Oberhessen und Hessen-Kassel ist bereits auf den Karten für „Augenlid", „Leuchse" und „Begräbnis" (Hess.-Nass. Volkswörterbuch 1927ff., S. 95, 134, 146) als Sprachgrenze zu erkennen.

Noch jüngere Verkehrsräume bilden sich heute aus infolge der Verkehrsbeziehungen, die ein industrieller Mittelpunkt mit den Orten herstellt, in denen seine Arbeiter wohnen und von denen aus sie täglich zu ihm hin verkehren.

Wie stark sprachliche Bewegungen heute noch die Mundartkarte verändern können, dafür sei nur ein eindrucksvolles Beispiel von der Rheinstraße gegeben; es zeigt, wie jung der Durchbruch im Rheingraben zwischen Mannheim und Mainz unter Umständen ist. Ich bin in der Lage, mit der Sprachatlaskarte für „gelaufen" eine Karte zu verknüpfen, die aus den Aufnahmen des Südhessischen Wörterbuchs gewonnen ist, d. h. also den Stand von 1876ff. mit dem von 1926 vergleicht. In diesen 50 Jahren hat sich das sprachliche Bild völlig verändert. Die Sprachatlaskarte zeigt Südhessen im großen und ganzen von den mundartlichen Formen „gelaafe" bzw. „gelaaf" erfüllt. Nur im Norden gehören kleine Stücke um Mainz und südlich von Frankfurt, d. h. also auf beiden Seiten des Main- und Rheinlaufs zu einer „geloffe"-Insel. Dieselbe Form „geloffe" gilt auch in den südlichsten Teilen, die an das Mannheimer Gebiet angrenzen

(a. Nach dem deutschen Sprachatlas.)

(b. Nach dem Südhessischen Wörterbuch.)

398. Junger Durchbruch auf der Rheinstraße. Die beiden Abbildungen zeigen, was vor 50 Jahren (a) nur angedeutet war, ist heute (b) vollzogen.

und über Worms hinaus bis nach Alzey und Bensheim gehen. Die jüngere Aufnahme des Südhessischen Wörterbuchs hat nun festgestellt, daß sich die Inseln zwischen Bingen und Frankfurt und bei Worms nicht nur wesentlich vergrößert haben, vielmehr ist in diesen letzten 50 Jahren auch der Durchbruch auf der Rheinstraße erfolgt: die beiden getrennten „geloffe"-Gebiete haben sich vereinigt (vgl. Abb. 398a und 398b).

Es dürfte nach dem Gesagten eindeutig klar sein, daß nicht abstrakt von deutschen Sprachlandschaften gesprochen werden kann, sondern daß die sprachgeographische Gliederung zeitlich gestaffelt von den (wechselnden) Mittelpunkten her nach Kulturräumen gemacht werden muß. An die Stelle des theoretisch vorher gesetzten und damit willkürlichen Begriffs der Sprachlandschaft tritt die tatsächlich vorhandene Einheit des Raums.

Auf diese Weise erwächst eine völlig neue Sprachgeschichte, da ja die Aufdeckung der sprachlichen Mittelpunkte, der Räume und Bewegungen erst wirkliche Geschichte der Sprache bedeutet. Das Schlagwort „Sprachgeschichte ist Geistesgeschichte, ist Bildungsgeschichte", erhält in dieser Form und mit dieser kulturmorphologischen Unterbauung wieder feste Berechtigung; denn jene Kulturzentren sind ja geistige Mittelpunkte, ihre Wirkung ruht auf geistigen Hintergründen, so daß wir nicht nur das Recht, sondern die Pflicht haben, die Sprachgeschichte im Zusammenhang mit der Kulturgeschichte überhaupt zu sehen. Es ist ohne weiteres verständlich, daß beim Aufbau einer solchen neuen Geschichte der deutschen Sprache zunächst von dem heutigen Zustand ausgegangen wird, obwohl man sich darüber klar ist, daß die heutigen Lagerungen in der Regel nur Rückschlüsse bis in das ausgehende Mittelalter erlauben. Aber man kann zugleich versuchen, die methodischen Erkenntnisse auch für die älteren Perioden auszuwerten. Ohne Zweifel hat die Sprachgeschichte der letzten Jahrzehnte die größten Fortschritte in der angedeuteten Richtung gemacht. Vom Rheinland ausgehend hat sich die Forschung über Hessen und Nassau, die Pfalz, das Saargebiet und Luxemburg, dann auch nach dem Osten weiter ausgebreitet, so daß heute erhebliche Teile Deutschlands auf ihre neuere sprachgeschichtliche Entwicklung hin erforscht sind. Der Raum erlaubt es nicht, daß die Ergebnisse im einzelnen hier dargestellt werden, aber ich zähle auf: den Clever, Kölner, Trierer Raum, die Aubin, Frings und Müller erarbeitet haben (Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, 1926); den Darmstädter und den Mainzer, den Erbacher und den Pfälzer Raum, die ich dargestellt

habe (Sprachschranken, Sprachräume und Sprachbewegungen im Hessischen, 1930); den jungen Saarbrücker Raum, dessen Bedeutung Will erkannt hat (Saarländische Sprachgeschichte, 1932); den obersächsischen Raum, dessen Bedeutung Frings und Karg gezeigt haben (Sprache und Siedlung im mitteldeutschen Osten, 1932, und Flämische Sprachspuren in der Halle-Leipziger Bucht, 1933); den Würzburger und den Nürnberger Raum, die sich bei meinen neueren fränkischen Arbeiten ergeben haben (Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 1934, Heft 2). An sprachlichen Bewegungen und wichtigen Verkehrsstraßen nenne ich etwa die Umlagerung des südlichen Nassau aus dem Trierer in den Mainzer Verband, deren Erkenntnis wir Bach verdanken (Nassauische Sprachlandschaft, 1931) oder die Umgliederung saarländischer Gebiete aus den alten Trierer, Luxemburger und Lothringer Zusammenhängen in den pfälzischen Raum (Will, a. a. O., S. 119). Die Bedeutung der Rheinstraße hat Frings, die der Wetteraustraßen habe ich, die der großen, aus dem Rhein-Mainzer Raum hervorstoßenden Pariser Straße hat Christmann erkannt (Sprachbewegungen in der Pfalz, 1931). In ganz großem Ausmaß hat Frings den Abriß einer ost-mitteldeutschen Sprachgeschichte gegeben, indem er die Siedlungsbahnen aufzeigte, die zur Gestaltung des Kolonialdeutschen geführt haben, und indem er zugleich den gewaltigen Bau der Geschäfts- und Verkehrssprache des ausgehenden Mittelalters skizzierte, der sich über der Grundlinie Nürnberg, Eger, Prag über Obersachsen und Thüringen hin bis Berlin und Stettin erhebt. (Vgl. meinen Bericht in der Behaghel-Festschrift 1934, S. 201 ff., und meinen Mundartbericht Zeitschrift für deutsche Bildung, 1935; dort habe ich auch gezeigt, wie man versucht hat, die Methode in ältere Sprachperioden zurückzutragen.) Für sie gewinnt die obenerwähnte Verknüpfung der Sprachforschung mit den anderen Äußerungen kulturellen Lebens sehr an Bedeutung, da mit Hilfe der besser zu beobachtenden sachlichen und literarischen Erscheinungen ein weiteres Zurückschreiten möglich ist. So konnte Franz Rolf **Schröder** eine neue Theorie zur altgermanischen Kulturgeschichte aufstellen, die auf vorderasiatisch-germanische und auch südfranzösisch-rheinische Zusammenhänge für die Germanenzeit hinweist, ohne daß wir in der Lage wären, durch sprachliche Unterlagen diese Theorien zu sichern. Hier sind Erscheinungen der Religion, der Literatur und der bildenden Kunst von ausschlaggebender Bedeutung. Dagegen können die sprachlichen Zeugnisse der Jahrhunderte zwischen 600 und 1300 in geeigneter Weise auch für diese neuere Sprachgeschichte ausgewertet werden. Versuche von **Frings**, Brinkmann, Bäsecke habe ich in dem genannten Bericht gewürdigt.

Die oben (S. 294) gezeigte Vergleichung älterer und jüngerer Sprachkarten erlaubt es uns, auch über den Vorgang der Ausbreitung sprachlicher Neuerungen ein klares Bild zu gewinnen. Wir kommen damit zu der anderen Gruppe wichtiger Neuerkenntnisse, die uns die Sprachgeographie geschenkt hat, zu den **Ergebnissen grundsätzlicher Art**, die über das Wesen der Sprache und ihr Werden, über den sprachlichen Wandel aussagen. Zum Problem des **Lautwandels** haben denn auch die Dialektgeographen mehrfach das Wort ergriffen. Als ihr hauptsächlicher Beitrag zur Diskussion wurde und wird noch vielfach die Tatsache angesehen, daß sie festgestellt hätten, „die Lautgesetze seien erledigt". Wenn nicht einmal, wie oben gezeigt, die Grenzen von „waksen" gegen „wassen" mit denen von „oksen" gegen „ossen", von „seks" gegen „seß" sich decken, dann kann von lautgesetzlicher Entwicklung des „ss" keine Rede sein. Denn, so folgerte **Wrede**: die Formel der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze — die gleichen Laute werden unter den gleichen Bedingungen in der gleichen Weise verändert — müßte auf die Karte übertragen bedeuten, daß diejenigen Spracheinheiten, die statt „ks" in „waksen" ein „ss" aufweisen, auch in „seks" und „oksen" die entsprechende Abweichung böten. Hier sind nun aber eine Reihe von Feststellungen zu treffen, die die Dinge erheblich klären können. Da ist die erste wichtige Scheidung zu machen zwischen der **Entstehung** und der **Ausbreitung** sprachlicher Neuerungen. Zu beiden Punkten trägt die Sprachgeographie Neues bei; sie läßt uns ganz neue Arten sprachlicher Wandlungen im engeren Sinne, in ihrer Entstehung, erkennen. Das sind die sog. Sprachkreuzungen und Adoptionen, von denen gleich noch ausdrücklich zu sprechen sein wird. Sie läßt uns aber vor allem, und das ist das viel Wichtigere, sehr eingehende Kenntnisse zukommen

399. Mehrsprachigkeit. Das hochsprachliche „kämmen“ bringt in das „strehle“-Gebiet ein, das schon stark durchmischt ist. Rechts des Rheins noch Reste von „strehle“. (Nachdem Südhessischen Wörterbuch.)

über die Ausbreitung sprachlicher Neubildungen. Dadurch, daß die Dialektgeographie die hohe Bedeutung des Verkehrs und die Zusammenhänge von Sprache und Verkehr herausgearbeitet hat, sind ganz neue Möglichkeiten der Betrachtung eröffnet; nur darf man nicht meinen, daß damit zugleich alle Arten sprachlichen Wandels erfaßt würden. Die Sprachgeographie hat die Sprache als soziale Erscheinung zur Anschauung gebracht. Sie hat dabei naturgemäß die Erforschung der Individualsprache, die genau so wichtig und bedeutsam ist, zurücktreten lassen. Da sich aber auch zahlreiche sprachliche Probleme nur auf diesem Wege erkennen lassen, erklärt sich natürlich mit der geographischen Betrachtung nur ein Teil der sprachlichen Wandlungen.

Für den Sprachgeographen hat jedes Wort seine eigene Geschichte. Der Verkehr bewegt die einzelnen Wörter vor, er bringt verschiedene Spracheinheiten zueinander, durcheinander, und er ruft Sprachmischungen hervor. In einer so vom Verkehr bewegten Landschaft herrscht zunächst Zwei- oder Mehrsprachigkeit (vgl. Abb. 398). Zwei oder mehr verschiedene Formen oder Wörter kommen für dieselben Dinge, denselben Vorgang gleichberechtigt nebeneinander vor. Dauert dieser Zustand eine Weile an, ohne daß neue Störung oder Mischung eintritt, so erfolgt Ausgleich; entweder so, daß die eine der beiden kämpfenden Formen siegt, das bedeutet dann, daß der eine Sprachgebrauch vorgedrungen ist und den anderen zurückgedrängt hat; oder so, daß eine neue Form entsteht, die die beiden früheren verdrängt. Diese Anschauung von sprachlichem Wandel konnte nur die räumliche Betrachtung der Sprache erbringen. Allerdings muß für die wirkliche Erkenntnis der Vorgänge noch anderes hinzutreten.

Die nächste Frage ist die: Was wird eigentlich vom Verkehr vorgetragen, was wird übernommen? Ein neuer Laut keineswegs, sondern nur das neue Wort. Das ist klar, wo es sich um Worte handelt, die nur Synonyme, nicht auch etymologisch gleich sind. Man spricht in der Dialektgeographie von Wortverdrängung, von Wortkreuzung, von Wortübernahme, wenn etwa „kämmen“ das ältere „strählen“, oder wenn das hochdeutsche „Brunnen“ das niederrheinische „Pütte“ verdrängt oder wenn sich als Bezeichnung der Deichsel am Wagen ein hochsprachliches „Deichsel“ mit mundartlichem „Geißel“ vermischt zu dem neuen Wort „Geichsel“; aber der Vorgang ist grundsätzlich genau der gleiche, auch bei etymologisch gleichen Wörtern, also bei dem Kampf von „geblieben“ gegen „geblewe“; und es ist ein Rückfall der Sprachgeographie in die raum- und zeitlose formelle Betrachtung früherer Epochen, wenn sie von Lautkreuzungen und von Lautübernahme spricht; wenn sie etwa bei dem Vordringen von „Wasser“ gegen „Water“, von „besser“ gegen „beter“, von „daß“ gegen „dat“ auf den Wandel „t“ zu „s“ abstrahiert; es handelt sich gar nicht um Lautwandel, sondern genau so um Vordringen einzelner Wörter und um Verdrängung anderer, wie im Fall „Brunnen“ gegen „Pütte“. Deshalb ist es ein Rückschritt, wenn die Kreuzungen von der Sprachgeographie gruppiert werden als Additionen und Substraktionen, je nachdem, ob bei der Vermischung der Wörter ein Plus oder ein Minus herauskommt. Wenn „Pund“ und „Pfund“ im Kampf liegen, und es geht als Sieger das neue Wort „Fund“ hervor, so ist hier nicht „Pf“ minus „P“ = „F“ zu setzen, sondern es ist ein neues Wort entstanden, das den Sieg davongetragen hat; oder wenn im Rheinland in dem Gebiet, in dem „Hond“ und „Hong“ für Hund nebeneinander gelten, schließlich ein „Hongd“ sich durchsetzt, so hat hier keine Addition von Lauten stattgefunden, sondern die beiden Wörter haben sich zu einem dritten verbunden. Die Entstehung des Wortes „hong“ ist damit nicht geklärt. Besonders ist zu be

tonen, daß es immer Bedingung ist, daß zwei Bezeichnungen für das Gleiche vorhanden sind, daß diese zwei Bezeichnungen, also zwei Wörter zugleich ins Bewußtsein einschießen und sich dort vermischen; nicht die Laute vermischen sich, sondern die Wörter. Aus diesem Grunde ist es sinnlos, wenn die Sprachgeographie überhaupt von Lautgesetzen spricht, wenn sie überhaupt zum Problem des Lautwandels das Wort ergreift. Die Sprachgeographie hat es gar nicht mit Lauten zu tun, sondern mit Wörtern und unter Umständen noch mit Sätzen oder Satzteilen.

400. Restgebiete. Auf der fränkischen Alb liegen letzte Reste des alten „wassen", das einmal in dem fränkischen Gebiet gegolten hat. Die Straße Coburg-Saalfeld hat ein ähnliches Restgebiet durchstoßen. (Nach dem deutschen Sprachatlas.)

Eine weitere, ganz wichtige Erkenntnis bezieht sich auf die Art des Vordringens der neuen Wörter. Man pflegt zu scheiden zwischen sog. flächenhaftem und sog. punkthaftem Vorrücken der Neuerungen, und man will damit sagen, daß sich das einemal die Neuerungen Schritt für Schritt vorbewegen, etwa im Verlauf der Rheinstraße den Rhein hinab, während im anderen Fall das Neue sprunghaft, große Gebiete beim alten lassend, von Punkt zu Punkt vorgetragen wird. Hier scheint mir nun der zweiten Art viel mehr Bedeutung zuzukommen, als man ihr bisher gewöhnlich gibt; ja vielleicht ist sie die einzige Art überhaupt. Denn wenn uns die fertigen Ergebnisse der Entwicklung, die Flächenausbreitung, auf Karten vorliegen, so können wir nie mit Sicherheit sagen, wie sich die Entwicklung selbst abgespielt hat. Hätten wir z. B. in dem vorhin gezeigten Fall „geloffen" gegen „geläfe" nur die Karte von 1926, so könnte man fälschlich an flächenhaftes Vordringen die Rheinstraße hinauf und hinunter denken. Erst wenn die Karte, die den Vorgang in der Entwicklung zeigt, neben die jüngere tritt, wird der wirkliche Verbreitungsweg klar. Der schließliche Durchbruch wird sogar mehr von Mainz aus den Rhein hinauf als von Worms aus rheinabwärts erfolgt sein, da die Wirkung von Mainz als Provinzialhauptstadt und Großstadt bedeutend kräftiger ist als die von Worms. Es ist klar, daß bei anderen Karten, die nur die in älterer Zeit abgeschlossenen Bewegungen erkennen lassen, die Gefahr des Trugschlusses sehr groß ist, und es wäre überhaupt zu fragen, wo im Augenblick der Bewegung selbst ein flächenhaftes Vordringen im großen beobachtet werden kann. Ich glaube, daß diese Art der Ausbreitung nur innerhalb des engsten Wirkungsbereichs der einzelnen Mittelpunkte, also nur im kleinen vor sich geht und daß sich alle sprachlichen Großbewegungen immer punktuell, d. h. von Zentrum zu Zentrum springend, entwickeln. Das, was den einzelnen Mittelpunkten auf diesem Weg im großen Verkehr zugekommen ist, das verbreiten sie dann innerhalb ihres Wirkungsbereichs, ihres Raums.

Der große Verkehr gelangt nicht an alle Stellen gleich früh und vor allem nicht in gleicher Stärke. So ergibt sich zwangsläufig der Zustand, daß weite Gebiete, die vom Verkehr abgelegen sind, hinter der sprachlichen Entwicklung zurückbleiben. Es entstehen sog. Rest- oder Reliktgebiete. Ihre sprachlichen Formen nennt man Rest- oder Reliktformen. Das sprachliche Bild ist entweder so, daß eng zusammengeschlossen sog. Ausnahmen stehen, die gegen den Sprachgebrauch des sie umgebenden einheitlichen Gebietes mit einer entfernten Nachbarmundart zusammenstimmen (vgl. Abb. 400), oder es liegen am Rande einer Verkehrsstraße auf beiden Seiten Gruppen größerer Restgebiete, die im Gegensatz zu den dazwischenliegenden, dem Verkehr erschlossenen Land einheitliche und zueinanderstimmende Sprachformen und Wörter aufweisen (vgl. Abb. 401). In beiden Fällen kann darauf geschlossen werden, daß einst unmittelbare Zusammenhänge entweder mit einer heute ferneren Mundartlandschaft oder

Jch glaube ——— Kleid ———

401. Sprachliche Absprengung. Der auf den Straßen flutende Verkehr hat den Südwestteil des alten Würzburger Raums abgesprengt. (Nach dem Deutschen Sprachatlas.)

zwischen den beiden Randgebieten bestanden haben, die später durchbrochen worden sind. Auch für die Auffassung der Sprachzustände älterer Zeiten ist diese Erkenntnis von höchster Wichtigkeit. So erklärt man z. B. das ganze sog. Mittelfränkische, in dem innerhalb des Mitteldeutschen die unverschobenen plattdeutschen Formen „dat", „wat", „dit", „it", „allet" als „Ausnahmen" noch gelten, heute so, daß das ganze Gebiet nördlich und westlich der sog. „dat"-Linie (Deutscher Sprachatlas, Lieferung 1, Karte 3) früher niederdeutsch war und erst später vom Hochdeutschen überschoben worden ist. Aus dem Nebeneinander von hoch- und niederdeutschen Formen gingen in der Mehrzahl der Fälle jene als Sieger hervor; nur in den paar besonders häufigen Wörtchen „dat" usw. behielt das Niederdeutsche die Oberhand; „dat" usw. bleiben als Restformen, als Relikte zurück. (Schöne Beispiele für Relikte bei L. Berthold, Deutsche Dialektgeogr. 21, 57.)

Die ewige Aufeinanderfolge von Sprachmischung und Sprachausgleich hat auch noch eine Bedeutung als sprachwandelnde Kraft im engeren Sinne. Sie ist nicht nur für die Ausbreitung sprachlicher Neuerungen, sondern auch unmittelbar für die Schaffung von Neuem wesentlich. Es entstehen aus der sprachlichen Mischung geradezu neue Formen, Mischformen, die es zuvor nicht gegeben hat. Man hatte zwar das Prinzip der Kreuzung oder Kontamination schon früher erkannt, aber die unmittelbare praktische Anschauung und den Anstoß zur systematischen Betrachtung gaben wiederum die Sprachkarten. Zwei typische Bilder sind zu betrachten. Jm ersten Fall treten uns drei klar abgegrenzte Gebiete entgegen, von denen etwa auf Abb. 402 das erste „ink", das zweite „öch", das dritte, zwischen den beiden gelegene „önk" bietet. Jm zweiten Fall finden wir etwa auf der Karte für die Deichsel am Wagen in einem größeren Gebiet untereinander gemischt die Formen „geißel", „deiksel" und „geiksel", die Mischung aus den beiden, vgl. Abb. 403. Die beiden Bilder stellen verschiedene Stufen der Entwicklung dar. Gemeinsame Vorbedingung ist für alle Gebiete, in denen sich Kreuzungen finden, daß in der betreffenden Landschaft Zweisprachigkeit oder Mehrsprachigkeit herrscht, d. h. daß mehrere Ausdrücke für dasselbe Ding oder denselben Vorgang gleichberechtigt nebeneinander vorkommen, also etwa „Deichsel" und „Geißel" (beides = Deichsel am Wagen). Dauert dieser Zustand eine Weile an, so erfolgt als nächster Schritt der sprachliche Ausgleich. Dieser kann sich, wie ich schon oben zeigte, so vollziehen, daß sich der eine der beiden nebeneinander stehenden Ausdrücke durchsetzt und den anderen verdrängt. Der Ausgleich kann sich aber auch so gestalten, daß keiner der beiden streitenden Typen siegt; vielmehr kann sich als dritter im Bund eine Kreuzung aus beiden einstellen und so fest werden, daß sie die beiden ursprünglichen Wörter verdrängt. Nach Vollzug dieses Ausgleichs bietet dann die Sprachkarte das Bild der ersten Art. Das an

402. Kreuzungen. Aus der Mischung zweier Formen entsteht eine dritte, die zunächst neben ihnen besteht, sie dann sogar verdrängen kann, bis das hier vorliegende ausgeglichene Bild entsteht. (Nach E. Mertes, Hettners Zeitschrift.)

zweiter Stelle gegebene zeigt noch den unausgeglichenen Zustand der Mehrsprachigkeit.

Auch hier kann ich nicht auf die Einzelheiten, die psychologischen Hintergründe eingehen, da das in die volkskundliche Ausdeutung eingreift (vgl. meine Volkssprache, S. 108, und den folgenden Beitrag von W. Will). Besonders zahlreich sind unter den Mischformen die vielbesprochenen lautlichen Kompromißbildungen, auf die die Marburger Schule mit besonderem Nachdruck hingewiesen hat. Im Grunde haben wir aber bei ihnen ebenfalls Wortkreuzungen vor uns, wie das zwingend aus dem hervorgeht, was ich oben S. 296 über den Sprachwandel ausgeführt habe. Eine besonders eigenartige Kreuzung kennt die Gegend zwischen Kassel, Hannover, Lüneburg und Magdeburg, wo sich beim Pronomen „dir", „dich" das Prinzip des niederdeutschen Einheitskasus (im großen Teil Niederdeutschlands werden Dativ und Akkusativ dieses Pronomens mit der gleichen Form „di" ausgedrückt) mit der hochdeutschen Form gekreuzt hat („dich" oder „dik" gilt für Dativ und Akkusativ). Auch ein syntaktisches Beispiel, dessen Deutung als Sprachkreuzung mir seinerzeit gelungen ist, sei hinzugefügt; im Rhein-Main-Gebiet begegnen sich die beiden Möglichkeiten, der Vergangenheitbildung: im Norden „ich war", im Süden „ich bin gewesen". Auf der Linie Wiesbaden, Mainz, Frankfurt, wo sich die beiden Möglichkeiten treffen, ist jene merkwürdige Bildung „ich war gewesen" zu Haus, die nicht etwa plusquamperfektischen Sinn hat, sondern die einfache Vergangenheit ausdrückt; sie ist nur als Kreuzung aus jenen beiden ursprünglichen Möglichkeiten zu verstehen.

403. Kreuzungen. Hier noch der Zustand der Mischung und Mehrsprachigkeit, die Vorstufe, die im Fall der Abb. 402 schon überwunden ist. (Nach dem Südhessischen Wörterbuch.)

Die Voraussetzung für das Zustandekommen all dieser Kreuzungen, der Zustand der Mehrsprachigkeit, ist aber nicht nur da gegeben, wo sich zwei früher getrennte Spracheinheiten verkehrsmäßig verbinden und so durchmischen, vielmehr ist diese Zwei- oder Mehrsprachigkeit auch durch die schichtmäßige Überlagerung ständig vorhanden. Der einzelne Mundartsprecher hat außer dem mundartlichen Wortschatz auch gehobenere, umgangssprachliche oder hochsprachliche Ausdrucksweise zur Verfügung. Auch ihre Verknüpfung kann jederzeit zu Kreuzungen führen.

Eine ganz ähnliche Rolle wie die Kreuzungen spielen die sprachlichen Adoptionen. So hat Ferdinand Wrede solche sprachlichen Bildungen genannt, die entgegen der geschichtlichen Entwicklung „fälschlicherweise" in eine sprachliche Wandlung hineingezogen werden, die man an anderen Stellen hybride Formen (vgl. die Hyperdorismen der attischen Tragiker) genannt hat. Auch sie sind sprachliche Neubildungen, die uns

Ochsen — fest — ist — bist ---- und Territorien

404. Sprachliche Adoption. In dem Unsicherheitsgebiet zwischen der ist- und fest-Linie, wo zwar schon is(t), aber noch fescht gesprochen wird, entsteht das neue „ockschen", weil man zwischen s- und sch-Aussprache schwankt. (Nach dem Deutschen Sprachatlas.)

405 und 406. Sprachliche Adoption. Die Verkleinerungsform auf -li ist nicht alt, sondern aus älterem -lich im Anschluß an die von Süden eindringenden mi, di, i (statt mich, dich, ich) entstanden, und zwar soweit diese vordringen. (Nach dem Deutschen Sprachatlas.)

erst die dialektgeographische Arbeit hat erkennen und erklären lassen, auch ihre Entstehung ist in dem durch den Verkehr hervorgerufenen sprachlichen Vorrücken und Zuwachs von weiteren Formen begründet. Auch sie ruhen auf dem Prinzip der Mehrsprachigkeit und der damit verbundenen sprachlichen Unsicherheit. So hat man z. B. im Süden Frankens nebeneinander „fescht" und „fest", „hascht" und „hast", „ist" und „ischt", wie die Abb. 404 zeigt. Die Form „ischt" statt „ist" ist bereits aus dem fränkischen, aus dem Ansbacher Raum hinausgedrängt; „fescht" und „hascht" beherrschen dagegen noch den südlichen Teil der ehemaligen Markgrafschaft Ansbach. In der Zone zwischen der „fescht"- und der „ischt"-Linie herrscht Unsicherheit, und hier werden Wörter, die ihrer Lautgeschichte nach gänzlich unbeteiligt sein sollten, in die Entwicklung hineingezogen, adoptiert. Die Verbreiterung des „s" zu „sch" ist „lautgesetzlich" nur in der Gruppe „st" (und anderwärts „rs") erfolgt; „oksen" gehört lautgesetzlich nicht dazu. Sein „s" ist in den Wandel zu „sch" hineingezogen worden, weil in der Unsicherheitszone (und besonders nachdem „ist" sein „t" verloren hatte) das Gruppengefühl verlorengegangen war, so daß neue Gruppen geschaffen worden sind. Ähnliche Zustände sind im ganzen Verlauf der „fest/fescht"- und „ist/ischt"-Zone zu beobachten. Einen anderen Fall sprachlicher Adoption veranschaulicht die Karte 405, die die Verkleinerungssilbe des Wortes „Apfelbäumchen" in Franken wiedergibt. Es steht östliches „bēmla" gegen „bēmli" und „bēmlich" der westlichen Hälfte Frankens. Die Formen auf „-li" sind hier Neubildungen, denn der ganze Bezirk, der durch das nördliche und südliche „-lich"-Gebiet umklammert wird, hat einstmals die Mehrzahlsform „bēmlich" besessen. Auf der gleichen Linie, die „-li" von „-lich" trennt, verläuft auch die Grenze zwischen nördlichem „mich" und südlichem „mi" (vgl. Abb. 405 und 406), nördlichem „dich" und südlichem „di" usw. Die Formen „mi" und „di" sind von Süden hereingetragen worden, und in der so entstandenen Mehrsprachigkeit ist auch die Mehrzahlbildung auf „-lich" umgeformt, der Gegensatz „-li" und „-lich" in genauer Deckung mit den Gegensätzen „mi" nnd „di" gegen „mich" und „dich" ausgebildet worden. In der Gegend zwischen Frankfurt—Gießen findeu sich als mundartliche Formen die merkwürdigen Bildungen „kif" statt „kaufte", „kräg" statt „kriegte". Gerade in jenem Gebiet herrscht aber, wie ich schon oben gezeigt habe, Unsicherheit im Gebrauch des Präteritums überhaupt, da dieses hier im Kampf mit dem von Süden vordringenden umschriebenen Perfekt steht.

Diesen grundsätzlichen Beobachtungen der Sprachgeographie kommt deshalb ganz besondere Bedeutung zu, weil sie einmal auch für die sprachliche Entwicklung der früheren Zeiten gelten und weil auch

für diese also mit den Erscheinungen der Kreuzung, der sprachlichen Adoption, der Restlage usw. in ganz anderem Maß gerechnet werden muß, als es lange Zeit geschehen ist; sodann offenbaren sich in diesen Vorgängen aber auch geistig-seelische Kräfte und Zustände, die nicht nur auf dem Gebiet der sprachlichen, sondern auch anderer geistig bestimmten Entwicklungen wirksam sind. Ihre Aufdeckung und Deutung führt in das Gebiet volkskundlicher Sprachbetrachtung hinein, die in diesem Werk dem folgenden Abschnitt vorbehalten ist.

Schrifttum.

Wrede, Ferdinand, Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Mundartenforschung (Zf. f. dt. Mundarten 1919, S. 3ff.). — Frings, Theodor, Die deutsche Sprachwissenschaft und die deutsche Mundartforschung (Zf. f. dt. Mundarten 1921, S. 2ff.). — Aubin, H., Th. Frings, J. Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, 1926. — Wagner, Kurt, Deutsche Sprachlandschaften, 1927. — Peßler, Wilhelm, Deutsche Wortgeographie, 1932. — Maurer, Friedrich, Volkssprache. Abhandlungen über Mundarten und Volkskunde, 1933. — Bach, Adolf, Deutsche Mundartforschung, 1934.

Die Abb. 390 ist der Dissertation meines Schülers Franz Valentin: Geschichtlich-geographische Untersuchungen über die Mundarten rings um Mainz (= Fränkische Forschungen 2), Erlangen 1933, entnommen; ebendaher stammen die Abb. 398/99, die jedoch ihrerseits auf Karten des Südhessischen Wörterbuchs und des Deutschen Sprachatlasses ruhen. Aus Linien des Südhessischen Wörterbuchs sind entstanden die Abb. 392—94, 396 und 403; 394 und 396 enthalten auch Linien aus dem Hessen-Nassauischen Volkswörterbuch; Karten des Deutschen Sprachatlasses habe ich benutzt für die Abb. 388/89, 395, 400/01 und 403—05. Die Abb. 391 und 397 verdanke ich meinem Assistenten Dr. W. Will; 403 entstammt dem Aufsatz von E. Mertes, Hettners Zeitschrift 28, 399; für alle drei sind wieder Linien des Deutschen Sprachatlasses benutzt. Für Hilfe bei der Herstellung der Skizzen habe ich meinen Assistenten Dr. H. Heinlein und Dr. W. Will zu danken.

Die Volkssprache.

Von Dr. **Wilhelm Will.**

Was der vorstehende Beitrag als „Mundart" behandelte und was hier als „Volkssprache" betrachtet werden soll, ist im wesentlichen der gleiche Sachverhalt. Aber er wird hier von einem andern Standpunkt aus und mit ausgesprochen volkskundlicher Fragestellung betrachtet. Mundart ist, der Name sagt es, die Art, wie die uns allen gemeinsame deutsche Muttersprache in den verschiedenen Landschaften gesprochen wird, ist also die jeweils nach Lautgebung, Wortbildung, Formen- und Satzbau, Akzent usw. landschaftlich besondere Erscheinungsform der Muttersprache. Ihr Gegenteil ist die für alle Landschaften gleichmäßig geltende „Schriftsprache". Erforschung der Mundart ist eine Angelegenheit der Sprachwissenschaft, mit sprachwissenschaftlichen Mitteln betrieben. Die Ergebnisse der Mundartforschung kommen zunächst, auch da, wo sie als „Kulturbiologie" (s. vorstehende Arbeit von Friedr. Maurer) weit über sich hinausweist, in erster Linie der Sprachwissenschaft zugute.

Daß die Unterschiede zwischen der Mundart und der Schriftsprache sich jedoch nicht in diesen grammatischen Gegensätzen erschöpfen, läßt sich leicht nachweisen. Wollte man die Äußerung eines einfachen Mundartsprechers in Schriftsprache umsetzen, indem man alle grammatischen Besonderheiten der Mundart beseitigte, es käme eine Form zustande, die doch ganz erheblich von dem verschieden wäre, was wir als Schriftsprache anzusprechen gewohnt sind. Und wenn ein Vertreter der Oberschicht, der schriftgemäß zu sprechen und zu schreiben gewohnt ist, eine Mundart in ihrer Grammatik erlernte und so vollkommen beherrschte, daß er sie vollkommen einwandfrei und lautlich nicht unterscheidbar sprechen könnte, er spräche doch ganz anders als die Vertreter der Mundart selbst. Ebenso wäre etwa Faust oder Tell oder ein einzelwissenschaftliches oder philosophisches Werk nicht in die Mundart übersetzbar. Die geistig-seelische Haltung des Oberschichtmenschen ist eine ganz andere als die des Volksmenschen, der in der Regel der Mundartsprecher ist. Diese Haltung äußert sich auch in der Sprache, gibt der Sprache ein völlig anderes Gepräge. Wir sind also berechtigt, von der Sprache aus mit volkskundlicher Fragestellung auf das geistig-seelische Bild des Sprechers zu schließen. Diese volkskundlich erfaßbare Gestalt der Sprache im Bereich der Mundart bezeichnen wir als „Volkssprache", d. h. Sprache des einfachen Volksmenschen, der noch lebendig mit den Überlieferungen und Formen der natürlichen Gemeinschaften verbunden ist. Zu ihr in Gegensatz stellen wir die „Hochsprache" als die Sprache der Menschen, die in solchen Bindungen nicht mehr verankert sind.

Naturgemäß entsprechen sich die Gegensätze Mundart = Schriftsprache und Volkssprache = Hochsprache nicht vollkommen. Im Ruhrgebiet z. B. ist die alte Mundart durch schriftsprachliche Gewohnheiten großenteils überdeckt. Arbeiter oder Bauern solcher Gebiete können trotzdem „Volkssprache" sprechen. Umgekehrt kann ein Mensch mit durchaus oberschichtlicher Geistigkeit etwa in bäuerlicher Umgebung echte Mundart sprechen, es ist doch nicht die Volkssprache, die die Bauern sprechen. Jedermann, ob er Volkssprache oder Hochsprache spricht, ist schließlich gezwungen, sich der Schriftsprache zu bedienen, wenn er schreibt. Dennoch wird sich das, was der Volksmensch schreibt, in dem Maß von der Hochsprache unterscheiden, wie sich seine geistig-seelische Haltung von der eines Oberschichtmenschen unterscheidet.

Die Erkenntnis von der Sonderartigkeit der Volkssprache ist nicht zufällig von der Arbeit an den großen landschaftlichen Wörterbüchern ausgegangen. Sie bieten den Sprachschatz und damit das geistige Gesicht einer größeren Landschaft am vollkommensten im Gesamtüberblick. Die vielbändigen, bereits gedruckten Mundartwörterbücher, wie das Bayrische Wörterbuch von Andreas Schmeller, das Schweizerische Idiotikon von Staub-Tobler, das Schwäbische Wörterbuch von Herm. Fischer und Wilh. Pfleiderer, das Elsässische von Martin und Lienhart, das Schleswig-Holsteinische von O. Mensing, das Rheinische von Jos. Müller und die großen Wörterbucharchive, die jetzt für fast alle deutschen Landschaften bestehen, sind in der Tat, wie Fritz Stroh vom Südhessischen Wörterbuch sagt (Stil der Volkssprache, Hessische Blätter für Volkskunde 29, 1930, 119, Fußn. 2), „Dokumente der Volkskultur und wichtige Mittel zu ihrer Erforschung".

Von den Bearbeitern solcher Wörterbücher ist daher auch das Problem der volkskundlichen Ausdeutung der Volkssprache erkannt und in Angriff genommen worden. Josef Müller, der Bearbeiter des Rheinischen Wörterbuchs, Friedrich Maurer, der Organisator des Südhessischen und des Ostfränkischen Wörterbuchs, und Fritz Stroh, der jetzige Leiter des Südhessischen Wörterbuches, haben das volkssprachliche Problem in enger Verknüpfung mit der neuesten Entwicklung der Volkskunde auf den heutigen Stand geführt, nachdem schon Hans Naumann kurz vorher seine Zweischichtentheorie von der Herkunft des volkskundlichen Gutes auch auf die Sprache angewandt hatte. Manche volkssprachliche Tatsache ist auch schon in dem früheren Schrifttum zu finden, das Adolf Bach zusammengestellt hat. Einige besonders beachtenswerte dieser Beiträge werden unten genannt.

Hochsprache und Volkssprache.

Friedrich Maurer hat in der vorstehenden Arbeit die sprachlichen Bewegungen im Raum aufgezeigt, wie sie die dialektgeographische Forschung herausgearbeitet hat. Die volkskundliche Aufgabe geht über diese Feststellungen hinaus mit der Frage nach den Quellen der sprachlichen Bewegungen und nach ihren seelischen Hintergründen. Sprachbewegung und Sprachausgleich vollziehen sich, wie Maurer gezeigt hat, innerhalb eines durch Verkehrsgemeinschaft zusammengeschlossenen Gebiets. Die Sprache des Verkehrsmittelpunktes ist es, die sich ausbreitet. Dieser Mittelpunkt, die Hauptstadt eines Territoriums, der Sitz der weltlichen und geistlichen Behörden, der Sammelpunkt des geistigen Lebens in diesem Raum, ist der Sitz der feineren, moderneren Kultur gegenüber dem Land, er vertritt die kulturelle Oberschicht der Landschaft. Die sprachlichen Neuerungen erscheinen so als Übernahme des Sprachgutes der Oberschicht in die tiefer gelegenen sprachlichen Schichten. Es ist das städtische und schriftsprachliche Wort *Sarg*, das aus dem Städtegebiet Mainz, Wiesbaden, Frankfurt, Darmstadt heraus *Totenlade* im umgebenden Gebiet verdrängt, das schriftsprachliche *Stricknadel*, das von Darmstadt und Frankfurt sowie von Mainz, Worms und Alzey aus die mundartlichen Wörter *Spieß*, *Strickstock* und *Strickeisen* in die stadtferneren Teile Hessens abdrängt (Maurer, Volkssprache 28 u. Abb. 1; vgl. im vorausgehenden Abschnitt von Maurer Abb. 394). Die schriftsprachlich-städtischen Wörter *Christbaum*, *Star*, *Stecknadel*, *Peitsche* verdrängen die pfälzischen *Zuckerbaum* und *Buxbaum*, *Sprehe*, *Spengel* und *Goof*, *Geißel* (Christmann, Sprachbewegungen in der Pfalz 1931, 83). In der Magdeburgischen Gegend ist *Schale* durch schriftsprachliches *Tasse*, *freien* durch *heiraten*, *knitten* durch *stricken* ersetzt (Naumann, Jahrbuch f. Philologie I, 1925, 58).

Heute ist zweifellos die Schriftsprache die Form, in der sich fast alle sprachlichen Neuerungen durchsetzen. Buch und Zeitung, Schule, Kanzel, Verein, in neuester Zeit Rundfunk und Tonfilm und tausend andere Kanäle führen täglich neue Massen schriftsprachlichen Stoffes heran, die die Mundart dann auch in größerem oder geringerem Umfang aufnimmt. Aber es ist nicht immer das schriftsprachliche Gut, was sich vom städtischen Mittelpunkt her ausbreitet. Saarländisches *Naël* wird nicht durch schriftgemäßes *Nagel*

ersetzt, sondern durch *Nachel* (Will, Saarländische Sprachgeschichte 1932, 103). Es ist die Form, die in den Städten am Mittelrhein und im Anschluß an sie in Saarbrücken gilt. Die durchaus nicht als schriftsprachlich geltenden Wörter *Kringe* (Unterlage für Kopflasten) und *Kribs* (Überrest des gegessenen Apfels) verdrängen von Darmstadt aus *Wisch* und *Butze*. In die Umgebung von Gießen wird von der Stadt aus *Samstag* gegen *Sonnabend* vorgetragen, also genau im Gegensatz zu einem in der Schriftsprache erkennbaren Vordringen von *Sonnabend* gegen *Samstag* (Maurer 24ff.). Von Köln aus wird das neue Wort *gramm* (= heiser) in den Kölner Raum hineingetrieben und das dem schriftsprachlichen Ausdruck näherstehende *heis* verdrängt (Rhein. Wörterb. III, Karte 18).

Wesentlich für die Ausbreitung eines Wortes ist also nicht, daß es der Schriftsprache angehört, sondern daß es in dem Kulturmittelpunkt der betreffenden Gegend Geltung besitzt oder erlangt, daß die Oberschicht der Landschaft das Wort gebraucht.

Auch in früheren Jahrhunderten, in denen es eine einheitliche Schriftsprache in unserem Sinne noch nicht gab, sind auf diese Weise Wörter der Oberschicht in die Mundart eingedrungen. *Prangstube* für *Salon*, *Gottestisch* für *Altar* sind Prägungen, wie sie die Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts schufen. Sie kommen noch heute in deutschen Mundarten vor. Höfische Ausdrücke des Hochmittelalters wie *tanzen*, *falsch*, *fein*, *klar*, *hübsch*, *lustig*, *rund*, *stolz* gelten heute in deutschen Mundarten. Die heute für bäuerlich-mundartlich gehaltene Anrede *Ihr* war im Mittelalter die in der feinen höfischen Gesellschaft übliche Form. Aus der kirchlich-klösterlichen Sprache des frühen Mittelalters haben eine Menge Wörter wie etwa *Messe*, *Kloster*, *Predigt*, *Orgel*, *Feier*, *Kanzel*, *segnen*, *nüchtern* ihren Weg in die Mundart gefunden. Entsprechend sind die lateinischen Lehnwörter unsrer Sprache zu einem großen Teil als Übernahmen aus der Sprache der fremden Eroberer und später aus der Sprache der Gebildeten, vorzugsweise der Klöster zu erklären. Wenn heute westdeutsche Mundarten die Stachelbeere *Groschel* u. ä. nennen, so trägt dort die Klosterpflanze den lateinischen Klosternamen *(ribes) grossularia*.

Der medizinischen und naturwissenschaftlichen Fachsprache früherer Jahrhunderte entstammen viele Ausdrücke der Volksbotanik und Volksheilkunde. Die Bezeichnung *madèring*, *madèri* für Eiter (lat. *materies*) gehört hierher.

Ein gleiches gilt für die Fremdwörter, die sicher in der überwiegenden Mehrzahl aus unsrer deutschen Oberschicht in die Mundart eingedrungen sind. Den Hauptanteil mögen dabei die deutschen Fürstenhöfe des 16. und 17. Jahrhunderts tragen, an denen man seine Rede mit welschen Brocken zu zieren meinte oder wo man überhaupt französisch sprach. Daß sie mindestens in ihrer Hauptmasse auf diesem Weg über die Oberschicht in die Mundarten eingedrungen sind und nicht unmittelbar durch grenznachbarlichen Austausch oder durch Besatzungen und Kriege, das beweist schon die Tatsache, daß sich in Schlesien wie in Bayern oder in der Mark ebensowohl französische Wörter finden wie z. B. am Rhein. Selbst in Siebenbürgen gibt es ja französische Fremdwörter wie etwa *Dilischanz* (= *diligence*, Postkutsche; eine solche ist zum erstenmal 1817 von Kronstadt abgefahren), *Dischkurs*, *Faschine*, *faschieren*, *Filou*, *Finesse* u. a. (Schullerus, Siebenbürgisch-Sächsisches Wörterbuch), die gewiß nicht durch französische Truppen oder Verwaltungsbeamte dorthin gekommen sind.

Die Quellen der oberschichtlichen Wörter und Wortgruppen sind oft leicht zu erkennen. Wenn z. B. in einem Dorf, in dem altes *ei* zu *ā* geworden ist, in dem es also *Lāter*, *Māßel*, *Wāze* für Leiter, Meißel, Weizen heißt, beim Metzger nur *Fleisch* gekauft wird, so ist hier die hochsprachliche Verkehrsform in Gebrauch, die durch Metzger und Händler eingeführt wurde. Das wird besonders deutlich, wenn man daneben noch das in der Hausschlachtung allein hergestellte *Derrfläsch* = Dörrfleisch findet. Das Wort *Geist* lebt im unterschichtlichen Bereich des Aberglaubens in der Form *Gäscht*. Für den christlichen Begriff aber gilt nur die kirchlich-oberschichtliche Form *Heiliger Geischt*. Der Name *Triangel* für einen dreieckigen Weinberg muß einem gebildeten Kreis entstammen. Unbeeinflußter Mundart hätten dafür die Wörter *Dreispitz*, *Spieß*, *Geer* usw. zur Verfügung gestanden. Die Herkunft des Namens *Triangel* wird klar, wenn sich z. B. in Wimpfen feststellen läßt, daß der Weinberg Besitz eines geistlichen Stiftes war (Will, Flurnamenstudien, Diss. Gießen 1931, 39). *Gassatim gehen* (= bummeln) in hessischen, *Kledasche* in ostmitteldeutschen, *Cerviskäppchen* (= schildlose Mütze) in ostfränkischen Mundarten stammen aus der Studentensprache.

Der psychologische Grund für die Übernahme solcher Wörter aus einer andern Kulturschicht liegt in der Einstellung zu der betreffenden Kultur. So wie der Bauer ein neues Gerät, eine neue Erfindung über-

nimmt, weil sie ihm besser und geeigneter erscheinen, so übernimmt er mit den Gegenständen auch ihre Bezeichnung, so übernimmt er überhaupt viele neue Wörter und sprachliche Formen. Aber ein sachlicher oder praktischer Gesichtspunkt ist nicht zu erkennen, wenn etwa mundartlich *knitten* durch *stricken* ersetzt wird. Derartige Wörter, entsprechend die der Schriftsprache nahestehenden Lautformen werden übernommen, weil sie für richtiger und schöner angesehen werden. Der Städter, der Beamte, der Höhergestellte gleich welcher Art hat das Bessere und Schönere, und das wird nachgeahmt. So kommen Klaviere, die niemand spielt, und Sofas, auf die sich niemand setzen darf, in Bauernhäuser, so kommen Schränke und Standuhren in Bauernstuben, für die sie viel zu hoch sind, weshalb man sie um Füße und Aufsatz kürzt oder gar durch ein Loch in der Decke in das Obergeschoß hineinragen läßt (M. Zender, Rheinische Vierteljahrsblätter 4, 1934, 67). So kommen auch oberschichtliche Wörter in die Volkssprache, einfach weil sie für schöner und richtiger gelten. Und für feiner und richtiger gelten sie lediglich, weil sie der als vornehmer, reicher, der als vorbildlich Angesehene gebraucht.

Diese Tatsache wird ganz besonders deutlich an ihrem Gegenstück. Auch die Mundart im Nachbardorf hat ja andre Formen und Wörter, und diese sind auch bekannt. Aber sie werden nicht übernommen, weil sie nicht für richtiger gelten. Der Bauer im Nachbardorf ist nicht vornehmer als der im eigenen Dorf. Was er spricht, ist deshalb kein bißchen richtiger als die eigne Sprache. Im Gegenteil, es ist falsch, lächerlich. Daher die Tausende von Ortsneckereien, die meist Verspottungen von Spracheigentümlichkeiten sind.

So groß der Anteil dieses oberschichtlichen Sprachguts in der Volkssprache auch sein mag, so macht es doch nur einen geringen Teil des volkssprachlichen Sprachschatzes aus. Ja, die Bereicherung der Volkssprache durch den Einstrom oberschichtlichen Sprachgutes ist nur eine Art der Spracherneuerung und Sprachveränderung im Bereich der Volkssprache. Daneben stehen andere, eigenständige Arten der Verjüngung, die der Volkssprache sicher ebensoviel neuen Stoff zuführen. Und das Wesentliche in volkskundlicher Hinsicht ist nicht so sehr die Frage, woher das Sprachgut kommt, sondern die Frage, was das Volk aus dem gebotenen Stoff macht, ist die Erkenntnis der geistig-seelischen Kräfte, die daraus eine Sprache gestalten, welche grundlegend anders ist als die Hochsprache.

Dieser Besonderheit und dem wirklichen Verhältnis der Volkssprache zur Hochsprache wird man auch damit nicht gerecht, daß man den oberschichtlichen Wörtern in der Volkssprache eine Anzahl Wörter gegenüberstellt, die in mundartlicher Form in die Schriftsprache gekommen sind, wie etwa *Nelke* (niederdeutsch für *Nägelchen*), *Rucksack* (bayrisch), *Töchterschule* (schweizerisch *Tochter* für *Mädchen*), *Mond* (mittelhochdeutsch *mâne*), *sacht* (niederdeutsch für *sanft*). In den folgenden Kapiteln wird daher die eigentliche Volkssprache in ihrem Gesamtumfang einer Betrachtung unterzogen mit dem Ziel, ihre Eigenart zu erfassen und die ihr zugrunde liegende geistig-seelische Haltung des Volksmenschen der Mutterschicht zu erkennen.

Das Wesen der Volkssprache.

Die sondernde Bezeichnungsweise der Volkssprache. Die volkssprachliche Benennungsweise ist grundlegend anders als die der Hochsprache. Es fehlt ihr in hohem Maße die Fähigkeit der Hochsprache, einen weiten Kreis zusammengehöriger artmäßiger Gegebenheiten zur Gattung zusammenzufassen. Kennzeichnend hierfür ist etwa die Tatsache, daß in vielen Volkssprachen das Wort *Eltern* fehlt, daß dafür *Vater und Mutter* steht, oder daß der Allgemeinbegriff *Obst* ersetzt wird durch die Nennung der Obstsorten oder durch eine Aufzählung etwa von *Äpfeln*, *Birnen*, *Pflaumen* usw. Um die zusammenfassenden Gattungsbegriffe der Hochsprache sammeln sich ganze Reihen von volkssprachlichen Ausdrücken, die die in der Gattung zusammengefaßten Arten begrifflich sondern und voneinander trennen.

Wo die Hochsprache den umfassenden Begriff *Stiel* hat, scheidet die Volkssprache zwischen dem *Stiel* des Hammers, dem *Wurf* der Sense und dem *Helm* der Axt (Müller 181). Die Volkssprache rhein- und ostfränkischer Mundarten ist noch nicht zu dem allgemeinen Begriff des *Pflückens* gelangt, wenn sie *brocken* für „Obst pflücken", *zupfen* für „Blumen pflücken" gebraucht. Sie sieht das Unterscheidende vor dem Gemeinsamen, wenn sie für verschiedene Arten von Körben die sondernden Namen *Korb*, *Köze*, *Krätzchen*, *Schänzchen*, für zwei Arten des Schubkarrens die Bezeichnungen *Schubkarch* und *Hand-*

kasten oder *Schubkarren* und *Radbäre* besitzt, wenn sie verschiedenartige Stützen als *Stieke* (Bäumen untergestellte), *Steiper* (schräg stehende), *Sprieße* (an Gebäuden), *Lünse* (zwischen Achse und Wagenleiter) und *Hund* (eiserne zum Hemmen des zurücklaufenden Wagens) unterscheidet (Stroh, Probleme 36).

Die Hochsprache muß durch besondere Umschreibungen des Allgemeinbegriffes die artmäßig gesonderten Einzelgegenstände kennzeichnen, für die sie eigne Bezeichnungen nicht besitzt. Umgekehrt ist die Volkssprache nicht in der Lage, das Gattungsmäßige begrifflich auszudrücken. Die Bedeutungsverschiedenheit der Arten wird durch die verschiedenen Wortstämme zum Ausdruck gebracht, auch etwa in den sondernden Ausdrücken für:

Schwein: *Sau*, (Kindersprache und Lockruf) *Wutz(chen)*, (weibliches Zuchttier) *Mucke*, (halbwüchsiges) *Springer*, (halbjähriges) *Schößling*, (junges) *Ferkel*, (männliches Zuchttier) *Watz*, (männliches, verschnittenes) *Barg*, *Bietz* (in Naunstadt, Taunus: Stroh, Probleme 35), *Sau*, (Kindersprache) *Butzsau*, (Lockruf) *Wuswus*, (weibliches Zuchttier) *Tausch*, (halbwüchsiges) *Läufer*, (junges) *Milchsäulein*, (männliches Zuchttier) *Eber*, (männliches, verschnittenes) *Barg* (in Hohenstadt b. Wimpfen a. N.); Rind: (männliches) *Ochse*, (Zuchttier) *Reitochse*, (scherzhaft) *Fritz*, (männliches, verschnittenes) *Stier*, (ebenso, unter zwei Jahren) *Lüpper*, (junges) *Rind*, *Kalb*, (weibliches Zuchttier) *Kuh*, (mit erstem Kalb) *Kalbin*, (Kindersprache) *Muh*, *Hanschen*, *Heinzchen*, (geschlechtskrankes) *Brüller*, (altes, elendes) *Geräffel*, *Betzel*, *Schekel*, *Scherbel*, *Schappel*, (dürres) *Sprieze*, (scheckiges) *Scheck*, (mit weißem Stirnfleck) *Bläß*, (rotes) *Fuchs*, *Rote*, (braunes) *Braune*, (weiße) *Schimmel* (in Naunstadt), (männliches Zuchttier) *Hummel*, (männliches, verschnittenes) *Ochse*, (ebenso, jung) *Stier*, (weibliches) *Kuh*, (weibliches mit einem Kalb) *Kalbin*, (junges) *Kalb*, (junges weibliches) *Hammelein*, (widerspenstiges) *Bore*, (nach der Farbe) *Bläß*, *Rote*, *Schecke* (in Hohenstadt); Pferd: *Gaul*, (männliches) *Hengst*, (weibliches) *Strute*, (männliches, verschnittenes) *Wallach*, (junges) *Füll*, (ein- bis zweijähriges) *Schiling*, (spöttisch) *Huß*, *Hiß*, (elendes) *Kracke*, *Schirach*, *Schindkloben*, (plumpes) *Klepper*, *Kloben*, (bösartiges, störrisches) *Massik*, (bissiges) *Bisser*, (ausschlagendes) *Schmisser*, (laxierendes) *Schisser*, (schlafkrankes) *Kollerer*, (scheues) *Scheubock*, (nach der Farbe) *Fuchs*, *Schimmel*; *Pferds-Haar* (Pferdeschwanzhaar), *rossig* (brünstig) (in Naunstadt); Katze: (männliche) *Röller*, (weibliche) *Katze*, (Muttertier) *Kitzin*, (Lockruf) *Mulli*, (Kindersprache) *Miau* (in Hohenstadt).

Josef Müller hat für seine Heimatmundart an die hundert Verben für die verschiedenen Arten des Gehens und Laufens zusammengestellt (Anfragen und Mitteilungen zum Rhein. Wörterb. Nr. 1, 1906, S. 12). Er unterscheidet dabei „Ausdrücke, um die Dauer der Bewegung, die Zweckmäßigkeit oder das Störende des Laufens wiederzugeben, für die nachlässige, träge, schlendernde Gangart, für das plumpe, watschelnde, müßige Gehen, für das steife und zierliche, schiefe, hinkende, schleifende, mühsame Fortkommen, für das Tratschen durch Schmutz und Wasserlachen, für das Gleiten, Schlüpfen, Tänzeln, Zappeln usw. Für solche dem Schriftdeutschen meist gleichgültigen Nebenerscheinungen hat das Volk ein sehr scharfes Auge und deshalb die Fülle der artunterscheidenden Synonyme" (Müller, 183).

Die gattungsmäßige Zusammengehörigkeit dieser Begriffe kommt sprachlich nicht zum Ausdruck. In alten volkstümlichen Maßbezeichnungen wird das besonders deutlich. Die Volkssprache verwendet eine Fülle von verschiedenen Stämmen zur Bezeichnung der Gliederungen etwa für:

Flächenmaße: *Fuß*, *Rute* (nicht mehr gebräuchlich), *Viertel*, *Morgen*; Hohlmaße: *Mäßlein*, *Viertel*, *Schoppen*, *Liter*, *Eimer*, *Ohm*, *Hektoliter*; Gewichte: *Viertel*, *Pfund*, *Kilo*, *Zentner*; Getreidemaße: *Sümmer*, *Sack*, *Malter* (in Hohenstadt).

Die Hochsprache hat diese sprachliche Vielgestaltigkeit völlig verloren und an ihre Stelle ein übersichtlich und durchsichtig gegliedertes System von Bezeichnungen gesetzt, die von einem zentralen Maßbegriff abgeleitet sind, wie es etwa besonders eindrucksvoll die Reihe der Längenmaße: *Millimeter*, *Zentimeter*, *Dezimeter*, *Meter*, *(Hektometer)*, *Kilometer* mit ihrer Ausrichtung auf die Einheit des Meters zeigt.

Es entspricht dieser Unfähigkeit, aus dem Mannigfaltigen der Anschauung das Allgemeine, das Typische herauszuheben, gewissermaßen von der Anschauung zu abstrahieren, wenn die Volkssprache eine verhältnismäßig nur geringe Anzahl von Abstraktwörtern besitzt. In der Mundart von Cronenberg an der Wupper wurden 8140 Einzelwörter gezählt. Davon sind 4260 Konkreta, 2080 Verben, 777 Adjektive, 444 Adverbien, und nur der winzige Bestand von 210 Wörtern bezeichnet Abstrakta. Auch diese sind zum größten Teil nicht mundartecht, sondern aus der Schriftsprache entlehnt (Erich Leihener, Cronenberger Wörterbuch, DDG 2, 1908). In der niederhessischen Mundart von Oberellenbach wurden unter 4300 Substantiven 390 Abstrakta gezählt. Eine große Zahl von ihnen ist erst neuerdings aus der Schriftsprache ein-

gedrungen und noch nicht Gemeingut der Mundart geworden. Sehr viele sind in ihrer Bedeutung ins Konkrete umgebogen worden oder haben neben der abstrakten auch eine konkrete Bedeutung. So bezeichnet *Verwandtschaft* (wie anderswo *Freundschaft*) auch die Gesamtheit der Verwandten (E. Hofmann, Niederhessisches Wörterbuch DDG 19, 1926). Ensprechend sind in der Mundart von Eschenrod in Oberhessen unter 3300 Substantiven nur 420 Abstrakta. Auch von diesen Abstraktwörtern sind sehr viele in ihrer Bedeutung stark eingeschränkt, wenn nicht ganz konkret. *Laster* bezeichnet nur die Trunksucht und *Güte* kennzeichnet lediglich die Beschaffenheit von Waren (Gust. Schöner, Spezialidiotikon der Mundart von Eschenrod in: Zeitschr. f. hochd. Mundarten 1902, 225ff. u. 1903, 46ff.). Ein *stolzer* Kerl ist nicht einer, dem es an der nötigen Selbstbescheidung fehlt, für einen solchen stünde eine Unzahl von kennzeichnenden Ausdrücken zur Verfügung, die alle das äußere Erscheinungsbild eines solchen Menschen kennzeichneten. Ein stolzer Kerl ist ein stattlicher, gerade gehender junger Mann, dem alle mit Bewunderung nachschauen (Müller 185).

Auch in der älteren Sprache läßt sich eine stärkere Neigung zu solcher individualisierend-isolierenden Bezeichnungsweise beobachten. Zwar sind diese Verhältnisse hier außerordentlich schwer zu erkennen, da die Quellen für eingehendere Untersuchungen längst nicht stark genug fließen. Und überdies ist es nicht immer möglich, räumliche und bedeutungsmäßige Abstufung zu unterscheiden, zu erkennen also, ob zwei in der Bedeutung unterschiedene Bezeichnungen der gleichen Spracheinheit oder zwei bedeutungsgleiche Wörter aus verschiedenen Sprachgebieten vorliegen. Immerhin läßt sich deutlich erkennen, daß die ältere Sprache in großer Zahl spezielle Bezeichnungen besitzt, selbständige Wörter mit sehr eingeschränktem gegenständlichem Begriffsumfang.

Für die Begriffsgruppe *Pferd*, deren Entsprechungen in einer mitteldeutschen Mundart der Gegenwart oben angeführt wurden, besitzt das Althochdeutsche noch folgende besonderen Ausdrücke: *ros* (Streit- und Wagenpferd), *marah*, *marha* (Streitroß und Wagenpferd), *reinno* (eine besondere Art Zuchthengst), *skello* (eine andere Art des Zuchthengstes), *hengist*, *brûz* (kastriertes Pferd), *pfarifrit* (Postpferd), *brûning* (braunes Pferd), *zeltâri* (Paßgänger), *soumâri* (Lastpferd), *egidâri* (Pferd, das die Egge zieht), *wilz* (equus mediocris), *angargnago* (geringeres Pferd, das nicht als Kriegspferd verwendbar ist). Entsprechend läßt sich individualisierend-isolierende Bezeichnungsweise in der älteren Sprache auch für andere Haustiere nachweisen (H. Palander, Die althochdeutschen Tiernamen, 1899, zitiert nach Stroh, Stil 123).

Es ist dasselbe, wenn es noch in der mittelhochdeutschen Zeit neben dem Wort *nähen* ein selbständiges Wort für „Leder nähen": *siuwen* gab (Kluge-Götze, Etymolog. Wörterbuch). Das Gotische kannte besondere Wörter für „rechte Hand" *(taihswô)*, „linke Hand" *(hleiduma)*, „flache Hand" *(lôfa)*. Die Bezeichnung für „geballte Hand, Faust" fehlt zufällig in der gotischen Überlieferung, ebenso *Gaufe* „hohle Hand" (Kluge-Götze S. 188). Wir unterscheiden nur noch *Faust* und *Hand* mit selbständigen Wörtern.

Umgekehrt treten auch zusammenfassende gattungsmäßige Bezeichnungen in der älteren Sprache zurück. *Tier* hat ursprünglich die engere Bedeutung „wildes Tier". Gattungsbegriffe wie *Vogel*, *Wald*, *Baum* sind im Indogermanischen noch nicht vorhanden. Der Sammelbegriff *Getreide* kann noch im Mittelhochdeutschen alles bezeichnen, was getragen wird: Kleidung und Gepäck ebensowohl wie Blumen, Gras, Frucht, die der Boden trägt. *Pflanze* ist ein lateinisches Lehnwort. Dem Frühgermanischen fehlt ein entsprechender Sammelbegriff. Noch heute bedeutet in der Volkssprache *Pflanze* nur die als Setzling verwandte junge Kohlpflanze. *Sache* bezeichnet ursprünglich einen Rechtshandel, *Ding* ist ursprünglich mit sehr viel engerer Bedeutung die Volksversammlung.

Läßt sich so innerhalb der geschichtlichen Entwicklung unsrer Sprache ein Fortschreiten von einer vom einzelnen Gegenstand ausgehenden synthetischen zu einer vom allgemeinen Begriff ausgehenden analytischen Bezeichnungsweise beobachten, so ist doch der hier in Trümmern noch vorhandene Reichtum an isolierenden Benennungen arm im Vergleich mit dem Reichtum primitiver Sprachen. In ihnen ist der individualisierende und isolierende Sprachtyp noch in reiner Prägung zu beobachten. Stroh stellt eine Reihe von Belegen für diese Tatsache zusammen (Probleme 32f. u. Stil 125f.), die er dem Werk von Lévy-Brühl, Das Denken der Naturvölker entnimmt:

„... daß der Wortschatz dieser ‚primitiven' Sprachen von einem Reichtum sein muß, von dem die unserigen uns bloß eine sehr schwache Andeutung geben." — „Es gibt keine Gattungsnamen wie Baum, Fisch, Vogel etc...., sondern nur Eigennamen, die für jede besondere Abart von Baum, Fisch, Vogel etc. gelten." — „In Kalifornien gibt es weder Gattung noch Art: jede Eiche, jede Kiefer, jedes Kraut hat seinen besonderen Namen." — „Die Klamath-Indianer haben kein Gattungswort für Fuchs, Eichhörnchen, Schmetterling, Frosch; aber jede Art von Füchsen etc. hat ihren besonderen Namen. Die Substantiva der Sprache sind unübersehbar." — „In Indien gibt es verschiedene Worte für die Arten des Hirsches, aber kein allgemeines Wort für Hirsche." — „Bei den Lappen gibt es viele Worte für die verschiedenen Renntierarten; es gibt Spezialausdrücke, um ein Renntier, das ein, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben Jahre alt ist, zu bezeichnen." — „Die Zulu haben kein Wort für ‚Kuh', wohl aber Wörter für *rote Kuh, weiße Kuh, braune Kuh* usw."

Es ist genau das gleiche, was Wilhelm Havers als „enumerative Redeweise" bezeichnet (Indogerm. Forsch. 45, 1927, 229ff.). In der Sprache primitiver Völker steht z. B. für den von uns zusammenfassend als „bringen" bezeichneten Vorgang eine Aufzählung sämtlicher mit dem Bringen verbundenen Teilhandlungen: „nehmen, gehen, geben". „Pflücke mir eine Menge" würde in einer solchen Sprache wörtlich heißen: „Pflücke Menge, komme damit, gib mir." „Holen" wird ausgedrückt durch „gehen, nehmen, zurückkehren, geben". Der primitiven Sprache ist es also nicht möglich, den Vorgang des Holens als Einheit zu sehen und zu benennen, ihr ist jede dazu nötige Teilhandlung für sich allein gleich wichtig. Alle Einzelvorgänge werden in syntaktischer Gleichordnung wiedergegeben. Hervorhebung und Überordnung eines Hauptbegriffes ist nicht möglich.

Auch diese Erscheinung läßt sich in deutschen Mundarten nachweisen. Havers verweist auf das niederdeutsche *ga sitten* = setz dich, schwäbisch *er gieng gehen*, entsprechend elsässisch *i gang gê* und schweizerisch *gogen* „gehn gehn" und *chogen* „kommen gehn", das Debrunner (Indogerm. Forsch. 45, 325) aus dem Schweizerischen Idiotikon II, 323f. nachweist.

Dort finden sich Sätze wie: *er is g'gangen gon-en grüeze; si wird si*^{ch} *nüd g'gange*^{n} *si*^{n} *gogen ersäufen; d'Chirsi gangen abe*^{n}*gen ernte*^{n}*; mer wend gâ*^{n} *goge*^{n} *luege*^{n}*; Hans, gang gogen im Joggi säge*^{n}, *er soll cho chogen esse*^{n}. Weit verbreitet, auch über Nassau hinaus (für das Havers Belege beibringt) ist die enumerative Erweiterung eines Verbalbegriffes durch *hingehen: Gott hat zuerst den Adam erschaffen, nachher ist er hingegangen und hat die Eva erschaffen.* Besonders beliebt ist diese Erweiterung mit *hingehen* oder häufiger *hergehen* im Schwäbischen (Schwäbisches Wörterb. III, 1634).

Die enumerative Redeweise erklärt sich ebenfalls aus der Unfähigkeit des primitiven Menschen zur Zusammenfassung und Verallgemeinerung. Der Primitive sieht die Welt als ein Chaos von Einzelgegenständen und -vorgängen, die sich ihm noch nicht zu sinnvollen Gruppen zusammenordnen. Seine Rede muß dieses Chaos Zug um Zug in den Einzelheiten wiedergeben. Der Sprecher erlebt das zu Erzählende in allen Einzelheiten noch einmal und hebt alle Einzelheiten gleichmäßig hervor. Logische Hervorhebung und Überordnung des wichtigsten Gedankens ist ihm nicht möglich. An Stelle des Stiltyps „*er tötete ihn mit gezücktem Schwert*" steht deshalb enumerativ „*er zückte das Schwert, tötete ihn*".

Die volkstümliche Erzählweise steht noch vollständig unter diesem Gesetz. Mit breiter Umständlichkeit wird jede noch so nebensächliche Einzelheit berichtet. Dem Volksmenschen sind sie alle gleich wichtig. Er reiht sie in parataktischem Gefüge aneinander, endlos die Formel „*und da ... und da*" wiederholend. Die zeitliche Folge der Handlung ist das einzige Ordnungsgesetz, das oft eindringlichst betont wird durch die Wiederholung des Verbs im darauffolgenden Satz: „*Am Abend sind wir heimgekommen, und wie wir heimgekommen waren, haben wir gegessen, und wie wir gegessen hatten, haben wir ausgeruht, und wie wir ausgeruht waren, haben ...*" Dieser Erzählweise entspricht es, daß die indirekte Rede fast völlig fehlt. Aussagen anderer werden wörtlich wiedergegeben und nach dieser Wiedergabe auch weitererzählt. „*Sarich*", *sare* (= „sagte ich", sagte er) kann so zur festen Formel werden, die sich fast in jedem dritten Satz wiederholt.

Es konnte gezeigt werden, daß die hier geschilderte Erzähl- und Redeweise und der individualisierend-isolierende Aufbau des volkstümlichen Wortschatzes sich ähnlich in den Sprachen primitiver Völker findet. Deshalb aber ist die Volkssprache in keiner Weise primitiv zu nennen. In ihr hat sich nur in schwachen Resten

erhalten, was sich bei den Primitiven in reiner Ausprägung findet. Der Vergleich mit den älteren Stufen unserer Sprache zeigt, daß auch die Volkssprache einen weiten Entwicklungsweg hinter sich hat, der von einem vorlogischen Zustand individualisierender Benennungsweise und enumerativer Redeweise zu einer Stufe mehr logisch-rationaler Ausdrucksweise geführt hat. Die Volkssprache hat sich in dieser Entwicklung ein größeres Maß an Ursprünglichkeit bewahrt als die Hochsprache. Es darf dabei nicht übersehen werden, daß der synthetische Bau der Volkssprache schon weitgehend zerstört und durch einen analytischen Neubau ersetzt ist. Am stärksten macht sich dieser Wandel im Formenbau bemerkbar, wo er weiter fortgeschritten ist als in der Hochsprache, aber auch im Wortschatz offenbart sich dasselbe. Hier sind z. B. Verbalbegriffe, die noch in der älteren Volkssprache und in der Hochsprache durch einfache Verben ausgedrückt werden, durch Umschreibungen dargestellt:

spreiten — *auseinandermachen;* wärmen — *warm machen;* nageln — *Nägel hineinschlagen;* tränken — *Wasser geben;* faulen — *faul werden;* älten — *alt werden;* fischen — *Fische fangen;* fasten — *nichts essen;* erröten — *rot werden;* töten — *tot machen;* schmerzen — *weh tun;* zahnen — *Zähne kriegen;* seufzen — *einen Seufzer fahren lassen* usw. (Stroh, Probleme 23ff.).

Auch die oben als Kennzeichen der Volkssprache geschilderte Vielstämmigkeit, die aus der Unfähigkeit zur gattungsmäßigen Zusammenfassung entspringt, wird vor unsern Augen abgebaut. Vor allem in den Verwandtschaftsnamen zeigt sich deutlich ein Zug zu gattungsmäßiger Zusammenfassung: *Schwäher — Schwieger* wird ersetzt durch *Schwiegervater — Schwiegermutter; Eidam — Schnur* durch *Tochtermann — Sohnsfrau; Vetter — Base* durch *Geschwisterkind* (Stroh, Probleme 27).

Die Gegenstandsgebundenheit der Volkssprache. Der Volkssprache fehlt in höherem Maße als der Hochsprache die Fähigkeit zur Bildung von Allgemeinbegriffen. Sie haftet am Einzelding, sie ist gegenständlich. Besonders ausgeprägt findet sich das noch bei den alten Maß- und Zählsystemen, die je nach der Art des zu messenden Gegenstandes verschieden sind, die sich also noch nicht vom Gegenstand gelöst haben wie unsre neueren Maßordnungen. Die alte Maßeinheit für Scheitholz ist beispielsweise das *Klafter* (Spannweite der Arme), für Tuch die *Elle* (Länge des Vorderarmes), für Feld der *Morgen* oder das *Tagwerk* (eine Arbeitsleistung). Die gleiche Maßbezeichnung kann sogar Verschiedenes besagen, wenn sie auf verschiedene Gegenstände bezogen ist: der *Meste* entsprechen 25 Pfund Roggen, aber 18 Pfund Hafer. Auch unbestimmte Mengenbegriffe sind in der Volkssprache gegenstandsgebunden, wie Stroh (Hessische Forschung 33) aus Estors „Versuch eines oberhessischen Wörterbuches" von 1767 belegt. Die Auffassung ist heute noch die gleiche, auch wenn einige der Wörter nicht mehr bestehen. Estor gibt an: „*Arke* ein haufen holtzes, *Edder* ein Haufen Heues in der Scheune, *Hauste* ein Haufen Heu usw., den man auf-ladet, *Bozze* ein haufen z. e. Äpfel, *Braß* von einem haufen unschicklicher Sachen; *ä klopp leu* eine menge leute, *Wesen* eine Menge z. e. geltes." Der reine Begriff des Brünstigseins ist in der Mundart noch nicht ausgebildet, sie hat besondere Bezeichnungen je nach dem Subjekt: *rossig* (Pferd), *ochsig* (Kuh), *stärnig* (Schaf), *böckig* (Ziege), *rollig* (Schwein), *katerig* (Katze), *läufig* (Hund, Hase). Für unangenehme Gerüche hat die Volkssprache fast soviel Ausdrücke, als es Quellen für solche gibt.

Aus dem Schwäbischen Wörterbuch ist — gewiß nicht vollständig — folgende Liste zusammengestellt: *dämmeln* nach Dammel (Schimmel) riechen, *kameln* nach Kam (Schimmel auf Flüssigkeiten) riechen, *mürschelen* dumpf faulig riechen (Mürschel = Schimmel), *feisseln* (Feiß = Fett), *fuselen* nach Fusel stinken, *seifelen* nach Seife riechen oder schmecken, *rosslen* nach dem Roß riechen, *kuhen*, *stallelen*, *dreckelen*, *kuhdreckelen*, *bockelen*, *böcksen*, *katzendreckelen*, sogar gelegentlich *menschelen*, *tötelen* nach Verwesung riechen, *schweißelen* nach Schweiß riechen, *kästelen* riechen wie etwas, das lange in einem verschlossenen Kasten liegt, *krautelen* nach Kraut riechen, *räuchelen* nach Rauch riechen, *leimelen* nach Leim riechen (dieses von O. Heilig, Zeitschr. f. hochd. Mundarten 3, 1902, 92 bezeugt).

Damit vergleicht sich genau, was Lévy-Bruhl (Das Denken der Naturvölker S. 132) von primitiven Sprachen berichtet, in denen z. B. *essen* so oft variiert, als die Zahl der Nahrungsmittel beträgt. Gegen-

standsgebunden sind die Ausdrücke für den Begriff „Mähen": Gras wird *gemäht*, Getreide *geschnitten;* ebenso die Ausdrücke für „Schärfen", die je nach dem Gegenstand und vor allem nach der verschiedenen Technik des Schärfens wechseln: *wetzen* (mit dem Handgerät, dem Wetzstein), *schleifen* (mit dem größeren Schleifstein), *dängeln* (durch Klopfen mit dem Dängelhammer). Der Mundart fehlt noch der reine Begriff der Samendrüse, sie sieht den Begriffsinhalt noch in seiner jeweiligen gegenständlichen Erscheinung an, wenn sie etwa bei Pferden, Hunden, Ebern von *Hoden*, beim Menschen von *Geilen* spricht. Ihr fehlt der allgemeine Begriff „Gosse am Straßenrand", sie unterscheidet den *Floß* bei Ortsstraßen von der *Rinne* an der Landstraße. Sie kennt nicht den Begriff „Fell" schlechthin, sondern unterscheidet die *Kuhhaut* vom *Geißenfell* und dem *Hasenbalg* (Stroh, ebenda; Schwäb. Wörterb. s. v.).

So wie die Volkssprache gegenstandsgebunden, gegenständlich in der Wiedergabe der Außenwelt ist, so ist sie auch konkret, d. h. anschaulich-bildhaft im Ausdruck.

Den Begriff des „Tadelns" beispielsweise drückt die Volkssprache nicht abstrakt aus, sondern durch anschauliche Vergleiche, etwa als Reinigung: *die Nase putzen, die Nase reiben;* oder als Heilung: *die Leber schleimen;* oder als religiöse Handlung: *die Leviten lesen, ins Gebet nehmen;* oder als Ausbesserung eines Geräteschadens: *die Stelzen beschlagen;* oder als Kochen: *einem etwas Böses kochen.* An Stelle des reinen Begriffs „essen" setzt die Volkssprache Ausdrücke, die bezeichnen, was beim Essen zu hören ist: *hapchen* (hastig essen), *schlapchen, schlupchen* (schlürfen), *schmatzen* (laut mit Wohlgefallen); oder welchen Eindruck der Essende macht: *hineinwolfen* (hastig und gierig); oder welche Wirkung das Essen hat: *sich knüppeldick essen, sich dick satt essen* usw.

Hiebe sind: *Äpfel (ohne Stiele), Fänge, Fett, Kloppfische, Knüppel, Schmiere, Dresche, Tabak, Wichse.* Betrügen heißt unter anderem: *anschmieren, bescheißen, pritschen, schneiden, hintenherumheben, lackieren, einseifen.* Der Kopf ist *der Hirnkasten, die Hirnbüchse, die Kohlrabe, das Dach, das Düppen, der Wirsching.* — Für betrunken steht *benebelt, voll, sternkanonenvoll, sterngranatenvoll, streifig, eingewickelt, schwer geladen haben.* (Alle diese Beispiele gelten für Naunstadt: Stroh, Probleme 36ff. Zu „betrunken" vgl. noch: H. Schudt, Er ist betrunken, Hessische Blätter für Volkskunde 27, 1928, 76ff.) Geld nennt der Westfale nach der bezeichnenden Handbewegung *Schûf-vür-den-dumen* (Woeste, Wörterb. d. Westfäl. Mundart, 1882, 234).

An die Stelle steigernder Partikeln, an die Stelle etwa eines nichtssagenden „sehr" tritt in der Volkssprache die Darlegung der Folgen: *ich schlag dir aufs Dach, daß die Ziegel rappeln, einer ist so dumm, daß er brummt, so lang, daß er aus dem Kandel Wasser saufen kann* (Maurer bei Hofmann, Rheinhessische Volkskunde, 134). — *Der ist so dumm, daß ihn die Gänse beißen, der schläft, bis die Katz Peter ruft, der ist so geizig, er beißt eine Kaffeebohne durch.* Ein Kleid ist so *zerrissen, da fangen sieben Katzen keine Maus drin. Wenn das kaput ist, tun uns die Zähne nicht mehr weh. Ich bin erschrocken, wenn mich einer gestochen hätte, ich hätte kein Blut gegeben. Du kriegst eine Ohrfeige, daß du meinst, Ostern und Pfingsten fallen auf einen Tag.* (Beispiele aus Simmern im Hunsrück von Gregorius, Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1914, 268ff., 330ff.) — *Der lacht, daß man den Wecken im Magen liegen sieht* (Schwäb. Wörterb. II, 907). — *Ich schlage dir ins Genick, daß du Backsteine kotzt, den Kopf unter der Bank suchst, nicht mehr weißt, ob du ein Bubchen oder ein Mädchen bist, hinter die Ohren, daß du Rad fährst, vor Pfingsten den Himmel nicht mehr siehst, an den Kopf, daß du Plattfüße kriegst, ins Freß, daß dir die Zähne im Arsch klappern, haue dir paar, daß du Putzlumpen kotzt, eine aufs Gesangbuch, daß die Melodie an den Backen hinunterläuft,* usw. (Stroh, Stil 135). — *Einen schwarz und blau hauen, einem blaue Flecken hauen, einen mürb hauen; Ich hau dir eine auf den Speicher, daß dir der Keller wackelt, auf den Kopf, daß du Plattfüße kriegst, wie ein Gansert, ins Gesicht, daß du das Feuer im Schweizerland siehst, auf die Schnüß, daß dir die Zähne korporalschaftsweis zum Arsch herauskommen, vor das Zifferblatt, daß dir die Weiser auf halb elf schnappen, auf die Nase, daß die rote Brühe spritzt, eine auf die Backe, daß du sie auf der andern Seite greifen kannst, daß du die Lappen verlierst, daß du springst, daß du dich schiebelst, trollst, kegelst, knüngelst, kurwelst, kugelst, rollst, tummelst, wenzelst, zwirbelst* usw. (Müller, Rhein. Wörterb. III, 314ff.). — *Ich hau dir aufs Kapital, daß die Zinsen an den Absätzen herauskommen, daß du die zwölf Apostel für eine Räuberbande anguckst, daß der Pfarrer auf der Kanzel wackelt* (Becker, Pfälzer Volkskunde 168). — *Er ist so faul, er mag sich nicht regen, er ist nicht aus dem Mal zu schlagen, er liegt lieber krumm als daß er arbeitet, er mag sich nicht setzen, er mag das Maul nicht auftun, er mag seinen eignen Schweiß nicht riechen, er mag sein eigen Fleisch nicht tragen, er mag sein eigen Fleisch nicht kleiden, daß er stinkt, ihm wächst die Scheiße in die Augen* (Mensing, Schleswig-Holstein. Wörterb. II, 254). — *Er ist zu faul zum Lügen, zu faul, daß er die Beine nachträgt, so faul, daß er stinkt* (Elsäss. Wörterb. I, 111). — *Der ist so faul, daß er stinkt, der stinkt aus den Knopflöchern, der verschläft im Hinabgehen, daß ihn die Haut druckt* (Schwäb. Wörterb. II, 985). —

Der ist zu faul, daß er die Augen aufmacht, daß er das Maul auftut, so faul, daß er über seine eignen Beine fällt, daß er gappt (= gähnt), *die Zähne auseinandermacht, seine eignen Knochen zu tragen, seinen Namen zu sagen, zu faul, stehn zu bleiben, wenn er am Laufen ist, er ist so faul, er mag sich nicht kratzen, wenn es ihn beißt, er verdient das Wasser nicht für die Suppe* (Rhein. Wörterb. II, 330). — *Der ist so dumm, daß ihn die Gäns beißen, daß man ihn könnte melken, daß man ihn am hellen Tag vernaglen kann, daß man könnte Riegelwände mit ihm einrennen* (Elsäss. Wörterb. II, 683). — *Der ist so dumm, daß er Türen aufblasen will, daß die Gänse ihn beißen, der kennt seinen Herrgott nicht mehr, er kann nicht „Speck" sagen, er kennt das große A nicht, er kann nicht bis fünf zählen, da kann man Schweine mit hüten, Ochsen mit totschlagen, Fenster und Türen mit einrennen, man kann ihm weismachen, daß der Fuchs legt Eier in einen Holzschuh, daß man ihn nicht aus einem Fenn Bohnen herausweisen kann, wenn da auch zehn Hecklöcher sind* (Schleswig-Holstein. Wörterb. I, 909). — *Der ist so dumm, er hört und sieht nicht und geht keiner Herde nach, so dumm, daß er brüllt, man könnte eine Stalltür mit ihm einrennen, wenn er müßte Steuern bezahlen von seiner Dummheit, verdiente er nicht genug, der ist zu dumm, für mit einem Bären zu tanzen* (N. Fox, Saarländische Volkskunde 150).

Auch die Vorliebe für den Vergleich entspringt der sinnenstarken Anschauungskraft des Volksmenschen, der Abneigung gegen das Abstrakte. Das Allgemeine wird stets durch den Hinweis auf den anschaulichen Einzelfall dargestellt. Belege finden sich in jeder Mundart in großer Masse. Mit Absicht werden hier längere Listen geboten, die nicht nur der Veranschaulichung dienen, sondern unmittelbar zeigen, daß die hier nachgewiesenen Besonderheiten der Volkssprache in allen deutschen Mundarten vorhanden sind. Außerdem offenbaren sich so der ganze ungeheure Reichtum und die fast grenzenlosen Ausdrucksmöglichkeiten unsrer Volkssprache, von denen man im allgemeinen keine klare Vorstellung hat.

Augen wie ein gestochenes Kalb, dünn wie ein Bohnenblatt, dicht wie gesät, sauber wie geleckt, steif wie ein Stecken, saufen wie ein Bürstenbinder, fressen wie ein Drescher, fauchen wie ein Gerberhund, zittern wie Espenlaub, bluten wie eine Sau, stehlen wie eine Atzel, lügen wie gedruckt, dastehn wies Kind beim Dreck, es geht wie geschmiert, Schreie tun wie ein Buchmarder, Verstand von etwas haben wie der Esel vom Zwirnwickeln, wie die Kuh vom Mittag, Geschäfte machen wie der Jud von Worms (nämlich schlechte) (Stroh, Probleme 42). — *Ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter, wie wann der Teufel Erbsen drauf gedroschen hätte* (= pockennarbig), *ein Kopf, wie ein Welschgückel* (rot vor Zorn), *Läuse wie Zwetschenkerne, eine Schnute wie Schüppen Siebener, ein Magen wie ein Zuchthaus, wie eine Strumpfkappe, ein Arsch wie eine Futtermande, wie ein Laubkorb, wie ein Backkorb, Beine wie eine Bachstelze, wie ein Dächsel, wie ein Butterfaß, Schuhe wie ein Geigenkasten, ein Kerl wie durch ein Wursthörnchen gedrückt, wie ein junger Hund, ein Kotelett wie ein Abtrittsdeckel, Hagelkörner wie Taubeneier, eine Hitze wie an den Hundstagen. So stumpf wie ein Sech, naß wie eine Katze, lang wie der Johannistag, schepp wie eine Mucke brunzt, haarig wie eine Gießkanne* (= bartlos), *munter wie ein Kleiderläusel, durch wie eine Holderbüchse, tappig wie ein junger Hund, bei der Hand wie eine Wichsbürste, in Bewegung wie ein Lämmerschwanz, in der Rage wie ein Kühbauer, ein Busen so glatt wie ein Bügelbrett, Schuhe eine Nummer kleiner wie ein Kindersarg, mehr Arbeit wie die Pfanne an Fastnacht, lamentieren wie der Krüppel am Weg, anhalten wie ein kananäisches Weib, toben wie die Hex am Bendel* (d. h. die gebannte), *aufpassen wie ein Hechelmaus, sich anstellen wie die Katze zum Heurupfen, sich putzen wie ein Pfau, aufgeputzt wie ein Pfingstochse, geht auseinander wie eine Dampfnudel, wie eine Kräppel, wächst unter sich wie eine Gelberübe, schnickt den Kopf wie ein Gansert, kaut auf zwei Backen wie ein Kornwurm* (= Hamster), *kann schwimmen wie ein Wetzstein, läuft herum wie der Gockel im Mondschein, hats Geriß wie dem Bettelmann seine Kutte, taugt dazu wie der Igel zum Arschwisch, ist noch nicht weiter gekommen wie ein Kühschwanz: von einem Arschbacken auf den andern, du hörst getreten und geschlagen wie eine Kirchenorgel, das schmeckt wie ein toter Jude, wie eingeschlafene Füße, ein Weiberbein hält wärmer wie zehn Backstein* (Stroh, Stil 131 f.). — *Er flackert wie ein Strohwisch* (= jähzornig), *essen wie ein Drescher, trinken wie ein Bürstenbinder, aufpassen wie ein Haftelmacher, lachen wie ein Narr, aussehen wie die teure Zeit* (d. h. mager), *wie ein ausgespiener Apfelkuchen* (d. h. ungesund, bleich), *wie der Schmied vor Tag* (d. h. beschmiert), *ist bedreckt wie ein Kaukehrel* (= Kaminkehrer), *geht herüm wie ein Aufgehangener* (d. h. mit entblößter Brust), *faul wie ein Ameisenbär, flink wie ein Wieselchen, munter wie ein Hase, arm wie eine Kirchenmaus, rot wie ein Kapauner, zudringlich wie eine Wanze, besoffen wie ein Schwein, fett wie ein Mastschwein, aufgeputzt wie ein Palmesel, ißt wie Müllers Hühner* (d. h. wählerisch), *geht wie der Hahn im Gras* (d. h. stolz), *läuft herum wie ein Hirtenhund, wie ein stumpfschwänziger Hund* (d. h. unstät hin und her), *fliegt herüm wie eine Wetterhexe* (d. h. aufgeregt), *einander gernhaben wie die Ziege das Messer* (hassen) (Julius Gréb, Zipser Volkskunde, 1932, 108 ff.). — *Aufs Geld sein wie der Teufel auf eine arme Seele, dumm wie die Sünde, aussehen wie das Leiden Christi, faul wie der blaue Mist, verdreht wie ein Kälberstrick* (W.-E. Peukert,

Schlesische Volkskunde, 139). — *Er ist so dumm wie er lang ist, dumm wie Harz, durch wie ein Blasrohr, der stinkt nach Geld wie ein Ferkel nach Parfüm* (d. h. er ist sehr arm), *der da wird auch ein Schuster wie der Teufel ein Kreuzschleifer* (Nik. Fox, Saarländische Volkskunde, 1927, 150f.). — *Er macht Augen wie ein gestochener Bock, Angst wie eine Judengeiß, aussehen wie ein verdrückter Handkäse* (unansehnlich), *wies Leiden Christi* (elend), *eine Gurgel wie ein Strumpf* (weit), *der hats im Griff wie der Bettelmann die Laus, ein Stimmchen wie ein Kaufnähts* (dünn wie ein Faden), *der rangst wie ein Füllen* (wiehert vor Freude), *schnauft wie eine gestopfte Gans, ist willkommen wie die Sau im Judenhaus* (nicht genehm), *schämt sich wie ein Bettseicher, der ist gespannt wie ein alter Regenschirm, wie ein Flitzbogen, glatt wie Pfannkuchen, schlank wie ein Mehlsack, schön wie eine Sau mit einem Ohr, der lebt* (im Streit) *wie die Kesselflicker* (Becker, Pfälz. Volkskunde 168). — *Er ist so faul wie Mist, wie der unterste Mist, ein Misthalm, Dreiß* (= Kot), *wie gedrissen, wie alter Dreck, Straßendreck, Gassendreck, Holunderholz, Stroh, eine Bohne, ein nasser Placken, so faul wie ein Dachs, ein Esel, ein Bock, eine Kuh, ein Kanin, ein Ferkel, ein Ochse, eine Hippe, ein alter Schindergaul, die Nacht, ein Schäfer, ein Kühhirt, wie er lang ist, wie all nichts gutes, wie Klößbrüh* (Müller, Rhein. Wörterb. II, 329); *so frech wie ein Bote* (= Polizist), *wie ein Bauer, der gebeichtet hat, ein Bürstenbinder, ein Düppengießer, ein Kesselflicker, der glasglühdige Teufel, der Schaum vom Teufel, ein Franzos, Jan auf dem Misthaufen, ein Glasspatz, ein Messerjunge, Oskar, ein Packjude, eine Atzel, Eule, ein Dachs, ein mageres Ferkel, die Fliege in der Kirche, ein Floh, der Hahn auf seiner Misten, ein böser Hund, Kettenhund, Gerberhund, ein Karrenpferd, wie Galgenholz, Erbgrind, Krätze* usw. (Müller II, 755f.). — *Er ist so faul wie Sommerscheiße, ein Pfund Scheiße, Mist wie ein Kuckucksweib, wie Johann Eigen, der sollte an den Galgen und wollte nicht, wie ein Schäfer, wenn der einem den Weg weisen soll, dann weist er mit dem Bein, so faul bei der Arbeit wie so ein Hund, der auf zwei Beinen läuft* (Mensing, Schleswig-Holstein. Wörterb. II, 254). — *Er ist so dumm wie ein Ochs, Roß, Schaf, Esel, eine Kuh, wie die Nacht* (Schullerus, Siebenbürg.-Sächs. Wörterb. I, 90). — *Er ist dümmer als ein Badgast* (Sylt!), *so dumm wie er dick (lang) ist, wie ein Schaf, Schwein, Winterschwein, Bauernschwein, Sommerferkel, Ochse, wie das Achterviertel von dem Schaf, wie ein Pott voll Grütze, ein Bund Stroh, ein Holzschuh, ein Brett, ein Stück Holz, die Wand, wie Leder, das man haut und wehrt sich nicht, wie ein Katenkind und ist doch in einem großen Haus geboren* (Mensing, Schleswig-Holst. Wörterb. I, 909f.). — *So dumm wie der Teufel, wie ein Schinder, eine Kuh, die Hühner vor Tag, eine Ratte, Gänsedreck, Haberstroh, ein Brett, Ofenbrett, eine Abtrittstür, ein Dächsel, wie des Teufels Werktagskappe* (Elsäss. Wörterb. II, 683). — *Einer hat Haar wie Seide, Samt, ein Seidenkanin* (so weich), *wie Besenreiser, wie ein Reiserbesen, ein Stachelschwein, Säubohnenstroh, röggenes Stroh, Säuborsten, ein Schruppstiel* (Rhein. Wörterb. III, 3) — *Er ist drein hineingekommen wie der Pontius ins Credo, hineinliegen wie ein Reichsgraf, wie wenn er einen Taler geschenkt hätte, wie die Bauern auf dem Kornmarkt (in die Schranne), wie ein Bauer wo Zins gebracht hat, er tappt hinein wie der Michel in den Himmel, hineinfahren wie der Narr in den Kachelofen, der Pudel in die Wassersuppe* (so unvorsichtig), *wie der Stier aufs Kraut, ins Zeug wie der Büttel in die Häuser, wies Wetter ins Hirtenhaus, wies Wort Gottes in die Studenten* (Schwäb. Wörterb. III, 1626ff.). — *Hinanhocken wie ein Pfründer, ein Schneider, ein Bauer, wenn ers Korn verkauft hat, hinansitzen wie's Kind zum Dreck, die Katz wenn's donnert* (hilflos), *wie ein Pfund Schnitz, wie der Graf Deckele* (steif, vornehm; in Berlin dafür *wie der Graf Koks*), *wie eine Häßlaus* (nicht wegzubringen), *wie eine Bremse, wie ein Dotsch* (stumm), *wie hingeopfert, wie wenn er den Zins gebracht hätte* (Schwäb. Wörterb. III, 1604, 1607). — *Etwas steht einem wie dem Kalb die Florhaube, wie einem alten Weib das Tanzen* (Schwäb. Wörterb. III, 1696). — *Einer ist ein Kerl wie ein Hackstock* (klein, untersetzt), *wie ein Zeislein* (gewandt), *wie ein Schultes* (sehr groß), *wie ein bleierner Vogel* (ungelenk) (Büchenbach bei Erlangen).

An die Stelle des Vergleichs tritt oft — noch bildhafter — die Metapher, in welcher der zum Vergleich herangezogene Gegenstand dem zu schildernden ganz gleichgesetzt wird.

Große Schuhe sind *Mainbootchen* oder *Kindersärglein*, der Kopf wird ein *Wirsing* oder die *Erbse*, *Rübe*, die Nase wird zur *Gurke*, dicke Beine sind *Stempel*, ein alleinstehendes Büschel Haare im Gesicht ist ein *Binsenstock*, ein buschiger Schnurrbart ein *Filzpinsel*, *Schmetterling* ist ein Mensch mit wenig Kraft, Zigarren sind *Sargnägel*, Schnaps ist *Friedhofswässerlein*, graue Haare sind *Friedhofsblümlein*, der Backsteinkäse heißt auch *Maurerskotelett* (aus dem Ostfränk. Wörterb.), Orden heißen in Leipzig spöttisch *Hundezeichen*, *Bierzeichen*, *Piepvogel*, *Spuckfleck*, *Schmetterling* (K. Albrecht, Die Leipziger Mundart, 1881); Stroh nennt aus Hessen: *Kummet*, *Brandmauer* hoher Kragen, *Läusekäfig* Hut, *Schockelgäulchen* steifer Hut, *Fangeisen* Verlobungsring, *der reinste Steinbruch* schlechte Zähne, *Mauldiarrhöe* Redefluß, *Stalltüre* Hosenschlitz, *Frühkartoffel*, *Quellkartoffel*, *Käse feil* entblößte Ferse infolge schadhaften Strumpfes, *er hat ein Kindchen gefressen* das Hemd kommt zum Vorschein infolge schadhafter Hose, *es blitzt* wenn bei Damen Hose oder Unterrock zu sehen ist, *er ist aus dem zweiten Stock in die Hosen gesprungen* zu kurze Hosen, *er ist beim Torbogenverein*, *der Schneider hat ihm krumme Hosenbeine gemacht* krumme Beine, *die hat sich auch von dem buckligen Schürzenzeug kauft* schwanger, *der sorgt erst fürs Fleisch und nach fürs Brot* heiratet, bevor er eine Frau ernähren kann, wenn es im November schneit,

hat der Winter verkalbt, man meint, eure Kuchen wären verschrocken hell infolge zu geringer Zutaten, *ein Viertel warme Schlauch, Chausseestaub, Hackklotzgeschabsel* Leberwurst, *dein Gaul hat ein Faß gefressen, man sieht die Reife liegen, Kleiderständer, Kappenständer* dürres Pferd, *Totenwagenbremser* Autofahrer, *einem die Hufeisen abreißen* die Sterbesakramente reichen (Stil 137f.). — Müller stellt (S. 184; vorzugsweise aus dem Rheinland) als metaphorische Bezeichnungen fest: für Nase *Gurke, Knolle, Haken;* Augen *Döpp* (= Kreisel), *Klötz, Fenstere;* Pferdekot *Pferdeäpfel, -kräpfel, -semmeln, -birnen;* Tannenzapfen *Mähammel, Tannkühe, -schafe* (Thüringen), *Tanngeißen* (Unterfranken); Hasel- und Weidenblüte *Raupen, Schäfchen, Maukätzchen, Lämmes-chen, Mimmes-chen* (= Kätzchen); Wirbelwind *Fiestenküttel, Fuchsschwanz, Heinzelmännchen, Säuarsch, Säufist, Sauschwanz, Trudelmann;* zornig *giftig;* eigensinnig *kraddig* (= krötig); auffällig gekleidet *aufgedonnert.* — Aus der deutschen Sprachinsel Zips bezeugt Jul. Gréb (Zipser Volkskunde 108) *Knödelzähler, Dschuckenfresser* (= Erdnußesser) für Geizhals, *Gläserchenflieger* für Parasit, *Klinkenputzer, -drücker* für Bettler, *Handschuhklopfer* für den kalten Nordwind, *Schoppenbrecher* für den riesig starken Nordwestwind. — Aus dem reichen Stoff, den Bergmann in seiner Arbeit über das Bildliche und Figürliche in der Mundart des Ochsenfurter Gaues (Zeitschr. f. hochd. Mundarten 1917, 97) vorlegt, seien nur noch folgende genannt: *Zehengucker* Kopfhänger, *Zeitungsfresser* Mensch, der den Inhalt einer Zeitung gleichsam verschlingt (S. 109), *Gedankelein* Mensch, der immer in Gedanken versunken ist, *Profitlein* Mensch, der stets auf seinen kleinen Vorteil bedacht ist, *Herrgöttel* Mensch, der so aufgeblasen ist, daß er sich einbildet, ein kleiner Herrgott zu sein, *Barbarossa, Hergenröther* (für „*Häärchenröter*"), *Rotschwänzlein, der Backsteingrüne* Namen für Rothaarige (S. 112f.), *Kohlrabi, Gesims* Kopf, *Kümmerlein* (= kleine Gurke) Nase, *Heubüschelein* Haare, die wie kleine Heubüschel an der Stirne zusammengerollt sind, *fünfzinkige Gabel* Hand, *Pflatsche* (zunächst = Fuß der Gans) plumpe Hand, *Regensburgerlein* (= Regensburger Knackwürste) unförmlich fleischige Finger (S. 113f.).

Diese Beispielreihen zeigen, daß es nicht nur ein paar vereinzelte, naheliegende Gegenstandsbereiche sind, die bildhaft durch Vergleich oder Metapher dargestellt werden. Die ganze Sprachgewohnheit des Volksmenschen wird von dieser Neigung zum bildhaften Ausdruck bestimmt. Und bildhaft-anschaulich wie seine Sprache, so ist auch sein Denken: „Da kann man manchen einfachen Menschen finden, der sozusagen nur in Bildern denkt" (Bergmann, Zeitschr. f. d. Mundarten 1918, 129). Einem Kaplan, der ein Buch nicht verleihen will, weil es nur für Gebildete geschrieben sei, antwortet ein solcher Mensch nicht, daß gesunder Menschenverstand oft mehr wert sei als der in langwierigem Studium hochgezüchtete Geist des Gebildeten, sondern er sagt ihm: „Ein krumm gewachsener Baum trägt mehr als ein krumm geschlagener." Ein in Bildern denkender Mensch antwortet auf die Frage, wieviel Rotwein er in seinem Leben wohl schon getrunken hätte, nicht mit einer Maßangabe, sondern: „Ein Mühlrädlein könnte es schon treiben" (Bergmann, ebenda 120). Plastisch anschaubar treten alle Vorstellungen in das Bewußtsein des Volksmenschen, und diese anschaubaren Dinge ersetzen in seiner Rede die abstrakten Begriffe. Auch Zeitbegriffe drückt die Volkssprache bildhaft aus durch Nennung irgendeines sinnenfälligen Merkmals der betreffenden Zeit. Zwar ist diese Tatsache nicht mehr überall so ausgeprägt erhalten wie im Siebenbürgisch-Sächsischen, wo Jahres- und Tageszeiten meist mit Hilfe der für die Zeit kennzeichnenden Arbeiten bezeichnet werden:

Für Winter *wenn man Schweine schlachtet, wenn man Schlitten fährt, wenn man am Ofen sitzt;* für Frühjahr *wenn es grün wird, wenn der Kuckuck kreischt, wenn die Schwalben kommen;* für Sommer *wenn man badet;* für Herbst *wenn der Büsch anfängt zu gilben, wenn der Büsch dürr wird;* für Teile der Herbstzeit *wenn die Schwalben ziehen* (Anfang September), *um den Michelstag* (Ende September), *wann man liest* (Mitte Oktober). Statt „es wird Abend" sagt man dort *der Büsch brüht* (= glüht im Abendrot), *die Vögel ziehen in den Büsch* (vgl. Maurer 10 und Siebenbürg.-Sächs. Wörterb. I, 391, 834 und II, 177).

Aber auch wenn es nicht mehr so stark zum Ausdruck kommt wie hier, ist diese plastische Vorstellungsweise der Volkssprache noch überall eigen. Ihr Geschichtsbild gestaltet sich an Hand solcher der Anschauung zugänglichen Tatsachen:

Ehe ich verheiratet war, wie ich Soldat war, wie mein Vater starb, wie ich in die Schule ging, im siebziger Krieg (an dem der Vater teilgenommen hatte), *wie mein Großvater jung war, in der Schwedenzeit, als die Raubritter oben auf der Burg saßen, in der Heidenzeit* (aus der die „Heidengräber" droben im Wald stammen, von denen vor Jahren eins ausgegraben wurde). (Vgl. M. Zender in: Rhein. Vierteljahrsblätter 4, 1934, 50.)

Ebenso werden Beziehungen im Raum nicht auf irgendwelche fernliegenden oder angenommenen Punkte ausgerichtet, sondern auf den Sprecher selbst als dem Angelpunkt jedes Raumes. Ost und West

wird allenfalls *Morgen* und *Abend*, Nord und Süd allenfalls *Mittag* und *Mitternacht* genannt. Meist aber werden die Himmelsrichtungen mit Hilfe der in der Richtung liegenden Nachbarorte und sonstigen Örtlichkeiten bestimmt. So wird besonders der Wind nach der Gegend genannt, aus der er kommt. Nord- und Südseite eines Abhanges sind *Winter-* und *Sommerseite*. Die abgezogenen Begriffe links und rechts fehlen: die Zugtiere gehen auf der *Hand-* und der *Sattelseite* oder *von der Hand* und *bei der Hand;* an einer Straße oder einem Bach ist die eine Seite *herwärts*, die andere *hinauswärts* oder *oben* und *unten* usw.; die Volkssprache kennt kein rechtes und linkes Rheinufer, sie unterscheidet *die Kölner* und *die Deutzer*, die *Koblenzer* und *die Pfaffendorfer Seite;* auf dem Abschnitt zwischen Mainz und Worms, wo auch eine Sprachgrenze am Rhein entlanggeht, sind die Bewohner des gegenüberliegenden Ufers die *Überrheiner*.

Die Ichbezogenheit der Volkssprache. Die Volkssprache ist nicht nur gegenständlich, d. h. genau in der rein sachlichen Wiedergabe der Umwelt. Sie gibt den Weltgegenstand nicht in seiner reinen zuständlichen Gegebenheit, sondern zugleich auch in seiner Bezogenheit auf den Sprecher. Die verschiedenen Benennungen des Viehs etwa entstehen nicht aus dem Bemühen, objektive Unterschiede erschöpfend wiederzugeben, es werden vielmehr nur die Unterschiede in den Bezeichnungen erfaßt, die für den Bauern wesentlich sind. Wenn er etwa unter dem weiblichen Rindvieh seines Stalles unterscheidet zwischen dem *Kalb* (Jungtier), der *Kalbin* (Kuh, die einmal gekalbt hat), dem *Anderling*, (Kuh, die zweimal gekalbt hat), der *Kuh* (mit mehr als zwei Kälbern) und der *Galtkuh* (die nicht mehr zum Stier kommt) (Biburg, B.-A. Hilpoltstein), dann ist für ihn Unterscheidungsgrund die verschiedene wirtschaftliche Verwertung, die er für diese Tiere hat. Das Kalb wird zur Zucht aufgestellt oder zum Schlachten verkauft. Die Kalbin und der Anderling sind in ihrer Milchleistung verschieden, die Kuh ist das eigentliche Arbeits- und Leistungstier, die Galtkuh ist abgängig. Ebenso ist für den Bauern das Pferd mit Bezug auf seine gewöhnliche Nutzleistung als Arbeitstier ohne Rücksicht auf Rasse, Geschlecht oder sonstige biologische Merkmale *der Gaul* oder *das Pferd*. Erst wenn die Nachzucht zur Frage wird, unterscheidet er *Stute*, *Hengst* und *Wallach*. Nur mit Bezug auf die Verwendbarkeit als schwere Ackertiere oder als Kutschen- und Reitpferde nennt er sie *Belgier* und *Oldenburger* oder *Trakehner*. Der *Wurf* der Sense, der *Helm* der Axt und der *Stiel* des Hammers unterscheiden sich nicht allein in ihrer äußeren Gestalt und Größe; der für die verschiedene Bezeichnung maßgebende Unterschied liegt in ihrer Handhabung: *Peitschenstiel* und *Hammerstiel* sehen sich gewiß nicht sehr ähnlich; aber sie werden beim Gebrauch mit einer Hand gefaßt, *Helm* und *Wurf* dagegen auf verschiedene Art beidhändig.

Daß der Bauer alle die Pflanzen, die ihm in seinem Acker lästig sind, als *Unkraut* bezeichnet, scheint der oben festgestellten individualisierend-isolierenden Bezeichnungsweise unmittelbar zu widersprechen. Es erklärt sich daraus, daß hier nur die eine Beziehung, ihre Schädlichkeit, als hinreichendes Merkmal Anlaß zur Benennung wird. Wenn die Beziehung eine andere wird, dann weiß der Bauer auch hier sehr wohl zu scheiden etwa zwischen den *Disteln*, die er aussticht, dem *Hederich*, den er durch Kopfdung beseitigt, dem *Flechtgras* (Quecke), das er nach dem Pflügen abeggt, den *Winden*, *Wicken* usw., die er aushackt.

Besonders eindrucksvoll wird diese Abhängigkeit des Ausdruckes von der jeweiligen Beziehung des Gegenstandes zum Sprecher da, wo eine gleichbleibende Sache bei wechselnder Einstellung des Sprechers den Namen wechselt. Die Ich-Bezogenheit des volkssprachlichen Ausdrucks wird hier besonders deutlich, weil die gefühlsmäßige Einstellung des Sprechers zum Gegenstand zum Ausdruck kommt.

Eine *Hand* mag dem Volksmenschen in guten Zeiten als *Händlein* oder gar *Patschhändlein* angenehm und freundlich erscheinen. Wenn er sich über sie ärgern muß, weil sie etwas zerbrochen hat, nennt er sie *Tope*. Eine rheinhessische Mutter nennt ihr Töchterlein gewöhnlich *mein Mäden (Märe)*, wenn sie besondere Freude an ihr hat *meine Maid (Mād);* besteht jedoch Grund zum Ärger, dann ist sie ein *Aas (Oos)*, eine *Gans*, ein *Garst*, ein *Luder*, eine *Krott*, eine *überzwerche Urschel*, je nach der Art der Verfehlung und dem Maß der Mißstimmung. Die Mutter mag noch so stolz sein, weil ihr Kind so *ardig bubbele* kann, wenn sein Plappern dem Vater lästig wird, gebietet er ihm aufzuhören mit seinem *Ratschen* (Müller 188).

In der rheinischen Mundart von Ägidienberg im Siebengebirge steht für:

Fuß: *Fuß, Füßchen, Klomp, Klotz, Mülheimer Böötchen, Nachen, Stinkfuß;* Bein: *Bein, (nette) Beinchen, Strampelcher, Schochen, Stelzen, Latzen, Knochen;* Augen: *Augen, Augelcher, Kickelcher, Klötze, Döppe, Fenster, Löcher, Klotzaugen, Klicker;* Kinder: *Kinder, artige Ditzchen, Düselcher, Herzchen, Müggelcher, Buselcher, Nugges-cher, Bälge, Blagen, Pänz, Puten, Quänten, Quäß, Wächter* (Müller 188).

Der Mund, in Altdorf, B.-A. Eichstätt, allgemein *Mäul* genannt, wird in scheltender Rede zur *Schnäppern, Gosche, Fotze* oder *Lätsche* (Ostfränk. Wörterb.). In der Zips wird dafür *Maul, Schnauze, Gosche, Fresse, Klapatschke, Papulle, Schnabel, Rüssel, Reff, Schnicks* verwandt (Jul. Gréb, Zipser Volkskunde 106). Unerschöpflich ist der Vorrat an gefühlsbetonten Wörtern für Begriffe wie „schlagen" oder „betrunken sein" nicht nur in der pfälzischen Mundart, aus der A. Becker (Pfälz. Volkskunde 160) folgende lustigen Sammlungen mitteilt:

Un for des hochdeutsch Wörtche „schlage",
was losst sich do uff pälzisch sage!
Belze, bumbe, bleie, bengle,
batsche, duwakke, dachtle, dengle,
bulse, flubbche, flabbe, blässe,
hämleuchte, gerwe, die Hosse treffe,
klawaschtre, klobbe, knasse, knuffe,
die Hosse anmesse, nusse, pusse,
wammsche, plättsche, wichse, knubbe,
äm äni wische, äne wubbe,
versohle, flicke, nähe, dusche,
äm äni lange, äne husche,
lebbere, duppe, filze, dresche,
stahle, schrebbe, walke, wäsche,
vermöwle, feile, fluttsche, fitze,
strehle, fludbere, äm äni spritze.

betrunken:
Er hott sich äne angeraacht,
er is so voll aß wie e Schtiwwel,
voll wie e Boll, er hott im Giwwel,
er is bestußt, er hott e Kischt,
der hott d'r aw'r emol än verwischt!
Er hott gepitscht, gepetzt, getönt,
er hott sei Owwerschtubb verlehnt,
er hott'n Schtorm, den hott's, mei Liewer!
Er hott e Stößche, hott en Schtiewer;
hott der e Hormel, krie die Krach!
Er hott gebersch, er hott sei Sach.
Er hott im Heft, er hott sich getroff,
er is stawig, er is besoff.
Der hott sich besawelt, fui dr Schann,
er is so voll wi dausend Mann.
Der hott sich awer net schlecht versohlt,
der hott sich awer emol än geholt!
Er is so voll aß wie e Krott,
er is beschaskelt, korz: er hott!

In der Mundart von Naunstadt steht für den farblosen hochdeutschen Begriff *verhauen* je nach der gefühlsmäßigen Haltung des Sprechers: *abfajuhlen, abflammen, flappchen, flecken, flittern, flumschen, flutschen, heimleuchten, knüppeln, vermöbeln, verrussen, bumschen, versakramentieren, versohlen, abschmieren, durchscharten, dachteln, dreschen, vertabaken, durchwalken, verwamsen, verwichsen, patschen, in die Fuchtel nehmen, einem paar auswischen, -schöpfen, versetzen, überbrennen, langen, leuchten, stechen, sticksen, stopfen, deuten, hinter die Löffel hauen, die Backen behauen, -schlagen, ihrer fassen (kriegen), es gibt ihrer* (Stroh, Probleme 36; zu „schlagen" vergleiche man noch O. Weise, Prügeln und sinnverwandte Ausdrücke, in: Zeitschr. f. hochdeutsche Mundarten II, 1901, 38—40, zu „betrunken sein" die Zusammenstellungen für Südhessen von Heinr. Schudt in: Hess. Blätter f. Volkskunde 26, 1929, 76ff.).

Unmöglich ist es, die feinen gefühlsmäßigen Abschattungen aller dieser Bezeichnungen mit Worten der Hochsprache wiederzugeben. Man vergleiche nur, was Lachner über Bedeutung und Gebrauch bayrischer Glimpfwörter schreibt:

Nur lobend sagt man in der Stadt zu einem lustigen Kerl, der viele *Spässettln* und *Gschpaß* weiß, er ist ein *Vihch.*

Je nach der Lage kritisierend, komisch oder anerkennend sind die Bezeichnungen *Trōhpf, Lump, Hodälump, Bāhzi, Gaună, Luădă, Spihzbuă, Spihzbuămheiptling, Schlawihnă* (mit Vorsicht zu gebrauchen), *Sau* (nur in der Stadt anerkennend), *Saggrāmēntă;* dazu die Eigenschaftswörter *abscheiligă* (abscheulicher), *schlechta, ganz schlechtă, vādāchtigă, ohdrāhtă, eiskoită* (zu *Trōhpf*), *miserābligă, elēndigă, ausgschāmtă.*

Nur kritisierend und recht beleidigend sagt man *Kerl, Lackl, Hāmmi, Pfundhāmmi, gschērtă Rammī*, um die gröberen menschlichen Spielarten zu bezeichnen: *Däpp, Schäps, Schohf bei dă Nacht, Rindvihch, dāmischă Rittă*, um auf mangelnden Geist anzuspielen; dasselbe, in Verbindung mit Unmännlichkeit, bedeuten *Lapp, Lattirl, Dāhdirl;* unfreundlich sind noch *Hanswurscht* und *Strihzi*, grob ist das Schimpfwort *Krüppi.* — Dazu die Eigenschaftswörter *damischă, deppātă windigă, stinkātă nixigă, trāpftă, gschißnă* (bei Menschen selten), *vareckta!*

Spezialitäten sind: für Kinder: *Mistbuă, Rōhzbuă, Saubuă, Saufratz* (auch zu jungen Mädchen), und im stärksten Fall, wenn etwa der Bub dem Vater das Bier umstoßt, *Scheißkrüppi;* — für einen alten, gebrechlichen Mann *oidă Krāklă*, für einen täppisch gewordenen Greis *oidă Dāhdirl* (dagegen ist *oide Hüttn* eine intim-freundschaftliche Anrede); — für einen,

der sich unverständlich benimmt *spinnätä Deifi;* — für einen, der unnatürlich ist und immer etwas besonderes macht, *Krampfbruädä* (weiblich *Krampfhennä*); für einen Geizigen *Schundniggl* (Eigenschaftswörter *schundi* und *nohdi*); für einen Habgierigen *Ruach* (Zeitwort *ruächä*). Schließlich nennt noch der Münchner jene Leute, die aus dem Balkan zum Kunststudium in seine Stadt kommen, *Schläwihnä*. Der Ausdruck hat sich dann auf alle übertragen, die lange Haare haben und sich mit verdächtigen Dingen wie Literatur, Schachspielen im Kaffeehaus, modernem Tanz usw. beschäftigen. Der *Schläwihnä* ist ein verdächtiger Mensch und deshalb kann der Ausdruck unter Freunden auch als Anerkennung gebraucht werden. Er hat dann den Sinn von *Bähzi, vadächtigä!*

Die Weibsbilder kommen auch nicht ungeschoren davon. Besonders die alten. Man heißt sie *oidĕ Trummel, oidĕ Schartäkn, oidĕ Schraubn;* wenn sie recht bös sind, *Beißzangä* oder *Bihsgurn*. Bei den jungen unterscheidet man zwischen einer *fäden Wachtl* und dem Gegenteil, der *Flihtschn* (oder dem *Flihtscherl*) und dem schon ganz sich wegwerfenden *Fetzn. Schlampn* ist eine unordentliche Person, *Mistamsel* ein leeres Schimpfwort, ebenso *gscherte Molln* und *Loäs*. (Johann Lachner, 999 Worte Bayrisch, eine kleine Sprachlehre für Zugereiste, Fremde und Ausländer, München o. J. (1930), S. 74ff.)

Auch bestimmte Wortbildungsmittel stehen der Volkssprache zur Verfügung, um Wörter sonderartiger Gefühlsbetonung zu schaffen. Zu ihnen gehören neben den kosenden Verkleinerungen vor allem die iterativen und intensiven Bildungen auf *-ern* und *-eln*.

Aus der Zips teilt Gréb mit: *popern, schlappern, heppeln* (hüpfen), *heppseln*, zu denen auch *knatschen, tratschen, grapsen* (kratzen, stehlen), *bumsen* (schlagen) u. a. gehören (Zipser Volkskunde 104). — Stroh verzeichnet für Naunstadt u. a. *geilern, gellern, schuttern, schuckern, kudern, jaunern, tattern, zauseln, zuseln, züseln, pfiffeln, zockeln, juckeln, tröpfeln, tappeln, knutteln, brumbeln, dämpfeln, bäckeln, prebeln, priambeln, trippeln, watscheln, pispeln, schampeln, dimmeln* und *dammeln* (Probleme 51), für Südhessen *dibbern, knäffern, nängern, jängern, jaunern, meezern, drisseln, jängseln, nisseln, brebeln* (Hessische Forschung 32). Für das Saarland belegt Fox u. a. *biseln, hetscheln, gratscheln, graddeln, huppeln, heppeln, huppseln, täppeln, bämbeln, bimmeln, brummeln*, in der Pfalz gelten *schnäpseln. pflänzeln, gärteln, schläfeln* und viele andre (Saarländ. Volkskunde 136; A. Becker, Pfälzer Volkskunde 164).

Es ist ganz unmöglich, auch nur für eine einzige Dorfmundart alle vorkommenden und denkbaren Bildungen aufzuzeichnen. Fast zu jedem Zeitwort kann eine solche gefühlsbetonte Ableitung gebildet werden, ohne daß doch alle diese Augenblicksbildungen fester Bestand der Sprache würden. Aus allen Teilen Ober- und Mitteldeutschlands liegen die Zeugnisse vor, daß diese Bildungsweise außerordentlich fruchtbar ist, daß durch die *-r-* oder *-l-*Ableitung jederzeit zu einfachen Tätigkeitswörtern neue Wörter mit verkleinerndem oder verschlechterndem Nebensinn gebildet werden können.

Dasselbe gilt auch für Bildungen von Dingwörtern mit *ge-* und *-erei*.

„*Et Gestöhlz* bedeutet meist nicht ‚viele Stühle' schlechthin, sondern ‚diese zu vielen, in Unordnung stehenden hinderlichen Stühle'; *et Gediersch* nicht ‚die Gesamtheit der Tiere oder dieser Tiergattung', sondern ‚diese lästigen, viel fressenden, viele Arbeit verlangenden Tiere'; *et Gelihrsch* ist nicht das anzuerkennende häufige Lernen, sondern das verdammte Lernenmüssen, das schwierige Lernen, wie *dat Gebets* das frömmelnde unzeitgemäße Beten ist . . ." (Müller 189; vgl. Rhein. Wörterb. III, 1063ff.).

Wenige Beispiele aus anderen Mundarten mögen zeigen, daß das hier für rheinische Mundarten Gesagte auch über das Rheinland hinaus Geltung besitzt.

Rheinhessen bietet z. B. *Gekrisch, Geplärr, Gebrüll, Gesing, Geheul, Geläuf* (Maurer bei: Hofmann, Rheinhess. Volkskunde 131), die Pfalz *Geduh, Gejohl, Gemarschier, Gepappel, Getuschel, Geschieb, Gejäschts* (Becker 164), das Saarland *Gebrellz, Gemichs, Geahns, Gekeims, Geschlurps, Geschänns* (Fox 138). Aus der langen Liste, die Stroh für Naunstadt bietet (Probleme 49), brauchen nur *Gewackel, Gelöffel, Gekrämer, Gehämmer, Gekujonier, Gelamentier, Geparlamentier, Gejudizier* angeführt zu werden, um die Fruchtbarkeit dieses Typs und die Ausdrucksmöglichkeiten, die in ihm liegen, zu veranschaulichen. Für das Ostfränkische erweisen *Geflatter, Geflacker, Geflicke, Gehader, Gehaue, Gehauche, Gehuste, Gepicke, Gestreite, Getratsch, Getritsch, Gepatsche, Gepappel, Geweife, Geplauder, Gewäsche, Geschmus, Geschwader*, die ich dem Forchheimer Idiotikon von F. Lehgeber (handschriftlich beim Ostfränkischen Wörterbuch) entnehme, die Fruchtbarkeit, aber auch die individuelle Willkürlichkeit dieser Bildungen.

Entsprechend reich und fruchtbar ist die ebenfalls überall vertretene Bildung auf *-erei*. Eine Liste aus Naunstadt (Stroh, Probleme 48) genügt zur Kennzeichnung: *Fahrerei, Leserei, Flickerei, Knallerei, Erzählerei, Lamentiererei, Kommandiererei, Studiererei, Zigarettenraucherei, Wäschetrocknerei, Fußballspielerei*.

Vielleicht sind andere Bildungen, die auch Stimmung oder Gefühl zum Ausdruck bringen, weniger fruchtbar oder auch landschaftlich beschränkt. So nennt Müller Bildungen auf *-s* und *-es* wie *Tapps, Lapps, Stacks, Flautes, Fomes, Hörnes*,

Hömes, Knüles, Gokes, auf *-ert* und *-ich* wie *Vollert, Lausert, Knausert, Polterich, Flatterich, Quatterich* (Müller 188), die anscheinend in der Hauptsache auf das Mitteldeutsche oder Westmitteldeutsche beschränkt sind. Nur im Hochalemannischen scheint die Bildung von Substantiven zur Bezeichnung männlicher Personen durch *-i*-Ableitung vorzukommen, die einen tadelnden oder lächerlichen Begriff ausdrücken: *Plärri* einer der oft weint, *Plagi* einer der häufig plagt, *Tappi, Latschi, Latschari* langsamer, schlaffer, gleichgültiger Mensch, *Lalli* Schwätzer, *Muli* Nörgler, *Trieli* einer, der geifert (Staedele, Teuthonista 6, 1929, 116 für Stahringen bei Konstanz).

Sicher aber hat jede Mundart Bildungsmittel und Bildungsmöglichkeiten zur Bildung solcher gefühlsbetonter Wörter, so daß hier geographische Sonderungen schwerlich erkennbar werden.

Vorherrschen gefühlsbetonter Bildungs- und Ausdrucksweise, Bildhaftigkeit und individualisierend-isolierende Bezeichnungsweise sind die unerschöpflichen Quellen, aus denen der Volkssprache ein Reichtum und eine Ausdruckskraft quillt, der die Hochsprache kaum annähernd gleiches gegenüberzustellen hat. Zu den Begriffen der Hochsprache stellt die Volkssprache vielfach Dutzende von Ausdrücken zur Verfügung. Man stelle in jeder beliebigen Mundart die Ausdrücke etwa für *Lärm, schlagen, essen, gehen, verrückt sein, betrunken sein, Mann, Frau* und andere Begriffe zusammen, für die alle genannten Triebkräfte Ausdrücke schaffen, sie werden den Vorrat der Hochsprache stets bei weitem übertreffen.

Für „Frau" zählt Stroh in der Naunstädter Mundart, also in einem einzigen Dorf, über 200, für „Mann" 300—400 Synonyme (Probleme 40). Die Leipziger Mundart bietet 47 Ausdrücke für verschiedene Arten des „Gehens", je 18 für „stehlen" und „verschwenden", 10 für „hoher Hut", 9 für „Geld", 8 für „Mund", 6 für „Frack", ein halbes Hundert für „reden" (Karl Albrecht, Die Mundart von Leipzig, 1881, S. XIII). Das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm, in dem der gesamte Sprachschatz der Hochsprache der Neuzeit festgelegt ist, verzeichnet 86 Zusammensetzungen mit „Ei", das Rheinische Wörterbuch bietet nur aus der rheinischen Mundart und nur aus der Gegenwart 118.

Anschaulichkeit und Stimmungsgehalt lassen sich naturgemäß durch den ganzen Sprachschatz der Volkssprache hindurch verfolgen. Oft genug aber stehen die beiden Triebkräfte in Widerspruch zueinander. Die bildhaften Vergleiche werden in affektischer Rede immer mehr gesteigert, so daß sie sich schließlich von der anschaubaren Wirklichkeit ganz entfernen. Neigung zu Übertreibungen, Phantasie und Witz, die aus der gefühlsbestimmten Haltung des Volksmenschen erwachsen, führen zu Ausdrücken wie *sich die Beine in den Leib stehen, schlafen bis die Katze Peter schreit, strohdumm, sacksiedegrob*, die sich von der Wirklichkeit erheblich entfernen. Schwäbische Redensarten wie *der lacht einwärts wie die Ratsherren, lachen wie eine Klosterkatze, wie die Waisenkinder* sind von einer nicht nachzuahmenden Anschauungskraft. Wenn es aber heißt, einer lache *wie ein Dreckfresser, wie ein Safranfresser, auf dem ganzen Gesicht wie ein Maienkäfer* oder gar *wie die Maienkäfer auf den hinteren Stockzähnen* (d. h. heimlich) und *über einen Zahn wie ein hölzerner Fuchs* (Schwäb. Wörterbuch IV, 907), dann kann irgendeine anschauliche Vorstellung diesen Formeln zugrunde liegen, ihre Form ist jedoch nur von dem Willen zu übertreibender Steigerung und phantastischer Ausschmückung des Ausdrucks bestimmt. Genau das gleiche ist es, wenn man einem Leichtgläubigen nachsagt, *er ließe sich weismachen, der Herrgott säße auf dem Kirschenbaum*, oder *die Katze hätte ein Kalb geheckt*, oder *der Fuchs lege Eier in einen Holzschuh*. Affektisch übersteigerter Ausdruck ist es auch, wenn man etwas dutzendmal, hundert- oder gar tausendmal gesagt oder getan haben will, obwohl es nur drei- oder viermal war.

Vielfach muß man sich solche unanschaulichen Übertreibungen so entstanden denken, daß der Vergleich ursprünglich anschaulich-treffend war, später aber nur noch als Steigerungsmittel betrachtet wurde und als solches auch auf nicht passende Fälle angewandt wurde.

O. Weise stellt (Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1921, 171) Beispiele für solche Übergänge zusammen. Neben *aufpassen wie ein Heftelmacher* (der bei seiner Arbeit wirklich sorgfältig sein muß) kommen auch die Verbindungen *trinken, laufen, schwatzen, frieren, lachen, weinen wie ein Heftelmacher* vor. In dem Ausdruck *munter wie ein Davidchen* wird der Vergleich nur noch als Verstärkung des vorhergehenden Begriffs aufgefaßt und dann auch zur Verstärkung anderer Begriffe verwandt: *er singt, freut sich, stiehlt wie ein Davidchen, die Uhr geht wie ein Davidchen*. Entsprechend aus *ein Kerl wie ein Daus: laufen, rechnen, arbeiten wie ein Daus, das geht wie ein Daus*. Neben *grob wie Bohnenstroh* steht *so dumm wie Bohnenstroh*, neben *steinhart steinalt*, neben *kriminal schlecht kriminal kalt*

neben *katzengrau katzengrün* (wobei allerdings die Augen der Katze eine Rolle spielen mögen; Schwäb. Wörterb. IV, 279), neben *kitzengrau* (zu *Kütze* = Katze) *kitzenblau* (Schwäb. Wörterb. IV, 430), das die von Kälte blau angelaufene Haut des Gesichts und der Hände bezeichnet, also deutlich steigernden Sinn hat. Neben *steinalt*, *steinhart*, *steinreich*, die in die Schriftsprache Eingang gefunden haben, stehen in der Mundart noch *steinmüde*, *-tot*, *-dürr*, *-grob*, *-beintreu*, *-stark*, *-taub*, *-übel*, *-grün*, *-blau*, *-fremd*, *-alber*, *-weh*, neben schriftsprachlichem *todkrank*, *-wund*, *-feind*, *-müde* mundartlich *totgut*, *-schick*, *Todspaß*, *z'tot wahr*, *schön*, *gut*, *froh* (O. Hauschild, Die Übertragung der Verstärkungswörter, in: Teuthonista 6, 1929/30, 266 ff.). Neben *himmelhoch* steht in oberhessischen Mundarten *himmelwarm* und sogar die Ausdrücke *Himmelläch*, *Himmelskrisch tun* (= überlaut lachen, kreischen), die umgekehrt wieder Anlaß zu Verbalbildungen werden können: *er hat himmels gekrischen* (er hat übermäßig laut geschrien), wo *himmels* völlig zum steigernden Adverb geworden ist.

Reines Verstärkungswort ist im Siebenbürgisch-Sächsischen *Büsch-* in Zusammensetzungen, in denen es „zu dem Grundwort den Zug des Rohen, Wüsten hinzufügt oder den im Wort schon steckenden Zug des Verächtlichen verstärkt": *Büschängel*, *-farr*, *-grißmotter*, *-hangt*, *-hengkeln*, *-kanter*, *-kradder*, *-mêt*, *-motter*, *-pangkert* (Schullerus, Siebenbürgisch-Sächs. Wörterb. I, 833).

In dem Maße, wie die Volkssprache vom Ausdruck des Gefühls her ihre Gestaltung erhält, tritt in ihr die Wirksamkeit verstandesmäßiger Überlegung zurück. Die angeführten aus der Phantasie geschöpften Übertreibungen und Übersteigerungen weisen auf ein Fehlen verstandesmäßiger Kontrolle in der Volkssprache.

Nur aus dem Fehlen der Verstandeskontrolle sind die sog. Kreuzungen zu erklären, denen Maurer besondere Untersuchungen gewidmet hat (Volkssprache, Abhandlung 1 und 7). Kreuzungen nennt Maurer die Bildungen, die dadurch entstehen, daß zwei Wörter gleichzeitig in das Bewußtsein des Sprechers treten und sich zugleich auf die Zunge drängen, sodaß ein Gebilde ausgesprochen wird, das Teile der beiden Wörter enthält. Dieser Vorgang wiederholt sich als „Versprechen" tausendfach im täglichen Leben. Es sagt jemand *das Wasser verdumpft*, weil ihm die bedeutungsverwandten *verdampfen* und *verdunsten* zugleich in den Sinn kommen; oder es wird aus *Sessel* und *Stuhl* die Kreuzung *Stessel* gebildet (eine andre Art des Versprechens ist es, wenn sich Wörter beeinflussen, die im Satzzusammenhang aufeinander folgen: *paster noster* für *pater noster*, in einer Aufzählung *Mittellaut*, *Zwittellaut* für *Zwitterlaut*). Derartige Irrtümer werden jedoch als solche meist sofort erkannt und sogleich richtiggestellt.

In der Mundart aber kommen solche Bildungen in großer Zahl vor, die von der ganzen Sprachgemeinschaft anerkannt und gesprochen werden. Unter ihnen sind Verbindungen zweier Wörter, die wie Zusammensetzungen aussehen:

Hemmeschraube aus *Hemme* und *Schraube* (Bremse am Wagen), *Adeljauche* aus *Adel* und *Jauche*.

Man könnte sie daher für Verdeutlichungen eines Begriffes durch eine zweites Wort halten. Dagegen sprechen aber Kreuzungen zusammengesetzter Wörter, in denen ein Teil verloren geht:

Doeheile + *Huhöfle* = *Doehöfle* (= Hagebutte); *Molterhauf* + *Molthübel* = *Molterhübel* (= Maulwurf); *Maulwurf* + *Molbert* = *Maulmolbert*; *Vormund* + *Mombert* = *Vormombert*; *Hagebutte* + *Hifte* = *Hahifte*.

Dagegen sprechen noch mehr die Kreuzungen, die überhaupt nur Teile der gekreuzten Wörter enthalten, die für sich allein keinen Sinn ergeben, wie:

Patappeln aus *Patate* + *Aardappeln*, *Nohmet* aus *Nâgras* + *Ohmet*, *Brutz* aus *Grutz* + *Bitz*, *Bitsch* aus *Bitz* + *Kitsch* (Rest des gegessenen Obstes), *Drischel* aus *Droschel* + *Grischel*, *Drinschel*, *Dronschel* aus *Droschel* + *Grinschel* (Stachelbeere), *Geichsel* aus *Geisel* + *Deichsel*, *Schniepf* aus *Schnepfe* + *Ziepf* (Ausguß an einem Gefäß), *kruchen* aus *krufen* + *kriechen*; *schmözen* aus *pözen* + *schmöriken* (huckepack tragen). *Schumpe*, *Schupel* aus *Schumpel* + *Schupe* (= Schaukel: O. Kieser, Teuthonista 6, 245).

Der Sinn der Kreuzungen wird erst klar, wenn man die Bedingungen beachtet, unter denen sie zustande kommen. Erste Voraussetzung für ihre Entstehung ist die möglichst enge Bedeutungsverwandtschaft der sich kreuzenden Wörter. Alle obengenannten Beispiele sind Kreuzungen bedeutungsgleicher Wörter. Ferner müssen die sich kreuzenden Wörter in derselben Spracheinheit vorhanden sein. Diese Bedingung wird sehr

häufig auf der Wortkarte sichtbar, auf der die beiden Wörter in geographischem Nebeneinander erscheinen und die Kreuzung auf der Grenze zwischen beiden liegt, wie es folgende schematischen Darstellungen zeigen:

Kitsch / *Bitsch* / *Bitz* — *Schnepfe* / *Schniepf* / *Ziepf* — *Huhöfle* / *Doehöfle* / *Doehaile* — *Doehaile* / *Dohefte* / *Hefte*

Andre Karten zeigen den Vorgang der Kreuzung in voller Entwicklung, wobei in einem größeren Gebiet die beiden Ausgangsformen und die Kreuzung durcheinander ohne klare Abgrenzung vorkommen.

So zeigen es etwa die Karten *Geichsel* (= Deichsel am Wagen, Maurer, S. 84 und im vorstehenden Beitrag Abb. 403), *schmözen* (= huckepack tragen, Rhein. Wörterb. III, Karte 2), *Heideweizen* aus *Heidekorn* + *Buchweizen* (Bach, Deutsche Mundartforschung 1934, 66).

Den Anfang eines solchen geographischen Mischungsvorgangs beobachten wir vielleicht in der Zips, wo in je einem Dorf die Formen *beihäuf* und *zusoom* vorkommen an Stelle der in der ganzen Zips gebräuchlichen *beisoom* und *zuhäuf* (Gréb, Zipser Volkskunde 108).

So erklärt die Karte auch die merkwürdige Vergangenheitsform *ich war gewesen* in der Gegend von Frankfurt als Kreuzung zwischen dem nördlichen *ich war* und dem südlichen *ich bin gewesen*, deren Grenze auf der Höhe der Mainlinie verläuft. Diese Form hat also keinen plusquamperfektischen Sinn. Sie entspricht vielmehr genau einer anderen Kreuzung, die sich in der Umgangssprache sehr oft einstellt und z. B. in Vorträgen und Reden häufig zu beobachten ist. Wenn sich zwischen Hilfsverb und Hauptverb noch ein Redeteil einschiebt, dann wird das Hilfsverb noch einmal wiederholt, z. B.: *ich bin gestern nachmittag um fünf Uhr bin ich nach Haus gekommen*, gekreuzt aus *ich bin gestern nachmittag um fünf nach Haus gekommen* und *gestern nachmittag um fünf bin ich nach Haus gekommen.* So werden auch eine ganze Anzahl von lautlichen Erscheinungen deutbar, die ohne die geographische Betrachtungsweise nicht zu deuten wären. An der Grenze zwischen westfälischem *ink* und mitteldeutschem *öch* erscheint die Kreuzung *önk* (= euch; vgl. die Karte 402 im vorstehenden Abschnitt von Maurer). *Ech henn* ist gekreuzt aus *ech han* und *ik hebb*, *heitz* aus niederdeutsch *heit* und hochdeutsch *heiß*.

Die Voraussetzungen für das Entstehen einer Kreuzung sind auch gegeben, wenn die sich kreuzenden Wörter nicht in geographischem Nebeneinander, sondern in sozialer Schichtung innerhalb derselben Sprachgemeinschaft vorkommen. So erklärt sich etwa das Mainzische *heeß* als eine Kreuzung zwischen dem echt mundartlichen *haaß* der Unterschichten und schriftsprachlich-oberschichtlichem *heiß*. Die Kreuzung mag in einer kleinbürgerlich-städtischen Schicht entstanden sein als Versuch einer Anpassung an die vorbildliche Oberschicht. Diese soziologische und die geographische Erklärung sind allerdings nicht zwei sich gegenseitig ausschließende Prinzipien, sondern nur Erklärungen des gleichen Vorgangs von verschiedenen Standpunkten aus, wie aus den Ausführungen Fr. Maurers in vorstehender Arbeit dieses Handbuches und dem ersten Kapitel meines Beitrags hervorgeht.

Die psychologische Voraussetzung für diese Bildungen ist, wie oben dargelegt wurde, das Fehlen logischer Kontrolle und mangelnder Überblick über den Zusammenhang des Gesprochenen. Auch das affektische Streben nach möglichst ausdrucksstarken Formen mag beim Zustandekommen von Wortkreuzungen mitwirken.

Überhaupt darf dieses Fehlen der logischen Überwachung der Sprache nicht als Mangel des Volksmenschen betrachtet werden. Sein Denken vollzieht sich weniger nach logisch-rationalen Denkgesetzlichkeiten. Es ist vielmehr in hohem Maß assoziativ, es verknüpft die Dinge nach äußeren, sinnenfälligen Merkmalen oder nach subjektiv gefühlsmäßig hergestellten Beziehungen.

Am eindrucksvollsten zeigen dieses assoziative Denken die Volksetymologien. Ein in die Volkssprache eindringendes fremdes Wort wird assoziativ mit dem vorhandenen Sprachstoff verknüpft, und zwar nur nach lautlichen Anklängen dann, wenn der Sinn nicht erfaßt wird oder ein lautlich anklingendes Wort in dem Vorstellungsbereich, dem das Wort angehört, nicht vorhanden ist. So wird *unguentum Napoli-*

tanum zu *umgewendte Napoleon*. Meist aber ist ein ähnlich klingendes Wort in dem Bedeutungsfeld vorhanden, dem das Wort angehört oder dem man es einreiht.

Die *Sinflut* wird zur *Sündflut*, weil sie eine Strafe für die Sünden der Menschheit war. Die „Empore in der Kirche" heißt im Rheinischen *Duxal* nach lateinisch *doxale*; wenn dafür *der Ducksaal* erscheint, dann ist der zweite Teil an ein bedeutungsnahes und lautverwandtes Wort angelehnt. *Kanapee* wird zum *Kannabett* umgedeutet, *Gugelhupf* zu *Kuchenglopfen*, *Rheumatis(mus)* zu *Reißmattheis*. Das französische Wort *comfort* als Bezeichnung für ein tönernes Kohlenbecken zum Fußwärmen wird im Westfälischen in Anlehnung an *Für* = Feuer zum *Kommfürken* (Sartori, Westfälische Volkskunde 45).

Der Vorgang ist der gleiche, der etwa auch bei der Entwicklung des Volksliedes zu beobachten ist. Das Kunstlied wird bei der Übernahme dem Geschmack und dem Denken des Volkes angeglichen, indem einzelne Teile weggelassen, andre Strophenstücke, Verse und Motive aus bekannten Liedern eingefügt, fremde Wörter durch bekannte ersetzt werden. „Zersingen" wird dieser Vorgang im Werden des Volkslieds genannt. Dementsprechend nennt Maurer (Volkssprache S. 31) den Vorgang der Entstehung von Wörtern durch Volksetymologie „zersprechen".

Voraussetzung für das Zersprechen ist, daß ein Wort in seinem etymologischen Zusammenhang nicht verstanden wird, das heißt daß es alleinsteht. Davon werden in erster Linie Fremdwörter und Reste absterbender Wortsippen betroffen. Die genannten Beispiele waren fast sämtlich Fremdwörter. Unter unsren Pflanzennamen, die zu einem großen Teil auf lateinische Gelehrtenbezeichnungen zurückgehen, finden sich sehr viele zersprochene Namen.

Genannt sei noch *Odermennig*, dessen lateinische Bezeichnung *agrimonia* schon eine volksetymologische Umdeutung ist (Kluge-Götze, Etymol. Wörterb. S. 424). Von der hochdeutschen Form geht die Umdeutung zu *Oddermännli* in Unterfranken aus. *Schellkraut* ist vermutlich aus *chelidonium* umgedeutet. Biebernell ist aus *Pimpinella* umgedeutet in Anlehnung an den Biber. *Foenum graecum* ist zu *Fein Gretchen* geworden. Die Mannstreu, *eryngium*, die als Heilmittel bei Ohrenleiden verwandt wurde, bekam den Namen *Orengel* (diese und weitere Beispiele bei K. G. Andresen, Über deutsche Volksetymologie S. 78f.). Sprachlich allein steht der im Ostfränkischen noch lebende Name des Enterichs, ahd. *antrahho*, als *Andrach* u. ä. Im Ochsenfurter Gau wird sein Name als „Anführer der Entenschar" zu *Anträger* umgedeutet und so anschaulich-verständlich gemacht. Der Name der *Hasel* ist in gleicher Weise isoliert. *Haselnüsse* werden ebendort deshalb zu *Hasennüssen* (Bergmann, Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1917, 121). Die *Hornisse* wird im Spessart mit dem kleineren stechenden Insekt verglichen als *Hornwespe*. Schwäbisch *Zwickdarm* und *Zwickdorn* sind verdeutlicht aus mhd. *zwitarn* (Schwäb. Wörterb. VI, 1, 1451). *Lebkuchen* wird in Naunstadt verdeutlicht zu *Leckkuchen*, *Chauffeur* zu *Schaffeur* (schaffen), *Benzin* zu *Brennsin*, *Leintuch* zu *Laituch* (*laie* = liegen) (diese und weitere Belege bei Stroh, Probleme 69). Zu *kitzenblau*, das nach dem Vorbild von *kitzengrau* gebildet ist, verzeichnet das Schwäbische Wörterbuch (IV, 430) folgende volksetymologischen Umdeutungen: *kitz-*, *kitzel-*, *kitt-*, *kisten-* (hier vielleicht Einwirkung von *kästen-* = *kastanienbraun*), *kiesblau*. Von dem Wort *Hagebutte*, das im Ochsenfurter Gau die Frucht des Weißdorns (nicht der wilden Rose) bezeichnet, gehen folgende Umdeutungen aus: *hohe Butten*, *hohe Bützelein* (*Butze* = Kerngehäuse des Apfels), *Dornbützelein*, *Hagelbutzen*, *Magenpützerlein*, *Hasenpützerlein*, *Ofenpützerlein*, *Ofenkübelein*, *Wasserkübelein*, *hohe Äpfelein* ... (A. Bergmann, Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1917, 121).

Ein solches Beispiel zeigt den geradezu unfaßbaren Phantasiereichtum der Volkssprache, die immer neue Anklänge, Ähnlichkeiten und Beziehungen findet und zum Anlaß für Umdeutungen nimmt. Oft genug führt dieses Spiel der Phantasie auch nur zu lautlichen Abwandlungen, hinter denen keine Umdeutungen auf formal anklingende Dinge stehen.

Für *Schmetterling* stellt Müller (S. 176f.) als kleine Auswahl aus den rheinischen Entsprechungen folgende zusammen: *Bibberhahn*, *Bibbernickel*, *Blindermaus*, *Bubeller*, *Buttervogel*, *Feipel*, *Fickefahn*, *Fifalter*, *Fifaumelte*, *Figvogel*, *Fillerte*, *Fippmopp*, *Flackvogel*, *Flantermaus*, *Flattermaus*, *Flickermaus*, *Flickert*, *Flintermaus*, *Flittermaus*, *Fluppeschisser*, *Fluttermaus*, *Maivogel*, *Mippmopp*, *Peipel*, *Pannenvogel*, *Piffel*, *Raupenschisser*, *Schmantleckert*, *Schnifelter*, *Sommervogel*, *Sonnenvogel*, *Spannenvogel*, *Zwicker*. — Für die Beere des Weißdorns verzeichnet das Rheinische Wörterbuch (III, 73 und 77) *Hanapfel*, *Horn-*, *Huren-*, *Hahn-*, *Hahnen-*, *Hahner-*, *Hal-*, *Heu-*, *Hainapfel* u. a., *Hanbirne*, *Heubirne*, *Hornbirne*. — Die Frucht der wilden Rose, die *Hagebutte*, hat die Bezeichnungen *Hageput*, *Hampott*, *Hagebutsch*, *Hampitchen*, *Hanebuttel*, *Hühnerbodel*, *Heubode*, *Hagbrodel*, *Hagpurdel*, *Haarburdel*, *Haarpobel*, *Hageputzel*, *Hanebambel*, *Hanebibbel*, *Hanebibbelchen*, *Haneblübchen*, *Hawuttel*, *Knabuttel*, *Buttel*, *Buttelapfel*, die alle von der Grundform *Hagebutte* ausgehen. — Aus der Grundform *Heimchen* entwickeln sich folgende rheinischen

Formen: *Heimchen, Himpheimchen, Pipheimchen, Heimel(chen), Heimeltier, Heimel-, Heimermaus, Heimeldöppchen, Heidemaus, Heidemännchen, Häfelmaus, Hafermaus, Pimpermaus, Piphänschen, Piphörnchen, Heinzelmännchen, Hammel-, Hammermaus* (Rhein. Wörterb. III, 453ff., u. Wortkarte 16).

Das Zurücktreten der Verstandestätigkeit offenbart sich noch in einer anderen Erscheinung der Volkssprache. Eins ihrer auffälligsten Kennzeichen ist die starke Bevorzugung von Sprichwörtern, stehenden Redewendungen und Formeln. Das Sprichwort ist ja, wie Volkssage, Volkslied u. a. eine eigne Angelegenheit des gemeinschaftsmäßig gebundenen „Volkes". Es fehlt der Hochsprache. Formelhafte Wendungen und Sprichwörter treten in der Volkssprache da ein, wo der Vertreter der Hochsprache einem eignen Gedanken eigne, persönliche Prägung verleihen würde. Der Formwille des Volksmenschen geht nicht auf persönliche Prägung. Er ist zufrieden, wenn er seinen Gedanken durch Anrufung eines Falles aus seiner alltäglichen Umwelt, der denselben Gedanken veranschaulichen kann, verständlich macht. Daß darin auch ein künstlerischer Wille verwirklicht wird, kann nicht geleugnet werden. *Der Fleck muß größer sein als das Loch* sagt die tägliche Erfahrung, ihre Anrufung kann überall da wirksam werden, wo man Übereinstimmung von Zweck und Mitteln fordern muß. *Reiche Leute haben fette Katzen* und auch sonst noch einiges im Überfluß. *Wenn die Kuh gestohlen ist, wird der Stall geschlossen*, das ist eine Gelegenheit, bei der jeder einsieht, daß es besser ist, vorzusorgen als hinterherzusehen. *Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht wird*, das weiß man und kann auch anderen unangenehmen Dingen ruhig entgegensehen, wenn man sich daran erinnert usw.

Die Sprichwörter erwecken fast den Eindruck, als ob der Sprecher sich nicht nur die eigne Formung seiner Gedanken, sondern überhaupt eigne Denktätigkeit ersparen wolle, als ob er denkfaul sei. Die Erscheinung darf jedoch nicht vom Standpunkt des Einzelsprechers aus gedeutet werden. Der einzelne Volksmensch ist so vollkommen in seine Gemeinschaft eingebettet, daß er sich den in ihr vorhandenen geprägten Formen bedingungslos anvertrauen kann. Seine Erfahrungen sind der Gemeinschaft nicht neu. Was er denkt, ist in der Gemeinschaft schon gedacht, was er spricht, mag es ein Bild, ein weit hergeholter Vergleich sein, es wird von der Gemeinschaft verstanden, weil es im Rahmen des Gemeinschaftsüblichen bleibt. So zeigt uns am Schluß unsrer Betrachtung die Volkssprache den Volksmenschen als Glied einer Gemeinschaft, das nur in der Gemeinschaft und durch sie lebt, und die Volkssprache offenbart sich als starker Ausdruck der Gemeinschaft und als eins der stärksten Mittel zu ihrer Erhaltung.

Die Betrachtung der Volkssprache sollte Beiträge liefern zur Erkenntnis des Volkes in seinem Aufbau und in seiner geistig-seelischen Haltung. Die wesentlichen Grundzüge, die sich hier heraushoben, seien kurz zusammengefaßt. Die Volkssprache hat sich ein größeres Maß an Ursprünglichkeit bewahrt als die Hochsprache. Der Volksmensch, der die Volkssprache spricht, denkt assoziativ, für ihn haben die Gesetze der Logik nicht in dem Umfang Geltung wie in der Hochsprache. Sein Denken und Handeln ist in hohem Maße vom Gefühl und von einer noch nicht verkümmerten Phantasie bestimmt. Die Sprache, die aus dieser Haltung des Volksmenschen erwächst, ist von unerhörter Bildhaftigkeit und anschaulicher Kraft des Ausdrucks. In ihr sind die Kräfte noch lebendig, aus denen sie sich in stetem Wandel erneuert und verjüngt. Normative Regeln im Sinn der Schulgrammatik beengen nicht die natürliche Entfaltung dieser Sprache, deren Gesetz das Leben selbst ist. Dem Reichtum und der Schöpferkraft, die der Volkssprache hieraus erwachsen, hat die Hochsprache nichts Ähnliches gegenüberzustellen. Aus der Tiefe der Volkssprache holen daher unsre großen Sprachmeister den Stoff und die Mittel für ihre Sprachschöpfungen, aus der Volkssprache heraus verjüngt sich auch die Hochsprache. Die Volkssprache ist der Quellbereich und der Mutterboden unsrer Sprache überhaupt.

Freilich findet sich Volkssprache in der hier geschilderten Art überall in ähnlicher Weise. Der aus ihr erkennbare Volksmensch lebt überall da, wo Volkssprache gesprochen wird und wo die alten natürlichen

Bindungen an den Boden und an die Gemeinschaft noch vorhanden sind. Die oben vorgelegten Belegreihen aus allen Gauen unsres Volksgebietes sind Beweis dafür. Das Ziel der Volkskunde, Erkenntnis des Volks und des in ihm lebendigen Kräftespiels, auch in seiner stammesmäßigen und räumlichen Gliederung, ist aber auch das ausgesprochene Ziel der volkssprachlichen Forschung seit ihren Anfängen (Maurer 20). Wenn bis heute noch keine sicheren Ergebnisse in dieser Richtung vorgelegt werden können, so liegt das am Fehlen der bei der Schwierigkeit dieser Fragen unumgänglichen Vorarbeiten in den einzelnen Landschaften. Wenn erst einmal für eine Anzahl deutscher Landschaften Darstellungen vorliegen wie für das Hessische, dann mag es eher gelingen, auch das Besondere jeder Landschaft und jedes Stammes zu erfassen. Leichter zu erkennen ist allerdings das allgemein Volksmäßige in der Volkssprache. Dieses Besondere gegenüber der Hochsprache herauszustellen, die Leistung der Volkssprache im Ganzen unsrer Sprache und Kultur aufzuzeigen ist auch nach dem jetzigen Stand der Forschung eine nicht überflüssige Aufgabe. Ihr haben die Bemühungen Maurers gegolten, ihr gelten auch diese Ausführungen.

Schrifttum.

Naumann, Hans, Über das sprachliche Verhältnis von Ober- zu Unterschicht in: Jahrbuch für Philologie I, 1925, 55ff. — Müller, Josef, Rede des Volkes in: John Meier, Deutsche Volkskunde, Berlin 1926 (zitiert Müller). — Maurer, Friedrich, Volkssprache in: Hessische Blätter für Volkskunde 26, 1927, 157ff. — Ders., Volkssprache als Teil der Volkskunde in: Zeitschr. f. deutsche Bildung 8, 1932, 337ff. — (Beide Aufsätze sind zusammen mit einer Reihe weiterer Studien neu bearbeitet wieder abgedruckt im folgenden.) — Ders., Volkssprache: Fränkische Forschungen Heft 1, Erlangen 1933 (zitiert Maurer). — Ders., Sprache in: Wilhelm Hoffmann, Rheinhessische Volkskunde, Köln 1932 (der erste Versuch, die Volkssprache einer Landschaft in ihrem Wesen zu erfassen). — Ders., Volkssprache in: Adolf Spamer, Die Deutsche Volkskunde, Leipzig 1934. — Stroh, Fritz, Probleme neuerer Mundartforschung: Gießener Beiträge zur deutschen Philologie, Heft 24, 1928 (zitiert Stroh, Probleme). — Ders., Stil der Volkssprache in: Hessische Blätter für Volkskunde 29, 1930, 119ff. (zitiert Stroh, Stil). — Ders., Der volkhafte Sprachbegriff, Halle 1933. — Ders., Hessische Forschung, S.-A. aus: Mitteilungen des Oberhessischen Geschichtsvereins 32, 1934. — Bach, Adolf, Deutsche Mundartforschung, Heidelberg 1934, Kap. 3: Das volkskundliche Problem. — Peßler, Wilhelm, Plattdeutscher Wortatlas von Nordwestdeutschland, 1928. — Bergmann, Anton, Das Bildliche und Figürliche in den Mundarten des Ochsenfurter Gaues in: Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1917, 97ff. und 1918, 97ff. — Weise, O., Die volkstümlichen Vergleiche in den deutschen Mundarten in: Zeitschr. f. deutsche Mundarten 1921, 169ff. — Mulch, R., Seelische Bedingungen im Leben der Wörter, in: Indogerm. Forschungen 51, 1933, 1ff. — Havers, Wilh., Enumerative Redeweise, in: Indogerm. Forschungen 45, 1927, 229ff. — Fränkische Forschungen, Arbeiten zur Dialektgeographie und zur Volkskunde besonders der Rhein- und Ostfränkischen Gebiete, herausgeg. von Fr. Maurer. Erlangen. Heft 1: Maurer, Fr., Volkssprache; Heft 2: Valentin, Franz, Geschichtlich-geographische Untersuchungen zu den Mundarten rings um Mainz, 1934; Heft 3: Krebs, Friedr., Die Fachsprache des Maurers in der Pfalz, 1934; Heft 4: Strobel, Hans, Die Flurnamen von Heinersreuth, ein Beitrag zur ostfränkischen Volkskunde, 1934. — Auf den genannten Arbeiten hauptsächlich von Maurer, Müller und Stroh ist auch die vorliegende Darstellung aufgebaut. Als Quelle standen mir durch die freundliche Erlaubnis von Herrn Prof. Dr. Friedr. Maurer auch die Sammlungen des Ostfränkischen Wörterbuchs zur Verfügung, dessen Helfern aufrichtiger Dank gebührt für ihre selbstlose Mitarbeit.

Deutsche Eigennamen in volkskundlicher Betrachtung.

Von Dr. **Adolf Bach,**

Professor an der Universität und der Hochschule für Lehrerbildung in Bonn a. Rh.

1. Unser Namenschatz läßt sich unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Wir können den Namen als rein sprachlichen Gebilden unsere Aufmerksamkeit schenken, d. h. ihre Bildungsweise und Bedeutung in ihrer allmählichen Entfaltung studieren. Neben diesem philologischen Verfahren steht ein historisches; es ist eng mit der geographischen Betrachtungsweise verbunden: Man sucht die Namen der verschiedensten Gattungen in ihrer räumlichen Staffelung (jenseits des Linguistischen) auszuwerten als Zeugnisse für die Geschichte der Volksgemeinschaft, der sie angehören. Beide Gesichtspunkte, der philo-

logische und der historisch-geographische, sind verschieden von dem volkskundlichen, unter dem hier das deutsche Namengut betrachtet werden soll. Die Volkskunde ist bei allen Sachkenntnissen, die sie voraussetzt, keine Sachkunde, sondern hat es in letzter Linie auf die Geistigkeit des Volkes abgesehen, also auf Psychologisches. Das Verhältnis des Volkes zum Namen und seine daraus zu erschließende Geistigkeit kennenzulernen, hat daher unser wesentlichstes Ziel darzustellen. Dabei interessieren uns allerdings nicht nur die gegenwärtigen Verhältnisse, die man gelegentlich als alleinigen Forschungsgegenstand der Volkskunde hingestellt hat. Wir streben vielmehr über eine „Gegenwartsvolkskunde" hinaus auch zu einer Betrachtung der Verhältnisse in der Vergangenheit in dem Bewußtsein, daß nur der die Gegenwart zu beurteilen vermag, der sie aus der Vergangenheit sich entwickeln sieht.

Ist der Gegenstand der Volkskunde die Geistigkeit des Volkes, so vermögen wir diese doch nur an ihren Äußerungen zu erkennen. Hier also soll sie an den Namen studiert werden, in denen die gegenwärtige oder ehemalige Geistigkeit deutscher Menschen zum Ausdruck kommt. Gewiß ist unser Namenbestand weithin nicht ihre Schöpfung und deshalb nicht Ausdruck ihres Wesens. Er ist vielmehr zum Teil von außen an unser Volk herangetragen worden, das sich ihn mehr oder weniger innig angeglichen hat. Eine volkskundliche Namenkunde, die Psychologisches zu erfassen strebt, kann schon aus diesem Grunde auf die philologische wie die historisch-geographische Unterbauung ihrer Erörterungen nicht verzichten. Durch sie wird der psychologischen Ausdeutung auf weiten Strecken erst Sicherheit verliehen. Dementsprechend soll auch hier verfahren werden. — Zunächst haben wir allerdings noch über Grundsätzliches ein Wort zu sagen.

2. Wir stehen nicht auf dem bekannten Standpunkt, daß sich die volkskundliche Betrachtung auf die Gliederung des Materials in „primitives Gemeinschaftsgut" und „gesunkenes Kulturgut" bzw. auf den Nachweis „primitiver" (besser: naiver) und „kultureller" Geistigkeit innerhalb des Volkes zu beschränken habe. Diese Gesichtspunkte sind äußerst wichtig; aber sie erschöpfen nicht die gestellte Aufgabe. Ein Mehr oder Weniger an Ratio und Zucht reicht nicht hinab zu den Wurzeln der eigentlichen Geistigkeit eines Volkes. Wo man nur von rationalem (kulturellem) oder assoziativem (primitivem) Denken spricht, besteht überdies die Gefahr, daß ungeschickte Hände ein Volk schließlich in zwei getrennte Gruppen geistig unverwandter Volksangehöriger zerlegen. In Wirklichkeit liegen die Dinge ja weit verwickelter. Alle Volksgenossen haben an beiden Denkarten Anteil, wenn im allgemeinen auch der „Gebildete" mehr zu der rationalen, der Mann aus dem Volk mehr zur assoziativen neigt. Überdies aber lassen sich die in Frage stehenden Unterschiede bei allen Völkern erkennen und sagen kaum besonders Charakteristisches von einem Volke aus; sie führen nicht hin zu seiner geistigen Sonderart, deren Erfassung die Aufgabe der Volkskunde sein muß. Dieses Ziel macht die Volkskunde zu einer hervorragend nationalen Wissenschaft. Es umschließt die Erfassung der geistigen Eigenart der ganzen Volksgemeinschaft wie der ihrer organisch gewachsenen Gruppen. Streben wir ihm zu, so reißen wir nicht Gegensätze auf innerhalb der Nation, sondern betonen (bei Anerkennung ihrer Gliederung) die Einheit der Volksgemeinschaft in jenen allen eigentümlichen geistigen Eigenschaften, die nicht trennen, sondern verbinden und ein Volkstum wirklich kennzeichnen. Sie liegen vor aller Ratio im Irrationalen: Angriffslust oder Feigheit, Begabung oder Dummheit, Fleiß oder Trägheit, Genügsamkeit oder Üppigkeit, Schwerfälligkeit oder Beweglichkeit — das sind solche (sich im Kulturellen wie im Primitiven, ja schon in der Tierwelt auswirkende) Eigenschaften, die ein nationales Volkstum zu charakterisieren vermögen und an denen alle Schichten Anteil haben. Ein Volkstum aus den Volksgütern nach dieser Richtung zu erfassen, ist letzte Aufgabe einer nationalen Volkskunde.

Uns ist hier zugemessen, das Volksgut der deutschen Namen unter den genannten Gesichtspunkten zu betrachten. Von vornherein müssen wir dabei bemerken, daß durch das Studium dieses Teilgebiets in letzte Wesensgründe deutscher Geistigkeit selbstverständlich nur gelegentlich hinabgeleuchtet werden kann, die letzten Zielpunkte volkskundlicher Betrachtung hier also nicht immer zu erreichen sind. Alle im folgenden als „allgemein deutsch" namhaft zu machenden Züge weisen über die deutsche Lebensgemeinschaft hinaus in größere, gerade wie die meisten „Sonderzüge deutscher Mentalitätsgruppen" und erst recht die „kulturellen" und die „primitiven" Züge. Ausschließlich und nur deutsche Züge in der Namengebung und der daran zu erkennenden geistigen Haltung des deutschen Menschen vermag ich kaum ausfindig zu machen. Unbestritten deutsch ist wohl nur der Namenschatz in seiner Gesamterscheinung, den historische Mächte im Laufe der Jahrtausende in Deutschland zu einem eigenartigen Gewebe verknüpft haben.

3. Was die historisch-geographische Betrachtungsweise angeht, die hier noch erläutert werden muß, so deckt sie sich mit der der modernen Kulturraumforschung. Jegliches Volksgut wird getragen von der Gemeinschaft der in geistigem Austausch miteinander stehenden Menschen. Solche Verkehrsgemeinschaften aber erweisen sich in der Regel als raumgebunden. Sie haben die Tendenz, innerhalb ihres Bereiches den Bestand des Volksguts zu vereinheitlichen. Das gilt für die Familie, die Gemeinde, das Kirchspiel, das Territorium, das Interessengebiet einer Großstadt, die Landschaft einheitlichen Verkehrs, die Nation, die Welt des Katholizismus und des Protestantismus und wie die über- und nebeneinander gelagerten Verkehrsgemeinschaften im einzelnen heißen mögen. Freilich streben diese verschiedenen Gebilde vielfach gegeneinander: jedes

größere sucht das ihm eingelagerte kleinere sich völlig einzuverleiben; aber auch das kleinste zeigt seinerseits ein oft erfolgreiches Streben nach Selbstbehauptung in Sitte und Brauch, in Tracht und Sprache usw. Daher die bei allen fühlbaren Einigungstendenzen ungeheure Vielgestaltigkeit des Volksguts über den deutschen Lebensraum hin, wie sie sich etwa am Schwanken der Mundart von Ort zu Ort offenbart.

Besonders günstige Aussichten, sich innerhalb einer größeren Gemeinschaft durchzusetzen, hat das der Allgemeinheit geistig und materiell zugängliche Gut derjenigen kleineren Gemeinschaften, die als vorbildlich empfunden werden, also z. B. das der Hauptstadt gegenüber dem der kleineren Städte und dem des flachen Landes im Umkreis eines staatlichen Gebildes. In der Hauptstadt aber sind es die führenden Schichten der Bevölkerung, deren Gut die größte Aussicht besitzt, in dem ihr zugeordneten Lebensraum Allgemeingeltung zu erobern. Gewiß wird eine Hauptstadt ihrerseits in der Regel wiederum vom Mittelpunkt einer größeren Verkehrsgemeinschaft, in die sie selbst eingezogen ist, im Kulturellen abhängig sein.

Die von einem führenden Mittelpunkt ausgehende Beeinflussung des zugeordneten Lebensraums stellt sich meist als Strahlung dar, die den Hauptverkehrsbahnen folgt und an Kraft verliert, je weiter sie sich von ihrem Ausgangspunkt entfernt. Durch Strahlungen werden im Sprachlichen etwa zwei synonyme Ausdrücke (der alte bodenständige und der neu herangetragene) in einer Gemeinschaft nebeneinander gestellt. Synonyma aber pflegt die natürliche Sprache nicht zu bewahren: eines von ihnen wird ausgemerzt. Das kann der ältere Ausdruck sein, gelegentlich aber wird auch der neue wieder aus dem Felde geschlagen. Da von den neuen Formen zuerst die Städte eines Kulturraums erobert werden, dann erst deren Hinterland, kann also von einem kontinuierlichen Vorrücken einer Erscheinung in geschlossener Front meist nicht die Rede sein. Einzelne Gemeinschaften, besonders in verkehrsabgelegenen Gegenden, entziehen sich oft auf lange oder für immer den herangetragenen Neuerungen. Wir reden hier von Reliktpunkten und Reliktgebieten. Gelegentlich gelingt es den neuen Formen nur, sich (an einzelnen Orten oder über größere Gebiete hin) in Mischungen, sog. Kontaminationen (s. § 86), zur Geltung zu bringen, also die älteren nur teilweise zu verdrängen.

Die kartographische Darstellung der Verbreitung eines zeitgenössischen Volksguts, die uns Strahlungsherde und -bahnen Relikte und Kontaminationen erkennen läßt, ist eine historische Quelle allerersten Ranges, da sie uns erlaubt, Verhältnisse einer fernen Vergangenheit zu erschließen, für die unmittelbare Zeugnisse der Verbreitung nicht oder nur in großer Dürftigkeit und kaum über größere Flächen hin zu gewinnen sind.

Auch die Namen (und zwar nicht nur die deutschen, sondern die aller Länder) sind unter den Gesichtspunkten der Kulturkreislehre zu betrachten. Damit wird für die Namenkunde eine Betrachtungsweise geltend gemacht, die, systematisch angewandt, in der Zukunft wesentliche Ergebnisse zu zeitigen berufen erscheint. (Umgekehrt aber ist das genau datierte und lokalisierte ungemein reichhaltige Namengut der Vergangenheit für die Kulturkreisforschung von einer Bedeutung, die bis jetzt in ihrer ganzen Größe nur wenigen bewußt geworden ist.) Gewiß fehlt es in der Gegenwart für ein solches Verfahren noch empfindlich an Vorarbeiten. Es können daher im folgenden vielfach nur Grundsätze ausgesprochen und vorläufige Ergebnisse verzeichnet werden.

4. Die Betrachtungsweise der Kulturraumforschung ist für eine volkskundliche Namenkunde jedoch nicht nur deshalb von Wichtigkeit, weil sie uns über die äußere Geschichte unseres Namenschatzes bedeutsame Aufschlüsse zu schenken vermag; sie berührt vielmehr auch unmittelbar das psychologische Problem der Volkskunde. Die einzelnen Kulturkreise streben ja nicht nur nach Gleichheit des Bestandes an äußerem Volks- und Kulturgut; es besteht in ihnen vielmehr auch die Tendenz zur Gleichheit der Geistigkeit der Menschen. Wir brauchen nur die deutschen Kulturräume des Rheinlands, Bayerns, Schlesiens, Brandenburgs zu nennen, um anzudeuten, was wir meinen. Hier haben sich unter den verschiedensten einmalig wirkenden historischen Bedingungen nicht nur vier in ihrem äußeren Bestand verschiedene deutsche Kulturprovinzen herausgebildet, sondern auch vier verschiedene Mentalitäten, die gewiß gestellt sind unter die überwölbende Kuppel der allgemein-deutschen Geisteshaltung; sie gehören zu ihren Spielarten. Zu den formenden historischen Kräften sind dabei sowohl die an erster Stelle stehenden unterschiedlichen rassischen Gegebenheiten in jenen deutschen Lebenskreisen zu rechnen, wie die jeweils verschiedenen historischen Einflüsse politischen, kirchlichen, sozialen, wirtschaftlichen und anderen Gepräges, die — wie die rassischen Grundlagen — mentalitätsformend sind. Das Volksgut jeder deutschen Kulturprovinz aber, auch das der Namen, ist von der Volkskunde in Beziehung zu setzen zu ihrer Gruppengeistigkeit, nicht nur zur allgemein-deutschen.

Schließlich aber liegt eine wesentliche Bedeutung der Anwendung der Methode der Kulturraumforschung auf die Namen in der Aufhellung der Dynamik, die die Entwicklung unseres Namenschatzes beherrscht. Allzusehr ist man stets geneigt gewesen, Volksgut als unmittelbaren Ausdruck autochthoner Geistigkeit zu werten. Erkennen wir, wie unendlich verwickelt das allmähliche, aus eigenen und fremden Kräften genährte Entstehen des kulturellen Gewebes über einer Landschaft ist, so werden wir vorsichtiger werden und Überfremdung und bodenständige Entfaltung in der Zukunft williger unterscheiden lernen. Wir werden die widerstandslos oder nach zäher Gegenwehr erfolgte Überfremdung, die beharrliche Ablehnung anströmenden Fremdguts wie die Fähigkeit gewisser Kulturräume, kulturelle Strömungen auszusenden, erkennen und daraus auf die Geistigkeit der landschaftlichen Menschengruppen unsere Schlüsse ziehen. Niemals werden wir dabei allerdings vergessen dürfen, daß die Überfremdung wie die Ablehnung auch durch äußere mechanisch wirkende Kräfte bedingt sein können, die mit der geistigen Haltung einer Verkehrsgemeinschaft kaum etwas zu tun haben. Auch sie gilt es aufzudecken.

Die Personennamen.

Historisch-geographische Betrachtung.

1. Die Taufnamen.

5. Wie die übrigen Völker des abendländischen Kulturkreises pflegen auch wir Deutsche heute zwei Namen zu führen: den Vor- oder Taufnamen und den Zu-, Geschlechts- oder Familiennamen. Dieser Brauch hat sich bei uns seit etwa 700 Jahren durchgesetzt; um 1600 war die Doppelnamigkeit entschieden. Der Taufname gilt heute in der Regel im Kreise der Familie und der Freunde, der Familienname in der Öffentlichkeit. Dienstboten werden meist mit dem Taufnamen gerufen. — Bis auf die Höhe des Mittelalters führten die Deutschen nur einen Namen, in christlicher Zeit: den Taufnamen, wenngleich nicht vererbbare individuelle Beinamen seit alters bekannt waren (s. § 15). Der Taufname ist auch heute noch für den Mann aus dem Volk der wichtigere. Er sagt etwa: „Ich heiße Johann", aber: „Ich schreibe mich Schmidt". Vielfach wird der Familienname im Volk nur bei offiziellen Anlässen gebraucht (vgl. § 17); im Volksglauben spielt er fast keine Rolle (s. § 44ff.).

6. Unsere Taufnamen stammen zum Teil aus der germanischen Welt. Sicherlich war der Namenschatz in den einzelnen germanischen Kulturkreisen nicht völlig der gleiche. Nach H. Naumann stehen sich z. B. der Norden und Deutschland in der alten Zeit näher in ihren Namenbeständen als die nordischen und die gotischen Völker. Ein Ausgleich der Abweichungen hat sich trotz vorhandenen Austauschs nicht vollzogen. Jedenfalls aber stimmen alle germanischen Kulturkreise in der Bildung der Namen miteinander überein. Wie schon im Indogermanischen bestehen auch im Germanischen die Namen in der Regel aus zwei Gliedern (Hilde-brand, Bern-hard, Wolf-gang, Hilde-gard). Von solchen Namen konnten durch verschiedene Maßnahmen Kurzformen gebildet werden, die oft einen kosenden Sinn besaßen: Heino (zu Hein-rich), Fritz (zu Fried-rich), Goedeke (zu Got-fried), Rudel (zu Rud-olf) usw. Sie waren in ihrer Bildungsweise vielfach nach Landschaften verschieden.

7. Durch die allmähliche Einbeziehung der germanischen Welt in den christlichen Kulturkreis ist teilweise ein einheitlicherer Namenbestand bei den germanischen Völkergruppen üblich geworden. Nun kommen christliche Namen (semitischer, griechischer, lateinischer und anderer Herkunft) neben den germanischen allenthalben in Brauch, der christliche Stil der Namengebung tritt neben den germanischen.

Nach Deutschland hat das Christentum in den ersten Jahrhunderten zunächst vorwiegend Namen aus dem Alten Testament gebracht; meist sind Geistliche ihre Träger (Salomon von Konstanz). Das war nach Ried eine Folge des mächtigen Stromes orientalischen Christentums, der sich damals auf verschiedenen Wegen über Westeuropa ergoß und dem erst zur Zeit der Erstarkung des römischen Einflusses nachhaltiger entgegengewirkt wurde. Die Sitte, Namen aus dem Neuen Testament und nach den Heiligen der Kirche zu führen, macht sich bei uns kaum vor dem 12. Jahrhundert bemerkbar. Sie steht in offenbarem Zusammenhang mit der religiösen Erneuerung der abendländischen Kirche und der gesteigerten, die breiten Massen des Volkes mächtig ergreifenden Heiligenverehrung, nicht zuletzt aber mit dem Wirken des Franziskanerordens, der sich in Deutschland seit 1221 ausbreitete und einen gewaltigen Einfluß auf die Laienwelt aller Schichten gewann.

Die Kirche selbst hat mit ihren Machtmitteln vor dem Tridentinum offiziell (vgl. § 10) kaum zur Annahme christlicher (fremder) Namen genötigt. Das geht aus der Tatsache hervor, daß unter den Erzbischöfen von Mainz, Trier und Köln, den Bischöfen von Lüttich, Utrecht und Münster, den Äbten von Fulda, Hersfeld, Werden und Korvey bis zum Jahre 1500 nicht weniger als 482 mit germanischen und nur 56 mit fremden Namen erscheinen, wovon 31 den beliebtesten biblischen Namen des Mittelalters, Johannes, führen.

8. Die neue Namenmode war aufs engste verbunden mit Kulturströmungen, die damals aus der romanischen Welt auf Deutschland wirkten. Das zeigt schon der Umstand, daß zum Teil auch romanische Namen bei uns Eingang fanden, die keine Heiligennamen waren oder doch nicht als solche empfunden wurden. Im Kulturellen führte im Europa des 12. und 13. Jahrhunderts weithin die französische Ritterschaft; zu ihr stand die deutsche in engsten Beziehungen. Die ritterlichen Kreise, vor allem also der deutsche Adel, haben das Eindringen der fremden in den romanischen Ländern bereits üblichen Namen bei uns nachhaltig gefördert. Die fremde Namenmode, die sich mit besonderem Nachdruck bei den Frauennamen durchsetzte, dringt zuerst in den den romanischen Ländern zugekehrten deutschen Kulturkreisen ein: im deutschen Westen. Von dort aus führten sie kulturelle Strahlungen, gewiß mit ungleichem Tempo und Erfolg, zu einem Siegeszug durch Deutschland. Sie rückte dabei keineswegs kontinuierlich vor (vgl. § 3). Vielmehr bewirkten die an der Ausbreitung beteiligten überlandschaftlichen sozialen Kräfte, daß jeweils zunächst die Schichten des Adels und der Ritterschaft von ihr ergriffen wurden. Ihnen folgten in zeitlichem Abstand die soziale Oberschicht der Städte, später die Bürger und schließlich die Bauern des flachen Landes, so daß also mit der kulturellen Strahlung aus dem deutschen Westen ein Absinken des neuen Kulturguts innerhalb des sozialen Gefüges Hand in Hand ging und erst auf beiden Wegen und allmählich der gesamtdeutsche Kulturkreis — bei mannigfachen landschaftlichen Unterschieden — für viele Fremdnamen erobert wurde. Das war im 15. Jahrhundert bereits geschehen.

Der Bestand an germanischen Namen ist in Deutschland durch die Eindringlinge seit der Christianisierung empfindlich verringert worden. Die wenigen übrigbleibenden hielten sich dabei in erster Linie deshalb, weil sie durch kirchlich verehrte Träger geheiligt waren. Unter dem Schutze des Heiligenkultes haben sich nach Nied Namen erhalten wie Bernhard, Lambert, Burkhard, Konrad, Wolfgang, Heinrich, Albert usw.; sie wären ohne den Stempel des Christentums wie viele andere ihresgleichen dem Untergang geweiht gewesen.

9. Jedenfalls ist der gesamtdeutsche Namenschatz (auch nach dem Zuwachs, den er von der Fremde her erfuhr), wenn wir ihn mit dem altgermanischen vergleichen, am Ausgang des Mittelalters nicht mehr besonders reichhaltig zu nennen. Dieser Umstand hat seit dem 13. Jahrhundert, wenn auch ganz allmählich, zum Gebrauch von zwei (später mehreren) Vornamen geführt (Johann Christoph usw.), durch den man — mögen auch andere Gründe mitsprechen — in erster Linie die durch die Namengebung beabsichtigte eindeutige Kennzeichnung des Trägers zu bewirken gedachte. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch hier französische Vorbilder (12. Jahrhundert: König Philipp August) wirksam gewesen sind. Wie der Gebrauch der Fremdnamen dringt der der Doppelnamen in wenig späterer Zeit, aber wohl weit langsamer aus dem deutschen Westen (Südwesten) in die inneren Landschaften Deutschlands vor, auch hier zunächst gefördert durch den Adel und zuletzt von den Bauern angenommen, in deren Kreisen im Nassauischen etwa Bildungen wie Sophia Margaretha (heute: Fimmer) oder Johann Sebastian (heute: Hambas) seit dem 16. Jahrhundert üblich sind.

10. Ist der Humanismus für den deutschen Taufnamenschatz kaum bedeutsam geworden (Julius, Maximilian), so hat die Reformation weithin gestaltend auf ihn eingewirkt. Sie lehnte mit dem Heiligenkult die Heiligennamen ab und ersetzte sie — eine unmittelbare Wirkung der Schätzung der Bibel — durch alttestamentliche, die in katholischen Kreisen nicht sonderlich beliebt waren. Im Zuge von der Stadt zum Land gewannen diese im 16. Jahrhundert viele Träger im protestantischen Deutschland, wenngleich dieser Namenstil des älteren Protestantismus heute längst bis auf Reste geschwunden ist und sich nur in gewissen Gegenden und Sekten, besonders auch im Calvinismus, teilweise gehalten hat. Wenn der Protestantismus und vor allem der Pietismus (mit glücklicherer Hand als Zesen und andere Puristen) durch Namen wie Liebfried, Fürchtegott, Lebrecht usw. in der Folgezeit namenschöpferisch aufgetreten ist, so haben auch diese Taufnamen für die Gegenwart kaum mehr Bedeutung. Allzu stark hat seit dem

18. Jahrhundert unkirchlicher Geist besonders im protestantischen Deutschland die Namengebung beeinflußt. Der Mann aber, der ihn im 18. Jahrhundert aufs nachdrücklichste förderte, hatte in seinen Taufnamen noch an beiden Strebungen des älteren Protestantismus Anteil: Gotthold Ephraim Lessing.

11. Der unkirchliche Namenstil der Aufklärungszeit und schließlich der liberalistischen Periode zeigte unter deren bürgerlicher Führung ein individualistisches und kosmopolitisches Gesicht. Er beseitigte weithin die Tradition (vgl. § 45), die in der Namengebung seither bestand, und lieferte sie mehr als bislang der persönlichen Entscheidung Einzelner aus. Er griff nicht zurück auf das überkommene Namengut, sondern entlehnte Namen aus fast allen Kultursprachen. Darin spiegeln sich die jeweiligen kulturellen Strahlungen aus den betreffenden Sprachkreisen. So kommt es, daß nun unabhängig von kirchlichen Einflüssen, aber getragen von literarischen und zivilisatorischen, Namen italienischen und spanischen (Rosa, Stella, Eleonora, Isabella, Ferdinand), französischen (Louis, Jean, Louise), englischen (Richard, Edwin), russischen (Feodor, Olga), skandinavischen (Erich, Sigrid, Ingeborg) und anderen Ursprungs besonders seit dem 18. Jahrhundert, je nach der kulturellen Windrichtung, bei uns Eingang fanden, d. h. also etwa seit der Zeit des Einflusses der italienischen Oper im 17. Jahrhundert, der literarischen und zivilisatorischen Führung der Franzosen, der Begeisterung für englische Literatur im 18. Jahrhundert, für englischen Sport und englische Lebensweise im 19. bis zur Epoche Tolstois und der großen Skandinavier um 1900.

Gewiß fand die Vorliebe für skandinavische Namen von einer andern Seite her eine starke Stütze. Die Epoche der germanischen Wiedergeburt und Selbstbesinnung, die, etwa mit Klopstock anhebend, bei gelegentlichen Rückschlägen sich in Deutschland immer stärker geltend machte, begünstigte zwar nicht nur die Aufnahme nordischer Namen, sondern vor allem auch die Wiederbelebung altdeutscher (Walther, Werner, Günther, Hildegard, Mechthild usw.).

Alle Namenmoden aber, denen das deutsche Bürgertum seit dem 18. Jahrhundert oft in hemmungsloser Sucht nach Neuem und bedauerlicher Verachtung der Tradition in ihren rasch umschlagenden Launen gefolgt ist, haben als gesunkenes Kulturgut stets ihren Widerhall gefunden auch in den breiten Massen des Volks.

Während die von der Reformation veranlaßte Bewegung innerhalb des Namenschatzes (s. § 10) zunächst auf einzelne deutsche Kulturkreise beschränkt blieb und so eine räumliche Differenzierung des deutschen Gesamtgebiets bewirkte, hat die unkirchliche Namengebung seit dem 18. Jahrhundert und die im Gefolge der germanischen Wiedergeburt ziehende die deutschen Binnengrenzen schnell übersprungen und in den verschiedensten deutschen Kulturräumen Anhänger gefunden.

12. Wenn wir seither die Namen im wesentlichen unterschieden als Namen germanisch-nationalen und solche kirchlich- oder unkirchlich-internationalen Ursprungs, wenn wir die Geschichte und Verbreitung dieser Gruppen in Deutschland in einigen wesentlichen Punkten zu erfassen suchten, so bleibt uns hier noch darauf hinzuweisen, daß die einzelnen deutschen Kulturkreise sich hinsichtlich ihres Bestandes an Einzelnamen erheblich voneinander unterscheiden.

Gottschald z. B. stellt fest, daß der Name Ruprecht in Köln und Hannover nur je 3mal zu belegen war, während er in München 100, in Nürnberg 173mal erschien; wir wissen, daß der Bischof Ruprecht von Salzburg (gest. 715) der Schutzpatron von Bayern und Ruprecht dort überdies ein dynastischer Name ist. Dadurch zeigt sich dieser Name deutlich verbunden mit dem bayrischen Kulturkreis.

Der Geschichte der einzelnen Namengruppen hat die Forschung die der Einzelnamen und ihrer Verbreitung an die Seite zu setzen. Dabei werden sich Namen von großem und kleinem Ausdehnungsbereich herausstellen, solche, die durch kirchliche, und andere, die durch dynastische Kräfte ihre Verbreitung gewannen. Katholische und protestantische Gebiete werden deutlich im Namenschatz gegeneinanderstehen. Heute wissen wir von diesen Dingen noch nicht viel.

2. Die Familiennamen.

13. Neben den Familiennamen deutscher Herkunft treten die von heute deutschen Familien geführten fremdsprachlichen erheblich zurück. Sie sind zu sehr verschiedenen Zeiten und je nach der Landschaft in recht verschiedenem Umfang bei uns eingedrungen. Namen polnischen, preußischen, litauischen, wendischen Ursprungs finden wir vor allem im deutschen Osten. Sie gehören meist jenen Bevölkerungsgruppen an, die erst im Laufe der Jahrhunderte durch die ostdeutsche Kolonisation dem Deutschtum gewonnen worden sind. Inzwischen haben sie sich fast über das ganze deutsche Sprachgebiet, wenn auch mit recht unterschiedlicher Stärke, verbreitet. Französische Namen gehören vielfach Hugenotten- und Emigrantenfamilien an; talienische sind in Mittel- und Norddeutschland erst in neuerer Zeit in den Städten häufiger anzutreffen. Alle diese Namen iollen uns hier nicht weiter kümmern.

14. Schon in germanischer und altdeutscher Zeit, in der es erbliche Familiennamen noch nicht gab, verfügte man über zwar nicht stets angewandte sprachliche Mittel, die Glieder einer Familie durch den Namen als solche zu kennzeichnen. Das geschah durch den Stabreim oder dadurch, daß man die gleichen Wortelemente in den Namen wiederkehren ließ (vgl. § 33): Der Bruder des Segestes hieß Segimerus, sein Sohn Segimundus. Noch im Nibelungenlied heißen die burgundischen Könige Gunther, Gernot und Giselher. Das Hildebrandslied bezeugt uns Heribrand, Hiltibrand und Hadubrand als Großvater, Vater und Enkel. Auch durch die Wahl des gleichen Vornamens ist die Zusammengehörigkeit der Glieder einer Familie gelegentlich ausgedrückt worden (vgl. § 47).

Bei den Germanen und alten Deutschen begegnen uns zur Bezeichnung einzelner Personen ferner Beinamen, die nach ähnlichen Gesichtspunkten gebildet wurden wie die späteren Familiennamen (s. § 17 Ende); sie unterscheiden sich von ihnen jedoch dadurch, daß sie nicht erblich, sondern individuell sind. Bei Jordanes z. B. führt ein Gote Halarich den Zunamen Baltha (der Kühne), Gregor von Tours nennt einen fränkischen Herzog Guntchramnus Boso· (der Böse).

15. Die erblichen Familiennamen, die seit dem 12. Jahrhundert bei uns auftreten, gehen in der Regel vom Namen oder Beinamen des Vaters aus, weit seltener von dem der Mutter, eines anderen Verwandten, etwa des Bruders, zu dem jemand in einem näheren Verhältnis stand, oder dem eines Dienstherrn, eines Lehrmeisters. Die Frauen werden von Anfang an nach den Männern (Vätern, Gatten) benannt. Namenwechsel ist bei ihnen seit langem bei der Verheiratung üblich. Bei Männern kommt er nur in einzelnen Gegenden vor, ohne von der Behörde heute noch genehmigt zu werden; in Westfalen z. B. übernahm ein Mann, der in einen Hof einheiratete, ehedem auch offiziell den Namen der Familie seiner Frau, so daß er etwa Johann Müller, geborener (oder: genannt) Schmidt hieß (vgl. W. H. Riehl, Die bürgerliche Gesellschaft, 5. Aufl., S. 54).

16. Der Brauch, einen festen erblichen Familiennamen zu führen, ist in Deutschland vom Süden und Westen ausgegangen (vgl. § 8f.). Schon im 10. Jahrhundert finden wir vereinzelt Beinamen, hinter denen wir Familiennamen vermuten dürfen, in Zürich, Straßburg und Freising, im 11. in Mainz und Salzburg, im 12. in Köln, Worms und Basel. Von hier aus hat sich die Sitte in einer ost- und nordwärts gerichteten, landschaftlich mit unterschiedlicher Energie wirkenden Kulturströmung über Deutschland verbreitet, bis sie um 1600 allgemein üblich war. Nur in einem friesischen Reliktgebiet sind feste Familiennamen erst im 19. Jahrhundert eingeführt worden. Vorher wurde dort ein Mann jeweils nach seinem Vater zubenannt. Hieß der Großvater Eke, so führte sein Sohn Siade den Namen Siade Eks, der Enkel Lübbe aber den Namen Lübbe Siads (vgl. § 18).

Auch bei den Familiennamen ist die räumliche Entwicklung mit der innerhalb des sozialen Gefüges verbunden, so daß also auch hier (vgl. § 8f.) nicht von einem kontinuierlichen Vorrücken der Strahlung zu reden ist. Zunächst treten die Familiennamen in der Regel beim hohen Adel auf, ihm folgen die Ministerialen und die städtischen Patrizier, später die Bürger der Städte und schließlich die Bauern.

Mit Socin zweifeln wir nicht daran, daß es sich bei dem Aufkommen unserer Familiennamen um einen Brauch handelt, der von den romanischen Kulturkreisen her (vgl. § 8f.) wirksame Antriebe

erfahren hat. Eine starke Anregung kam offenbar aus dem mit Süddeutschland durch Handelsbeziehungen eng verbundenen Venedig und andern oberitalienischen Städten. Dort treten erbliche Familiennamen bereits seit dem 9. Jahrhundert auf, in Frankreich seit dem 10., in der romanischen Schweiz seit dem 11. Jahrhundert. Erst in der Folgezeit hat die Mode für Deutschland größere Bedeutung gewonnen.

Ist das Entstehen der Familiennamen also weithin Modesache, spricht bei ihrem Aufkommen beim Adel der Besitz- und Familienstolz mit, so ist der Brauch doch auch durch die Notwendigkeit eindeutiger Kennzeichnung der Personen mitbedingt, besonders in den seit dem 12. Jahrhundert anwachsenden deutschen Städten. Die Erblichkeit der Namen dürfte hier, wie später auf dem flachen Lande, sich nicht zuletzt auch unter bürokratischen Einflüssen durchgesetzt haben.

17. Auf dem Lande wird der Familienname noch heute vielfach nur der Behörde gegenüber gebraucht, während die Dorfgenossen untereinander neben den Taufnamen sog. „Hausnamen" verwenden, d. h. oft alte vererbte, nicht selten aber auch erst in neuester Zeit gebildete Namen, die sich mit den offiziellen Familiennamen keineswegs decken. Hier sind die Beinamen also noch nicht völlig erstarrt; es vollzieht sich vielmehr jenseits der bürokratischen Sphäre noch heute vielfach eine sinnvolle Namengebung. Gelegentlich sind die Hausnamen zur Unterscheidung notwendig, weil einige wenige amtliche Familiennamen fast den ganzen Namenbestand einer Gemeinde ausmachen. In Mosbach in Thüringen z. B. hießen 80 Erwachsene Zimmermann, 50 Gürtler. Zur Unterscheidung gebraucht man daher Namen wie Kärchgaß-Karl, Ecken-Lene, Schäfers-Oswald, Schnorrborts-Gies.

Bei den Hausnamen lassen sich dieselben Bedeutungsgruppen beobachten wie bei den fest gewordenen Familiennamen. Sie sind hergeleitet 1. vom Taufnamen, 2. vom Namen des Heimatortes, 3. vom Namen der Wohnstätte, 4. vom Amt und Beruf und 5. vom Übernamen (Spitznamen) eines Ahnherrn (vgl. aber § 15). Diese Gruppen der Familiennamen werden im folgenden betrachtet, und zwar unter den für sie seither außer acht gelassenen Gesichtspunkten der Kulturraumforschung.

18. Patronymische Bildungen ergaben sich seit alters aus dem Vatersnamen im Genitiv und dem Worte Sohn: Hiltibrant Heribrantes sunu. Aus einer solchen Wortgruppe sind Familiennamen entstanden wie Dietrichsen, Wilmsen, Petersen, Michelsen usw., d. h. Dietrichs Sohn usw. Zeitig wird das -son, -sen weggelassen, so daß nur der Vatersname im Genitiv übrigbleibt (Dietrichs, Gerhards, Goebbels — Josten, Otten, Heinen). Vielfach wird der Vatersname dann auch in den Nominativ gesetzt (Dietrich, Hermann, Jost). Patronymische Bildungen sind nicht so häufig wie die ältere Forschung annahm, was Bahlow mit Recht hervorgehoben hat.

Im allgemeinen darf wohl angenommen werden, daß die drei genannten Typen (I.: Dietrichsen, II.: Dietrichs — Heinen, III.: Dietrich) sich auseinander entwickelt haben, wenngleich sie in den Urkunden des hohen Mittelalters weithin nebeneinander stehen. Mit einiger Folgerichtigkeit durchgeführt findet sich die genannte Entwicklung allerdings nur in Ober- und Mitteldeutschland, wo der Typ Dietrichsen (I) ausgemerzt wurde, die Typen Dietrichs, Heinen (II) und Dietrich (III) aber nebeneinander bestehen, wennschon in verschiedenen Gegenden jeweils einer von ihnen in den Vordergrund getreten sein dürfte. Der Typ III (Dietrich) scheint in Oberdeutschland am zahlreichsten aufzutreten. Typ II (Dietrichs — Heinen) hat sich mit besonderer Kraft im deutschen Nordwesten erhalten. Typ I (Dietrichsen) dagegen herrscht im mittleren Norden, vor allem in Schleswig-Holstein und seinem näheren Umkreis. Sein Gebiet schließt hier an ein dänisches an. In einigen Gegenden Schleswigs bilden Namen wie Hansen, Jansen usw. 90% aller Familiennamen.

Der Bestand von Typ II mag in den nordwestdeutschen Gebieten teilweise gestützt und ergänzt worden sein durch den Gebrauch, den Genitiv eines Zunamens zur Bezeichnung der ganzen Familie zu benutzen (Müllers, d. h. die Familie Müller), sowie durch die landschaftliche Gepflogenheit, den Familiennamen, wenn er in Verbindung mit dem Vornamen auftritt, in den Genitiv zu setzen (Schneiders Peter, Hermanns Fritz). Dennoch kann in diesen Sprachgebräuchen die eigentliche Wurzel des Typs II nicht liegen. Dagegen spricht die Tatsache, daß nur die Familiennamen, die sich aus Personennamen herleiten, und die ihnen weithin fast gleichzuachtenden aus Berufsnamen entstandenen jenes genitivische -s oder -en aufweisen (Beckers, Schneiders, Wirtz, Schmitz), nicht aber die

alten Herkunftsnamen: Formen wie Steinbachs, Kreuzbergs, Bellinghausens, Mittendorfs sind nicht gebräuchlich; das müßte aber doch wohl der Fall sein, wenn wesentliche Wurzeln des Typs II in den beiden letztgenannten Möglichkeiten zu suchen wären. Einer auf große landschaftliche und die gesamtdeutschen Verhältnisse gerichteten Betrachtung, die sich auf die Ergebnisse der deutschen Kulturkreisforschung stützt und sich die Einsicht in die Dynamik der Entwicklung zu eigen gemacht hat, wird jedenfalls die oben vertretene Auffassung der genitivischen Namen angesichts ihrer eigenartigen geographischen Verbreitung nicht zweifelhaft sein. Bei dieser Betrachtung ist es nicht ausgeschlossen, für gewisse Einzelgebiete Sonderfälle der Entwicklung anzunehmen. So sind die in Frage stehenden genitivischen Namen in einem niederrheinischen Gebiet mit Hofsiedlung (um München-Gladbach) aus der Verbindung mit hus „Haus" entstanden, z. B. 1532 Wilhelm to Wilhelms = W. to Wilhelmes hus. (Mitteilung von F. Trupp in Essen).

Sicherlich haben wir uns die geschilderte Entwicklung der drei Typen landschaftlich so vorzustellen, daß von einem offenbar im deutschen Süden liegenden kulturellen Kraftzentrum aus die Typen II und III gegen den ursprünglich wohl allein geltenden Typ I vorgedrungen sind. Daß die Entwicklung sich jeweils an Ort und Stelle vollzogen hat, ist angesichts der unverkennbaren landschaftlichen Zusammenhänge und der greifbaren Analogie zu bekannten Entwicklungen innerhalb der Mundarten nicht wahrscheinlich. Mit der Entfernung von dem Kraftzentrum nimmt die Macht der südlichen Strahlungen ab (s. § 3). Im nördlichen Rheinland etwa vermag sich II gegen I noch durchzusetzen, mit viel schwächerer Kraft aber III gegen II. Möglich bleibt, daß die Wirkung der kulturellen Strömungen hier deshalb gebrochen wurde, weil während ihrer Wirksamkeit die Familiennamen erstarrten. Als Reliktgebiet (s. § 3) stellt sich uns der mittlere Norden mit dem Vorherrschen des Typs I dar. — Heute erscheint die ursprüngliche Entwicklung durch mannigfache Bevölkerungsbewegungen gewiß vielfach verdunkelt und verwischt wie bei allen an alte Kulturräume gebundenen Typen von Personennamen.

19. Neben der genannten Art patronymischer Bildungen bestehen im Deutschen noch andere: Einmal die mit der Endung -er (Jakober, Jörger, Klauser), die in verschiedenen deutschen Gegenden zu beobachten sind, vor allem im bayrisch-österreichischen Kulturkreis, dann aber die Bildungen mit der Endung -ing (Schwietering, Göring, Humperdinck), die besonders in nördlichen Kulturkreisen (Westfalen, Mecklenburg, Pommern) begegnen, sicherlich als Relikte, was hier jedoch nicht näher ausgeführt werden soll.

20. Herkunftsnamen als Familiennamen beziehen sich auf Heimatgegend und Stamm (Vogelsberger, Eifler — Heß, Sachs, Pohl), häufiger aber auf den Heimatsort. Gewiß müssen Ortsnamen als Familiennamen mit der Herkunft eines Ahnherrn nicht unter allen Umständen in Zusammenhang stehen. Nach den Kölner Denkwürdigkeiten des „Buches Weinsberg" (zu 1581) werden Händler und Kriegsleute nicht selten genannt „van den landen, da sie meisteteils gehandlet oder gewesen sin, als Brabender, Meisner, Leiflender, Mosler". Bei den vom Heimatort hergeleiteten Namen bürgerlicher Familien lassen sich folgende Bildungstypen unterscheiden: I. Heinrich von Eisenheim (das von ist erst im 19. Jahrhundert bei uns als Adelsprädikat anerkannt worden und stand früher bei Namen aller Stände, wie noch heute in Holland). II. Heinrich (der) Eisenheimer (vgl. § 28). III. Heinrich Eisenheim. (Die Bildung von Herkunftsnamen auf -mann [Münstermann, Wuppermann, Mindemann] gilt vor allem in Kulturkreisen des deutschen Nordwestens und hat nur lokale Bedeutung, weshalb wir nicht auf sie eingehen.)

Ausnahmen landschaftlicher und anderer Art zugegeben, dürften die genannten drei Typen, obwohl sie fast überall in den Urkunden nebeneinander stehen, ein zeitliches Nacheinander darstellen. Wenn wir beobachten, daß die bekannten Reliktgebiete Hollands und der Schweiz bis heute den Typ I bei bürgerlichen Namen weithin, und zwar häufiger in Holland als in der Schweiz, bewahrt haben (Willem van Gogh, Jan van Breberen — von Greyerz, Vonwyl, Von Tobel usw.), so ist damit zu rechnen, daß dieser ursprünglichste Typ der Herkunftsnamen im Innern Deutschlands durch im 12.—14. Jahrhundert wirksame Kulturströmungen (die hinsichtlich ihres Ausgangspunktes zwar noch nicht zu überblicken sind) verdrängt worden ist. Ihre Kraft ist in den genannten abseits gelegenen Gebieten nicht zu

407—10. Die Herkunftsnamen von Frankfurt a. M., Friedberg und Wetzlar im Mittelalter. (Nach Bach, in: Rhein. Vierteljahrsblätter I.). Die Namen lassen die sich im wesentlichen ausschließenden Zuzugsgebiete der drei Städte erkennen.

voller Auswirkung gekommen. Typ II gilt heute vorwiegend in Ober- (und Ost-?), Typ III vorwiegend in Mitteldeutschland.

21. Die Herkunftsnamen stellen ein unersetzliches Quellenmaterial dar für die Erkundung der auch volkskundlich bedeutsamen Bevölkerungsverschiebungen auf der Höhe des Mittelalters. Mit ihrer Hilfe vermögen wir nicht nur die Zusammensetzung und Herkunft der Bevölkerung der mittelalterlichen Städte, sondern auch das nähere städtische Wirtschafts- und

Kulturgebiet zu erkennen. Dabei ergibt sich in der Regel die beachtenswerte Tatsache, daß die Städte der altdeutschen Gebiete nur aus ihrer näheren Nachbarschaft stärkeren Zuzug erfahren haben. Die Skizzen Nr. 407—10 veranschaulichen die aus den Herkunftsnamen abzulesenden Interessenbereiche der wetterauischen Städte Frankfurt a. M., Friedberg und Wetzlar im 12. bis 14. Jahrhundert. — Von großer Wichtigkeit erscheinen die Herkunftsnamen weiterhin für die Aufhellung der Heimat der deutschen Bevölkerung im ostelbischen Kolonialgebiet. Skizze Nr. 411 zeigt (nach Bahlows Untersuchung) das von ihnen umschriebene Einzugsgebiet der Lübecker Bevölkerung. Vgl. auch G. Paul, Rassen- u. Raumgeschichte des deutschen Volkes. München 1935. S. 342 ff.

411. Einzugsgebiet der Bevölkerung von Lübeck bis 1350 nach den Herkunftsnamen.

22. Bei den Familiennamen, die aus Wohnstättennamen entstanden sind, handelt es sich, wenn wir hier nur die umfangreichste und wichtigste Gruppe namhaft machen sollen, meist um Bildungen mit Präpositionen und dem Artikel (Oltman bi der muren; Eylerd mank den schuren. Amthor, Amend, Ambühl, Zumbrunn, Abderhalden, Zerkaulen, Tersteegen, Tedieck, ten Brink usw.). Bei ihnen ist die Präposition samt dem Artikel in den deutschen Zentralstrichen frühzeitig geschwunden. Die in sechs Jahrhunderten in Wetzlar a. d. Lahn ansässige Familie Bach heißt nach Ausweis des Wetzlarer Urkundenbuchs im 14. Jahrhundert an der Bach, in Wetzlarer Akten des 15. nur noch Bach. Nur zwei Gebiete: Holland (dazu die angrenzende flandrische und niederdeutsche Nachbarschaft) sowie die Schweiz haben Präpositionen und Artikel vielfach bewahrt, ein relikthafter Zustand, der wie der § 20 erörterte zu beurteilen ist.

23. Zu den Wohnstättennamen zählt die nicht ganz kleine Gruppe der Familiennamen nach den (im Mittelalter und darüber hinaus die Hausnummern ersetzenden) Häusernamen (Ochs, Rapp, Engel, Bock, Lamm), die ursprünglich gleichfalls eine Präposition und den Artikel bei sich hatten. (Man vergleiche aus Basel: 1255 Waltherus ad stellam = zum Stern, 1262 Anselm zer Tannen). Sie können natürlich nur dort entstanden sein, wo Hausnamen im Mittelalter üblich waren. Diese sind frühzeitig in Köln (1150) nachzuweisen; um 1200 begegnen wir ihnen in Mainz, Würzburg, Speyer und Basel, bald danach in Straßburg, Frankfurt a. M., Trier, Aachen und wiederum etwas später in Freiburg i. B., Zürich, Konstanz, Regensburg. Sie fehlen in Schwaben und sind in Norddeutschland recht selten, wenngleich die Städte Braunschweig, Magdeburg, Lübeck und besonders Erfurt Ausnahmen bilden. Auch bei dem Brauch, den Häusern Namen zu geben, läßt sich also — wie bei den fremden Taufnamen (s. § 8f.) und den Familiennamen (s. § 16) — beobachten, daß er vom deutschen Westen ausging und allmählich ins Innere drang, nur daß die Hausnamen nicht die allgemeine Verbreitung jener beiden Namengruppen gewinnen konnten.

24. Zahlreich, wenn auch in unterschiedlicher Häufigkeit über das deutsche Sprachgebiet hin verbreitet sind die Namen nach Amt und Beruf (Schulz, Ammann, Meyer, Vogt, Küster — Schmidt,

412. Der „Töpfer" im appellativen Wortschatz der deutschen Landschaften. (Nach L. Ricker, Zur landschaftlichen Synonymik der deutschen Handwerkernamen. Dissertation. Freiburg i. B. 1917.) Die Handwerkernamen zeigen starke landschaftliche Unterschiede. „Töpfer" ist im wesentlichen ein ostmitteldeutsches und weiterhin ostdeutsches Wort. In Westmitteldeutschland gilt dafür weiterhin „Euler, Aulmann, Aulenbäcker". Niederdeutsch ist „Pötter, Pottmacher, Pottbäcker" usw. Oberdeutsch, z. T. auch mitteldeutsch, gilt dafür „Hafner, Hafenmacher, Kachler" usw. Im einzelnen zeigt die beiliegende Karte in großen Zügen die Verbreitung der landschaftlichen Synonyma. Die hier berührte Tatsache ist für die Familienforschung wichtig. Eine Familie namens Aulmann wird aus Westmitteldeutschland, eine namens Potter aus Niederdeutschland stammen usw.

Schröder, Maurer, Wagner, Schumann). Einzelne von ihnen sind ursprünglich auf bestimmte Kulturkreise beschränkt, weil in den Nachbarräumen synonyme Ausdrücke üblich waren. (Vgl. Karte 412.)

Im ganzen genommen stehen die Familiennamen aus Handwerkernamen in sichtlichem Zusammenhang mit der großen sozialen Umwälzung, die durch das Entstehen der Städte bedingt war. Der neue freie Handwerkerstand der Städte sicherte sich seit dem 13. Jahrhundert seine politischen Rechte. Mit dieser Entwicklung trifft das Aufkommen der Berufsnamen zusammen. Meist werden sie erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts häufiger. Sie sind daher als eine der jüngeren Schichten der deutschen Familiennamen zu betrachten.

25. Zu den Familiennamen aus Spitznamen leiten jene hierhergehörigen Namen über, die aus dem Zunftbrauch (s. § 36) entstanden sind, der dem Lehrling bei der Gesellentaufe einen auf das Handwerk sich beziehenden Übernamen gab: den Schleifnamen oder, um mit Goetze zu reden: „den mittelbaren Berufsnamen". Er bezog sich auf das Handwerk, das gebrauchte Werkzeug, das verarbeitete Material, die Erzeugnisse usw. Es handelt sich also um Bildungen wie Feuerstake für den Schmied, Knieriem für den Schuster, Fingerhut für den Schneider, Frischbier für den Brauer. Solche Übernamen sind schließlich Familiennamen geworden; zahlreicher dürften sie erst seit dem 15. Jahrhundert nachzuweisen sein. Ich weiß nicht, ob bei diesen Namen landschaftliche Unterschiede zu beobachten sind; wenn nicht, so wäre das angesichts des Wanderns der Handwerksgesellen keineswegs auffällig.

26. Spottende oder auch nur charakterisierende Über- oder Spitznamen hat es zu allen Zeiten gegeben (vgl. § 14 Ende), wenngleich die Überlieferung sie offenbar zunächst nicht ohne Hemmung hochkommen ließ. In der Spätzeit der Namengebung, also im 15. bis 16. Jahrhundert, treten sie — der Derbheit und Spottlust dieser bürgerlichen Epoche entsprechend — dann um so zahlreicher auf, wennschon mit landschaftlichen Unterschieden (vgl. § 29).

Sie beziehen sich etwa auf körperliche Eigenschaften wie die Haarfarbe (Weißkopf, Schwarz, Grau), die Körpergröße (Lang, Kurz) oder Gebrechen (Wahnschaffe „mißgestaltet", Schiller „Schieler", Stammler), auf moralische und geistige Eigenschaften (Unverzagt, Stolze, Fromm, Hartnack, Kluge, Behaghel „kühn", Wrede „zornig"). Sie gehen aus von Kleidungsstücken (Wittrock, Lerse „Lederhose"), von Speisen (Weißbrot, Hafermehl, Pfannkuche), von der Verwandtschaft (Vetter, Oheim, Stiefvater, Bräutigam), vom Besitz (Anacker „ohne Acker") und von hundert andern Anlässen, die wir im einzelnen heute meist nicht mehr zu erfassen vermögen. Viele von ihnen stellen Metaphern dar, bei denen der Vergleichspunkt uns meist für immer verborgen bleiben muß. Heißt einer Fuchs wegen der List oder der roten Haare eines Vorfahren?

27. Sprachlich-formal sind die Satznamen von Interesse (Küssenpfennig für den Geizhals, Fretup für den Fresser, Trinkaus für den Trinker, Hebenschimpf für den Spaßmacher, Schaffnit für den Faulenzer usw.). Besonders beliebt scheinen sie bei Landfahrern, Landsknechten und Räubern gewesen zu sein (man denke an die Kumpane des Meier Helmbrecht). Für die auf die Erfassung von Kulturkreisen und -strömungen eingestellte Betrachtung dürften diese Bildungen wenig ergiebig sein. Sie begegnen wohl überall nur vereinzelt erst seit dem 13. Jahrhundert, so daß ihre Bildung immerhin eine von einem bestimmten Zentrum ausgehende Modeangelegenheit gewesen sein kann.

Ein besonderer Typ der Übernamen wird ursprünglich mit Präposition und Artikel gebildet (aus dem 13.—14. Jahrhundert: Matthes mit der Ente, Friedrich mit dem Munde, Henneke mit dem Dumen usw.). Bei ihm ist die Präposition samt dem Artikel verloren gegangen. Über die landschaftliche Entwicklung dieses Typs vermag ich nichts zu sagen.

28. Bei den Familiennamen aus Berufs- und Amtsbezeichnungen (§ 24f.), den aus Übernamen entwickelten (§ 26) und auch bei den Herkunftsnamen vom Typ Geisenheimer (s. oben § 20) stand von Hause aus der Artikel. Da diese verschiedenen Gruppen in Ober- und Mitteldeutschland — gegenüber den von Taufnamen hergeleiteten (§ 18) — überwiegen, ist es hier, wie Behaghel erkannt hat, üblich geworden, auch die von Taufnamen herkommenden Familiennamen mit dem Artikel zu gebrauchen. In Ober- und Mitteldeutschland heißt einer also der Schneider, der Groß, der Herboldsheimer und auch, wegen des analogischen Ausgleichs, der Gerhards, der Michel.

In einem weiten niederdeutschen Sprachgebiet andererseits sind die von Taufnamen hergeleiteten Familiennamen in der Überzahl (§ 18), die von Hause aus keinen Artikel hatten. Nach ihrem Vorbild gebrauchte man dann schließlich auch die Namen der andern Gruppen ohne den ihnen zunächst zukommenden Artikel und redete von Schneider, Groß usw. Dieser norddeutsche Sprachgebrauch ist der der Schriftsprache geworden.

In den den Artikel vor den Familiennamen verwendenden Gebieten hat auch der Vorname schließlich den Artikel zu sich genommen; man sagt hier: der Paul, der Adolf, die Else, das Kathrinchen. In den andern aber, in denen der Artikel vor Familiennamen, selbst wo er ursprünglich berechtigt war, geschwunden ist, gebraucht man heute auch Wörter wie Mutter, Vater, Tante, Onkel durch analogischen Ausgleich ohne Artikel. Auch hier hat die Schriftsprache sich dem norddeutschen Gebrauch angeschlossen.

Der niederländische Kulturkreis, jenes nun mehrfach genannte Reliktgebiet, ist hinsichtlich des Artikels eigene Wege gegangen; es hat den alten Zustand in vielen Fällen auch offiziell bewahrt: Jan de Groot, Willem de Vries, Hendrik de Voß, Charles de Coster usw.

29. Die hier in ihrer Entwicklung und landschaftlichen Verbreitung betrachteten fünf Typen unserer Familiennamen sind, wie wir nun zusammenfassend feststellen dürfen, in den verschiedenen Kulturkreisen und Landschaften im einzelnen verschieden stark verbreitet. Ihre Staffelung wird in Zukunft noch eingehender zu untersuchen sein. Manche deutsche Gegenden zeigen eine geringe Neigung für die Familiennamen aus Taufnamen, obwohl sie überall zu finden sind. In Schwaben (und weiterhin in Alemannien) begegnen sie verhältnismäßig selten. Dort sind nach Gottschald die aus Übernamen hergeleiteten Familiennamen auffällig stark vertreten. Dagegen beherrschen die auf Taufnamen zurückzuführenden das Bild im mittleren Norddeutschland, vor allem in Schleswig-Holstein (s. § 18). Die Herkunfts- und auch die Wohnstättennamen bilden in Ober- und Mitteldeutschland eine umfangreiche Gruppe, ebenso im niederdeutschen Gebiet östlich der Elbe. In Frankfurt a. M. stellten sie im 14./15. Jahrhundert ein Drittel aller Familiennamen dar. Die von Hausnamen herkommenden sind ursprünglich auf das Gebiet mit Häusernamen (s. § 23) beschränkt. Familiennamen nach dem Beruf und aus Übernamen treffen wir in allen deutschen Gegenden.

Daß die zu den genannten Typen gehörigen Einzelnamen bei manchen durchgehenden Übereinstimmungen landschaftlich aufs stärkste differenziert sind, ist selbstverständlich. Am deutlichsten zeigt sich dies bei den Herkunftsnamen, die jeweils den recht verschiedenen landschaftlichen Ortsnamenschatz widerspiegeln.

Die sprachliche Deutung der Familiennamen hat auf die regionale Staffelung der Typen und Einzelnamen methodisch gebührend Rücksicht zu nehmen. Wo z. B. die Herkunftsnamen vorherrschen, werden alle zweifelhaften Bildungen zweckmäßig zunächst daraufhin zu prüfen sein, ob sie nicht zu diesem Typ zu zählen sind. Im südlichen Rheinland, an der Mosel stellt in der Tat das Ortslexikon meist den Schlüssel dar zu allen etymologisch undurchsichtigen Familiennamen.

30. Auf die Humanistenmode, die Familiennamen ins Lateinische oder Griechische zu übersetzen (Textor, Vietor, Chelius, Neander, Melanchthon) oder ihnen doch eine fremde Endung zu geben (Schupp-ius, Voss-ius, Thilen-ius, Fresen-ius), sei hier nur im Vorbeigehen hingewiesen und ebenso auf die zum größten Teil erst im 19. Jahrhundert angenommenen oder doch festgewordenen jüdischen Familiennamen. Wir werden auf sie bei späterer Gelegenheit (§ 36, 40) noch einmal zurückkommen. Letztere hat Gottschald in ihrer geographischen Staffelung zu charakterisieren versucht; erstere dürften sich vor allem in mitteldeutschen Gebieten (Hessen) bis heute in erheblicherer Zahl erhalten haben.

Psychologische Betrachtung.

31. Entsprechend der schon (§ 5) berührten Tatsache, daß für das Volk die Taufnamen die wesentlichen Namen darstellen, während die Familiennamen nur eine nebensächliche Rolle spielen, haben wir hier in erster Linie von jenen zu reden und bei diesen nur gelegentlich zu verweilen. Wir fragen hier also: In welchem inneren Verhältnis steht das Volk zum Namen und zur Namengebung? Welche Geisteseigenschaften, welche Züge seiner Mentalität verrät dieses Verhältnis?

Wenn wir auf den nachstehenden Blättern manches erörtern, was vielleicht nicht von allen Volkskundlern zum Gebiet ihrer Wissenschaft gerechnet wird, so dürfen wir schon deshalb nicht darauf verzichten, weil es aufschlußreich ist, gerade für die von jenen Forschern als volkskundlich im eigentlichen Sinne gewerteten Gesichtspunkte und Fragen. Jedenfalls aber darf nicht übersehen werden, daß durch die folgende Aufteilung geistige Züge voneinander getrennt werden, die in Wirklichkeit im einzelnen Volksgenossen wie in den verschiedenen Menschengruppen in eigenartiger Mischung nebeneinander bestehen.

1. Allgemein deutsche Züge.

32. In der vorchristlichen Epoche bestand bei uns zwar weniger eine typisch deutsche, wohl aber eine typisch germanische Namengebung (vgl. § 6), mochte diese auch durch Fäden mannigfachster Art mit der anderer indogermanischer Sprachen verbunden sein. Sie setzt auf weiten Strecken die eigenartige germanische Geisteshaltung voraus und ist deren unmittelbare Spiegelung. Von der kindlich-hilflosen mancher Naturvölker oder der nüchtern-praktischen der Römer unterscheidet sie sich ebensosehr, wie sie bei mannigfachen Sonderheiten verwandte Züge aufweist mit der ideal-beschwingten der Griechen. In ihr kamen die heroischen Ideale des germanischen Krieger-Bauern fühlbar zum Ausdruck. Sie hallte wider von Kampf und Sieg (Gunther, Hildebrand, Siegfried), von Waffengeklirr (Eckehard, Gerhard), vom Preise der Kraft und Kühnheit des Kriegers (Wigbald, Bernhard, Hadubert), vom Heldenruhm des erfolgreichen Führers (Walthari, Volkmar). Sie zeigte den Stolz auf den Grundbesitz des freien Bauern (Ulrich < Uodalrich, Haganrich, Heimrich), das starke Sippenbewußtsein der Germanen (Kunibert, Faramund). Aber auch die Freigebigkeit gegen Fremde, die Gastfreundschaft und der Schutz des Gastes kam in ihr zum Ausdruck (Arbogastes), wie die Wertschätzung des im Rat klugen Mannes (Kuonrad). — Auch bei den Frauen schätzte man die heroische Haltung (Hildegard, Mechthild), ohne ihre sanfteren Eigenschaften zu mißachten; man hielt sie für zauberverständige und ahnungsvolle Wesen (Hildrun, Ortrun). — Einen Unterschied zwischen Herren- und Knechtsnamen scheint es in der germanischen Welt nicht gegeben zu haben

33 Die alten germanischen Namen sind in der karolingischen Epoche zum guten Teil nicht mehr verstanden worden, einmal weil ihr Wortschatz inzwischen im appellativen Gebrauche weithin untergegangen und damit unverständlich geworden war, vor allem aber, weil sich die Sitte herausgebildet hatte, die Namen der Kinder mechanisch aus denen der Eltern zu formen (vgl § 50). Dadurch entstanden Gebilde, deren Glieder der Sinnbezogenheit entbehrten. Hildegund z. B. konnte die Tochter eines Gunther und einer Hildegard genannt werden; ihr Name aber setzte sich aus zwei Wörtern zusammen, die beide „Kampf" bedeuteten. Ähnliche Bildungen sind Wolfram „Wolf + Rabe", Asclind „Esche + Linde" usw. Gänzlich unverständlich waren den alten Deutschen die seit der Christianisierung eindringenden fremden Namen. Man wirtschaftete daher schließlich mit einem Namenschatz, den man nur zum kleinsten Teil in seiner Bedeutung durchschaute. Das ist bis heute so geblieben.

Dennoch bleiben auch nun die Namen zunächst noch Ausdruck der Geistesart bzw. der Ideale, denen man nachstrebte. War der Wortsinn bedeutungslos geworden, so sind doch die verehrten christlichen Namen-

träger, die biblischen Gestalten und die Heiligen, Idealbilder, zu deren Eigenart, Lebensführung und Tugenden man sich durch die Namengebung bekannte. Auch dies ist bis heute im katholischen Volk meist so geblieben. Indem aber der Heiligenkultus im christlichen Mittelalter die Namengebung fast durchaus bestimmte, auch in den altdeutschen Namen (vgl. § 8 Ende), gewann die gesamte deutsche Namenwelt bei aller Verschiedenheit des Inhalts und der Herkunft wieder den Charakter des Ausdrucks einer allgemeinen Geisteshaltung, der christlichen, die alle Landschaften, alle sozialen und beruflichen Schichten umspannte. Gewiß ist dies nicht als typisch deutscher, sondern als gemeinchristlicher Zug zu werten. Mit der Aufspaltung der christlichen Glaubensgemeinschaft durch die Reformation ging uns diese Einheit im Verhältnis der Menschen zum Namen verloren. Wir haben etwas ihr Ähnliches seitdem nicht mehr unter uns entstehen sehen — ein Spiegelbild der geistigen Zerrissenheit der Nation in der Neuzeit.

34. Auch das Verhältnis des einzelnen Namenträgers zu seinem Namen weist Züge auf, die nicht nur gemeindeutsch, sondern wohl allgemeinmenschlich sind. Wir empfinden unsern Namen als ein Stück von uns selbst, und mag er uns noch so wenig gefallen, so scheint uns doch jedes abfällige Urteil über ihn in der Regel als gegen uns selbst gerichtet. „Denn der Eigennamen eines Menschen ist nicht etwa wie ein Mantel, sondern ein vollkommen passendes Kleid, ja wie die Haut selbst ihm über und über angewachsen, an der man nicht schaben und schinden darf, ohne ihn selbst zu verletzen" (Goethe, Dichtung und Wahrheit, Buch X). Weil man einen in seinem Namen mit Sicherheit treffen kann, nimmt die Spottsucht des Volkes und besonders der Kinder den Namen, vor allem den Taufnamen, gern zur Zielscheibe. In unzähligen Spottversen läßt sich dies beobachten: Peter! Wo steht er? Im Stall! Was tut er? Er gibt dem Gaul das Futter! Was noch? Er putzt dem Gaul das Loch! (Nassau.) — Paul Widewaul, Kandeifels Kandaul, Kanditor Kandaul, krummbeiniger Paul! (Sachsen) usw. Solche Verse beschäftigen sich nicht nur mit außergewöhnlichen Namen.

Spielt der Familiennamen im Volksglauben keine besondere Rolle, so hat der moderne Mensch gerade zu ihm ein inniges Verhältnis. „Seinen Namen reinhalten" heißt: die Ehre der Familie nicht preisgeben, und bezieht sich auf deren Namen. Eine Verspottung des Familiennamens empfindet man vielfach schmerzlicher als die des Taufnamens.

Der Familienname wie der Taufname bedeuten in nicht wenigen Fällen eine Verpflichtung für den Träger. Er soll den „Heilwunsch" (s. § 50) wahrmachen, der in seinem Taufnamen ausgesprochen ist, und sich des Namens würdig erzeigen, den er durch seine Familie trägt. Forderungen, die der Name stellt, können sich daher charakter- und persönlichkeitsbildend auswirken. Das Wesen eines Menschen kann, wie Mörike meint, „einen besonderen Hauch von einem Namen annehmen". Auch Fischart sagte: „Schöne Namen reizen zu schönen Taten." Es soll Fälle geben, in denen ein Name so große Forderungen an den Träger stellt, daß er daran zerbricht.

2. Sonderzüge deutscher Mentalitätsgruppen.

35. Konfessionelle und staatliche Gruppen. Die durch die Glaubensspaltung gestalteten Weltanschauungsgruppen und Geistesarten innerhalb des deutschen Kulturzusammenhanges haben in der Namengebung einen deutlichen Ausdruck gefunden. Während der Katholizismus, wenn auch keineswegs durchaus, in den auf der Höhe des Mittelalters betretenen Bahnen (s. § 33) bis heute weitergeht, äußerte sich die protestantische Einstellung der Bibel, auch der Alten Testamentes, gegenüber in der Wahl biblischer, zunächst vor allem alttestamentlicher Taufnamen (s. § 10). Die Hochschätzung der Muttersprache, die dem Protestantismus eignete, brachte überdies eine späte Epoche der Bildung sinnvoller deutscher Namen hervor. Allerdings ist der Namengebung aus kirchlichem Geist in der protestantischen Allgemeinheit Dauer kaum verliehen gewesen. Mehr als im Katholizismus drängten sich hier die unkirchlichen Namen hervor. Dynastische Ergebenheit äußert sich in der Namengebung gewiß bei Katholiken und Protestanten,

vielleicht aber bei diesen stärker als bei jenen (Wilhelm in Preußen, Adolf in Nassau, Ludwig in Hessen-Darmstadt, Ruprecht in Bayern [s. § 12]). Typisch für den Protestantismus erscheint bis in die Gegenwart der Umstand, daß er Namen nicht nur moderner katholischer Heiliger (Aloys, Ignaz) entschieden abzulehnen pflegt, es sei denn, daß sie einst von Männern und Frauen getragen wurden, die ihm teuer sind (Martin).

36. Berufsstände und soziale Gruppen. Ihre Geisteshaltung andeutende Züge zeigen nicht alle Berufsstände in der Namengebung, nicht der Handwerker und Bauer, nicht der Arzt und Jurist, der Gelehrte oder der Offizier. Wenn Schliemann seine Söhne nach griechischen Helden, ein Artillerieoffizier seine Tochter nach der Schutzpatronin seiner Waffengattung (Barbara) nannte, so sind das Einzelfälle, nicht typische, auf die es hier allein ankommt. Wenn aber Theater- und Varieté-, Film- und Sportgrößen sich einen klangvollen und zugkräftigen Nom de guerre zuzulegen pflegen und sich dadurch je nachdem eine italienische, nordische oder englisch-amerikanische Maske vorbinden, so spielt dabei nicht nur Ansprüche des Publikums berücksichtigender Geschäftssinn eine Rolle, sondern gewiß auch ihre Geisteshaltung, die sie danach streben läßt, ähnliches vorzustellen, was man sich (in Deutschland!) unter dem gewählten Namen denkt.

Stärker als in der Gegenwart mit ihren seit langem erstarrten und nun behördlich gesicherten Familiennamen sind berufsständische Züge an den Geschlechtsnamen zu beobachten in der Zeit, als diese noch beweglicher oder gar erst im Entstehen begriffen waren. Wenn die humanistischen Gelehrten des 16. und des 17. Jhs. ihre Namen latinisierten oder gräzisierten (s. § 30), so zeigt sich daran, wenn nicht ihre Begeisterung für die Antike und der Wunsch, es den Alten nach- und gleichzutun, so doch ihre Geringschätzung der Muttersprache und die hoffärtige Absicht, ihre gelehrte Bildung prunkend zur Schau zu stellen. (Wo solche Bildungen heute im Volke auftreten, sind sie kaum als „gesunkenes Kulturgut" im eigentlichen Sinne zu werten, sondern durch den sozialen Abstieg einzelner Familien zu erklären.)

Die Tatsache, daß man in den Zünften vergangener Jahrhunderte, ähnlich wie in den studentischen und anderen Vereinigungen der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit, vielfach die Absicht hatte, sich zu unterscheiden von der Allgemeinheit, sich seine eigene kleine Welt aufzubauen und den andern gegenüberzustellen, führte dazu, daß man auch eigene Namen wählte (§ 25). Sie waren der Umwelt, den Sonderbestrebungen entsprechend, zunächst wohl in der Regel vorenthalten.

Wenn ein gewisser Typ großsprecherischer oder die Welt der geordneten Verhältnisse verhöhnender Namen (s. § 27) besonders in den Kreisen der Landfahrer, Landsknechte und Räuber vergangener Zeiten zu beobachten ist, so kommt bei diesen (ohne Frage zum Teil selbstgewählten) Namen deren Geisteshaltung zum Ausdruck, vielfach verquickt mit der Absicht, schon im Namen eine schreckende Kriegsbemalung anzulegen. Diese Namen haben bei aller inhaltlichen Abweichung in der Absicht bei ihrer Wahl eine gewisse Ähnlichkeit mit den Theaternamen, von denen die Rede war.

Sind alle seither im vorliegenden Zusammenhang genannten Namengruppen von den Trägern selbst gewählt oder von nahen Freunden für sie geschaffen worden und damit in erster Linie für sie oder ihre Gruppe charakteristisch, so beobachten wir in gewissen Landschaften (Westfalen, Bayern), daß der private Familiennamen des Einzelnen der ganzen Bevölkerung völlig gleichgültig und der Name des Hofes, auf dem er sitzt, für seinen Zunamen entscheidend ist. Dieser wird beim Besitzwechsel, bei einer Einheirat auf den neuen Inhaber übertragen, ganz gleichgültig, wie sonst sein Familienname ist. Das entspricht der alten, in vielen Gegenden mit Erbteilungsrecht gewiß verblaßten Auffassung des Bauernstandes, daß der einzelne Besitzer völlig gleichgültig, der Hof aber das Beständige ist in allem Wechsel und daher auch für die Benennung des Inhabers das Wesentliche.

Bezeichnend für den Adel ist das Haften an den innerhalb der Familie überkommenen Taufnamen. Hieran zeigt sich das ausgesprochene Familienbewußtsein und der Traditionsstolz dieser sozialen Gruppe.

Mit ihnen wie mit dem Begriff der äußeren Ehre und gewissen Ansprüchen des Adels hängt es zusammen, wenn in adligen Kreisen das Ablegen des Geschlechtsnamens von der Familie gelegentlich erzwungen wird bei Gliedern, die sich der Tradition und herkömmlichen sozialen Ansprüchen, etwa durch eine Heirat, nicht fügen oder den Namen befleckt haben. Bürgerliche Familien handeln in letzterem Falle gelegentlich anders: sie legen selbst den besudelten Namen ab, wie die Familie des Attentäters Nobiling.

In diesem Zusammenhang dürfen wir wohl auch die soziale Gruppe der Familie erwähnen. Die Zärtlichkeit und Liebe zwischen ihren einzelnen Gliedern, besonders die der Eltern zu den Kindern, findet ihren Ausdruck in Koseformen (s. § 6), die von Hause aus vielleicht zum größten Teil in der Familie ihre Stätte hatten.

37. Landschaftliche Gruppen. Von hohem Interesse sind die innerhalb der großen Kulturkreise ausgebildeten landschaftlichen Mentalitätsgruppen (s. § 3). Bei ihrem Namengut ist es angesichts der durch Kulturströmungen bewirkten Überfremdung nicht immer leicht, zu bestimmen, was Ausdruck landschaftlicher Mentalität, was lediglich äußere Beeinflussung ist, der ein innerer psychologischer Gegenwert — außer der Beeinflußbarkeit durch Moden — nicht entspricht. Es wäre gewiß falsch, wollte man aus der Reliktstellung der friesischen Namengebung (s. § 16), dem Vorwalten der patronymischen Bildungen im deutschen Norden (s. § 18) oder den altertümlichen Familiennamen Hollands schließen, diese Gebiete seien in ihrer Geisteshaltung besonders konservativ (sie mögen es teilweise sein; aber aus der Namengebung kann dies kaum geschlossen werden). Hier haben gewiß äußere Umstände mitgewirkt, einen altertümlichen Zustand zu erhalten: vor allem die Tatsache, daß Kulturströmungen um so schwächer werden, je weiter sie sich von ihrem Ursprungsherd entfernen. — Immerhin gibt es Züge in der Namengebung, die ohne Frage mit der landschaftlichen Geistesart zusammenhängen. Wenn nirgends die aus Übernamen entstandenen Familiennamen so häufig sind wie in Schwaben, so hängt dies sicherlich mit der Spottlust des schwäbischen Volkscharakters zusammen.

38. Auch des Unterschiedes zwischen Stadt und Land dürfen wir bei den landschaftlichen Verhältnissen gedenken. Mögen die letzten Jahrzehnte beide einander erheblich genähert haben, so bestätigt doch auch die Namengebung die Behauptung, daß die städtische Bevölkerung die ländliche an Beweglichkeit übertrifft und der konservative Sinn auf dem Lande eine starke Stütze hat. Das gilt heute besonders für die Taufnamen, wenngleich in den letzten Jahrzehnten auch hier die Tradition auf dem Lande schneller aufgegeben wurde, als das sonst üblich war. Familiennamen hat man zuletzt auf dem Lande angenommen (s. § 16f.).

39. Zeitbedingte Gruppen. Als Mentalitätsgruppen besonderer Art seien hier die Menschen der einzelnen Zeitalter zusammengefaßt. Der Zeitgeist ihrer Epoche prägt sie in eigenartiger Weise, besonders in der Oberschicht. Diese zeitbedingte Geisteshaltung spiegelt sich in ihrem Namenschatz, drückt ihm einen eigenartigen Zeitstil auf. Hier wäre etwa hinzuweisen auf die Neigung des reifen Barock zu prunkhaften und gehäuften fremdländischen Vornamen (Christina Theresia Ludovica [s. Wentscher (s. § 103) S. 3]), auf die Schwäche der Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg für französische, die Neigung des älteren Protestantismus für lehrhafte deutsche Vornamen (Leberecht, Gottlob). Die Mutterschichten des Volkes haben an den Gestaltungen eines Zeitstils in der Regel erst Anteil, wenn sie, nachdem die Oberschicht meist längst schon zu neuen Formen fortgeschritten ist, als „gesunkenes Kulturgut" zu ihnen gelangen.

3. Allgemein „kulturelle" Züge.

40. Als „kulturelle" Züge bezeichnen wir hier die verstandesmäßigen und individualistischen. Sie stehen im Gegensatz zu den „primitiven", die aus dem vorwiegend durch Gefühl und Willen geleiteten assoziativen Denken und aus gemeinschaftsgebundenem Leben fließen. Die die „kulturellen" und „primitiven" Züge erörternden Abschnitte hätten auch als Unterabteilungen des Kapitels über deutsche Mentalitätsgruppen behandelt werden können; dennoch scheint es mir sachlich, aber auch mit Rücksicht auf die Fragestellung der einflußreichen Naumannschen Volkskunde richtiger, ihnen jenen gegenüber eine Sonderstellung einzuräumen.

Rationale Haltung, d. h. hier: die Absicht zu unterscheiden, ist fast bei jeglicher Namengebung, auch der primitiven, zu verspüren, wenn neben ihr meist auch andere Motive mitsprechen (vgl. § 45ff.) und die Mittel, mit denen jene Absicht verwirklicht wird, keineswegs immer rationell zu nennen sind. Sie können dies schon sein, wenn man auch nicht so weit geht wie ein 1928 in Petermanns Mitteilungen veröffentlichter Plan, nach dem jeder Mensch auf Erden eine bestimmte Nummer (vgl. § 96) zu seiner Kennzeichnung statt des Namens erhalten sollte.

Auch in der Namengebung ist die „gebildete Oberschicht" der Hort des sich über die Gemeinschaft hinwegsetzenden und das Seine suchenden Individualismus. Gewiß sind individualistische Züge auch in den Mutterschichten des Volkes in der Vereinzelung keineswegs unerhört, wohl aber als typische Erscheinung. In der Oberschicht stand die Tradition oft nicht hoch im Kurse, besonders in dem hinter uns liegenden bürgerlichen Zeitalter. Die stete Sucht nach Neuem, Besonderem und Eigenem, das Bestreben, es nicht der Gemeinschaft, sondern höchstens den als führend empfundenen Einzelnen gleichzutun, das persönliche Bekenntnis zu einer idealen Gestalt des politischen oder kulturellen Lebens (Helmuth nach Moltke, Wolfgang nach Goethe) oder der Literatur (Lotte, Thekla) — kurz der individualistische Eigenwille läßt in der Oberschicht jeweils viele Eltern für ihre Kinder auf Namen verfallen, die in ihrem Lebenskreise seither nicht gebräuchlich waren Indem diese bei den Mitläufern Anklang finden, entstehen innerhalb des Taufnamenschatzes schnell wechselnde Namenmoden, die schließlich auch in den tieferen Volksschichten ein Echo finden (s. § 41).

Nur ein Beispiel: In einem Berliner Arbeiterviertel waren 1907/08 Kurt, Willi, Ernst und Fritz, Gertrud, Margarethe und Erna in Mode. 1927 galten dort an erster Stelle Horst, Günther, Heinz, Gerhard, Ursula, Ingeborg, Margot, Helga. 20 Jahre vorher „gab es unter 1000 Kindern noch keinen Horst, keine Ursula, keine Ingeborg, und 1927 fanden sich unter 1000 Knaben kein Albert, Bruno, Johann, Hugo, Oskar, Wilhelm, unter 1000 Mädchen keine Emma mehr." (Wentscher [s. § 103] S. 32).

Nur selten konnten individualistische Strebungen (vgl. § 95) sich auf dem Gebiet der Familiennamen auswirken, da diese in der Regel von andern nach nüchtern sachlichen Gesichtspunkten oder auch aus Spott gegeben worden sind. Wo aber dem Individuum Gelegenheit geboten wird, seinen Zunamen selbst zu wählen, ist es (und zwar keineswegs nur in der Oberschicht) in seinem Geltungsdrange geneigt, sich einen besonders farbenprächtigen „schönen" Namen zuzubilligen.

4. Allgemein „primitive" Züge.

41. Trotz aller Traditionsgebundenheit beherrscht die Mutterschichten des Volks die ewige Sehnsucht nach dem vermeintlich besseren und schöneren kulturellen Besitz der „gebildeten" Stände. Es handelt sich dabei also meist nicht um den Besitz eines führenden Einzelnen (vgl. § 40), sondern in der Regel um den einer oder mehrerer als vorbildlich empfundener sozialer Schichten. Das Hindrängen zu dem, was deren Gemeinbesitz geworden ist, läßt sich am Namengut aller deutscher Kulturepochen beobachten (s. § 8ff. 11. 16).

42. Soweit das Kulturgut einen Zeitstil widerspiegelt (s. § 39), wird es von der Oberschicht meist, wenn auch keineswegs durchaus, aufgegeben, sobald ein neuer Zeitstil sich durchgesetzt hat. Wer wird seine Tochter heute noch Christina Theresia Ludovica nennen wie im Barock, seinen Sohn Gotthold Leberecht wie im 18. Jahrhundert? Man würde das im allgemeinen (und auf Einzelne kommt es hier nicht an) als stillos empfinden. Anders die Mutterschichten des Volkes. Auch bei ihnen ist trotz aller Traditionsgebundenheit das Namengut stets mehr oder weniger im Flusse. Man gibt hier aber Namen nicht deshalb auf, weil sie einem neuen Zeitstil widersprechen (zu dem ja eine innere Beziehung nicht vorhanden ist), sondern höchstens, weil die führenden Schichten auf sie verzichtet haben. Keineswegs jedenfalls empfindet das Volk Namen wie Sophie Charlotte oder Daniel Friedrich als „stilwidrige Verbindungen", wie sie Wentscher allzu feinfühlig nennt, da ihm Sophie und Daniel (aber das sind schon Hinterlassenschaften aus verschiedenen Welten und Stilen!) den christlichen Stil des Mittelalters, Charlotte den französisch beein-

flußten des 18. Jahrhunderts, Friedrich den germanischen darstellen. Wie in Teilen der Volkskunst Elemente fast aller früherer Stilarten in buntem Gemisch und ohne sich zu stoßen nebeneinander angetroffen werden, so auch bei den Namen des Volks. Allerdings empfinden die meisten „Gebildeten" hier kaum anders, und Wentschers Standpunkt wird nicht von vielen geteilt werden.

43. Der naiven Haltung der breiten Massen entspricht die Tatsache, daß sie fremden Namen oder auch unverständlich gewordenen heimischen unbefangen einen neuen Sinn erteilen, der durch Assoziationen, nicht durch umsichtige und sachgemäße Deutung gewonnen wird. Wir reden hier von Volksetymologie (s. § 89). Sie liegt etwa vor, wenn der Name Thimothea zu Demut eingedeutscht, wenn der Familienname Nikolaus, Nikolas zu Kolas gekürzt und dann zu Kohlhase umgedeutet wird, wenn Balthasar als Walthauser, Pankratius als Baumkratz, Christian bzw. Kersten als Kirchstein, Frowin als Frühwein erscheinen. Wie die bekannten Voraussetzungen für die Bildung des Namens Melanchthon zeigen, sind solche naive Umdeutungen auch in den kulturellen, ja in den gelehrten Schichten keineswegs unerhört.

Von „mythenbildender Volksetymologie" (s. § 89) reden wir in jenen Fällen, wo eine ganze Geschichte zur Deutung eines unverstandenen Namens erfunden wird. Lediglich der Name des Kaisers Vespasian gab Anlaß zu der mittelalterlichen Legende, nach der der Kaiser von Wespen heimgesucht worden ist, die ihr Nest in seinem Kopf bauten und durch seine Ohren ein- und ausflogen. Die volkstümliche Anweisung, daß man auf Bonifatiustag die Bohnen legen müsse, hat ähnliche Hintergründe, wie auch die Auffassung, daß St. Valentin gegen die Fallsucht, St. Blasius gegen Blasenleiden, St. Lambert gegen Lahmheit zu helfen vermögen. — Wappenbildend (§ 89) erweist sich die Volksetymologie in Fällen wie dem der rheinischen Grafen von Ahr, deren Name von einer Örtlichkeit herzuleiten ist, die ihrerseits wiederum nach dem Flusse Ahr benannt ist. Sie führen den Aar (Adler) im Wappen, mit dem der Flußname nichts zu tun hat.

44. Die naive Haltung den fremden und unverstandenen deutschen Namen gegenüber zeigt sich ferner in der durch keine Verstandesgründe und Sprachkenntnisse, sondern lediglich das deutsche, auch mundartliche Sprachempfinden bewirkten Umgestaltung des Namengutes, die man als unbewußte Umstilisierung im Sinne des heimischen Idioms betrachten kann (s. § 90). Nur ein Beispiel: Deutsche Wörter tragen in der Regel den Akzent auf der ersten Silbe; dementsprechend verlegte man den Hauptton auch bei den Fremdnamen (Jean Baptíste zu Schámbes, Therese zu Théres). Behielt man die fremde Betonung bei, so verkürzte man u. U. unbefangen den Namen um einen oder mehrere vortonige Bestandteile (Nikolaus zu Niklaus zu Klaus, Bartholomäus zu Mewes). Bei ungewöhnlichen oder nicht verstandenen deutschen Bildungen betont man in der gleichen Weise auf der ersten Silbe (Vón den Driesch, Vón der Bruck, Ténhaef, Tédieck).

45. „Primitiv" ist schließlich die Gemeinschaftsgebundenheit, die das Namengut weithin aufweist, d. h. die Schwäche individualistischer Strebungen, deren Kehrseite eine große Bedeutung der Tradition darstellt, und das Umspieltsein der Namenwelt vom Aberglauben und vom Brauchtum. Was die Tradition vorschreibt, ist in verschiedenen Gegenden recht verschieden. (Das wird in seiner geographischen Staffelung in Zukunft näher zu untersuchen sein.) In der Provinz Hannover z. B. gilt nach Heckscher an manchen Orten folgende Übung: Der erste Sohn erhält den Rufnamen des Vaters und als weitere Vornamen die seiner Paten in ihrer Reihenfolge. Dem ältesten Mädchen gibt man den Namen der Mutter und seiner Paten. Der zweite Sohn wird oft nach dem Großvater mütterlicherseits genannt. Oder aber der erste Sohn erhält den Namen des Großvaters väterlicherseits, die Tochter den der Großmutter mütterlicherseits. In der Regel sind es auch anderswo die Namen der Großeltern, der Eltern und der Paten, die dem Kinde traditionsgemäß gegeben werden.

46. Aus der deutschen Vergangenheit ist der Brauch, ein Kind, besonders den ältesten Sohn, nach dem Großvater zu nennen, vielfach belegt. Pipin der Kleine war der Enkel Pipins von Heristal, Karl der Große der Enkel Karl Martells. Wir kennen den Brauch auch aus isländischen, altgriechischen, chinesischen und anderen Stammbäumen. Ursprünglich wird man nur die Namen verstorbener Großväter

(s. § 58) den Enkeln erteilt haben. So verfährt man heute noch auf den Halligen; sonst müßte das Kind oder der Großvater sterben.

47. Weit verbreitet ist die Sitte, den erstgeborenen Kindern die Namen der Eltern zu geben. In manchen Gegenden erhalten oft alle Söhne den Namen des Vaters, so daß sie unter Umständen (ähnlich wie bei den Römern) numeriert werden müssen. Das wird uns aus der Rhön und vom Lechrain bezeugt.

Anderswo, z. B. in Pommern, dürfen dagegen Kinder einer Familie nicht den gleichen Namen erhalten, sonst sterben sie. In Schlesien glaubt man, daß es gefährlich sei, den Kindern die Namen der Eltern zu erteilen. Nach dem Volksglauben im Schwarzwald werden die Kinder, die der verstorbenen Eltern Namen tragen, lange leben.

48. Kirchlichen Ursprungs ist die Sitte der Namengebung nach dem Paten und nach dem Kalenderheiligen des Geburts- bzw. Tauftags. Mancherorts bestimmte die Kirchenordnung, daß die Namen der Gevattern dem Kinde zu erteilen seien, so in Hessen die Philipps des Großmütigen. Oft vollzieht sich die Wahl der Namen nach bestimmten Regeln. In Braunschweig gab man dem Kinde früher den Rufnamen des ältesten Paten; gelegentlich wurde allerdings unter den Gevattern um den zu erteilenden Rufnamen gelost.

49. Die Sitte, die Kinder nach dem Kalenderheiligen zu taufen, ist im Gegensatz zu einer verbreiteten Annahme früher keineswegs allgemeiner, sondern offenbar stets nach Zeit und Landschaft verschieden stark verbreitet gewesen. Den Namen des Kalenderheiligen wählt oder wählte man als besonders schutzkräftig nach den vorliegenden literarischen Zeugnissen in gewissen Orten in Kärnten, im Böhmerwald, in Baden und in ostmitteldeutschen Gebieten. Auch bei den Deutschen Pennsylvaniens ist der Brauch bekannt.

Hier und da wird heute der Name des Kalenderheiligen dagegen gemieden, so etwa im schwäbischen Oberamt Horb, hier „nicht ohne Mitwirkung des konfessionellen Gegensatzes". — Gelegentlich lehnt man Namen gewisser (Kalender-) Heiliger ab, so etwa den St. Albans in Oberösterreich; die nach ihm benannten Kinder sterben früh. Andererseits gibt es besonders glückverheißende (Kalender-) Namen: in Ostpreußen und bei den Donauschwaben z. B. glaubt man, daß Adam und Eva langes Leben verbürgen.

50. Manche der die Namenwahl umspielenden Züge werden uns erst verständlich, wenn wir über den Sinn der Namengebung im primitiven Glauben Klarheit gewonnen und damit das Verhältnis des Namenträgers zum Namen erkannt haben, wie es sich der primitiven Auffassung darstellt. Hat bei der Namengebung fast stets das Bedürfnis nach Unterscheidung (s. § 40) seine Bedeutung besessen, so spielt daneben in allen Epochen meist noch anderes mit. Der Name ist ursprünglich gleichzeitig ein Heilwunsch, ja mehr noch: die Namengebung kann den Sinn einer zauberischen Maßnahme haben. Auch in der aufgeklärten Gegenwart wird in ihr vielfach noch anderes als Kennzeichnung gesucht: Man stellt dem Täufling durch den Namen eine Idealgestalt vor Augen, der er nacheifern soll oder von deren Geist man ihm etwas wünscht (s. § 34 Ende), so — in der Oberschicht — wenn ein Bismarckverehrer seinen Sohn Otto nennt, ein Bachschwärmer den seinen Johann Sebastian. Im Katholizismus kommt hinzu, daß man den Täufling durch den Namen in ein Schutzverhältnis zu dem namenspendenden Heiligen stellt, ja ihm durch den Namen etwas von seinem Wesen geben möchte. Als urtümlicher Glaube noch weiterhin lebendig war, rechnete man stets neben der Kennzeichnung mit der magischen Wirkung des Namens.

Auf jenen frühen Kulturstufen ist der Name ein Teil des Trägers. Er stellt das lautliche Bild eines Menschen (Tieres) dar und ist etwas Wirkliches, Seiendes, was Leib und Seele gleichwertig ist. Die alten Ägypter lehrten geradezu: Der Mensch bestehe aus Leib, Seele, dem schattenhaften andern Ich (Ka) und dem Namen. Indem man einem Kinde einen bestimmten Namen erteilt, wird seine Persönlichkeit in magischer Weise dem Sinn des Namens oder dem Wesen eines älteren Trägers entsprechend geformt und gestaltet. Der Name ist eine sakrale Metapher. Was er ausdrückt, das wird der Mensch sein oder haben. Er verleiht ihm Kunstfertigkeit und Besitz, Ruhm und Ehre, Kraft und Mut, ja er verbindet ihn

mit der Macht der Götter und Dämonen, des Stammesheros oder der Vorfahren. In der germanischen Welt konnte diese Bindung an den Vorfahren und seine Art allein schon dadurch bewirkt werden, daß man den Namen des Kindes mit dem des Vorfahren durch den Stabreim verband (s. § 14) oder einen Teil des Vorfahrennamens dem Kinde gab (s. § 33).

51. Schon rein formal weisen die altgermanischen Namen in die magische Sphäre. Die ursprüngliche Bedeutung des Stabreims ist wohl rein magisch. Er wurde zunächst wohl im Zauberspruch benutzt und hatte eine geheimnisvoll bindende Kraft. Erst von hier aus gewann er seine Bedeutung als Schmuck der dichterischen Rede. Sein alter magischer Sinn aber war bei der Bildung der germanischen Namen ursprünglich sicherlich noch wirksam. — Tatsache ist ferner, daß in den altgermanischen Namen weithin keine prosaischen, sondern nur poetische Ausdrücke Verwendung finden, und auch die Poesie ist von Hause aus sakral. — In den gleichen Zusammenhang gehört nach Hünnerkopf ursprünglich die Zweigliedrigkeit der altgermanischen Personennamen (s. § 6), die deutlich in die sakrale Sphäre der Zauber- und Kultsprache weist. Sie charakterisiert den Namen ursprünglich als einen Kenning, einen „zweigliedrigen Ersatz für ein Substantiv der gewöhnlichen Rede". Auch der Kenning ist erst aus dem Zauberspruch in die Poesie gelangt.

52. Von diesen urtümlichen Anschauungen her deuten sich mancher Brauch und mancher Aberglaube, die noch heute im Volk mit den Namen verbunden sind (deren geographische Verbreitung im einzelnen vielfach noch aufzuhellen ist). Oft bezieht man sie heute zwar nicht mehr auf die Namen der Mitmenschen, sondern nur noch auf die von Geistern.

Auch dem deutschen Volksglauben gilt der Name noch als ein Teil des Trägers. Gerade wie Teile der körperlichen Erscheinung eines Menschen (sein Haar, seine Nägel, sein Speichel — auch sein Bild) in einem sympathetischen Zusammenhang mit ihm stehen, so daß man auch bei räumlicher Trennung durch zauberische Einwirkung auf jene Teile den betreffenden Menschen zu schaden vermag, gerade so kann man dem Träger eines Namens nutzen oder ihn schädigen, wenn man mit dem Namen zauberische Maßnahmen vornimmt. Oft genügt es, ihn auszusprechen. Die Verbindung der Menschen mit dem Reich der Geister wird lediglich durch Namensnennung hergestellt. Bei primitiven Völkern besteht gelegentlich die Verpflichtung, den eigenen Namen wie den anderer zu verschweigen. Man könnte sich und jenen durch Preisgabe des Namens schaden; denn schon die bloße Kenntnis des Namens eines Menschen, eines Geistes verleiht einem andern Gewalt über den Namenträger.

Wenn man einen Geist bei seinem richtigen Namen nennt, so ist er auch nach deutschem Volksglauben gefangen und machtlos. Geister und Hexen müssen erscheinen, wenn sie mit Namen gerufen werden. Der Werwolf und die Hexe werden entzaubert, sobald einer ihre Taufnamen ausspricht. Ein Gespenst verliert seine Macht, wenn man es mit seinem Namen anruft, so der Alp in Hannover, Braunschweig, Tirol und anderswo. Ähnliches gilt für den Toten. Nennt man seinen Namen dreimal, so muß er erscheinen; doch kann man die Berufung gleichsam aufheben, indem man „Gott hab ihn selig" sofort der Nennung seines Namens hinzufügt. Sterbende soll man nicht mit Namen nennen; man ruft sie sonst zurück und erschwert ihnen das Sterben. Die Leiche sogar verliert ihre Erstarrung, wenn man den Namen des Verstorbenen ausspricht. Wie stark der Name als ein Teil seines Trägers empfunden wird, zeigt die nach dem Volksglauben bestehende Möglichkeit, jemand aus der Ferne zu prügeln: Man schlägt irgendeinen Gegenstand und spricht dabei den Namen dessen aus, dem man die Züchtigung zugedacht hat; er wird sie deutlich verspüren.

Da man durch die Kenntnis seines Namens Gewalt über einen Geist gewinnt und seine Macht vernichten kann, sind die Geister ängstlich bemüht, ihre Namen geheimzuhalten. Das Rumpelstilzchen verliert in dem Augenblick die Macht über die Königin, in dem diese erfährt, wie es heißt. Auch das Lohengrinmotiv gehört in den vorliegenden Zusammenhang. Ich kenne Bauern, die noch heute Fremden gegenüber nur ungern ihren Namen nennen. — Gewiß kann andererseits die Namennennung auch die Macht des Namenträgers entfesseln. Wo man sich Krankheiten als Dämonen vorstellt, muß man sich hüten, ihren Namen auszusprechen; sie würden sonst kommen. Durch leichtfertigen Gebrauch eines Namens kann man einen

Toten, einen Geist wider Willen zitieren. Wenn man von ihnen reden muß, gibt man ihnen daher euphemistisch oft einen andern Namen. Der Teufel heißt der Gottseibeiuns, der Leibhaftige, Wuggerl, Hörlmayer, Guzigackel, Fankerl usw., der Tod Freund Hein.

53. Der geschriebene Name hat dieselbe Gewalt wie der gesprochene. Man vermeidet es, einem Toten ein Hemd anzuziehen, das mit dem Namen eines Lebenden gezeichnet ist. Sobald der gezeichnete Name im Grabe verwest wäre, müßte auch sein Träger sterben. — Um die Leiche eines Ertrunkenen aufzufinden, braucht man nach dem Volksglauben der Wetterau nur seinen Namen auf ein Brot zu schreiben und es ins Wasser zu werfen; es schwimmt dann an den Ort, wo der Ertrunkene liegt. — Auf einen Zettel geschriebene Heiligennamen werden in manchen Gegenden zum Schutz gegen Krankheit, gegen Hieb und Schuß verschluckt und auch dem Vieh gegen Behexung und Krankheit eingegeben. Anderswo werden Zettel, die mit dem Taufnamen eines Kranken beschrieben sind, in den Rauchfang gehängt, verbrannt, in die Erde vergraben usw. Dadurch wird die Krankheit geheilt. Man opfert hier einen Teil des Kranken, seinen Namen, um seine Person zu retten.

54. Ein Wesen ohne Name ist nicht zu beeinflussen durch die magische Kraft, die dem Namen zukommt. Deshalb können ungetaufte Kinder nicht verzaubert werden. Der Name erst reiht sie ein unter die Menschen. Gefährlich ist es, den künftigen Namen eines ungetauften Kindes zu verraten. Übelwollende Menschen und Mächte könnten ihm durch die Kenntnis seines Namens Böses antun; erst die Kraft des Sakraments der Taufe schützt davor. Weit verbreitet ist der Glaube, daß ein Kind sterben müsse, dessen Name vorzeitig bekannt wird. Deshalb nennt man in der Rheinpfalz ungetaufte Kinder, wenn es Buben sind: Pfannenstielchen, sind es Mädchen: Bohnenblättchen (vgl. § 56). Auf späterer Umdeutung des hier behandelten alten Glaubens beruht die Vorstellung, man dürfe den Namen eines Kindes deshalb nicht vor der Taufe ausplaudern, weil es sonst klatschsüchtig und neugierig werde. Gelegentlich weiß selbst die Mutter vor der Taufe den Namen des Kindes nicht; der Vater gibt ihn allein.

55. Bei manchen Völkern glaubt man, daß schöne Namen die bösen Geister auf die Kinder aufmerksam machen. Deshalb nennt man in Schlesien ein Kind nicht gern hübsch und schön; man muß es vielmehr Schweinhund oder ähnlich anreden. Schreckliche oder häßliche Namen haben also unheilabwehrende (apotropäische) Kraft, eine Vorstellung, die sich auch in antiken Namen wie Turpilio oder Aeschylos zeigt. Die Wasserscheu tollwütiger Hunde hat wohl dazu geführt, daß man in manchen Gegenden Flußnamen als Hundenamen benutzt, um die Tollwut abzuwehren, so Rin, Donau, Neckar, Birs, aber auch Wasser und Strom.

56. Da Name und Wesen eines Menschen als identisch gelten, wird durch eine Änderung des Namens eine Änderung seines Wesens bewirkt (vgl. § 97). Das kann etwa bei der Aufnahme in einen neuen Verband erwünscht erscheinen. Ein später und stark umgedeuteter Reflex dieser Vorstellung liegt heute vor, wenn etwa Ordensleute beim Eintritt in ihre Gemeinschaft einen neuen Namen annehmen. Bei den meisten germanischen Völkern begegnet man nach Ahy allerdings dem Glauben, der einmal gegebene Name dürfe nicht geändert werden, weil dadurch der mit ihm erteilte Segen zunichte würde. Auch die sog. therapeutische Namensänderung, d. h. der Brauch, durch Namenwechsel Krankheiten zu heilen, scheint in Deutschland nicht bekannt zu sein. Er begegnet bei den Juden in Österreich und bei den Lappen. — Eine besondere Art der Namenänderung ist der Namentausch. Für Deutschland ist er vereinzelt bezeugt als Tausch der Namen zwischen Mann und Frau zum Zwecke der Täuschung eines Krankheitsdämons (Ztschr. f. Volksk. III, 238). — Der Brauch, einen Geheimnamen, der der eigentliche Name ist, und daneben einen andern für die Öffentlichkeit zu führen, mit dem (weil es nicht der richtige ist) auf den Träger magischer Einfluß nicht gewonnen werden kann, dürfte gleichfalls in Deutschland kaum bekannt sein. Geheimnamen hat man natürlich auch hier, aber nur etwa zum Zwecke der unkontrollierbaren Unterhaltung innerhalb eines Kreises von Eingeweihten, nicht aus Erwägungen, die in die magische Sphäre weisen.

57. Wir haben oben (§ 50) gesehen, daß die Bindung der Menschen durch einen gemeinsamen Namen deren Wesensgleichheit bzw. die Ähnlichkeit ihrer Schicksale bewirkt. Auch dies spiegelt sich noch im heutigen Volksglauben. So nimmt man etwa in Ostfriesland noch heute an, daß die Kinder dem gleichen werden, dessen Namen sie tragen. Am Kaiserstuhl in Baden gibt der Arme seinem Kinde den Namen eines

Reichen, um ihm künftiges Wohlergehen zu sichern. Weit verbreitet ist der Glaube, daß man einem Kinde nicht den Namen eines Verstorbenen geben dürfe, sonst holt der Tote das Kind nach. Als besonders verpönt gilt es, einem Kinde den Taufnamen eines verstorbenen Bruders, einer verstorbenen Schwester zu erteilen.

Wenn man anderswo gerade die Namen von gewissen Verstorbenen als Taufnamen eines Kindes wählt, so hatte man hierfür ursprünglich eine besondere Veranlassung. Wir sprachen oben (s. § 46f.) davon, daß man in manchen Gegenden nur die Namen der verstorbenen Großeltern oder Eltern den Kindern gibt. Der letzte Grund hierfür, besonders für die Wahl des Namens des Großvaters, dürfte in dem — nach W. v. Unwerth ursprünglich wohl nicht germanischen — Glauben zu suchen sein, nach dem sich im Enkel *die Seele des Ahnen wieder verkörpert*. Für den germanischen Norden wird uns diese Anschauung ausdrücklich bezeugt. Unser Wort *Enkel* (spätahd. eninchili) ist das Diminutiv von ahd. ano „Ahn"; der Enkel wird also *der kleine Ahn, der kleine Großvater* genannt. Es ist immerhin zu erwägen, ob dieser Sprachgebrauch mit den eben erörterten Anschauungen in Zusammenhang steht. Heute ist es selbstverständlich nur Pietät, die dem Enkel den Namen des Großvaters verleiht.

58. Auch für den modernen Menschen (der Ober- wie der Grundschicht) steht der Name in einem innigen Verhältnis zu seinem Träger (vgl. § 34). *Die Vorliebe oder Abneigung von Menschen unserer Tage gegen bestimmte Namen* (die gewiß auch andere Gründe haben kann) beruht in sehr vielen Fällen darauf, daß wir die Namen und gewisse uns sympathische oder unsympathische Träger derselben identifizieren. Es kann sich ereignen, daß ein vorher von uns abgelehnter Name uns plötzlich höchst sympathisch erscheint, wenn wir einen neuen Träger dieses Namens kennenlernen, der unsere Zuneigung erwirbt. Bei den Familiennamen spielt bei unserer Einstellung fremden Menschen gegenüber die Bedeutung ihres Namens eine Rolle. Stefan George schreibt man den Ausspruch zu: „Was können das schon für Dichter sein, Menschen mit Namen wie *Schlaf, Holz, Bierbaum*!" Gewiß kann sich unsere Einstellung solchen Namen und Menschen gegenüber ändern. Von *Klopstock* sagt Goethe im 2. Buch von Dichtung und Wahrheit: „Im Anfang wunderte man sich, wie ein so vortrefflicher Mann so wunderlich heißen könne; doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Silben." Die Vorstellung, die wir uns von persönlich Unbekannten machen, wird uns oft von deren Namen aufgenötigt.

Die Ortsnamen.

Historisch-geographische Betrachtung.

59. Das heutige deutsche Siedlungsgebiet ist z. T. erst allmählich dem Deutschtum (bzw. dem Germanentum) erobert oder wieder zurückerobert worden. Im Westen und Süden haben Germanen in jahrhundertelangen Kämpfen in der Frühzeit den Kelten, später den Römern (und Romanen) weite Siedlungsräume entrissen. Im Osten wurde seit der Epoche der Ottonen auf Kosten der Slawen, Litauer, Preußen usw. ehedem germanischer Boden von Deutschen wiederbesiedelt. Außer Frage steht, daß in den eroberten Gebieten auch die Kelten, Slawen usw. (oder die ihnen im Osten vor der eigentlichen Völkerwanderung voraufgehenden Germanen) nicht die ersten Bewohner des Landes waren. Wir haben vielmehr im Osten mit früherer illyrischer Besiedlung zu rechnen; im Westen nannte man die den Kelten voraufgehenden Siedler — sicherlich zu Unrecht — „Ligurer".

Die verschiedenen nichtgermanischen Völkerschaften, die wir hier erwähnten, haben innerhalb ihrer jeweiligen Kulturkreise heute deutsches Land ehedem mit den Mitteln ihrer Sprachen benannt, und diese vordeutschen Namen sind keineswegs alle untergegangen, als andere Völker, auch die Germanen und Deutschen, in ihre ehemaligen Räume einrückten. Wir haben daher im heutigen deutschen Lokalnamenschatz einiger Landschaften mit illyrischen und „ligurischen", lateinischen und romanischen, slawischen, litauischen, preußischen und anderen Elementen zu rechnen, die, zeitlich gesehen, wie Schichten von verschiedener Stärke unter der vielfach nicht ganz wirksamen jüngeren deutschen Decke liegen. Um ein paar Beispiele zu nennen, führen wir hier als „ligurische" Namen die Flußnamen *Isar* und *Thur* an, als keltische die Namen *Remagen, Neumagen, Zarten* (<Tarodunum), *Winterthur* (<Vidudurum), ferner die Flußnamen *Rhein, Mosel, Saar, Donau*, als lateinische *Koblenz* (<Confluentes), *Köln* (<Colonia), *Zabern* (<Tabernae), als illyrische die Namen *March, Gran, Karpathen*, als slawische *Breslau, Berlin, Stettin, Leipzig, Dresden, Liegnitz*, als litauische *Tilsit, Rossitten*,

Schlobitten, Eydtkuhnen. — Ein Gebiet im heutigen Deutschland ist seit alters germanisch im wesentlichen besiedelt gewesen: Nordwestdeutschland. Nur hier werden wir also mit einem rein germanischen Namenbestand rechnen dürfen.

Die nachstehende Darstellung beschränkt sich auf die Betrachtung der Lokalnamen deutschen Ursprungs, sie zieht die vordeutschen nur gelegentlich in ihren Kreis.

1. Von der Bedeutung und Bildung der deutschen Ortsnamen.

60. Indem wir eine allgemeine Gliederung der deutschen Ortsnamen nach ihrer Bedeutung versuchen, ergeben sich nachstehende Sondergruppen, die die Namen ordnen

1. nach dem Anlaß der Benennung:
   a) Naturnamen, d. h. solche, die von einem durch die Natur gegebenen Befund hergenommen sind: Bärental, Feldberg, Schwarzbach, Rotenfels, Saargemünd; auch metaphorische Bezeichnungen (Kessel, Mulde) gehören hierhin wie zu den anderen Gruppen.
   b) Kulturnamen, d. h. solche, die einen durch die kultivierende Tätigkeit des Menschen geschaffenen Befund zur Voraussetzung haben: Straßburg, Kirchheim, Baumgarten, Flachsacker.
   c) Besitzer- und Insassennamen (im weitesten Sinne), die von Hause aus nicht die Örtlichkeit, sondern die zu ihr in Beziehung stehenden Menschen bezeichnen: München (d. h. „bei den Mönchen"), Einsiedeln („bei den Einsiedlern"), die Namen auf -ingen wie Sigmaringen („bei den Leuten des Sigimar", s. § 80. Nicht alle deutschen -ing-Namen gehören zu diesem Typ), Der Tote Mann, Hessen (d. h. „bei den Hessen"). Die Beziehung auf die Örtlichkeit wird hier durch den lokativisch gebrauchten Dativ bewirkt.
2. nach der Bewohntheit der Örtlichkeit:
   a) unbewohnte Orte führen Stellenbezeichnungen (Flurnamen); zu ihnen zählen wir auch die Fluß- und Straßennamen: Weidhell (-hell = -halde), Gaißberg, Langenau, Auf dem Wasen, Tiefental, Roßbach, Salzstraße, Hühnerstraße. — Der Tote Mann. Solche Namen können nach der Besiedlung der Örtlichkeit weiter bestehen und so zu Siedlungsnamen werden (s. unter 2 b).
   b) bewohnte Orte führen Siedlungsnamen: Rüdesheim, Aßmannshausen, Düsseldorf. — Hohenstein, Marbach, Lippspringe (s. unter 2 a). — Von ihnen verschieden sind ursprünglich die auf die Bewohner gehenden Insassennamen: Sigmaringen, München usw.
3. nach der Größe der Örtlichkeit:
   a) Orts- oder Lokalnamen, zu denen alle Stellenbezeichnungen und Siedlungsnamen gehören.
   b) Ländernamen, zu denen wir auch die Namen für einzelne Gaue, Landschaften, Erdteile rechnen.

Der allgemeinste Name für alle hier zu behandelnden Ausdrücke ist der der Orts- oder Lokalnamen.

Die unter 1—3 genannten Gesichtspunkte schließen einander keineswegs aus, es gibt vielmehr

I. Naturnamen als Stellenbezeichnungen (der Niederwald bei Rüdesheim), als Siedlungsnamen (Roßbach) und als Ländernamen (Lippe, Nassau [alte Flußnamen], Württemberg).
II. Kulturnamen als Stellenbezeichnungen (hierhin u. a. die Wüstungsnamen auf -hausen, -dorf), als Siedlungsnamen (alle Namen auf -heim, -hofen, -hausen usw.) und als Ländernamen (Oldenburg).
III. Insassennamen als Stellenbezeichnungen (die wüsten -ingen-Orte), als Siedlungsnamen (München) und als Ländernamen (Hessen, Sachsen, Bayern).

Man wird nicht alle deutschen Lokalnamen mit Sicherheit in die hier gegebene Übersicht einzuordnen vermögen, weil ein erheblicher Hundertsatz von ihnen nur unsicher oder überhaupt nicht gedeutet ist und sehr viele uns wohl für immer ihrem Sinngehalt nach unklar bleiben werden.

61. Hinsichtlich der Bildung der Namen genügt es in unserem Zusammenhang, die Gruppe der sog. typischen Lokalnamen herauszuheben, d. h. Bildungen wie Erben-heim, Königs-hofen, Drommers-hausen, Kuners-dorf, Münche-rod, Konners-reuth, Drols-hagen, Aschers-leben, Wolfen-büttel, Salz-wedel, Rappolds-weiler, Gundelf-ingen usw., Namen also, die mit einem häufig auftretenden „typischen" Grundwort (-heim, -hofen usw.) oder einer „typischen" Endung (-ingen) gebildet sind.

2. Von der landschaftlichen Staffelung der deutschen Ortsnamen.

62. Unser Lokalnamenschatz ist in seinen Einzelnamen wie in den soeben genannten typischen Bildungen nicht über das gesamte deutsche Sprachgebiet hin gleichmäßig verbreitet; er weist vielmehr deutliche landschaftliche Staffelungen auf. In nahen Beziehungen steht er zum appellativischen Wortschatz der Mundart, den die mundartliche Wortgeographie untersucht. Es hat sich ergeben, daß wie dort so auch bei den im Volke

entwickelten Namen Ausdrücke wie Matte und Wiese, Wert und Au, Päsch und Bitze (s. § 79) sich im Gelände innerhalb desselben Kulturraumes in der Regel ausschließen (s. § 3), wenn der Namenschatz auch vielfach Reste früherer Verhältnisse bewahrt. Auch die Gesamterscheinung der Wortbedeutungen und Wortbildungen des Namenschatzes eines Kulturraumes unterscheidet sich in vielen Zügen von der benachbarter und besonders weiter entfernt liegender Kulturkreise. Aufgabe der Namenforschung ist es daher auch, zu untersuchen, wie sich zahlenmäßig die einfachen Flurnamen, die abgeleiteten und die zusammengesetzten in den einzelnen Gebieten zueinander verhalten, und festzustellen, in welchem Maße einzelne Bedeutungskategorien (etwa die natürliche Beschaffenheit des Geländes, die Flora und Fauna, die Benutzung durch den Menschen, der Besitz usw.) bei der Namenbildung jeweils verwandt worden sind. Vorläufig liegen dazu nur die ersten Ansätze vor.

413. Die Siedlungsnamen auf -heim und -ingen im deutschen Südwesten. (Nach Schumacher, in: Mainzer Zeitschrift X, 67).

414. Die Siedlungsnamen auf -büttel, -leben und -borstel. (Nach Seelmann, Fiesel u. a.)

Die Karten Nr. 413 und 414 zeigen, daß die typischen Namen gruppenweise zusammenliegen.

63. Von besonderer Bedeutung ist seither für die Namenkunde der Einblick in die landschaftliche Staffelung der typischen Grundwörter und Endungen bei den Siedlungsnamen gewesen. Es hat sich gezeigt, daß die meisten von ihnen gruppenweise zusammenliegen, oft in kleinen Herden, oft in hellen Haufen. In einem weiten nordwestdeutschen Gebiet, das ich in der ersten Behaghel-Festschrift 1924 untersuchte (s. § 109), weisen bei den Namen auf -dorf 573 diese Lage auf gegenüber 96 sich in der Vereinzelung zeigenden, bei denen auf -hausen etwa 1857 gegenüber 38 isoliert begegnenden, bei denen auf -heim etwa 202 gegenüber 57, bei denen auf -ingen 137 gegenüber 62 allein auftretenden.

64. Wichtig für unsere künftigen Erörterungen ist ferner die Tatsache, daß gewisse Typen bestimmte andere im Gelände ausschließen, während sie mit wieder anderen vergesellschaftet aufzutreten pflegen. In Südwestdeutschland gehen sich z. B. die Namen auf -ingen und -heim aus dem Wege (s. Karte Nr. 413), in Thüringen vielfach die -ingen und -leben (s. Karte Nr. 430), anderswo die -heim und -rod (-hain, -scheid) sowie die -hausen (vgl. Karten Nr. 423—25). Deutlich landschaftlich gestaffelt zeigen sich die Namen auf -leben, -büttel und -borstel (s. Karte Nr. 414). — Die Namen auf -dorf dagegen treten vielerorts, so etwa im Taunusgebiet, aber keineswegs überall, mitten unter den anderen Typen auf. Wir werden uns später mit der Deutung dieser Tatsachen zu beschäftigen haben.

415. Die Siedlungsnamen auf -weiler. (Nach F. Steinbach und A. Helbok). Sie treten nur im deutschen Westen und Südwesten auf.

65. Die landschaftliche Anordnung der Namentypen ist (was durch die beiden letzten Abschnitte teilweise schon gesagt ist) überdies dadurch charakterisiert, daß, wie der weiterschauende Blick entdeckt, bestimmte Typen in ganz bestimmten Gegenden auftreten und anderswo fehlen. Die Namen auf -weiler z. B. sind auf den deutschen Westen und Südwesten beschränkt (s. Karte Nr. 415). Die Namen auf -leben begegnen außer in Nordschleswig vor allem im östlichen Mitteldeutschland (vgl. Karte Nr. 414), die auf -büttel zeigen sich im deutschen Norden westlich der Elbe bis südwärts ins Braunschweigische hin (s. ebd.), die auf -borstel in der gleichen Gegend, doch von den -büttel getrennt (s. ebd.), die auf -seifen, -siefen, siepen gehen im wesentlichen über das Rheinland, Hessen-Nassau und Thüringen nicht hinaus, die auf -scheid nicht über das mittlere Westdeutschland (s. Karte Nr. 416) usw. — Andere Gruppen von Siedlungsnamen dagegen finden sich zwar in manchen Gegenden gehäuft, sind aber mehr oder weniger stark über das ganze deutsche Sprachgebiet hin verbreitet, so die auf -hausen und besonders die auf -dorf, weniger die auf -hofen; die auf -ingen und -heim fehlen nur östlich der Elbe im Kolonialland.

66. Bemerkenswert bleibt, daß manche innerhalb der deutschen Sprachgemeinschaft einst produktive Namentypen nur dem deutschen Sprachgebiet bzw. deutschen Landschaften angehören, während andere

typische Namen das deutsche Gebiet oder deutsche Landesteile mit anderen germanischen, aber auch mit romanischen (kaum mit slawischen) Ländern verbinden. In allen germanischen Ländern (auch in ehedem von Germanen besiedelten romanischen) treten uns die typischen Namen auf -ingen und -heim entgegen. Nur mit den (oder einzelnen) nordischen Ländern ist Deutschland etwa verbunden durch die Namen auf -leben und -büttel (?). Nur mit England gemein hat das deutsche Sprachgebiet, zu dem ja auch das niederfränkische zu zählen ist, nach Kauffmann die Bildungen auf -ington. Mit den slawischen Ländern verbindet unseren deutschen Namenschatz das allerdings bei uns nur in Ostmitteldeutschland auf analogischem Wege produktiv gewordene -itz (nach Oskar Weise z. B. Dankrats > Dänkritz). Mit den romanischen dagegen hat West- und Süddeutschland die schon genannten Namen auf -weiler (franz.: -villers) sowie die Bildungen auf lat. -acum (heute meist -ach oder -ich: Cruciniacum > Kreuznach, Juliacum > Jülich) gemeinsam, die im Rheinland nur innerhalb des Limes begegnen (vgl. Karte Nr. 417) und Überbleibsel aus der Römerzeit darstellen.

416. Die Siedlungsnamen auf -scheid. (Nach P. Vogt.) Sie gehören dem mittleren Westen des deutschen Sprachgebiets an.

67. Fühlbare landschaftliche Unterschiede beobachten wir im deutschen Namenschatz zwischen denjenigen Gebieten, in denen ununterbrochen Germanen gesiedelt haben, und jenen, die erst im Laufe der Zeit anderen Völkern abgerungen worden sind (s. § 59). Dabei sind wiederum das Kolonialland der germanischen Wanderzeit im deutschen Westen und Süden und das Kolonialland der deutschen Ostsiedlung auf der Höhe des Mittelalters voneinander zu trennen (vgl. § 71 ff.).

3. Von der zeitlichen Staffelung der deutschen Ortsnamen.

68. Das Alter der Stellenbezeichnungen, die dies bis heute geblieben sind, ist meist nicht leicht zu bestimmen. Immerhin gibt uns der bei der Bildung der Namen verwandte Wortschatz gelegentlich Anhaltspunkte für die Datierung. Wenn wir wissen, daß ein zur Bildung eines Namens benutztes Wort oder eine Endung zu einer gewissen Zeit in einer bestimmten Gegend abgestorben ist, so vermögen wir für die mit ihnen gebildeten dortigen Namen einen Terminus ante quem zu gewinnen. Daß Bachnamen auf -aha (Salzach, Urach) als sprachliche Gebilde meist älter sind als die auf -bach (Salzbach, Auerbach) wird nicht bestritten. Die letzteren werden wohl erst seit der frühalthochdeutschen Zeit häufiger. Dabei bleibt gewiß zu beachten, daß alte Namen auf -ach gelegentlich in solche auf -bach umgenannt worden sind (etwa Haselbach für älteres Haselach), so daß hier ein Name nur umgeformt, nur dem zeitgenössischen

Wortschatz angepaßt, nicht eine Örtlichkeit erstmalig benannt wurde. Für die Stellenbezeichnungen, die ein dem Lateinischen oder Französischen entlehntes Wort enthalten (Straße, Insel — Platz usw.) nützt der zu gewinnende Terminus post quem der Entstehung meist nicht viel für die Datierung, da es sich in der Regel um Wörter handelt, die als zu den verschiedensten Zeiten gebrauchte Appellativa stets auch zur Namenbildung verwandt werden konnten.

Wenn Stellenbezeichnungen zu Siedlungsnamen werden, so sind aus ihnen in der Regel keine Schlüsse zu ziehen auf das Alter der Siedlung. Der Ort kann lange den betreffenden Namen geführt haben (etwa Breitenbach, Hohenberg, aber auch einen vordeutschen wie Ahr [s. § 54, Ende]), ehe die Siedlung angelegt wurde. Allerdings vermag die Siedlungsgeschichte hier und da Anhaltspunkte für das Alter von Stellenbezeichnungen dieser Art zu geben (vgl. § 75).

417. Die -acum-Namen des Rheinlandes. (Nach Kaspers usw.) Sie zeigen sich in den altbesiedelten Gegenden des deutschen Westens.

69. Mit größerer Sicherheit vermögen wir die Siedlungsnamen mit typischen Endungen (s. § 61) zu datieren. Vielfach hilft dabei schon die Überlieferung. Wenn z. B. im Breviarium S. Lulli Archiepiscopi, einem Zehntverzeichnis des Klosters Hersfeld, aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts die Namen auf -rod völlig fehlen, so darf daraus mit Sicherheit geschlossen werden, daß in den von dem Verzeichnis berührten Gegenden dieser Namentyp damals noch nicht vorhanden war. — Eine bedeutsame Stütze gewinnen wir ferner für die Datierung der Siedlungsnamen an der Siedlungsgeschichte, der die Ortsnamenkunde ihrerseits manchen Dienst zu leisten vermag.

Die Grundlagen für die Siedlungsgeschichte der prähistorischen Zeit hat R. Gradmann gelegt. Seit der Jüngeren Steinzeit bis an die Schwelle der geschichtlichen Epoche lassen die Funde in dem von ihm untersuchten Gebiet deutlich unterscheiden zwischen besiedelten und unbesiedelten Landstrichen. Merkwürdigerweise bleibt dabei die Ausdehnung der besiedelten Fläche in den verschiedenen Epochen im wesentlichen die gleiche. Der Siedlungsraum aber, den die Funde umschreiben, deckt sich in der Regel mit dem Verbreitungsgebiet der sog. Steppenheide, die sich besonders auf sonnigen, trockenen, dem Waldwuchs ungünstigen Südhängen, auf Kalk- und Lößböden findet in Gegenden mit kontinentalem Klima. Es wird nicht daran gezweifelt, daß diese Übereinstimmung zwischen der Verbreitung der ältesten Siedlungen und der botanischer, geologischer und klimatischer Erscheinungen in einem ursächlichen Verhältnis steht: die genannten Räume waren von jeher offene, waldfreie oder doch nicht mit geschlossenem Urwald bestandene Gegenden; in ihnen hat der Mensch zuerst und durch lange Jahrhunderte allein gesiedelt. In den Metallzeiten ist er gelegentlich bereits über ihren Umkreis hinausgegangen. Immerhin stellt das in Frage stehende Gelände meist die Räume dar, in die in West- und Süddeutschland noch nach der Römerzeit die Germanen eingerückt sind.

Echte Siedlungsnamen, die vordeutsches Sprachgut darstellen, etwa die westdeutschen -acum-Orte (die, wie Karte Nr. 417 zeigt, die unwirtlichen Gegenden des Hunsrücks und der Eifel meiden), werden geradeso

wie die ältesten deutschen Siedlungsnamen vor allem in den hier erwähnten Räumen zu finden sein. Von dort aus erfolgte die weitere Erschließung des Landes. Im Bergland wird man dabei zunächst die jenen Gebieten zugekehrt liegenden Gegenden und in der Folgezeit erst die höher und entfernter gelegenen der Siedlung gewonnen haben. Das soll hier mit dem Blick auf das zu erschließende Alter der jeweils verwandten Siedlungsnamen an den Verhältnissen des Taunusgebietes erläutert werden.

70. Unsere Karten Nr. 418—425 lassen erkennen, daß sich im Taunus die steinzeitlichen Funde (Karte Nr. 419) wirklich auf den mit Lehm und Löß bedeckten Boden (Karte Nr. 418) beschränken. In den Metallzeiten finden sich auch darüber hinaus Siedlungsspuren (Karte Nr. 420). Die fränkischen Funde sind jedoch deutlich wieder auf das alte fruchtbare Lößgebiet und einige verkehrswichtige Stellen an der Lahn eingeengt (Karte Nr. 421). Die Übersicht über die bis zum Jahre 1100 genannten Orte (Karte Nr. 422) erhärtet, daß die Besiedlung von den Lehm- und Lößgebieten aus allmählich ins Bergland vorgetrieben wurde. Um 1100 hat sie die höhergelegenen Teile noch nicht erreicht.

Überblicken wir die Namentypen, die sich in den genannten Gegenden finden, so zeigen sich die -heim-Namen auf dem altbesiedelten Löß (s. Karte Nr. 423). In ihrer großen Mehrheit liegen sie nicht höher als 200 m. Die (bei geringfügigen Überschneidungen) räumlich an jene anschließenden -hausen-Orte (s. Karte Nr. 424) dagegen treten jenseits des Löß- und Lehmgebietes auf, meist in 300—400 m Höhe. Die Namen auf -rod, -hain und -scheid (s. Karte Nr. 425) jedoch, die in der urkundlichen Überlieferung vor 1100 noch fehlen, erscheinen durchweg in den jenseits des -hausen-Gebietes liegenden Teilen, für die Siedlungen vor 1100 überhaupt nicht bezeugt sind, und zwar in 400—500 m Höhe.

Diese Verhältnisse berechtigen uns zu der Annahme, daß die -heim-Namen die älteste Namenschicht des Gebietes darstellen und daß zwischen sie und die jungen Rodungsnamen (-rod, -hain, -scheid) zeitlich die -hausen-Namen einzureihen sind. Die -heim-Namen müssen bald nach der Römerzeit entstanden sein, die Rodungsnamen seit dem 11. Jahrhundert, die auf -hausen in der Zwischenzeit, soweit damals Neusiedlungen angelegt wurden. Jedenfalls hatte jede neue Siedlungsepoche ihren besonderen Namenstyp, eine Tatsache, die für die Altersbestimmung der Typen von entscheidender Bedeutung ist.

In ähnlicher Weise läßt sich das Alter der verschiedensten Siedlungsnamen in großen Zügen feststellen. Dabei wird mit anderen sachlichen Voraussetzungen als im Taunus zu rechnen sein, wo anderes Gelände uns entgegentritt, also in der Ebene, in Sumpfgebieten, in den Marschen usw. Daß es noch andere Kriterien gibt für das Alter der typischen Namen, sei hier nur angedeutet (man vergleiche etwa die § 110 genannte Schrift L. Fiesels).

71. Indem wir es unternehmen, in großen Zügen einen Überblick über die zeitliche Entwicklung des gesamtdeutschen Namenschatzes zu gewinnen, stützen wir uns auf F. Kauffmanns Deutsche Altertumskunde (II, 251ff.), ohne uns zwar in allen Punkten mit der dortigen Darstellung identisch zu erklären. Kauffmann versucht, diejenigen Namen, die den Germanen unmittelbar vor der Völkerwanderung eigneten und für die die Überlieferung nur äußerst dürftig ist, dadurch zu erschließen, daß er feststellt, welche Typen den deutschen und skandinavischen Gebieten, in denen die Germanen seit alters ansässig waren, gemeinsam sind (vgl. § 66). Ohne das spätere Entstehen von Gemeinsamkeiten zwischen den genannten Ländern auszuschließen, glauben wir in der Tat, daß man bei umsichtigem Vorgehen auf dem genannten Wege die gemeingermanischen Bildungen zu erfassen vermag. Diese Typen dürften zum guten Teil mit der Wanderzeit ihre Produktivität verloren haben; die neue Epoche brachte einen neuen Namenstil mit sich.

Charakteristisch für die Bildung und den Gebrauch der Namen des altgermanischen Gebietes und damit der Frühzeit ist nach Kauffmann, (1.) daß die vorkommenden Zusammensetzungen aus zwei Substantiven, nicht wie später auch aus Adjektiv + Substantiv, gebildet sind, (2.) daß die Namen in verschiedenen Kasus flektiert werden und nicht vorwiegend als lokative Dative oder in Verbindung mit Präpositionen begegnen wie späterhin, (3.) daß Personennamen in den Zusammensetzungen weit seltener auftreten als in der Folgezeit, besonders Personennamen im Genitiv als erste Glieder zusammengesetzter Namen (Typ Reinhardshausen).

Zahlreich sind im altgermanischen Norddeutschland bis zur Slawengrenze gerade wie in Skandinavien altertümliche Stellenbezeichnungen; als Ableitungssuffixe für sie begegnet die alte Endung -ingi, -ungi und das gleichfalls wohl gemeingermanische -ithi. Beide Suffixe kommen allerdings auch jenseits der

418. Für die Besiedlung ist die Verbreitung von Lößz und Lehm von erheblicher Bedeutung.

419. Steinzeitliche Funde sind im Taunus nahezu ausschließlich im Löß- und Lehmgebiet oder an seinen Rändern erhoben worden.

in Frage stehenden Gegenden im Übergangsgebiet (Westfalen und Hessen s. § 72) vor. Abgeleitete Flußnamen sind weiter verbreitet.

Auch mit typischen Grundwörtern gebildete Namen glaubt Kauffmann für die gemeingermanische Zeit annehmen zu dürfen. Er rechnet hierhin unter anderen die „hochaltertümlichen" Namen auf -leben, -stede und -heim sowie die auf -büttel, Namen, die allerdings keineswegs selten Personennamen im Genitiv als Bestimmungswörter führen. Ohne typische Grundwörter für Siedlungsnamen der Frühzeit überhaupt absprechen zu können, stehen wir den hier berührten Ausführungen Kauffmanns mit abwartender Zurückhaltung gegenüber, besonders da die -büttel-Namen inzwischen von Fiesel als junge Bildungen erwiesen worden sind. Zum Teil gehen die genannten Namen schon über das von Urzeiten her von Germanen besiedelte Gebiet hinaus.

Auf die Annahme, daß es in gemeingermanischer Zeit Insassennamen auf -ing- gegeben hat, kommen wir in § 80 zurück.

72. Deutlich unterschieden von den seit alters germanisch besiedelten Gebieten zeigen sich in ihrem Namenschatz Westfalen, das angrenzende Holland, das rechtsrheinische Mittelfranken, Hessen sowie Thüringen

420. Die metallzeitlichen Funde gehen im Taunus über das Löß- und Lehmgebiet hinaus.

421. Die fränkischen Funde sind im Taunus im wesentlichen auf das Löß- und Lehmgebiet (und die Flußübergänge) beschränkt.

422. Noch bis zum Jahre 1100 hat die Besiedlung im Taunus nur streckenweise den Lehm und Löß überschritten.

423. Die alten Orte mit Namen auf -heim liegen im Taunus fast ausschließlich im Lehm und im Löß.

und Ostfranken, also jene Gegenden, in denen dem gegen die Kelten gerichteten Vordringen der Germanen von den Römern nicht Einhalt geboten wurde. Neben vordeutschen Namen stehen in den genannten Räumen altertümliche germanische, die nur teilweise in dem seit der Völkerwanderungszeit germanisch besiedelten Kolonialland wieder auftauchen. Die Übergangsgebiete, von denen hier die Rede ist, sind mit dem alten Germanenland z. B. eng verbunden durch die Bildungen auf *-ithi* (s. § 71), *-lar*, *-mar* u. a. (*Meschede*, *Grifte* < *Grifethe*, *Velmeden* < *Felmide*. — *Wetzlar*, *Lollar*. — *Hadamar*, *Vilmar*, *Weimar*).

73. In den Jahrhunderten der Römerherrschaft bereitete sich innerhalb der germanischen Namengebung durch die stets stärker werdenden Berührungen mit dem Römertum ein Umbruch vor, der in der Völkerwanderungszeit voll ausgebildet vor uns steht. Noch leben jetzt mancherlei alte Bildungen weiter, vieles aber von ihnen ist untergegangen, und mancher neue Gebrauch hat sich durchgesetzt: der altgermanische Stil der Namengebung ist durch den kolonialen, den *Völkerwanderungsstil* des 5./6. Jahrhunderts abgelöst worden.

Um nur das Wichtigste zu nennen: Nun haben die Insassennamen, die wir zwar der germanischen Zeit kaum absprechen dürfen, gewaltig an Bedeutung gewonnen (s. § 80). Sie werden mit der Endung

424. Die etwas jüngeren Orte mit Namen auf -hausen zeigen sich in den dem Lehm und Löß zunächst liegenden Gebieten.

425. Die jungen Orte mit Namen auf -hain, -rod, -scheid treten im Taunus vor 1100 nicht auf; sie liegen abseits der Lehm- und Lößgebiete in beträchtlicherer Höhe.

-ing- in der Regel von Personennamen gebildet (Sigmar-ingen, Gundelf-ingen usw.). Neben ihnen erhalten die Siedlungsbezeichnungen, insbesondere die auf -heim, eine hervorragende, ihnen ehedem sicher nicht zukommende Wichtigkeit (s. § 81). Ihr Bestimmungswort ist meist ein Personennamen im Genitiv (Gisen-heim, Rudins-heim). Neben -heim begegnen landschaftsweise andere typische Grundwörter für Siedlungsnamen, etwa die auf -leben in Thüringen (s. Karte Nr. 414), die gleichfalls mit Personennamen im Genitiv gebildet erscheinen (Aschers-leben, Sieders-leben). Neu ist ferner wohl auch (um mit Kauffmann zu reden) die Bedeutung des „topographisch-anthropogeographischen Dualismus", über den § 82 zu vergleichen ist, und schließlich die gelegentliche produktive Verwendung von Wörtern lateinischen Ursprungs (castellum) und die häufigere von deutschen Lehnübersetzungen solcher lateinischer Wörter. Nach Kauffmann wäre z. B. -stat eine Übersetzung von lateinisch castrum, castellum, -heim eine Wiedergabe von villa „Herrschafshof", -seli von curtis „Herrschaftshof", -lari von vicus „Freidorf" usw. Im einzelnen wird hierüber zu reden sein; jedenfalls aber gehört lateinisch villare „Annex eines Herrschaftshofes, Herrschaftsdorf", das im Deutschen als -weiler auftritt (s. § 65) und dessen Übersetzung nach Kauffmann -dorf darstellt, kaum der früheren kolonialen Epoche an, sondern — wie Steinbach betonte — erst dem Ausbau in der Merowingerzeit, strichweise sogar (z. B. im Hunsrück) noch späteren Perioden.

Es wird richtig sein, daß es sich bei den genannten Ausdrücken, wie Kauffmann will, ursprünglich um Bezeichnungen handelt für Siedlungen mit eigenartigem rechtlichem Charakter, den die Germanen bei ihrem Eindringen ins Römerland zum Teil erst kennenlernten. Allerdings brachte es der Umstand, daß Freidörfer zu Herrschaftshöfen, Herrschaftshöfe zu Freidörfern usw. wurden, wohl mit sich, daß die genannten Ausdrücke zeitig in ihrer ursprünglichen Bedeutung verwischt und schließlich synonym wurden (Kauffmann II, 290 und Anm. 1), wodurch vielfach ein Wechsel im Gebrauch der Grundwörter eintrat. Auch A. Dopsch u. a. haben auf die spätere Gleichwertigkeit der einzelnen Grundwörter hingewiesen.

Sicherlich sind die kolonialen Neuerungen auf die alten germanischen Gebiete nicht ohne Rückwirkung geblieben: sie wurden auch dort üblich. Der Einfluß des Koloniallandes war in den ihm am nächsten liegenden Teilen des Mutterlandes am stärksten. Wann diese Rückwirkungen erfolgten, wird im einzelnen sicher vielfach zweifelhaft bleiben müssen.

74. Eine solche Beeinflussung aus der Ferne ist uns in der folgenden Epoche für den gesamtdeutschen Westen deutlich greifbar. Die deutschen -weiler-Namen (vgl. franz. -villers) sowie die auf -dorf, die jene vielleicht zunächst übersetzten (s. § 73), aber wie sie auch später noch fruchtbar geblieben sind, zeigen in ihren ältesten Vertretern den Einfluß des weithin romanisch geführten merowingischen Kulturkreises, dem Westdeutschland damals eingelagert war. Sicherlich breiteten sie sich hier, wo sie alt sind, unter dem Einfluß von Kulturströmungen aus, die von Westen her bei uns eindrangen (vgl. Karte Nr. 415).

74a. Strahlungen aus der Ferne werden besonders greifbar in der karolingischen Epoche als Folge des kulturellen Ausgleiches im Rahmen des straff zentralisierten Frankenreiches. Alle damals dem Reich der Franken einverleibten alten Stammesgebiete erfuhren den Einfluß fränkischer Namengebung. Den fränkischen Stil beobachten wir auch in Österreich, das seit der karolingischen Zeit dem Deutschtum gewonnen wurde. Als Typen jedoch, die in jener Epoche in weitem Umkreise Geltung gewannen, haben vor allem die auf -hausen und -hofen zu gelten, sicherlich aber auch noch die auf -dorf und -statt, ja sogar die auf -heim, besonders soweit sie mit Orientierungsnamen und anderen Appellativen zusammengesetzt sind (Nord-, Süd-, Ost-, Westheim — Kirch-, Bach-, Berg-, Talheim usw.).

75. Neue Typen von Siedlungsnamen traten nach dem Rückgang des kulturellen Lebens um die Jahrtausendwende meist erst wieder mit der Neuaufnahme der Rodetätigkeit auf der Höhe des Mittelalters auf; es sind die Rodungsnamen auf -rod, -reuth usw., -hain (-hagen), -sang (von sengen, „durch Feuer roden"), -schwand (von schwenden, d. h. „[den Wald] schwinden machen"), -grün u. a., sowie

die Fülle derjenigen Namen, die lediglich einen Personennamen im Genitiv darstellen (Typ Vollraths). — Die Kolonisation des ostelbischen Deutschland, wo heute noch im Namenschatz das nichtdeutsche, bes. slawische Element eine bedeutsame Rolle spielt, hat sich im wesentlichen zur gleichen Zeit vollzogen; sie benutzte auf weiten Strecken ähnliche Namenselemente wie die genannten, im Norden vor allem das Grundwort -hagen.

Wie die ältesten überlieferten germanischen Ortsnamen vielfach Stellenbezeichnungen sind, so gehören auch die Siedlungsnamen in den in der Rodungsepoche des hohen Mittelalters zuletzt erschlossenen Gebieten oft wiederum zum selben Typ. Die Gegenden, in die der Ackerbau und menschliche Niederlassungen nun vorgetrieben werden, scheinen damals, soweit sie in nächster Nachbarschaft älterer Siedlungsräume lagen, längst benannt gewesen zu sein, so daß sich für die neuen Siedlungen die vorhandenen älteren Stellenbezeichnungen als Namen von selbst ergaben. Im Taunus und Hunsrück z. B. läßt sich dies deutlich beobachten.

76. Bei allen hier gepflogenen Erörterungen bleibt zu beachten, daß die für einen bestimmten Kulturkreis gewonnene Altersbestimmung einzelner Typen nicht ohne weiteres auf andere Gegenden übertragen werden darf. Den Siedlungsbewegungen und Kulturströmungen und ihren zeitlichen Abläufen entsprechend haben wir von Kulturkreis zu Kulturkreis mit Schwankungen im Alter der Einzeltypen zu rechnen. Müssen wir so vor übereilter Verallgemeinerung der Ergebnisse landschaftlich sich beschränkender Untersuchungen warnen, so läßt sich doch nicht leugnen, daß nicht wenige Typen ihrem Alter nach auch allgemeiner zu bestimmen sind, wie das hier teilweise geschehen ist. Natürlich reden wir stets nur von den Gruppen typischer Namen, nicht von Einzelnamen. Nur der Typ als Gruppe ist jeweils in zeitlichen und räumlichen Grenzen produktiv gewesen. Daß Einzelnamen eines Typs älter oder auch jünger sein können als die große Masse, kann nicht bestritten werden.

4. Deutung der räumlich-zeitlichen Staffelung der Ortsnamen.

77. Die eigenartige räumlich-zeitliche Staffelung unserer Lokalnamen findet ihre Erklärung unter den Gesichtspunkten der Kulturkreisforschung, wie ich sie für die Siedlungsnamen seit 1923 vertrete. Damit stellen wir uns in Gegensatz zu der auch von anderer Seite längst abgelehnten Auffassung W. Arnolds und seiner Nachfolger, die bestimmte Namentypen bestimmten deutschen Volksstämmen zuschreiben wollen. Diese Auffassung wird zwar heute noch gelegentlich vertreten. Meist handelt es sich dabei um Gelehrte, die den Gedanken der Kulturkreisforschung und der modernen Dialektgeographie, die allein den Schlüssel zur Erklärung der Erscheinungen bietet, nicht genügend nahegekommen sind.

Gewiß sind die Stammesverbände auch „Kulturkreise" in unserem Sinne. Sicherlich ist ein Streben nach Einheit des Kulturgutes, auch der Namengebung, innerhalb ihrer Grenzen stets vorhanden gewesen. Wir bestreiten jedoch, daß diese Tendenz sich ungebrochen durchsetzen konnte, und behaupten mit Nachdruck, daß das vielleicht einmal vorhandene eigenartige Namengut eines Stammes später unter dem Einfluß kultureller Umlagerungen in der Regel wieder umgebildet worden ist. Wir glauben also nicht, daß etwa die Siedlungsnamen (aber auch die Flurnamen) gleich nach der Niederlassung der Germanenstämme im alten Römerland für alle Zukunft festgelegt worden sind. Vielmehr nehmen wir an, daß ihre endgültige Fixierung erst allmählich erfolgte, daß also die Namen, ehe sie schließlich der ewig fließenden sprachlichen Entwicklung entzogen wurden, in jedem Kulturkreis und fast für jeden Ort geschwankt haben. Erst im Umschwung mannigfacher kultureller Strömungen und ihres Ausgleiches im Rahmen wechselnder Verkehrsgemeinschaften hat sich das heute zu beobachtende landschaftliche Namenbild eingestellt; es wurde schließlich festgehalten, nicht zuletzt auch unter bürokratischen Einflüssen. Das Schwanken der Siedlungsnamen kann uns fast jede Urkundensammlung noch für viel spätere Zeiten erkennen lassen (vgl. etwa Wörter und Sachen VIII, S. 146ff.). Es ist ohne Frage gleich nach der Niederlassung der Stämme weit größer gewesen; das läßt sich nicht nur durch Rückschlüsse aus den späteren Zeiten vermuten, sondern liegt im Wesen der Sache.

Die germanischen Stämme auf heute deutschem Boden waren eben keine nach außen hin hermetisch abgeschlossenen Kulturgemeinschaften. Sie standen vielmehr in einem lebendigen kulturellen Austausch miteinander und unterlagen jeweils dem Einfluß des führenden Kulturkreises. Auch kurz nach

426 und 427. „Bitze" als Flurname und als Appellativ. Das einst weiter verbreitete Wort hat sich auf die Reliktgebiete des Hunsrücks und des Westerwaldes zurückgezogen. (Nach dem Material des Rheinischen Wörterbuchs.)

der Wanderzeit gab es sprachliche Strömungen, wie die Geschichte der damals vom deutschen Südosten ausgehenden und bis zum Einsetzen der Quellen im 8. Jahrhundert weithin durchgeführten althochdeutschen Lautverschiebung lehren kann, Strömungen, die sich auch in einer Bewegung des appellativen Wortschatzes wie der bei der Namenbildung verwandten Elemente und Formen äußerten. Diese können gewiß durch die Wanderung von Volksverbänden (vgl. § 80) und einzelner Menschengruppen verbreitet werden. Daneben besteht aber die Möglichkeit, die für die deutsche Kulturentfaltung ohne Zweifel bedeutsamer geworden ist als die Wanderung der Stämme, daß nämlich Kulturgüter, auch Namentypen, durch kulturelle Strömungen ausgebreitet werden. Das hat man seither, was die Namen angeht, nicht genügend beachtet. Angenommen selbst, daß ein Namentyp durch wandernde Menschen in einen Kulturkreis getragen worden wäre, so besagt seine dortige spätere Verbreitung doch keineswegs, daß alle mit ihm benannten Siedlungen von jenen Einwanderern begründet worden sind. Es besteht durchaus die Möglichkeit, daß die Eindringlinge mit den ihnen geläufigen Namenbildungsmitteln einige wenige Siedlungen benannten, damit aber einen neuen Typ in Mode brachten, und daß der Kulturkreis, in dem sie lebten, den von ihnen herangetragenen Typ verallgemeinerte. Gewiß wird dies nur die Karriere von Namengut sein, das von einflußreichen Siedlern eingeführt wird. Jedenfalls entzieht die unbezweifelbare Möglichkeit des Ausgleichs der Namen innerhalb eines Kulturkreises den auch von Seiten der Historiker und Archäologen bestrittenen Arnoldschen Argumentationen weithin den Boden.

428. Päsch als Flurname.

429. Bitze und Päsch als Flurnamen.
Bitze ist von Päsch in die Reliktlage abgedrängt worden.

78. Die durch Kulturströmungen herangetragenen Namentypen sind mit den vorhandenen bodenständigen in einen Kampf eingetreten, der — innerhalb mehr oder weniger geschlossener Verkehrsgemeinschaften verschiedenster Größe — bald zum Sieg der Eindringlinge, bald zu ihrer Abweisung, bald aber zu Kontaminationsbildungen geführt hat und bei dem überdies ohne Kampf dem Alten verbleibende Reliktgebiete entstanden (s. § 3). Gewiß können auch an Ort und Stelle synonym gewordene Bildungen den Kampf miteinander aufnehmen, wobei bald der eine, bald der andere synonyme Ausdruck in den jeweiligen Verkehrsgemeinschaften siegreich bleibt.

Alle diese Vorgänge stellen eine gewaltige, unendlich verwickelte Bewegung des Namenmaterials über das ganze deutsche Sprachgebiet hin dar. Sie zu durchschauen, ist dadurch erheblich erschwert, daß in späteren Siedlungsepochen auch über in ihrer Namenbildung längst zur Ruhe gekommene Gebiete erneut ein ähnlicher Kampf der Elemente der neuen Periode hinging und zu weiterer Differenzierung führte. In der Regel und in ihrem wesentlichen Bestand sind dabei die in früheren Epochen fest gewordenen landschaftlichen Namenbilder nicht mehr in die neuen Bewegungen hineingerissen worden; das kann man etwa aus den § 70 gemachten Ausführungen über das Taunusgebiet ersehen.

Die hier vorausgeschickten grundsätzlichen Bemerkungen gilt es im folgenden, soweit es bei dem beschränkten Raume möglich ist, an einigen ausgewählten Beispielen zu erhärten.

79. Zunächst ein Beispiel aus dem Gebiete der **Flurnamen**, die in den vorhergehenden Erörterungen beiseite gelassen worden sind, für die aber ähnliche Entwicklungsbedingungen Geltung besitzen. Diese Namen-

gruppe hat sich länger in Bewegung und Umschichtung erhalten als die der Siedlungsnamen. Gewiß sind uralte Bezeichnungen, die sich jeglicher Umgestaltung hartnäckig entzogen, unter diesen und jenen. Jedenfalls aber ist es bei vielen Flurnamen erst spät zu endgültiger Festlegung gekommen, weil die Verwaltung der Dorfmarken von den Gemeinden selbst lange Zeit unbürokratisch gehandhabt wurde und — im Gegensatz zu den frühzeitig erstarrten Siedlungsnamen — ein allgemeineres Interesse an ihrer Festlegung nicht bestand. Daher kommt es, daß sie bis in die Neuzeit, ja bis in die Gegenwart, an der stetigen Umschichtung des appellativen Wortschatzes der Mundarten teilzunehmen pflegen; das hat W. Will an aufschlußreichen Beispielen nachgewiesen. — Hier kommt es nun darauf an, die Behauptung zu erhärten, daß die Flurnamen (wie die Siedlungsnamen) in ihrer landschaftlichen Verbreitung denselben Gesetzen unterworfen sind, die der Wortgeograph im appellativischen Wortschatz wirksam weiß. Wir heben zu diesem Zwecke ein Einzelergebnis der diesbezüglichen Untersuchungen E. Westphals heraus, und zwar eines für das Sichverdrängen von an Ort und Stelle synonym gewordenen Ausdrücken.

Am Mittelrhein traten in alter Zeit die beiden Wörter (Flurnamen) Bitze und Päsch offenbar im selben Gebiet mit verschiedenen Bedeutungen nebeneinander auf. Jenes bedeutete ursprünglich „eingezäuntes Stück Land", dieses „Waldweide". Daß Bitz einstmals bis zu den Höhen der Eifel und darüber hinaus Geltung besaß, zeigen die vielfältigen Relikte in jenen Gegenden, die die Karten Nr. 426/427 erkennen lassen. Heute erscheint das Wort aus der Eifel im wesentlichen verdrängt und — als Appellativum wie als Namen — auf den Westerwald und den Hunsrück zurückgeworfen (s. ebd.). Voraussetzung für diese Bewegung war der Umstand, daß die beiden Ausdrücke Bitze und Päsch in der Bedeutung „baumbestandene (eingezäunte) Wiese beim Haus" weithin zusammengefallen waren. In dem zwischen den nunmehrigen Synonymen ausbrechenden Kampf ist Päsch (Karte Nr. 428) in der Eifel Bitz gegenüber siegreich geblieben (Karte Nr. 429). Die Karten 426/427 veranschaulichen gleichzeitig das enge Verhältnis, indem der appellative Wortschatz und die Namen zueinander stehen.

Unser Beispiel läßt deutlich die im Namenschatz bestehende Dynamik erkennen und gleichzeitig die Tatsache, daß mehr oder weniger einheitliche Kulturgebiete innerhalb ihres Bereiches auf Einheit der Bezeichnung für einen bestimmten Begriff hindrängen. Vergegenwärtigen wir uns, daß solche Vorgänge in tausend- und aber tausendfacher Wiederholung, in den mannigfachsten Überschneidungen und Kombinationen den gegenwärtigen deutschen Flurnamenbestand in seiner landschaftlichen Verbreitung bedingt haben, und wir gewinnen eine Ahnung von der unendlichen Bewegung, die hier durch die Jahrhunderte gewaltet hat.

Ähnliche Vorgänge liegen aber auch den heutigen landschaftlichen Bildern der typischen Siedlungsnamen der verschiedensten Epochen vorauf, mit denen wir uns hier, allerdings unter Berücksichtigung nur einiger älterer Namentypen, eingehender beschäftigen wollen.

80. Die außerordentliche Dürftigkeit des Bestandes der aus der Zeit vor der Völkerwanderung auf uns gekommenen Lokalnamen dürfte ihren Grund vor allem darin haben, daß feste und eigentliche Siedlungsnamen in jener Epoche in der Regel nur äußerst selten verwandt wurden, sondern in erster Linie Insassennamen. Mit der Endung -ing- von Personennamen gebildet (s. § 60, 1c), waren sie bis weit über die Völkerwanderungszeit hinaus keine bloßen Wortzeichen wie heute, sondern sinnvolle Gebilde, die den jeweiligen tatsächlichen Verhältnissen entsprechend stets neu gestaltet wurden. War der führende Mann einer Siedlung nicht mehr Sigimar, sondern Gundolf, so hießen die Insassen der von ihm geführten Gemeinschaft (die mit ihm keineswegs blutsverwandt zu sein brauchten) eben nicht mehr Sigmaringe, sondern Gundolfinge (wie wir ja später noch, ähnliche Verhältnisse spiegelnd, etwa in den Urkunden lesen: Waldramneswilare quod prius vocabatur Uodalprechteswilare (vgl. Wörter und Sachen II, 52). Daß jene ständig wechselnden Insassennamen für kleine und kleinste Bevölkerungsgruppen in der ältesten vorurkundlichen Überlieferung nicht auf uns gekommen sind, ist nicht wunderbar. Was hätten die alten Historiker von diesen zu sagen gehabt? Eine Stütze für unsere Behauptung des Vorhandenseins und Überwiegens der Insassennamen in der alten Zeit möchte ich in den Tatsachen sehen, daß es damals auch kaum Ländernamen gab, sondern vor allem Völkernamen, mit denen auch die Länder bezeichnet wurden,

daß ferner in den späteren Gaubezeichnungen (wie Kauffmann mit Recht betonte) sich ein allmählicher Übergang vom Personal- zum Raumbegriff feststellen läßt, vor allem aber darin, daß die zeitig bezeugten älteren angelsächsischen Lokalnamen fast durchweg Insassennamen auf -ing- darstellen und der Typ von den germanischen Stämmen nicht nur nach England, sondern auch nach Frankreich und Italien wie nach Süddeutschland getragen worden ist. Hier ist ein Namentyp in der Tat mit den verschiedenen Völkerschaften gewandert und seine Verbreitung nicht durch Kulturströmungen bedingt (vgl. § 77). Ich nehme also an, daß zur Zeit der Völkerwanderung der Typ der Insassennamen auf -ing- zunächst der herrschende war. Selbst wenn sich in ihm keine gemeingermanische Tradition fortsetzte, sondern nur eine Neuerung der Wanderzeit vorläge, dürften wir angesichts seiner Verbreitung behaupten, daß er Gemeingut der wandernden Stämme gewesen ist. Das wäre wohl ganz begreiflich. Die wandernden Germanenscharen kannten ihre einzelnen Abteilungen, die Örtlichkeiten aber, in die sie einrückten, waren ihnen in der Regel dem Namen nach sicherlich nicht bekannt, und sie sofort mit ihren eigenen sprachlichen Mitteln zu benennen, lag keine dringende Notwendigkeit vor. Sie verwandten vielmehr zur Verständigung zunächst die ihnen am nächsten liegenden Insassennamen. Von ihnen hat daher meines Erachtens zum mindesten die Geschichte der Namen im Kolonialland auszugehen.

Erst in der spätmerowingisch-frühkarolingischen Zeit, als die -ing-Namen erstarrten, d. h. als in einem Orte Sigmaringen nicht mehr Sigimar, sondern, ohne daß man an dem Namen Anstoß nahm, ein Gisilo der führende Mann war, erst damals verloren die -ingen-Namen ihren ursprünglichen Sinn und wurden nicht mehr auf die Insassen, sondern auf die Örtlichkeit selbst bezogen. Die Insassen wurden nun auf andere Weise bezeichnet.

Immerhin haben wir noch aus dem 8./9. Jahrhundert etwa Zeugnisse, daß es in loco nuncupante Mahaleihhi „an der Mahleiche" heißt, daneben aber die Form steht: in loco Maleihhinga, die sich (wenn nicht eine Analogiebildung vorliegt) auf die Einwohner des Ortes bezieht. Schon vor dem Einsetzen unserer Quellen übernimmt jedenfalls die bis heute so verwandte Endung -er die Funktion des alten -ing bei der Bezeichnung der Ortsinsassen, also etwa: in Sualbachero marca „in der Mark der Schwalbacher, der Leute von Schwalbach". (Gewiß gibt es daneben noch andere Bildungen, wie z. B. 779 in Thancratesheimo villa, d. h. „in der Siedlung der Dankratsheimer, der Leute von Dankratsheim", doch sind diese später untergegangen.) Das Absterben der alten sinnvollen, auf die Insassen gehenden -ing-Formen zeigen Namen wie 827 Pinuzolfingaro dorf „das Dorf der Pinuzolfinger" oder: 961 in Puzuilaringaro marca, eine Form, die sich auf die Wüstung Potzweiler bei Oberhosenbach in Birkenfeld bezieht und die bedeutet „in der Mark der Leute von Potzweiler". Dabei wird im ersten Falle durch -aro eine Verdeutlichung der offenbar nicht mehr auf die Leute bezogenen -ing-Form bewerkstelligt; im zweiten könnte eine Kontamination von Puzuilaringo und Puzuilararo, die beide Genetive des Plurals sind und sich auf die Leute beziehen, vorliegen. Diese Mischform ließe unter allen Umständen auf eine starke Unsicherheit im Gebrauch der Ableitungssilbe -ing schließen.

Reste des älteren Gebrauches von -ing zeigen sich bis auf den heutigen Tag — und das ist überaus charakteristisch — in den uns genugsam bekannten deutschen Reliktgebieten (s. § 20 ff.): in der Schweiz und in Niederfranken. Um die „Leute des Namens Schild" zu bezeichnen, redet man in der Schweiz von den Schildega, d. h. den Schildingen. Hier werden demnach mit der Endung -ing allerdings Namensvettern, nicht Ortseinwohner bezeichnet. Die Flamen dagegen nennen die Einwohner von Ypern, Mecheln — mit einem analogisch erweiterten -ing-Suffix — Yperlinge, Mechelinge. Von wo aus der Anstoß kam zur Beseitigung der Insassennamen auf -ing- zugunsten von solchen auf -er, das an einen Siedlungsnamen angehängt wurde, wäre näher zu untersuchen und dabei vor allem zu erwägen, ob er von den rhein-mainischen Gebieten ausgegangen ist.

81. Erst im Kolonialgebiet haben die Germanen offenbar echte Siedlungsnamen, die sich also auf den Ort, nicht auf die Insassen bezogen, in größerem Umfange angewandt. Ansätze zu diesem Gebrauch waren ihnen freilich wohl seit langem bekannt (vgl. § 71). Starke Anregungen zur Bildung von Siedlungsnamen dürften ihnen aus der römischen Welt zugeflossen sein, mit der sie nun in engste Berührung gebracht und deren Erben sie waren. Nun rückten sie ein in römische villae, vici und curtes als Herren oder

zum Einlager; nun trat die Siedlung als solche, losgelöst von den Insassen, stark in das Bewußtsein der Landheischenden. Hinzu kam die Ausbreitung der Grundherrschaft, die den Germanen zwar schon vorher bekannt gewesen sein mag. Damit aber mußte die Neigung wachsen, die Siedlung als solche und nach ihrem Herrn zu bezeichnen, wie das im Lateinischen vorgebildet war. Es ist wohl so, wie Kauffmann annimmt, daß sich nun, besonders bei den Franken, deutsche Übersetzungen der auf die Siedlung selbst gerichteten lateinischen Bezeichnungen einstellten, Übersetzungen von Namen für ursprünglich ihrem Rechte nach verschiedenartige Siedlungen, die aber (s. § 73) bald synonym wurden.

82. Wenn wir im 8. bis 10. Jahrhundert und darüber hinaus beobachten, daß -ingen und -heim (also Insassen- und Siedlungsname) beim selben Ort gelegentlich wechseln (s. Wörter und Sachen VIII, 147f.), so wird hierbei angenommen werden dürfen, daß beide Ausdrücke sich damals in der Regel auf die Örtlichkeit selbst bezogen haben, daß sie beide Siedlungsnamen und synonym sind. Gewiß wird man bei frühen Belegen aus dem 8. Jahrhundert diese Behauptung nur mit Vorbehalt vertreten, etwa bei den für die pfälzischen Orte Geinsheim (774 Gunzingen, 790 Gunzinheim) und Flemlingen (8. Jahrhundert: Flamaringen [= *Flatmaringen] und Blatmaresheim [= *Flatmaresheim]). Sicherlich aber gilt sie für spätere Belege dieser Art. Im 9. und 10. Jahrhundert war der ursprüngliche Sinn des alten -ingen in den meisten deutschen Gegenden wohl längst verblaßt. Dagegen ist es ausgeschlossen, daß ein Wechsel zwischen -ingen und -heim in der Zeit unmittelbar nach der Völkerwanderung in gleicher Weise zu beurteilen ist. Damals hatten die -ingen noch ihren auf die Insassen gehenden alten Sinn, und wie wir die Einwohner des Ortes Sigmarsheim heute die Sigmarsheimer nennen, so hießen sie damals die Sigmaringe, ein Name, der gewiß durch den Gebrauch in lokativischer Form (Dat. plur.) auf den Ort bezogen werden konnte. Erst als die Namen auf -ingen in frühalthochdeutscher Zeit ihren alten Sinn verloren, als die Personennamen in ihnen nicht jeweils mit dem führenden Mann in der Siedlung wechselten (s. § 80), erst als die Namen also zu bloßen Wortzeichen erstarrt waren, wurde der alte Insassenname auf -ing- ein Siedlungsname und fiel in der Bedeutung mit dem Heimnamen und überhaupt mit den älteren typischen Siedlungsnamen, z. B. auch denen auf -leben, zusammen. Reliktha ft hat sich der alte in die Völkerwanderungszeit zurückgehende Sprachgebrauch allerdings in manchen Gegenden länger erhalten. „Hieß doch in Halberstadt ein Tor nach dem benachbarten Harsleben (Siedlungsname) Harslinger (Insassenname) Tor, in Quedlinburg weist ein Marschlinger Hof auf eine Wüstung Marsleben hin." — Im einzelnen braucht nicht bestritten zu werden, daß in der Frühzeit in Reliktgebieten die Siedlungsbezeichnungen auf -heim usw. neben dem alten Insassennamen auf -ingen, der auch hier mit der Zeit zum Siedlungsnamen wurde, nie Geltung gewonnen haben.

Zu der hier vertretenen Auffassung bin ich 1922 von der dialektgeographischen Betrachtung her gekommen, und zwar unabhängig von Kauffmann, der dasselbe Verhältnis der alten Siedlungs- und Insassennamen zueinander ein Jahr später aus anderen Gründen behauptete; er nannte es den „geographisch-anthropogeographischen Dualismus": „Diesem obersten für den Zeitstil verbindlichen Gesetz haben alle Germanen der Völkerwanderung, wes Stammes sie auch seien, gehorcht. Es war ein Hauptirrtum der älteren Ortsnamenforschung, diesen Dualismus verkannt und seine Doppelform auf zwei verschiedene Volksstämme verteilt zu haben ... Fest steht, daß mit -heim die Ortschaft, mit -ingen die Bewohner gemeint sind." Die eigenartige Verteilung der -ingen, -heim, -leben usw. im Raum vermochte Kauffmann allerdings von seinem Standpunkt aus nicht überzeugend zu deuten.

83. Die Folge des Bedeutungszusammenfalles der verschiedenen Namenbildungsmittel (-heim, -leben usw. untereinander [s. § 73] und mit den -ingen [s. § 82]) war die Beseitigung der jeweils in einer Verkehrsgemeinschaft geltenden synonymen Ausdrücke zugunsten eines einzigen im Sinne der § 79 für Bitze und Päsch dargelegten Entwicklung. Die natürliche Sprache duldet ja keine Synonyma. So wurde in diesem Kulturkreis größeren oder kleineren Umfanges die eine Bildung, in jenem die andere unter Ausmerzung der danebenstehenden synonymen Bezeichnungen verallgemeinert, so daß sich also — Einzelrelikte zugegeben — hier ein reines -heim-Gebiet, dort ein -leben-, an einer anderen Stelle

ein -ingen-Gebiet ergab. Die so gewonnene landschaftliche Staffelung der Namentypen, die wir (s. § 62ff.) noch heute beobachten können, wiederholte sich dann bei den verschiedenen typischen Grundwörtern der späteren Siedlungsepochen. Stets fand ein Ausgleich verschiedenartiger Elemente, eine Entmischung der Synonyma statt, wo nicht von vornherein eine einheitliche Namengebung vorhanden war. Eine siedlungsgeschichtliche Begründung für das Vorhandensein der sich in ihren Grundwörtern ausschließenden Gruppen von Namen ist, soweit sie derselben Siedlungsepoche angehören, nicht zu gewinnen. Nur die ausgleichende Kraft der Verkehrsgemeinschaften vermag die landschaftliche Anordnung der Namen zu erklären. Mit den germanischen Stämmen hat diese nichts zu tun, denn die Entwicklung der kulturellen Sonderkreise in Deutschland fällt erst in die Zeit nach der Völkerwanderung (s. § 77).

Von diesem Standpunkte aus begreifen wir die Differenzierung des Namenschatzes innerhalb der sonst verhältnismäßig einheitlichen Stammesgebiete, etwa des Alemannischen: daß Württemberg sich in seinen -ingen-Namen gegen Baden und das Elsaß mit ihren -heim-Namen stellt (s. Karte Nr. 413), die ihrerseits als eine Einheit erscheinen, daß die Schweiz und das Oberelsaß in ihrem Namengut sich gesondert gegenüberstehen, wird von hier aus verständlich, denn stets handelt es sich um Kulturkreise innerhalb des Stammesgebietes. „Daß die Trier-Luxemburgische Bucht mit dem Saargebiet und einem Teil des Lothringer Stufenlandes eine Einheit bildet, ist unter diesem Gesichtswinkel so verständlich, wie es rätselhaft bliebe bei der Annahme, daß die Franken, die sonst eine Vorliebe für -heim zeigen, dorthin die -ingen-Namen gebracht hätten" (Steinbach).

Gelegentlich wird uns gewiß ein als geschlossene politische Einheit und damit als geschlossener Kulturkreis faßbares Gebiet auch durch seine Namenbildung deutlich als Einheit vor Augen gestellt. Die ostmitteldeutsche Gruppe der Namen auf -leben hat sich, kleinere spätere Umformungen zugegeben, in ihrem wesentlichen Kern innerhalb der geschlossenen Verkehrsgemeinschaft des älteren Thüringerreiches gebildet, wie das die Skizze Nr. 414 veranschaulicht. Den bairischen Namen auf -ing stehen die alemannischen auf -ingen gegenüber.

84. Lassen sich bei den Lokalnamen als formende Faktoren Verkehrsgemeinschaften feststellen, so erkennen wir andererseits auch deutlich die Wirkung von Strahlungen (s. § 3). Durch sie wird ein neuer Namentyp aus der Ferne, aus einer kulturell führenden Gemeinschaft herangetragen und in einem von ihr kulturell abhängigen Gebiet in Mode gebracht. Er vermag unter Umständen ältere Bildungen auf weiten Strecken aus dem Felde zu schlagen. Das Ergebnis kann dann eine völlig neue oder von Einzelrelikten und Reliktgebieten (s. § 85) unterbrochene Einheitlichkeit des Vorrates an typischen Namen innerhalb des überfremdeten Verkehrsgebietes sein. Durch Strahlungen dieser Art ist in einer bestimmten Siedlungsperiode offenbar der -weiler-Typ in der Merowingerzeit vom romanischen Westen nach Deutschland gelangt (s. Karte Nr. 415). — Wenn Edward Schroeder mit der Behauptung recht behält, daß die Bildungen auf -wedel und -büttel nordischen Charakter zeigen, so ist möglicherweise auch hier eher an sprachliche Strahlungen von Norden her als — mit Schroeder — an eine Einwanderung nordischer Siedler zu denken. Ähnliches gilt vielleicht für die thüringischen -leben. Selbst wenn aber dieser Namentyp von Warnen und Herulern, also siedelnden Menschen, vom Norden her in den thüringischen Kulturkreis gebracht worden wäre (vgl. A. Helbok, in: Zs. f. Volkskunde 1934, S. 70), dürften wir doch nicht in allen -leben-Orten Gründungen von Angehörigen jener Volksstämme vermuten. Die Ausbreitung eines Namenelementes innerhalb eines Kulturkreises kann ja durch sprachlichen Ausgleich erfolgen (s. § 77, Ende), der auf (lokalen) Strahlungen auch seinerseits beruht.

Schließlich werfen wir hier einen Blick auf die badisch-elsässischen -heim-Namen. Ihr ausgedehntes, einheitlich geschlossenes Gebiet ragt wie ein Keil in den wenn auch nicht gleichartig geschlossenen Gürtel der -ingen-Namen hinein, der sich von Bayern bis nach Luxemburg hinzieht (vgl. Karte Nr. 413). Gewiß muß der Ausgangspunkt der das badisch-elsässische -heim-Gebiet hervorrufenden Strahlungen im Norden,

430. Siedlungsnamen auf -leben, -büttel, -ingen und -heim zwischen Elbe und Leine. (Beispiel für die Reliktlage von älteren Namentypen).

im Fränkischen, liegen. Die Franken haben, wie vielfach beobachtet worden ist, eine besondere Vorliebe für den -heim-Namen gehabt; er hat in ihrem Kulturkreis bei der Ausmerzung der Synonyma auf weiten Strecken andere Typen verdrängt. Das fränkische Gebiet aber, von dem aus durch kulturelle Strahlungen der alemannische Oberrhein in seinem Namenschatz revolutioniert worden ist, kann nur in den mittelrheinischen Gegenden (um Ingelheim, Mainz, Worms) zu suchen sein, die bis in die Karolingerzeit im Frankenreich eine bedeutsame Rolle spielten und von wo aus kulturelle Strahlungen in der Richtung nach dem Oberrhein auch für andere Erscheinungen längst festgestellt worden sind, so von der modernen Dialektgeographie wie von der deutschen Hausforschung. Das Gebiet östlich des Schwarzwaldes bleibt mundartlich wie in der älteren Namengebung stärker beim zentralen deutschen Süden. Daß die elsässischen -heim-Orte als fränkische Herrensiedlungen auf alemannischem Boden anzusprechen wären, ist nicht zu erweisen.

Wenn mit dem sonstigen landschaftlichen Namenbild in Widerspruch stehende Namentypen vielfach längs der Verkehrsstraßen ziehen, so erklärt sich auch dies lediglich durch die Tatsache der Wirkungen von Strahlungen, die hier besonders nachhaltig ist. An jenen Namen die Wanderwege von Siedlern abzulesen, halte ich für völlig ausgeschlossen.

85. Häufig ist beobachtet worden, daß in verkehrsentlegenen Gebieten desselben weiteren Kulturraumes ein anderer Namentyp herrscht als in den Zentralstrichen. Wo an der Gleichzeitigkeit der Siedlung in Kern- und Randgebiet nicht zu zweifeln ist, dürfen wir hier die Randgebiete als Reliktlandschaften ansprechen. Deutlich treten solche Relikte im oberrheinischen Kulturkreis hervor. F. Langenbeck weist darauf hin, daß außer den beiden größeren -ingen-Gruppen um Landau und im Sundgau sich noch andere -ingen-Namen am Oberrhein finden; sie ziehen sich in dichterer Kette auf der abgelegenen badischen Gebirgsrandseite, in loser und oft unterbrochener Reihe am Vogesenrand entlang (vgl. Karte Nr. 413). Diese -ingen-Orte machen aber nicht den Eindruck, „als ob sie auf der Flucht wären", nicht den Eindruck von „Rettungsinseln" für die vorfränkische Bevölkerung. Sie sind nichts anderes als sprachliche Relikte. In den Zentralstrichen setzten sich die -heim-Namen gegenüber den zunächst noch sinnvoll neben ihnen gebrauchten auf -ingen (s. § 82) durch, in den verkehrsentlegenen Gebieten dagegen blieb man bei den altmodischen -ingen-Namen, neben denen hier vielleicht nie Siedlungsbezeichnungen auf -heim üblich waren (s. ebd.). Eine ähnliche Lagerung und ähnliche Erklärung ergibt sich für die -ingen-Orte der Vorderpfalz, aber auch für manche von jenen, die auf Karte Nr. 430 an verschiedenen Stellen um das -leben-Gebiet herum gruppiert sind. Daß es daneben auch Einzelrelikte gibt, zeigt gerade diese Karte.

Wenn schließlich die -ingen-Namen in Lothringen-Luxemburg und an der Saar (s. Karte Nr. 413) einen geschlossenen Raum einnehmen und diesen damit von den übrigen fränkischen Gebieten deutlich unterscheiden (vgl. § 83), so kann dies dem Sprachgeographen nicht auffällig erscheinen. Die genannten Gegenden sind ein sprachliches Reliktland erster Ordnung; sie sind dies offenbar zu allen Zeiten gewesen.

431 und 432. Kontaminationen: -ingen × -heim = -ingheim. (Nach Bach, Siedlungsnamen des Taunusgebiets). Die genannten Kontaminationsformen liegen zwischen Gebieten, die die kontaminierten Bestandteile einzeln aufweisen.

Kein Wunder daher, wenn sie auch innerhalb des die -heim-Namen bevorzugenden fränkischen Kulturkreises die altmodischen -ingen-Bildungen bewahrt haben.

86. Auch bei den Ortsnamen lassen sich Kontaminationsformen erkennen. Als solche spreche ich viele Bildungen auf -ingheim, -inghofen, -inghausen usw. an. Ich glaube, daß in sehr vielen Fällen die synonym gewordenen Typen Sigmaringen und Sigmarsheim (s. § 82) das Mischprodukt Sigmaringheim ergeben haben. Dieser Typ tritt — ähnlich wie die Einzelrelikte — gelegentlich vereinzelt inmitten eines größeren einheitlichen landschaftlichen Namenbildes auf, in dem die in der Kontamination vereinigten Formen zugunsten einer einzigen von ihnen beseitigt worden sind. Nicht selten aber erscheint er dort, wo nach der Beseitigung der Synonyma die beiden ehedem streitenden Formen in geschlossenen Gebieten aufeinanderstoßen. Die auf den Skizzen Nr. 431/32 veranschaulichte Lage einiger süddeutscher -ingheim-Orte ist, mit den Augen des Wortgeographen betrachtet, überaus charakteristisch: -heim-Gebiete und -ingen-Gebiete kontaminieren in ihren Rändern zu -ingheim-Gebieten.

Es besteht dabei gewiß die Möglichkeit, daß Strahlungen aus der Ferne an einem Gebiet fast wirkungslos abprallen und nur in einem Grenzsaum Kontaminationen bewirken. Überdies kann nicht bestritten werden, daß es moderne Bildungen auf -ingheim usw. gibt, die keine Kontaminationen, sondern alte sinnvolle Formen darstellen. Dies wären also Gebilde wie Sigmaringoheim, d. h. „der Sigmaringe (Gen. Plur.) Siedlung", deren Typ der althoch- und -niederdeutschen Überlieferung keineswegs fremd ist.

Kontaminationen der genannten Art (wie die sinnvollen Bildungen, von denen zuletzt die Rede war) können ihrerseits als Typ fruchtbar werden und sich über größere Gebiete (Verkehrsgemeinschaften) ausbreiten. Wir dürfen Derartiges wohl behaupten von den zahlreichen Schweizer Namen auf -ikon (= -inghofen) wie Pfäffikon usw. und den westfälisch-sauerländischen auf -inghausen wie Bellinghausen, Lüdinghausen usw. Es ist jedenfalls die Regel, daß die hier in Frage stehenden Typen in größeren oder kleineren Gruppen zusammenliegen. In einem von mir in der Behaghel-Festschrift von 1924

untersuchten nordwestdeutschen Gebiet zeigen sich von 663 -inghausen 655 in Gruppen angeordnet, von 219 -ingdorf 210, von 12 -ingheim 11.

87. Die hier versuchte, von rein sprachgeschichtlichen Gesichtspunkten ausgehende Behandlung nicht nur des Problems der typischen Namen löst, wie ich glaube, eine Reihe von Fragen, mit denen die Historiker bislang nicht fertig geworden sind. Sie ist meines Erachtens geeignet, die Entwicklung unseres Namenschatzes als einen von historisch-kulturellen Kräften angetriebenen organischen Prozeß sprachlich-psychologischer Art erscheinen zu lassen. Durch diese Auffassung glauben wir, den wirklichen Verhältnissen erheblich näherzukommen, als das Arnold und seine Nachfolger vermochten. Ohne Frage wird die Aufdeckung jener in der Vergangenheit wirkenden kulturellen Kräfte wie die Erfassung der sie formenden Räume uns Rückschlüsse ins Sachliche gestatten, so daß wir den deutschen Ortsnamen einen historischen Quellenwert zuschreiben dürfen, der hinter dem von Arnold behaupteten keineswegs zurückbleibt. Mit Hilfe der Ortsnamen werden wir in der Lage sein, Kulturkreise und Kulturbewegungen in Epochen der deutschen Vergangenheit zu bestimmen, für die an anderen Quellen ein empfindlicher Mangel zu beklagen ist. Gewiß sind wir heute noch weit entfernt von der wissenschaftlichen Durchdringung des gesamtdeutschen Namenschatzes nach den vorgetragenen Grundsätzen. Die gegenwärtige Forschungslage trägt die Schuld daran, wenn wir im vorstehenden in erster Linie nur Grundsätze für die Betrachtung unserer Lokalnamen vortragen konnten. Die Dinge liegen hier verwickelter als bei den Personennamen, bei denen wir aus der gleichen grundsätzlichen Einstellung heraus meist viel weiter ins Material vorzudringen in der Lage waren. Jedenfalls aber ist auch die volkskundliche Forschung an der Betrachtung unseres Namenschatzes in dem hier behandelten Sinne aufs stärkste interessiert, da sie überaus aufschlußreich ist für das Studium des historischen Unterbaues unseres Volkstums.

B. Psychologische Betrachtung.

88. Nur im Vorbeigehen bemerken wir hier, daß aus den Lokalnamen für die historische Volkskunde mancherlei sachliche Aufschlüsse zu gewinnen sind. Wenn wir von dem seltenen Vorkommen altgermanischer Götternamen in unserem Ortsnamenschatz absehen, könnten wir hier etwa anführen die zahlreichen Hexentanzplätze, die Quarksteine und Zwirgellöcher des Böhmerwaldes (die auf alten Glauben an Zwerge hinweisen), die Osterberge, die teilweise auf das alte Osterfeuer deuten, die Osterborne, wo das Osterwasser geschöpft wurde, die Pfingstweiden, die bis Pfingsten gehegt und dann mit festlichem Prunk in Benutzung genommen wurden, die Eierberge, die zum Teil mit dem Eierwerfen zur Osterzeit in Beziehung stehen, und vieles andere. Wir warnen jedoch vor allzu freudigem, nur auf moderne Namenformen und nicht auch auf sachliche Gründe sich stützendem Anknüpfen von Örtlichkeitsnamen an den Volksglauben vergangener Zeiten und mahnen zu kritischer Umsicht. — Unser Hauptaugenmerk wollen wir an dieser Stelle der Geistigkeit widmen, die unsere Lokalnamen verraten, und dem inneren Verhältnis der Menschen zu ihnen.

Die psychologische Betrachtung ist bei den Örtlichkeitsnamen weit weniger ergiebig als bei den Personen-, besonders den Taufnamen. Das innere Verhältnis der modernen Deutschen aller Schichten zu den Ortsnamen ist kaum unmittelbar zu nennen und kann bei dem meist seit grauen Vorzeiten erstarrten Material, auf dessen Formung niemand mehr Einfluß hat, kaum lebendig sein. Unsere folgenden Ausführungen beziehen sich daher fast durchweg auf historische Verhältnisse, die unserem Verständnis durch die Betrachtung unter den hier geltend gemachten Gesichtspunkten gewiß erheblich nähergerückt werden können. Auf die bei den Personennamen angewandte Gliederung in „allgemein-deutsche Züge", „Sonderzüge deutscher Mentalitätsgruppen" usw. müssen wir hier verzichten, weil nur über die „primitiven Züge" Ausführlicheres zu sagen ist und die wenigen Bemerkungen zu anderen Gruppen um des lehrreichen Gegensatzes willen am besten mit diesen zusammen vorgebracht werden.

89. Das naive stark assoziative Denken des Volkes zeigt sich auch bei den Ortsnamen (vgl. § 43) in der volksetymologischen Umdeutung fremder und unverstandener heimischer Namen. Eine 959 als Wericos überlieferte Örtlichkeit bei Ehrenbreitstein heißt heute Meerkatz. Die Rheininsel Grafenwerth bei Honnef hat mit unserem Graf nichts zu tun; in ihr steckt das rheinische Dialektwort die Grof „Sandbank" (das Wort gehört zur Sippe von engl. gravel). Polnisch Miloradici wird im Mund der Deutschen zu Mühlrädlitz, nach Schwarz erscheinen tschechisch Tatrovici als Dotterwies, Ivančice als Eibenschütz usw. — Häufig sind diese Umbildungen allerdings nicht im Volke entstanden, sondern

bei der Behörde, insonderheit bei den Geometern. Ein niederdeutscher Flurname Ehbrok („Au-bruch") heißt heute offiziell Ehebruch, ähnlich wie aus Kuhschietendal Kuhschützental entstand. Der hessische Ort Schönmattenwag geht auf älteres Schumihte wag zurück, das 1012 als spumosum stagnum übersetzt wird. — Auch von pseudo-gelehrter Seite sind volksetymologische Umdeutungen vorgenommen worden. Der Neroberg bei Wiesbaden ist ein alter Nersberg, eine Form mit unorganischem N-. Ers-berg aber geht auf Ars-berg, d. h. der hinten gelegene Berg, zurück (Nassauische Annalen XXXI, 2, S. 200), der Bonner Venusberg ist ein alter Vennsberg (zu ahd. fenna, fenni „Sumpf").

Die mythen- und die wappenbildende Volksetymologie (s. § 43) ist bei den Ortsnamen reichlich vertreten. Fast jede Sagensammlung bietet Beispiele für sie. So berichtet man z. B. von dem nassauischen Ort Mauloff, der 1156 mit einem ungedeuteten (Bach-) Namen als Mulefo erscheint: das Dorf habe längst gestanden, ohne daß es einen Namen geführt hätte. Um dem abzuhelfen, berief der Schultheiß die Gemeinde, aber man konnte sich über den zu wählenden Namen nicht einigen. Schließlich beschloß man: das erste Wort, das einer sage, solle als Name des Ortes gelten. Da die Gemeindsleute nun plötzlich verstummten, rief der Schultheiß ungeduldig: „Maul off, Ihr Leut'!" Seit der Zeit hieß der Ort Mauloff. — Wappenbildend erwies sich die Volksetymologie bei den Namen von Biebrich a. Rh., das den Biber im Wappen führt (a. 874 Biburc), oder dem von Bad Langenschwalbach, dessen Wappen eine Schwalbe zeigt; der Name dieses Ortes ist von schwellen „quellen" herzuleiten. Auch der Bär im Wappen von Bern, das einen vordeutschen Namen trägt, verdankt der Volksetymologie sein Dasein.

90. Mitunter verdanken Namen einer Assoziation nicht lediglich ihre Umgestaltung und Umdeutung wie bei der Volksetymologie, sondern überhaupt ihren Ursprung. Der Name des Höllentals im Schwarzwald forderte den des Ortes Himmelreich rein durch Assoziation heraus. Der Name der Burg Katz bei St. Goarshausen, die von den Grafen von Katzenelnbogen erbaut und mit einer verkürzenden Bildung nach ihnen genannt worden ist, gewann im 19. Jahrhundert den der Burg Maus neben sich; diese hieß noch im 18. Jahrhundert Theurenburg. Himmel und Hölle, Katze und Maus sind fest miteinander assoziierte Begriffe. Sachliche Vorwürfe für die Namengebung sind im ersten Falle kaum, im zweiten überhaupt nicht vorhanden.

91. Das von keinem Bedenken, keiner sprachlichen Erfahrung beengte naive Anpassen fremder Namen an die Verhältnisse der Muttersprache (vgl. § 44), das Umstilisieren also im Sinne des heimischen Idioms läßt sich auch bei den Lokalnamen beobachten. Gern betont man die fremden Namen in deutscher Weise auf der ersten Silbe: Tabérnae erscheint als Zabern, Confluéntes als Koblenz usw. Diese Angleichung gilt in alter und neuer Zeit, wie die Aussprache Sédan, Bésançon, Dijon usw. zeigen kann — von den oft abenteuerlichen Eindeutschungen französischer Ortsnamen durch unsere Feldgrauen im Kriege hier nicht zu reden. — Oft machte man sich die fremden Namen dadurch mundgerecht, daß man ihnen verdeutlichende deutsche Bestandteile anhing. Schon im Heliand ist die Rede von Bethlehemburg usw., Pforzheim entstand aus lateinischem Porta.

92. Die naive Geisteshaltung des Volkes zeigt sich als Hilflosigkeit im Zusammenfassen von Einzeleindrücken und -bildern nicht selten bei den Flußnamen. Gewässer werden oft in verschiedenen Abschnitten ihres Laufes verschieden genannt, d. h. ihre Einheit wird nicht erfaßt. Der Kriftelbach im Taunus z. B. heißt auf gewissen Strecken Schwarzbach, auf anderen Goldbach.

93. In die Nachbarschaft dieser Erscheinung gehört die Tatsache, daß sich bei den Stellenbezeichnungen wenig Gattungsbegriffe (also allgemeinere abstrahierende Ausdrücke) finden, wohl aber eine Fülle konkreter, etymologisch nicht zusammengehöriger Bezeichnungen für Dinge derselben Gattung. Hierin gleicht unser Flurnamenschatz dem mundartlichen Wortschatz und dem der Sprachen primitiver Völker; er steht aber im Gegensatz zum Wortschatz unserer Schriftsprache, in der die Gattungsbegriffe, die durch Beifügungen für die Bezeichnung der Einzeldinge jeweils geeignet gemacht werden, vorwiegen und die sinnlich-anschauliche Ausdrucksweise zurückgedrängt erscheint. In manchen primitiven Sprachen hat man z. B. etymologisch unverwandte Ausdrücke für Regen-, Quell-, Fluß- und Seewasser, aber keinen

allgemeinen für den Begriff Wasser. In rheinischen Mundarten hat der Hammer einen Stiel, die Sense einen Wurf, die Axt einen Helm oder eine Hälft; ein Gattungsnamen für den Gegenstand aber, der in der Schriftsprache allein gilt, ist nicht üblich.

Dementsprechend zeigen die Flurnamen viele mehr oder weniger feine Bedeutungsunterschiede ausdrückende Bezeichnungen für den Begriff Wald, der selbst zwar nicht unbekannt ist: Struth — Hart — Hecke — Holz — Loh — Strauch — Busch — Horst, dazu althochdeutsche Ausdrücke wie eihhahi „Eichwald", buohhahi „Buchenwald" usw. (Arnold, S. 498). Dasselbe gilt für den Begriff Sumpf, der wiedergegeben wird durch: Siek, Siech — Seifen, Siepen — Ohl — Moos, Moor, Mies — Bruch — Brühl — Venn — Maar — Sohl, Suhl — Sülz — Schlade — Sutte — Pfütze — Pfuhl — Lache — Schlier usw. (Arnold, S. 512). Nicht anders ist es etwa bei dem Begriff Berg; neben diesem Wort stehen unter anderen Ausdrücke wie Brink — Bühl — Stauf — Rück(en) — Hügel — Hübel — Kopf — Gipfel — Boll usw. (Arnold, S. 339; Best, S. 23ff.). Gewiß mögen in den genannten Wortreihen zum Teil landschaftliche und zeitliche Unterschiede vorhanden sein. Das ändert aber nichts an der Tatsache, daß wir gegenüber der Vielheit der sinnlich-anschaulichen Einzelbenennungen des Flurnamenschatzes in der Schriftsprache in der Regel mit einem einzigen Ausdruck, einem Gattungsnamen, auskommen, den wir dann durch besondere Maßnahmen näher bestimmen, also etwa: Buschwald, Hochwald, Niederwald, Sumpfwald, Weidewald, Eichwald usw. Unser Namenschatz bleibt also im Gegensatz zur abstrakteren Schriftsprache beim Einzelfall, beim Sinnlich-Anschaulichen stehen und zeigt damit eine unentwickeltere geistige Haltung, die andererseits der der Schriftsprache gewiß an scharfer Beobachtung im einzelnen überlegen ist.

Wie in der Mundart Abstrakta nur spärlich begegnen, so sind sie auch in unserem Namenschatz kaum zu finden, höchstens in neuzeitlichen oberschichtlichen Bildungen wie Ludwigslust usw. (s. § 95).

94. In eigenartigem Gegensatz zur Vielgestaltigkeit des Wortschatzes der Stellenbezeichnungen steht die eintönige Gleichförmigkeit der Grundwörter der typischen Siedlungsnamen (vgl. § 68ff.). In ihr liegt sicherlich keine Abstraktion vor im Sinne der eben erörterten Haltung der Schriftsprache. Die Einheitlichkeit der Grundwörter jener Namengruppen ist vielmehr von anderen als den abstrahierenden Kräften des Geistes bewirkt worden: in ihr zeigt sich die Namengebung abhängig von der suggestiven Kraft von Moden, die das Massenleben der Menschen beherrscht; mit Abstraktion hat sie so wenig zu tun wie mit individueller Entscheidung.

95. Wo bei der Bildung von Siedlungsnamen die individuelle Entscheidung möglich war, haben sich (vgl. § 40) in der Regel keine typischen Namen eingestellt, vielmehr war in diesem Falle das Streben nach Besonderem meist stärker als der Zwang zum Anschluß an den Gebrauch der Masse. Solche gewählte Ortsnamen stellen nicht wenige Klosternamen des ausgehenden Mittelalters dar (Maria Thron, Notgottes, Engelpfort usw.) oder die fürstlicher Residenzen des 18. Jahrhunderts (Ludwigslust, Karlsruhe, Sanssouci, Monrepos) oder von Bergwerks- und Hüttengründungen der Neuzeit (Friedrichssegen, Glückauf, Gutehoffnung, Merkur usw.). Gewiß gibt es zwar auch gewählte Namen, die sich dem Vorbild landesüblicher Typen anschließen, z. B. für fürstliche Gründungen des 17. und 18. Jahrhunderts, wie Friedrichsdorf, Charlottenberg (Nassau) u. a. — Individuellen Geist verraten besonders die gewählten Siedlungsnamen in Kolonialgebieten, etwa in Amerika, wo die Siedler je nach ihren individuellen Bindungen die Namen ihnen teurer ferner Heimatorte den neuen Niederlassungen gaben (New York, New Orleans) oder zu Phantasienamen griffen (Philadelphia). Die landschaftlichen Namenbilder jener Gebiete tragen, gerade wie die namengebende Bevölkerung, vielfach den Charakter des Zusammengewürfelten und Zufälligen, nicht den des organisch Gewachsenen und Notwendigen, der die Namenlandschaften aller europäischer Länder beherrscht. Dies organisch Gewachsene des Namenschatzes aber, das jene Kräfte bewirkten, die die Kulturkreisforschung aufgedeckt hat (s. § 77ff.), ist der beste Beweis für die Schwäche individualistischer Strebungen bei der Lokalnamenbildung in Deutschland und für ihre starke Abhängigkeit von den zwingenden überpersönlichen Kräften der Gemeinschaft.

96. Der Unterschied zwischen der Vielfältigkeit und dem sinnlich-anschaulichen Charakter der Stellenbezeichnungen einerseits und dem ewigen Einerlei, der inhaltlichen Blässe der typischen Siedlungsnamen auf der anderen Seite (§ 94) beruht auf den verschiedenen Entstehungsbedingungen beider Gruppen. Die typischen Siedlungsnamen sind entstanden durch in zeitlichen und räumlichen Grenzen wirkende Moden; sie sind jeweils nach einem sprachlichen Klischee geprägt für den meist einheitlichen Sachverhalt der Siedlung. Die Stellenbezeichnungen dagegen gingen in den weitaus meisten Fällen ein auf den Kern der zu bezeichnenden außerordentlich unterschiedlichen Sachverhalte. Sie wurden überdies zum guten Teil jenseits sprachlicher Modeströmungen ins Leben gerufen und oft auch unabhängig von dem Vorbild bestimmter Klischees; sie sind dabei keineswegs in verhältnismäßig kurzer Zeit, sondern vielmehr in ganz allmählichem Wachsen des Bestandes zusammengekommen.

Es ist also bei der Betrachtung unseres Flurnamenschatzes die Auffassung fern zu halten, als ob bei der Besiedlung einer Gegend eine systematische Benennung ihrer einzelnen Örtlichkeiten stattgefunden habe. Es ist ausgeschlossen, daß sich die Bewohner einer Gemarkung im alten Deutschland eines Tages zusammengefunden haben, um mit Überlegung die einzelnen Örtlichkeiten ihres Interessengebietes systematisch mit Namen zu belegen. So schaffen Stadtverwaltungen die Straßennamen eines neuen Viertels in einer modernen Großstadt; unser Flurnamenschatz kann auf diese Weise nicht entstanden sein.

Wer hat nicht einmal mit Freunden eine Wanderung durch eine fremde Gegend gemacht und sich am Abend mit ihnen über das durchstreifte Land unterhalten? Man hat keine Karte vor sich, und doch findet man bald eine treffende Terminologie, um sich über die einzelnen Örtlichkeiten zu verständigen. Einer erzählt, was ihm bei dem großen Nußbaum (wo man gelagert hat) eingefallen sei; ein anderer, daß er in dem nassen Tälchen sein letztes Butterbrot gegessen, ein dritter, daß er an dem grauen Felsen (wo man die schöne Aussicht hat) seinen Stock haben stehenlassen, ein vierter, daß er bei dem Bettelmann (dem man begegnet war) seine Börse noch gehabt habe, sie jetzt aber vermisse. Sofort greifen die anderen im weiteren Gespräch die aus der augenblicklichen Verständigungsnotwendigkeit heraus gebrauchten Bezeichnungen auf, und es kann aus ihnen etwas wie Namen werden. Und wenn ich mir denke, daß deutsche Kolonisten sich in unseren Tagen irgendwo in Afrika niederlassen, so muß ich (wenn ich hier auch Ausnahmen für Einzelfälle nicht ausschalten darf) annehmen, daß sich in ganz ähnlicher Weise und allmählich auch bei ihnen eine Nomenklatur herausbildet für die Örtlichkeiten der von ihnen bewohnten Gegenden.

Nicht um eine systematische rationell durchgeführte Benennung handelt es sich hier, wohl aber um eine aus den praktischen Bedürfnissen des Augenblicks jeweils erfolgende, stets weiter ins einzelne gehende, die allmählich fest wird. So ist es beim Entstehen der deutschen Flurnamen sicherlich seit den frühesten Zeiten gewesen. Die Namen wuchsen unseren Vorfahren allmählich zu aus der Notwendigkeit der Verständigung. Ohne diesen praktischen Zweck (den man für die Flurnamengebung geleugnet hat, der gewiß aber etwas ganz anderes ist als eine absichtsvolle systematische Namengebung) sind die deutschen Flurnamen bis auf geringe Ausnahmen nicht zu begreifen. Übrigens werden uns für die Besiedlung Islands ähnliche Verhältnisse direkt bezeugt: zuerst benannte man hier, wie das selbstverständlich ist, die auffallenden, für das Leben der Siedler wichtigsten Örtlichkeiten, und erst allmählich stellten sich die Namen für die übrigen ein. So wird es überall gewesen sein.

Das systematische Vorgehen bei der Benennung etwa der Straßen ganzer Stadtviertel oder weiter Feldfluren, das seine letzte Konsequenz erreicht in der Numerierung der Objekte (vgl. § 40), wie etwa der Straßennamen Mannheims oder amerikanischer Städte, — dies systematische Verfahren ist dem Volke ebenso fremd, wie es der rationalisierten Oberschicht geläufig erscheint. Daß derartige Strebungen schon in alter Zeit in gewissen engen Grenzen nicht unerhört waren, zeigen die in sich abgestimmten Gruppen von Siedlungsnamen, wie Nordheim, Südheim, Ostheim, Westheim, die O. Bethge mit Recht auf planmäßige fiskalische (also von der Oberschicht geleitete) Siedlung der Karolingerzeit zurückgeführt hat. Hier entspricht der systematischen Siedlung eine systematische Namengebung. Bethge stellt jene Namen in Gegensatz zu der Fülle der typischen -heim-Namen der alten Zeit, die aus einem Personennamen

und dem Grundwort gebildet sind und die er treffend als Produkte volkstümlicher Namengebung (vgl. § 94) bezeichnet; sie dürfte einer volksmäßigen Siedlung entsprechen.

Auch die Absicht, in einem Lokalnamen einem verdienten oder geliebten Menschen ein ehrendes Denkmal zu setzen (Bismarckhöhe, Huttental, Goetheberg), ist dem naiven, vom Alltäglichsten ausgehenden und nur für die alltäglichsten Verständigungsbedürfnisse wirkenden Benennungsverfahren des gemeinen Mannes von Hause aus fremd. Diese Namen dürften erst in neuerer Zeit auftreten und „oberschichtlicher" Herkunft sein. Es ist sicherlich falsch, wenn man von den Personennamen in vielen älteren Ortsnamen behauptet, sie seien zur Bewahrung des ehrenvollen Andenkens einer Persönlichkeit in die Siedlungsnamen aufgenommen worden.

Wo die hier erwähnten sog. „oberschichtlichen" Namen und Benennungsmethoden in den volkstümlichen Namenschatz und die Namenbildung des Volkes eindringen, handelt es sich um „gesunkenes Kulturgut". Es ist in unseren Flurnamen (im Gegensatz zu den Straßennamen, besonders der Großstädte) gewiß nicht allzu stark vertreten. Alle Flurnamen, die mit Verwendung rationaler Mittel eine Örtlichkeit bestimmen, als den Mutterschichten von Haus aus nicht zugehörig, also gleichfalls als gesunkenes Kulturgut zu bezeichnen (wie das W. Best versucht hat), ist nicht angängig. Ein solches Vorgehen verkennt die Denkart des Volkes, die Ratio keineswegs ausschließt, sondern sie nur nicht planmäßig in systematisch gedachten Benennungsverfahren anwendet.

97. Daß sich an unserem Lokalnamenschatz der „primitive" (naive) Glaube des Volkes unmittelbar auswirkt, läßt sich nur vereinzelt beobachten, so etwa, wenn (im Sinne von § 56) der Name eines Baches Wut-ach in Gut-ach abgeändert wird, in der Absicht, dadurch den gefürchteten Charakter des Gewässers zu ändern. Unbekannt ist wohl, daß deutsche Örtlichkeiten Geheimnamen führen (wie die Stadt Rom, vgl. Plinius, Hist. nat. XXVIII, 18; Güntert [s. § 104], S. 8), damit die Gegner durch den Namen keine Gewalt über sie zu erlangen vermögen (vgl. §§ 52, 56).

98. Das Gesetz der mystischen Partizipation, das „das primitive Denken" beherrsche und durch das „der Primitive" mit dem Boden mystisch verbunden sei, ist, wenngleich mit gelegentlichen Einschränkungen, von W. Best für das Entstehen deutscher Örtlichkeitsnamen in Anspruch genommen worden. Von Lévy-Bruhls Ansichten ausgehend, betont er, daß ihr Verwurzeltsein in „der primitiven Geistigkeit" die Örtlichkeitsnamen „der Primitiven" in einen uns (den Kulturmenschen) fremden Betrachtungskreis rücke, wo die Unterscheidung in Lebendiges und Unbelebtes fortfalle, wo alles als belebt vorgestellt und deshalb dementsprechend benannt werde.

Um zu beweisen, daß auch für deutsche Örtlichkeitsnamen ähnliche Voraussetzungen gelten, zitiert Best u. a. den Satz E. H. Meyers: „Ein gemütliches Verhältnis, wie der Bauer es zu seinen Tieren, am innigsten zu seinen Bienen, pflegt, verbindet ihn auch mit seinem Acker. Auch den Boden und wenigstens dessen Gewächs, sieht er fast wie ein vernünftiges persönliches Wesen an." Von mystischer Partizipation ist bei Meyer hier gewiß nicht die Rede, sondern nur von dem gemütvollen Hangen einfacher Menschen an ihrer Umwelt und deren Einzelerscheinungen. Dies Verhältnis ist auch vielen „Gebildeten" keineswegs fremd; es zeigt sich etwa den Gebrauchsgegenständen ihrer alltäglichen Umgebung gegenüber und äußert sich sprachlich hier wie dort gelegentlich in Personifikationen. Wir mögen das „primitiv" nennen, mit mystischer Partizipation hat es nichts zu tun. — In gleicher Weise muß ich es ablehnen, wenn Best die mystische Partizipation in größerem Umfange für das Entstehen deutscher Flurnamen verantwortlich macht. Er sieht sie lebendig in Namen wie: Hammerstiel, Hellebarde, Geigenbogen (Äcker in der Form eines gekrümmten Geigenbogens), Mondschein (sichelförmiges Stück), Stiefel, Pfannenstiel, Kühbauch, Nackarsch, Abt, Geiß, der Holzmüller, die Hofmännin usw. In diesen Namen hat nach Best „die Schollenverbundenheit oder in unserer Terminologie die Partizipation ... ihren deutlichen Ausdruck gewonnen". Wir haben nichts gegen die Bezeichnung Schollenverbundenheit und nichts dagegen, wenn einer sie „primitiv" nennen will, aber um mystische Partizipation handelt es sich hier nicht, jetzt nicht und nicht seit vielen Jahrhunderten. Was hier vorliegt, bezeichnen wir als Gegenständlichkeit des Denkens, die eine Wesenseigentümlichkeit des Denkens der Schichten und Zeitalter ist, die unsere Flurnamen zum größten Teil geschaffen haben. Nichts gestattet uns, sie der mystischen Partizipation der Naturvölker zu vergleichen oder gar gleichzusetzen. In den genannten Bildungen liegen metaphorische Benennungen vor; sie stellen eine bildliche Ausdrucksweise dar die vergleicht, aber doch nicht gleichsetzt, nicht identifiziert, wie die mystische Partizipation der Naturvölker. Einige von den genannten Namen mögen überdies nicht einmal Metaphern sein. Die Geiß kann an ein vergessenes Ereignis gemahnen, in dem eine Ziege eine Rolle gespielt hat, dessen Erinnerung nur noch in dem Namen weiterlebt, der so undeutbar bleiben muß.

Der Abt, der Holzmüller usw. drücken mit einfacher sprachlicher Formel unter Umständen ein Besitzverhältnis aus; diese Namen haben sich gewiß nicht auf den geistigen Hintergründen entwickelt, die wir als mystische Partizipation bezeichnen.

Es liegt mir fern, zu behaupten, daß die Bildung von personifizierenden Flurnamen bei uns ausgeschlossen sei, von Namen also, die eine entfernte Ähnlichkeit mit dem haben, was Best hier herausstellen möchte, sich aber doch in Wesentlichem von ihm unterscheiden. Wenn der Bergname Bismarckskopf bei Bad Ems sich eingestellt hat auf Grund der angeblichen Ähnlichkeit der Gestalt eines Berges mit dem Kopfe Bismarcks (wobei drei Bäume als die berühmten drei Haare gefaßt wurden), so können die Unterschiede nicht übersehen werden, durch die ein solcher Name sich in Gegensatz stellt zu scheinbar ähnlichen primitiver Völker. Von mystischer Partizipation im Sinne Lévy-Bruhls kann bei dem genannten Beispiel nicht gesprochen werden.

99. Noch in einem weiteren Punkte muß ich mich hier gegen Best aussprechen und eine falsche Beleuchtung unseres Flurnamenschatzes zurückweisen. Er nennt die deutschen Flurnamen „aus primitivem Geiste geboren". Ihr Vorhandensein sei „eine seelische Notwendigkeit als Ausdruck der primitiven Geistesform", und er meint, daß eine Änderung dieser Geistesart auch eine Änderung der Ausdrucksformen bewirken müsse. Da unsere Bauern immer stärker vom Primitiven weg und zum Kulturellen hingeführt werden, schwinden nach Best „mit der primitiven Geistesart auch die Flurnamen, weil sie ein unnötiger geistiger Ballast sind, der der neuen geistigen Verfassung nicht mehr entspricht, der nicht mehr Ausdruck der jetzigen Geistesart ist".

Ich glaube nicht, daß das oft behauptete Schwinden der Flurnamen mit einer Änderung der Geistigkeit zusammenhängt. Seine Ursache ist in erster Linie in der Flurbereinigung zu suchen, die viele ältere Namen nicht zu amtlichen Bezeichnungen erhebt und dadurch ihren Untergang besiegelt. Überdies ist das Schwinden nicht selten doch nur scheinbar. Wer mit wirklicher Gründlichkeit die Namen einer Gemarkung durchforscht hat, der weiß, daß zu allen Zeiten Namen untergegangen und daß zu allen Zeiten neue entstanden sind. So ist es auch in unseren Tagen, nur daß dem mit Vorliebe in die Vergangenheit blickenden Flurnamenforscher der Untergang älterer Namen deutlicher zum Bewußtsein kommt als das Auftreten neuer. Der Namenschatz verjüngt sich ständig, und das ist der Grund, weshalb Best und viele andere behaupten, man müsse die Flurnamen bei alten Leuten erfragen. Die Erfahrungen alter Leute reichen eben in eine Zeit zurück, die noch Namen kannte, die heute durch andere ersetzt oder durch die Flurbereinigung verdrängt worden sind.

Als Beweis für den Untergang der Flurnamen dürfen wir weiterhin nicht die unbestreitbare Tatsache anführen, daß heute ihre Kenntnis im Verhältnis zu früher zurückgegangen ist. Früher war ein weit größerer Teil der Bevölkerung an der Flur interessiert. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein war auch in den städtischen Gemeinwesen fast jeder Bürger ganz oder teilweise Selbstversorger und hatte damit irgendeinen Anteil an der Flur; es war selbstverständlich, daß er unter diesen Umständen auch über ihre Namen Bescheid wußte. Bei der fortschreitenden Industrialisierung, der wachsenden Beweglichkeit der Bevölkerung, der Ausdehnung der städtischen Gemeinschaften haben heute nur noch wenige Stadtbewohner ein persönliches wirtschaftliches Interesse an der Flur; damit aber sind ihnen auch deren Namen fremd geworden. Selbst auf dem Lande wohnen heute Menschen, die über keinen Landbesitz verfügen, auch keine Äcker pachten oder bearbeiten und keinerlei unmittelbares Interesse an der Gemarkung haben. Wenn man Flurnamen heute vielfach bei den Alten erfragen muß, so hängt das eben damit zusammen, daß sie in einer Zeit jung waren, in der man im Dorf und auch in mancher Stadt einfach nicht leben konnte ohne unmittelbare Beziehungen zur Flur und damit ohne genauere Kenntnis ihrer Namen.

Mit der veränderten Geistigkeit der bäuerlichen Schichten ist das angebliche Schwinden der Flurnamen also sicherlich nicht zusammenzubringen. Wir können der Flurnamen überhaupt nicht entraten, und sie können deshalb gar nicht untergehen. Zur Verständigung über die Örtlichkeiten einer Flur werden immer Namen notwendig sein. Eine andere Frage ist allerdings, ob die neu entstehenden mit den sprachlichen Ausdrucksmitteln der „primitiven" (naiven) oder mit denen der rationellen Geisteshaltung gebildet werden (also etwa durch Numerierung).

Mit dem Blick auf die Gesamtausführungen Bests und auf unsere Auseinandersetzung mit ihm in den letzten Abschnitten müssen wir hier feststellen, daß er verabsäumt hat, klarzustellen, wodurch sich das „Primitive" in den deutschen Flurnamen unterscheidet vom „Primitiven" im Namenschatz der Naturvölker, von dem er ausgeht. Durch die einseitige Betonung des von fern Ähnlichen in beiden Welten werden die deutschen Namen allzusehr herausgerückt aus der Sphäre der Geistigkeit der bäuerlichen Schicht des deutschen Kulturvolkes, in der sie gewachsen sind und aus der heraus sie allein in ihrer „Primitivität" gefaßt werden können. Wir bekennen uns hier zu dem Satze H. Freudenthals: „Mit der Ähnlichkeit zwischen den verschiedenzeitlichen Ausdrucksformen der primitiven Geistigkeit ist noch nicht gesagt und bewiesen, daß ein von einer antiquarischen volkskundlichen oder vergleichenden völkerkundlichen Forschung herausgearbeiteter Inhalt ein für allemal mitgegeben ist. Es wird vielmehr für jede Zeit ... erneut zu untersuchen sein, worin sich die primitive Geistigkeit auswirkt und ausprägt ... Sie ist ... im letzten Verstande doch nicht ein Absolutes, sondern zeit- und volksbedingt."

100. Wenn wir hier schließlich vorwärtsschauend versuchen, gleichsam kulturpolitische Gesichtspunkte für unser Verhältnis den betrachteten Namengruppen gegenüber zu gewinnen, so wäre etwa folgendes zu sagen:

Unsere Familiennamen stehen fest, und der Stolz auf die Geschichte einer Familie, die Ehrfurcht vor den früheren Trägern ihres Namens werden es nur selten und in zwingenden Ausnahmefällen zulassen, daß wir einen etwa dem Zeitgeschmack anstößigen Familiennamen ummodeln oder vertauschen. — Bei den Taufnamen wird man ein Abrücken von den ewig und allzu schnell umschlagenden Modeströmungen willkommen heißen. Der neu erwachte Familiensinn und die erwünschte Festigung des Zusammengehörigkeitsbewußtseins der Glieder einer Sippe über die Generationen hin verlangen eine bewußte Pflege der Tradition auch bei den Taufnamen. Gewiß werden wir es begrüßen, wenn unsere schönen altdeutschen Namen wieder zu Ehren kommen, wiewohl niemand daran denken kann, das Fremdgut in unserem Namenschatz mit Stumpf und Stiel auszurotten. Soweit es durch eine vielhundertjährige Tradition zum festen Bestandteil unseres Namenschatzes geworden und wirklich eingedeutscht, wo es durch das Andenken großer deutscher Männer und Frauen, die es in Ehren führten, geweiht worden ist, stehen wir vor ihm mit der gleichen Ehrfurcht wie vor den altdeutschen Namen und fühlen die Pflicht, auch es in die deutsche Zukunft zu tragen. Hüten wir uns vor den geschmacklosen und verspielten Verstümmelungen unserer Taufnamen, insbesondere der Mädchennamen, sie können den festen und aufrechten Menschen nicht entsprechen, die die Zukunft von uns verlangt.

Wie die Familiennamen sind unsere Siedlungsnamen fast jeglichem Zugriff entzogen. Auf den Gedanken, die fremden unter ihnen durch deutsche zu ersetzen, wird man nur in wenigen Ausnahmefällen verfallen dürfen. Namen wie Berlin, Leipzig, Dresden usw. sind fester und unantastbarer Besitz unseres Volkes trotz ihrer fremden Herkunft. — Erhalten und bewahren wir die weniger widerstandsfähigen Flurnamen, und sorgen wir dafür, daß die heimische Tradition, die aus ihnen spricht, in ihrer lebendigen Wirkung der Nachwelt nicht verlorengehe. Niemand wird dem Verfahren die Berechtigung bestreiten, in den Straßennamen unserer Städte den Führern des Volkes Denkmäler zu setzen, die mit Eindringlichkeit täglich zu uns sprechen. Auch die Gegenwart hat ihr heiliges Recht, und der Möglichkeiten sind viele, ehrende Straßennamen ins Leben zu rufen. Aber vergessen wir nicht, daß der Mann, dem ein begeistertes Volk im Jahre 1933 bis ins letzte Dorf hinaus solche Denkmäler errichtete, mit sicherem Verständnis für die Bedeutung des alten Volksgutes der Namen und mit feinem Takt den bestimmten Wunsch geäußert hat, daß durch Namen jener Art nicht altehrwürdiges Namengut verdrängt werde. In der Tat: wenn wir danach streben wollen und müssen, wieder fest zu verwurzeln im deutschen Boden, so muß das Wissen um die Vergangenheit uns dabei eine tragende Stütze sein. Ihr Spiegel aber sind auch unsere Lokalnamen

im Weichbild der Städte wie draußen in Wald und Flur. Aus ihnen kommt uns die Geschichte unserer engeren und weiteren Heimat mit lebendigem Anhauch greifbar entgegen, grüßen uns die vor uns waren über die Jahrhunderte hin. An uns ist es, dies Grüßen weiterzugeben an späte Enkel und uns mit Ahnen und Enkeln bewußt zu verbinden durch die geweihten Runen unseres Namenschatzes.

Vielleicht auf einer Nebenstraße, auf der nur Hilfskolonnen ziehen für den starken Vorbruch deutschen Wesens, sicherlich aber fest eingespannt in das gewaltige Ringen unserer Tage, kann die ehrfürchtige Fürsorge für das echte Volksgut der alten deutschen Namen mit dazu beitragen, heraufzuführen, was wir alle ersehnen: eine deutsche Kultur, in der sich Vergangenheit und Zukunft die Hände reichen.

Schrifttum.

101. Hier können natürlich nur einige allgemeine Angaben über neuere oder noch heute wertvolle ältere Bücher gemacht werden. Vor allem muß das für unsere Betrachtungsweise unentbehrliche landschaftliche Schrifttum fast gänzlich beiseite gelassen werden. Es wird zum größten Teil in den unten genannten Darstellungen einzelner Namengruppen verzeichnet. Alle im vorstehenden berührten Probleme und nicht wenige andere werden in größerer Ausführlichkeit behandelt in meiner demnächst erscheinenden „Deutschen Namenkunde", der auch eine umfassende Bibliographie beigegeben ist.

Die Entwicklung der deutschen Namenkunde wird geschildert bei W. Streitberg und V. Michels, Germanisch = Bd. II, 2 des Grundrisses der indogermanischen Sprach- und Altertumskunde ... hrsg. von A. Debrunner u. F. Sommer, Berlin u. Leipzig 1927, sowie von W. Will, Deutsche Namenforschung in: Germanische Philologie, Festschrift für O. Behaghel, Heidelberg 1934, S. 137ff. — Eine Bibliographie der deutschen Namenliteratur bis zum Jahre 1883 gibt v. Bahder, Die deutsche Philologie im Grundriß, Paderborn 1883, S. 148ff., sowie für die neuere Zeit der „Jahresbericht für germanische Philologie". — Man beachte die „Zeitschrift für Namenforschung", hrsg. von J. Schnetz (= Bd. XIII ff. [1937 ff.] der „Zeitschrift für Ortsnamenforschung" (s. a. § 105).

102. Über das Gesamtgebiet der deutschen Namen handeln in gedrängter Übersicht unter anderen: Behaghel, O., Die deutsche Sprache, 5. Aufl., Wien u. Leipzig 1911, S. 327ff. — Hirt, H., Etymologie der neuhochdeutschen Sprache, München 1921, S. 360ff. — Kluge, F., Deutsche Namenkunde, 5. Aufl. von A. Goetze, Leipzig 1930. — Kluge, F., in seiner „Deutschen Sprachgeschichte", zuerst Leipzig 1920. — Meier, J., Deutsche Volkskunde, Berlin u. Leipzig 1926, S. 125ff.

I. Zu den Personennamen.

103. Schrifttum über Tauf- und Familiennamen: Baehnisch, A., Die deutschen Personennamen, 3. Aufl., Leipzig u. Berlin 1920. — Brechenmacher, J. K., Deutsches Namenbuch, Stuttgart 1928. — Ders., Deutsche Sippennamen, Görlitz 1936. — Hertel, E., Die deutschen Familiennamen, Bremen u. Berlin 1935. — Linnartz, K., Unsere Familiennamen, Berlin u. Bonn 1936.

Schrifttum über Taufnamen: Arnold, F. R., Die deutschen Vornamen, 2. Aufl., Wien 1901. — Schroeder, Edw., Die deutschen Personennamen, Göttingen 1907. — Wasserzieher, E., Hans und Grete, 5. Aufl., Berlin 1928. — Wentscher, E., Die Rufnamen des deutschen Volkes, Halle 1928. — Für die ältere Zeit: Schönfeld, M., Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen, Heidelberg 1911. — Förstemann, E., Altdeutsches Namenbuch, Bd. I, 2. Aufl., Bonn 1900.

Schrifttum über Familiennamen: Bahlow, H., Deutsches Namenbuch, Neumünster i. H. 1933. — Gottschald, M., Deutsche Namenkunde, München 1932. — Heintze, A., und P. Cascorbi, Die deutschen Familiennamen, 6. Aufl., Halle 1925.

An landschaftlich sich beschränkenden Untersuchungen über Tauf- und Familiennamen heben wir hier hervor: Socin, A., Mittelhochdeutsches Namenbuch nach oberrheinischen Quellen des 12. und 13. Jahrhunderts, Basel 1903 (grundlegendes Werk). — Reichert, H., Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts, Breslau 1908. — Carstens, K., Beiträge zur Geschichte der bremischen Familiennamen, Diss., Marburg 1906. — Wagner, F., Über die Namengebung in Köln im 12. Jahrhundert, I.: Die Rufnamen, Diss., Göttingen 1913. — Goetze, A., Familiennamen im badischen Oberland, Heidelberg 1918. — Nied, E., Familiennamenbuch für Freiburg, Karlsruhe und Mannheim, Freiburg 1924. — Ders., Fränkische Familiennamen, Heidelberg 1933. — Koberne, J., Die Familiennamen von Burkheim am Kaiserstuhl, Diss., Freiburg i. B. 1927. — Paulus, M., Die alten Lahrer Familiennamen, Diss., Gießen 1928. — Bohn, K., Untersuchungen zu den Personennamen der Werdener Urbare, Diss., Greifswald 1932. — Arend, M., Die Personennamen des Friedberger Urkundenbuches, Diss., Bonn 1933. — Nüske, H., Die Greifswalder Familiennamen des 13. und 14. Jahrhunderts, Diss., Greifswald 1929. — Mahnken, G., Die hamburgischen niederdeutschen Personennamen des 13. Jahrhunderts, Hamburger Diss., gedruckt: Dortmund 1925. — Reimpell, A., Die Lübecker Familiennamen ... bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, Lübeck 1929. — Weinhold, K., Die Personennamen des Kieler Stadtbuches 1264—1288 in: Jahrbuch für Schleswig-Holstein und Lauenburg IX (1866), S. 40—106. — Mackel, E., Die Namenbildung im Hochstift Hildesheim ... in: Nieder-

deutsche Studien, Festschrift für C. Borchling, Neumünster 1932, S. 113ff. — H. Trupp, Die Personennamen des [München-] Gladbacher Urkundenbuches bis zum Jahre 1600. Diss. Bonn 1936.

Die älteren Arbeiten werden in den soeben genannten meist angeführt.

Grundsätzliches über die Familiennamenforschung behandeln Goetze, A., in: Zeitschrift für deutsche Bildung 1928, S. 299ff. — Mackel, E., in: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 55 (1929), S. 25ff. — Bach, A., Familiennamen und Kulturkreisforschung in: Rhein. Vierteljahrsblätter 1935, Heft 4. (Ist in diese Arbeit übergegangen.)

Über germanische Völkernamen vergleiche man unter anderen: Much, R., in: Hoops' Reallexikon der germanischen Altertumskunde IV, 425ff. — Hirt, H. (s. oben § 102), S. 374f. — Schönfeld, M. (s. oben § 103).

104. Zu den einzelnen Paragraphen nennen wir hier: Zu § 2/3: Bach, A., Deutsche Mundartforschung, Heidelberg 1934. — Bach, A., Deutsche Volkskunde, Leipzig 1937. — Zu § 6: Naumann, H., Altnordische Namenstudien, Berlin 1912. — Stark, F., Die Kosenamen der Germanen, Wien 1868. — Solmsen, F., Indogermanische Eigennamen, hrsg. von E. Fränkel, Heidelberg 1922. — Zu § 7/8: Nied, E., Heiligenverehrung und Namengebung, Freiburg i. B. 1924. — Zu § 9: Steinhausen, Vornamenstudien in: Zeitschrift für deutschen Unterricht 1893, 616ff. — Heinrichs, K., Studien über die Namengebung im Deutschen seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts, Straßburg 1908. — Zu § 11: „Gesunkenes Kulturgut" bei den Taufnamen der vorhergehenden Periode weist die folgende, aus Naumanns Schule hervorgegangene Arbeit in eindringender Untersuchung auf: Irle, L., Die Vornamengebung im Siegerland, Diss., Frankfurt a. M. 1932.

Zu § 12: Friedrich, L., Die Geographie der ältesten deutschen Personennamen, Diss., Gießen 1922 = Gießener Beiträge, Heft 7. — Zu § 13: Man vergleiche etwa Trautmann, R., Die altpreußischen Personennamen = Erg.-Heft Nr. 3 der Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft, Göttingen 1925. — Mucke, E., Wörterbuch der niederwendischen Sprache, Bd. III, 1. Die niedersorbischen Familiennamen, Prag 1928. — Witte, H., Wendische Zu- und Familiennamen aus mecklenburgischen Urkunden = Jahrbuch des Vereins für mecklenburgische Geschichte 71 (1906), S. 153—290. — Miklosich, F., Die Bildung der slawischen Personen- und Ortsnamen, Neudruck: Heidelberg 1927. — Dauzat, A., Les noms de personnes, 2. Aufl., Paris 1925. — Winkler, J., De Nederlandsche geslachtsnamen, Haarlem 1885. — Zu § 16: Vgl. Klarmann, J. L., Zur Geschichte der deutschen Familiennamen, 2. Aufl., Lichterfelde 1927. — Zu § 17: Man vergleiche etwa Bertsche, K., Die volkstümlichen Personennamen einer oberbadischen Stadt, Diss., Freiburg i. B. 1905. — Zu § 21: Siehe Bach, A., Deutsche Herkunftsnamen in sachlicher Auswertung in: Rheinische Vierteljahrsblätter I (1931), 358ff. — Bahlow, H., Der Zug nach dem Osten im Spiegel der niederdeutschen Namenforschung in: Teuthonista IX (1933), S. 222ff. — Zu § 23: Grohne, E., Die Hausnamen und Hauszeichen, Göttingen 1912. — K. Hoeber, Der biblische Ursprung alter Wirtshausnamen, Köln 1934. — Zu § 24: Ricker, L., Zur landschaftlichen Synonymik der deutschen Handwerkernamen, Diss., Freiburg i. B. 1917. — Weiteres Schrifttum bei Bach (s. oben zu § 2/3), S. 113. — Über Euler, Aulmann vgl. Frings, Th., Germania Romana, Halle 1932, S. 121ff., S. 200f. — Zu § 25: Hegi, F., Gesellennamen . . . in: Zeitschrift für deutsche Wortforschung XV, 243. — Grotefend, Die Handwerksnamen in: Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 59, 81ff. — Goetze, A., Mittelbare Berufsnamen in: Volkskundliche Gaben, J. Meier zum 70. Geburtstage, Berlin u. Leipzig 1934, S. 45ff. — Zu § 27: Zu den Satznamen vgl. u. a. Behaghel, O., Von deutscher Sprache, Lahr 1927, S. 228ff. — Zu § 28: Ders., Der Artikel bei Personennamen in: Pauls und Braunes Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Lit. XXIV, 547. — Zu § 29, Ende: Vgl. auch Andresen, K. G., Konkurrenzen in der Erklärung der deutschen Geschlechtsnamen, Heilbronn 1883; dazu: Bahlow, H., Namenbuch (s. oben § 103), Einleitung. — Zu § 30: Bergerhoff, H., Humanistische Einflüsse in den deutschen Familiennamen, Diss., Freiburg i. B. 1918. — Kluge, F., Von Luther bis Lessing, 5. Aufl., Leipzig 1918, S. 150ff.

Zu § 33: Abbée, B., Die Namen der Verwandten und Geschlechtsgenossen in den Urkunden des Klosters Fulda in: Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark III, 60. — Zu § 34: Bergmann, K., Familien- und Vornamen in ihrer Wirkung auf Geist und Seele des Menschen in: Zeitschrift für Deutschkunde 1934, S. 75ff., 115ff. — Brachfeld, O., Name und Charakter in: Zeitschrift für Menschenkunde VI (1931), Heft 5. — Ferenczi, S., Die Verpflichtung des Namens in: Zeitschrift für Psychoanalyse IV (1914). — Zu §§ 41—58: Aly, W., Name in: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. VI, Berlin 1927, 950ff. — Orelli, Name in: Herzog-Hauck, Realenzyklopädie der protestantischen Theologie und Kirche, 3. Aufl., Leipzig 1896ff., XIII, 625ff. — Sartori, P., Sitte und Brauch = Handbücher zur Volkskunde, Bd. V, Leipzig 1910, S. 39ff. — Trier, Jost, Der heilige Jodocus, sein Leben und seine Verehrung, zugleich ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Namengebung, Breslau 1924. — Schmidt, W., Die Bedeutung des Namens in Kult und Aberglauben, Programm von Darmstadt 1912. — Güntert, H., Von der Sprache der Götter und Geister, Halle 1921, S. 1ff. — Man beachte auch für Weiteres: Usener, H., Götternamen, 2. Aufl., Bonn 1929. An allen genannten Stellen weiteres Schrifttum. — Zu § 43: Andresen, K. G., Deutsche Volksetymologie, 7. Aufl., Leipzig 1919, S. 221. — Mackensen, L., Name und Mythos, Leipzig 1927. — Weisgerber, L., Die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur, I. Teil, Heidelberg 1933. — Zu § 48: Siehe Schulte, O., Taufsitten und -bräuche in einem oberhessischen Orte vor 250 Jahren und heute in: Hessische Blätter für Volkskunde VII, 70. — Zu § 50: Vgl. Güntert, H. (s. zu § 41ff.). — Hünnerkopf, R., Zur altgermanischen Namengebung in: Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde IX (1931), S. 1—16. — Zu § 52: Siehe Beth, K., Euphemismus in: Handwörterbuch

des deutschen Aberglaubens II, 1081. — Zu § 55: Zu den Hundenamen s. Kluge, F., in: Zeitschrift für deutsche Wortforschung VII, 38, und Ders., Bunte Blätter, 2. Aufl., Freiburg u. Bielefeld 1910. — Zu § 56: Sartori, P., Die Sitte der Namensänderung in: Globus 69, 224ff. — Zu § 58: Unwerth, W. v., Namengebung und Wiedergeburtsglaube bei den Nordgermanen und Lappen in: Beiträge zur Sprach- und Völkerkunde, Festschrift für A. Hillebrandt, Halle 1913, S. 179f., 185. — Vgl. auch Jiriczek, O., Seelenglaube und Namengebung in: Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde I, 31.

II. Zu den Ortsnamen.

105. Bibliographie (vgl. oben § 101) und Zeitschriften: Die jährlich erscheinende Ortsnamenliteratur wird heute in der „Zeitschrift für Ortsnamenforschung", hrsg. von J. Schnetz, Bd. Iff., München u. Berlin 1925ff. zusammengestellt. Über die Flurnamen: Beschorner, H., Handbuch der deutschen Flurnamenliteratur, Frankfurt a. M. 1928. Die seitdem erschienenen Arbeiten über Flurnamen findet man in der Beilage zu Beschorners „Nachrichtenblatt für deutsche Flurnamenkunde", Bd. Iff., Dresden 1932ff. — Eine Bibliographie der flämischen Ortsnamen veröffentlicht fortlaufend H. J. van de Wijer im Bulletin de la Commission de Toponymie et de Dialectologie I (Brüssel 1927) ff. Auch die nordische Zeitschrift Namn och Bygd, hrsg. von Jöran Sahlgren, ist für die deutsche Namenkunde heranzuziehen.

106. Das ältere deutsche Lokalnamenmaterial verzeichnet E. Förstemann, Altdeutsches Namenbuch, hrsg. von H. Jellinghaus, II, 1, 2: Orts- und sonstige geographische Namen, 3. Aufl., Bonn 1913—16. — Auf die zahlreichen, landschaftlich sich beschränkenden Materialsammlungen kann hier nicht eingegangen werden. Für die Flurnamen heben wir hervor: Buck, R. M., Oberdeutsches Flurnamenbuch, Stuttgart 1881. — Man vergleiche auch: Egli, J. J., Geschichte der geographischen Namenkunde, Leipzig 1886. — Ders., Nomina Geographica, 2. Aufl., Leipzig 1893. — Sturmfels, W., Etymologisches Lexikon deutscher und fremdländischer Ortsnamen, Berlin 1925.

107. Allgemeine Darstellungen der deutschen Ortsnamenkunde: Förstemann, E., Die deutschen Ortsnamen, Nordhausen 1863. — Pfaff, F., Deutsche Ortsnamen, Berlin 1896. — Mentz, F., Deutsche Ortsnamenkunde, Leipzig 1921, 2. Aufl. 1927. — Kauffmann, F., Deutsche Altertumskunde, Bd. II, München 1923, S. 251ff. — Nagl, Geographische Namenkunde, Leipzig 1903. — Unbrauchbar ist: Feldmann, J., Ortsnamen, Halle 1925.

Über Burgennamen: Schroeder, Edw., Die deutschen Burgennamen, Göttingen 1927.

Über Flurnamen: Vollmann, R., Flurnamensammlung, 4. Aufl., München 1926. — Bach, A., Flurnamenforschung, Bonn 1931 = Sonderabdruck aus: Rheinische Vierteljahrsblätter, Bd. I. — H. Höhn, Wege und Ziele der Flurnamenforschung. Gießen 1935. = Gießener Beiträge zur Deutschen Philologie, Bd. 43.

Über Straßennamen: Hoffmann, A., Die typischen Straßennamen im Mittelalter, Diss., Königsberg 1913. — Volckmann, E., Die deutsche Stadt im Spiegel alter Gassennamen, 2. Aufl., Würzburg 1926.

Über Flußnamen: Schroeder, Edward, in: Hoops' Reallexikon der germanischen Altertumskunde, Bd. II (Straßburg 1913—15), S. 72ff. — Witt, F., Beiträge zur Kenntnis der Flußnamen Nordwestdeutschlands, Diss., Kiel 1912. — Springer, O., Die Flußnamen Württembergs und Badens, Stuttgart 1930.

108. Grundsätzliches zur Ortsnamenkunde: Schroeder, Edw., Über Ortsnamenforschung in: Zeitschrift des Harzvereins ... 1908, S. 76ff. — Bohnenberger, K., Grundsätzliches zu den deutschen Ortsnamen in: Germanisch-Romanische Monatsschrift XVII, 332ff. — Cramer, F., Aufgaben der heutigen Ortsnamenforschung in: Neue Jahrbücher ... XXXIII (1914), S. 210—216. — F. Petri, Germanisches Volkserbe in Wallonien und Nordfrankreich, 2 Bde., Bonn 1937.

Bach, A., Die Ortsnamen auf -heim im Südwesten des deutschen Sprachgebiets in: Wörter und Sachen VIII (1923), S. 142—175. — Ders., Deutsche Siedlungsnamen in genetisch-wortgeographischer Betrachtung in: Festschrift für O. Behaghel, Heidelberg 1924, S. 233ff. — Ders., Die Siedlungsnamen des Taunusgebietes ..., Bonn 1927, S. 164ff. — Ders., Die Ortsnamen in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte in: Zeitschrift für deutsche Bildung V (1929), S. 244—253. — Steinbach, F., Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgeschichte, Jena 1926, S. 44ff. — Will, W., Flurnamenstudien in: Rheinische Vierteljahrsblätter I (1931), S. 250ff. — Westphal, E., Flurnamen und Kulturkreisforschung, Diss., Bonn 1934. Auch in: Rheinische Vierteljahrsblätter IV (1934), Heft 3. — Schroeder, Edw., Angleichung deutscher Ortsnamen an Namen aus ihrer Nachbarschaft in: Namn och Bygd XI (1923), S. 41—53.

Best, G. K. Walter, Flurnamenforschung im Rahmen der modernen Volkskunde, Diss., Frankfurt 1927. Auch in: Hessische Blätter für Volkskunde XXVIII (1929), S. 1ff. Dazu A. Bach in: Rheinische Vierteljahrsblätter I (1931), S. 300ff.

109. Von neueren landschaftlich sich beschränkenden Arbeiten seien hier, um wenigstens einige zu nennen, hervorgehoben: Bach, A., Die Siedlungsnamen des Taunusgebietes, Bonn 1927. — Schwarz, E., Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, München u. Berlin 1931. — Eberl, B., Die bayerischen Ortsnamen als Grundlage der Siedlungsgeschichte, I. Teil, München 1925, II. Teil 1926. — Wallner, E., Altbayerische Siedlungsgeschichte in den Ortsnamen der Ämter Bruck ..., München u. Berlin 1924. — Meyers, J., Studien zur Siedlungsgeschichte Luxemburgs = Beiträge zur Luxemburgischen Sprach- und Volkskunde, hrsg. von der Luxemburgischen Sprachgesellschaft, Bd. V. — Kisch, G., Nordsiebenbürgisches Namenbuch in: Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde XXXIV (1907), S. 5—153. — Tar-

neller, J., Zur Namenkunde, I. Die tirolischen Familiennamen, II. Tirolische Hofnamen, Bozen 1923. — Fiesel, L., Ortsnamenforschung und frühmittelalterliche Siedlung in Niedersachsen in: Teuthonista, Beiheft IX, Halle 1934.

Zur Flurnamenforschung: Preuß, O., Die lippischen Flurnamen, Detmold 1893. — Bach, A., Die alten Namen der Gemarkungen von Bad Ems und Kemmenau, Wiesbaden 1925. — Meyer, A., Die Flurnamen von Girbelsrat, Golzheim und Merzenich, Diss., Bonn 1933. — Goetze, A., Die alten Namen der Gemarkung Waldshut, Freiburg i. B. 1923. — Becker, K., Die Flurnamen Niddas ... in: Hessische Blätter für Volkskunde 1919, S. 1—104. — Prien, F., Neumünstersches Flurnamenbuch, Kiel 1929. — Hahn, W., v., Die Flurnamen der Gemarkung Darmstadt, Diss., Gießen 1931. — Dölker, H., Die Flurnamen der Stadt Stuttgart, Stuttgart 1932. — Strobel, H., Die Flurnamen von Heinersreuth = Fränkische Forschungen, hrsg. von F. Maurer. Heft 4. Erlangen 1934. — Zink, Th., Pfälzische Flurnamen, Kaiserslautern 1923.

Von Arbeiten über einzelne Namen nennen wir hier: Jacobs, E., Vogelsang in: Beiträge zur deutschen Philologie 1880, S. 203—242. — Ders., Rosengarten im deutschen Lied, Land und Brauch, Halle 1897. — E. Frhr. von Künßberg, Flurnamen und Rechtsgeschichte, Weimar 1936.

110. Zu den einzelnen Paragraphen nennen wir: Zu § 59: Über die Namen der Illyrer s. Jokl in: Eberts Reallexikon der Vorgeschichte, Bd. VI, 33. — Treidler, H., in: Zeitschrift für slawische Philologie, Bd. V (1929), Literaturbericht. — Vasmer, H., ebenda II, 539ff.; IV, 273ff.; V, 360ff.; VI, 145ff. — Über die Namen der „Ligurer": d'Arbois de Jubainville, H., Les premiers habitants de l'Europe, 2. Aufl., Paris 1894. — Herbig, G., in: Eberts Reallexikon VI, 293. — Vetter, E., Ligures in: Pauly-Wissowa, Realencyclopaedie der classischen Altertumswissenschaft XIII, 1 (1926). — Über die Kelten: Weisgerber, L., Die Sprache der Festlandkelten = XX. Bericht der Röm.-Germ. Kommission, Frankfurt a. M. 1931. (Dort das neueste Schrifttum.) — Pokorny, J., in: Eberts Reallexikon VI, 296ff. — Vgl. auch noch Müllenhoff, K., Deutsche Altertumskunde, Bd. II, Berlin 1887. — Über die preußischen Ortsnamen s. Gerullis, G., Die altpreußischen Ortsnamen, Berlin u. Leipzig 1922. — Belz in: Eberts Reallexikon, Bd. XII. — Über die slawischen Ortsnamen: Miklosich, F., Die Bildung der slawischen Personen- und Ortsnamen, Neudruck, Heidelberg 1927. — Brückner, A., Ostdeutschlands slawische Namengebung in: Deutsche Geschichtsblätter XVII (1916), S. 76ff. — Ders. ferner in: Zeitschrift für slawische Philologie III, 1ff. — Archiv für slawische Philologie XLI, 296ff. — Zeitschrift für Ortsnamenforschung II, 67ff. usw. — Über lateinische Ortsnamen s. Cramer, F., Rheinische Ortsnamen aus vorrömischer und römischer Zeit, Düsseldorf 1901.

Zu § 62: Siehe die § 109, 2. Absatz genannten Arbeiten von Bach und Meyer. — Zu § 64ff.: Über die -heim-Namen s. Bach (s. oben § 108). — Über die -weiler-Namen s. Behaghel, O., in: Wörter und Sachen II, 42ff. — Goetze, A., in: Namn och Bygd XI, 13ff. und in Grimms Deutschem Wörterbuch XIV, 1, Spalte 814ff. — Steinbach, F. (s. oben § 108), S. 126ff. — Helbok, A., in: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Erg.-Bd. XI (1929), S. 129ff. — Über die -ingen-Namen vgl. u. a. F. Kluge in: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte VI (1908), S. 73ff. = Ders., Bunte Blätter, 2. Aufl., Freiburg u. Bielefeld 1910, S. 120ff. — Riezler in: Sitzungsberichte der bayerischen Akademie der Wissenschaften 1909, II, S. 22ff. — Kögel, R., Zur Ortsnamenkunde in: Pauls und Braunes Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur XIV (1889), S. 95ff. — Über die -leben-Namen s. W. Seelmann in: Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung XII (1886), S. 7ff. — Schlüter, O., Die Siedlungen im nordöstlichen Thüringen, Berlin 1903. — Fiesel, L. (s. § 109), S. 20. — Benze, Zur Siedlungsgeographie der Helmstädter Mulde. Diss. Halle 1928. Dort die On auf -leben zusammengestellt, S. 33 ff. u. Karte IV, 2. — E. Schroeder, Sachsen und Cherusker, in: Niedersächs. Jahrbuch X (1933), S. 5 ff. — Über die -büttel-Namen s. L. Fiesel in: Zeitschrift für Ortsnamenforschung IX, 231ff. — Folkers, Die Herkunft der On auf -büttel in Schleswig-Holstein, in: Zs. d. Ges. f. Schlesw.-Holsteinische Gesch. 62 (1934) S. 1 ff. — Edw. Schroeder in: Ndsächs. Jb. XI (1934), S. 222 ff. — Über die -borstel-Namen s. L. Fiesel (s. § 109), S. 15ff. — Über die Namen auf -scheid usw. s. Vogt, P., Die Ortsnamen auf -scheid und -auel, Programm von Neuwied 1895. — Ders., Die Ortsnamen auf -seifen, -siefen usw., Programm von Kassel 1900. — Zu den genannten Typen s. auch Steinbach (s. § 108), S. 58ff. — Kaspers, W., Die -acum-Ortsnamen des Rheinlandes, Halle 1921. — Über die germanischen Ortsnamen auf romanischem Gebiete s. Gamillscheg, E., Romania Germanica, Bd. I, Berlin u. Leipzig 1934.

Zu § 69: Gradmann, R., Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung in: Geographische Zeitschrift VII (1901), S. 361ff. — Ders., Beziehungen zwischen Pflanzengeographie und Siedlungsgeschichte, ebenda XII (1906), S. 305ff. — Ders., Das ländliche Siedlungswesen des Königreichs Württemberg = Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde XXI, 1, Stuttgart 1913. — Wahle, E., Die Besiedlung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen = XII. Bericht der römisch-germanischen Kommission, Frankfurt a. M. 1921. — Einen allgemeinen Überblick über die deutsche Siedlungsgeschichte gibt O. Schlüter in: Hoops' Reallexikon der deutschen Altertumskunde I, 402ff. — Zu § 70ff.: Siehe oben § 108 (Bach) und § 109 (Fiesel). — Zu § 71: Kauffmann (s. oben § 107). — Zu § 72: Über die Ortsnamen auf -lar vgl. Schnetz, J., Das -lar-Problem, Programm von Lohr a. M. 1912/13. — Schroeder, E., Zeitschrift für Deutsches Altertum LXV (1928), S. 134ff., und Anzeiger für deutsches Altertum XLVII (1928), 83. — Frings, Th., in: Zeitschrift für deutsches Altertum LXVI (1929), S. 46—49. — Schnetz, J., Stand des -lar-Problems in: Zeitschrift für Ortsnamenforschung VII (1931), S. 123ff. — Zu § 73: Dopsch, A., Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kultur-

entwicklung von Cäsar bis auf Karl den Großen I (Wien 1918), S. 223f. — **Zu § 77:** Arnold, W., Ansiedlungen und Wanderungen deutscher Stämme ..., Marburg 1875. — Ders., Die Ortsnamen als Geschichtsquelle, in seinen Studien zur deutschen Culturgeschichte, Stuttgart 1882. — Zu den Ausführungen in den folgenden Paragraphen vgl. man besonders die § 108 genannten Schriften von Bach. — Zur Kritik von Arnolds Theorie vgl. auch Steinbach (s. oben § 108). — **Zu § 79:** Siehe oben § 109 über die Arbeiten von Will und Westphal. — **Zu § 80:** Über Mahaleihhi usw. s. R. Kögel (s. zu § 64ff.). — Über Potzweiler s. W. Kaspers in: Zeitschrift für Ortsnamenforschung III, 81. — Zum letzten Absatz vgl. die zu § 64ff. genannte Arbeit von Kluge und A. Bachmann in: Festschrift für A. Kaegi, 1919, S. 218ff. — **Zu § 82:** Über Harsleben usw. s. Seelmann in der zu § 64ff. genannten Arbeit, S. 27, Anmerkung. — Kauffmann (s. oben § 107), II, 290f. — **Zu § 84:** Siehe Steinbach (s. oben § 108). — Schroeder, Edw., in: Germanisch-Romanische Monatsschrift X (1922), S. 70ff. — Fiesel, L. (s. oben zu § 64ff.). — Über -heim-Orte als fränkische Herrensiedlungen vgl. Näheres, auch das Schrifttum, bei Langenbeck, F., in: Elsaß-Lothringisches Jahrbuch IX, 1ff., sowie bei Steinbach (s. oben § 108). — Dialektgeographie: s. K. Wagner, Deutsche Sprachlandschaften. Marburg i. H. 1927. — Hausforschung: vgl. A. Helbok in: Volkskundl. Gaben. J. Meier zum 70. Geburtstag dargebracht. Berlin und Leipzig 1934. S. 55 (dort Karte). — **Zu § 85:** Siehe Langenbeck (s. zu § 83). — **Zu § 88:** Quarksteine usw. s. E. Schwarz in: Zeitschrift für Sudetendeutsche Volkskunde I, 17ff. — **Zu § 89:** Weitere Beispiele bei Andresen (s. oben zu § 43). — Th. Graesse, Geschlechtsnamen und Wappensagen des Adels deutscher Nation. Dresden 1876. — **Zu § 92:** Siehe Will, W., Zu den rheinischen Bachnamen in: Rheinische Vierteljahrsblätter 1934, Heft 3, S. 195. — **Zu § 93:** Siehe A. Bach (s. oben zu § 2—3), § 74ff. — Arnold, Ansiedlungen ... (s. oben zu § 77). — Best (s. oben § 108). — **Zu § 96ff.:** In die vorliegende Darstellung sind einige Stellen aus meiner Besprechung der Bestschen Arbeit (s. oben § 108) übernommen worden. — Bethge, O., in: Wörter und Sachen VI, 58ff. — **Zu § 98ff.:** Best (s. oben § 108). — **Zu § 99:** Freudenthal, H., in: Zeitschrift für Deutschkunde 1931, S. 21f.

Zu den Karten.

Die dieser Arbeit beigegebenen Karten zeichnete mein Assistent im Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, Herr Dr. Anton Meyer, nach den jeweils angegebenen Vor- und Unterlagen. Auf Karte 414 fehlen neun Orte westlich der Elbe, auf Karte 416 vier, die außerhalb des von den Karten umschriebenen Gebietes fallen.

Die vorliegende Arbeit wurde im Dezember 1935 abgeschlossen und später durch Nachträge ergänzt.

Druckfehler und Berichtigungen.

Bd. I. S. 303, Abb. 261: lies **Zerbst** statt Bremen.

S. 305, Zeile 20: lies **Sisamnes** statt Sisebut.

Bd. II. S. 35, Zeile 12 von unten: lies **Merseburg** statt Magdeburg.

S. 57, Zeile 10/11: lies unter Führung **des Faschings und der Frau Fasten** anstatt unter Führung der Prinzen Chairnage und Carême.

S. 58, Abb. 92 und 93, S. 61, Abb. 96: die Aufnahmen sind nicht von Kurt Schicketanz, sondern von **Herbert Wüstner.**

S. 132, Zeile 17: lies **Backobst** statt Backwerk.

S. 137, Zeile 19 von unten: lies **kunstvolles** statt künstliches.

S. 159, letzte Zeile: lies **werdende Mutter** statt Wöchnerin.

Bd. III. S. 301, Zeile 18: lies **402** statt 403.

Namen- und Sachregister

Aalsuppe III, 147.
Abbau III, 180.
Abbilder I, 236.
Abdecker I, 150.
Abendmahl II, 171.
Abendmahlsgang I, 258.
Abendmahlsscheu I, 259.
Aberglauben I, 268.
Abgabepflicht I, 293.
Abklopfen II, 185.
Ablaß I, 250.
Abo I, 184.
Abschiedsgrüße I, 321.
Abstraktwörter III, 305.
Abstreifen I, 273.
Abwalmung III, 248.
Abwehrriten II, 39.
Abwehrzauber I, 231.
Abzählreime II, 253.
Achenseehaus III, 259.
Achenwall I, 12.
Ackergöttin I, 227.
Adamsbäume II, 137.
Adam- und Evaspiel II, 143, 439.
Aderlaß I, 283.
Aderlaßmännchen I, 283.
Adlerberg-Kultur I, 66.
Adlerstein I, 277; II, 162.
Adoption III, 299.
Adventskalender II, 118.
Adventskränze II, 118.
Adventsspiele II, 125, 439.
Adventsstern II, 118.
Adventswochen II, 118.
Ahasverus II, 342.
Ahle Jusef II, 434.
Aisten I, 129.
Alb-Salemer Stil I, 67.
Album Graecum I, 278.
Alemannen I, 71, 121, 123, 133.
Alemannenhaus III, 245.
Alexius II, 458.
Aliruna II, 337.
Allemande II, 274, 297, 383.
Allemanische Haus III, 257.
Aller Heiligen I, 250.
Allerseelen I, 250; II, 130.
Allerseelenfest II, 112.
Allgäuer Haus III, 248.
Allgemeingültiges I, 5.
Allmende III, 159, 161.
Almabtrieb II, 214.
Almhütten III, 159.
Almsiedlung III, 167.
Alp I, 271; II, 336.
Alpachtalertracht III, 131.
Alpbritsche I, 302.
Alpdrücken I, 275.
Alpenhaus III, 250.
Alpensennhütte III, 250.
Alphorn II, 283.
Alpsagen II, 337, 347.
Altar III, 280.
Altbaierntum I, 133.
Alte II, 105.
Alte Land III, 86.
Altenburger Tracht III, 101.
Altfriesische Tracht III, 70.
Althaus III, 256.
Altländer Tracht III, 86.
Altlothringisches Haus III, 243.
Altmark I, 132; III, 228.
Altoberschwäbisches Haus III, 248.
Altsachsen I, 129.
Altweibermarkt II, 69.
Altweibermühle II, 109.
Amman, Jost I, 137.
Amulette I, 235, 271, 279; II, 163
Anastasiushaupt II, 162.
Andacht I, 245.
Andernach III, 183.
Andertan I, 74.
Anderthalbstöckiges Haus III, 246.
Andreas-Hofer-Spiele II, 462.
Andreastag II, 117.
Andreaszöpfe III, 153.
Anekdoten III, 427.
Anfluchen I, 278.
Angeln I, 70.
Anger II, 270, 291.
Angerdorf III, 160, 161, 174, 175, 177.
Anhexen I, 278.
Anna I, 246.
Anno Santo I, 244.
Anredegrüße I, 320.
Ansiedlungskommission I, 131.
Ansingelied II, 438.
Anthropologie I, 151.
Antike I, 84.
Antonius I, 226.
Antoniusfeuer I, 280.
Anzaubern I, 275, 278.
Anzeichen II, 188.
Apfel II, 178.
Apluts II, 115.
Apostelnamen II, 165.
Apostelspiel II, 434.
Aposteluhrwerk II, 466.
Appenzell III, 119.
Äquatortaufe II, 212.
Arbeiterdichtung I, 115.
Arbeitsfront I, 119.
Arbeitsgrüße I, 321.
Arbeitslager I, 119.
Arbogast I, 84.
Archiater I, 271.
Armbrustschützengilden II, 259.
Armeseelenbilder II, 198.
Armeseelenrosenkranz II, 112.
Armesünderblut I, 306.
Arndt, Ernst Moritz I, 9.
Arnika II, 98.
Arnulf, Bischof I, 89.
Artisten I, 145.
Aschenmöhme II, 126.
Aschermittwoch II, 50.
Askanier I, 129.
Äskulapstab I, 225.
Asselborn, Schäfer von I, 172.
Astern III, 204.
Asylrecht II, 270.
Athanasienhof I, 171.
Ätiologische Sage II, 345.
Atlas der deutschen Volkskunde I, 13, 14, 100; III, 291.
Atlas linguistique III, 283.
Attich I, 276.
Aubet I, 232.
Auferstehungstag II, 198.
Aufgebinde II, 181.
Aufgebotstafel I, 312.
Aufklärungszeit I, 290.
Aufnahmeriten II, 177.
Aufnahmeweihen II, 212.
Auge I, 230.
Augenleiden I, 236.
Augsburg III, 183.
Aunjetitzer Kultur I, 65.
Aurikeln III, 203.
Aurither Typ I, 65.
Auslandsdeutschtum I, 170.
Außenstadt III, 197.
Axt I, 219.
Axtgott I, 220.

Baar III, 113.
Bach, Adolf III, 321.
Bachtanz I, 298.
Backespiel III, 143.
Backhähndl III, 151.
Backofen III, 142, 215, 231, 240, 245, 262, 264.
Backsteinhaus III, 230.
Badestube I, 281.
Baiern I, 121, 123.
Bajuvaren I, 72.
Bajuvarenhaus III, 253.
Bajuvarisch-oberösterreichisches Gehöft III, 261.
Balkendecke III, 280.
Ball II, 252, 259.
Ballhäuser II, 259.
Ballspiel II, 259.
Balsamträger I, 282.
Balthasar I, 225.
Baltikum I, 129.
Bamberger Götzen I, 216.
Bambusrohrhütte III, 270.
Banat I, 136.
Banater Haus III, 270.
Banater Schwaben III, 138.
Banater Tracht III, 138.
Bandeltanz II, 74.
Bändertanz II, 303.
Bänkelsänger I, 147, 173.
Bannformeln II, 270.
Bannwein I, 296.
Bär II, 122.
Barbarazweige II, 137.
Barbiertanz II, 457.
Bärenfang III, 147.
Barfuß I, 231.
Bary III, 222.
Barghus III, 222.
Barock III, 278.
Bartholomäustag II, 103.
Bartsch III, 147.
Basel III, 183.
Basilienkraut III, 202.
Baßgeige II, 282.
Batonjengraben I, 277.
Baude III, 264.
Bauer III, 248.
Bauernbäder I, 273.
Bauernbreughel II, 168.
Bauerngarten III, 199.
Bauernhaus III, 207.
Bauernhausmodelle III, 227.
Bauernhochzeit II, 180.
Bauernkantate II, 274, 377.
Bauernkapelle II, 283.
Bauernlyra II, 282.
Bauernpflanzen III, 199.
Bauernpossen II, 457.
Bauernrennen II, 258.
Bauernspiele II, 93, 441.
Bauernstube, wendländische III, 87.
Bauerntänze II, 297.
Bauerntum I, 7, 11.
Bauernturnier II, 266.
Bauernzahlen I, 302.
Bauerpfennig I, 93.
Baum I, 216.
Baumglaube I, 219.
Baumkult II, 99.
Baumorakel I, 217.
Bauopfer I, 234.
Bauplatz I, 234.
Baustoff III, 209, 279.
Bayernhaus III, 245.
Bayrische Hiasl I, 301.
Bayrische Hiesel I, 150; II, 346, 473.
Bayernpassion II, 442.
Bayrisches Einheitshaus III, 258.
Beanen II, 211.
Beerdigung I, 256, 257.
Beerdigungsgang II, 192.
Begegnungsgrüße I, 321.
Begräbnis I, 110.
Beharrlichkeit III, 277.
Behrmann, Walter I, 24.
Beichte I, 249.
Beifuß II, 98.
Beinamen III, 327.
Beinhaus II, 197.
Beitl, Richard II, 251.
Bemalung II, 243; III, 280.
Bendmütze III, 89.
Benedikt I, 230.
Benediktuskreuz I, 235.
Bennewitz I, 65.
Bengel, J. Albr. I, 266.
Bergbauernhaus III, 246.
Berghaus III, 250.
Bergische Form III, 231.
Bergmannsspiel II, 457.
Bergwiesentanz II, 214.
Berliner Pfannkuchen III, 148.
Berliner Weihnachtsspiel II, 437.
Berliner Weiße III, 148.
Bernemer Kerb II, 109.
Berner Haus III, 252.
Berner-Oberländer-Haus III, 250.
Berner-Oberländer-Tracht III, 123.
Berufen I, 279.
Berufsfeste II, 217.
Berufsnamen III, 331.
Berufstrachten II, 204.
Berufsumschichtung I, 141.
Berufswandertruppen II, 448.
Berührungszauber I, 231.
Bescheid tun III, 154.
Beschieferung III, 234.
Beschreien I, 279.
Besenbinder II, 279.
Besenhändler I, 149.
Besentanz II, 183.
Besitzernamen III, 344.
Besprechen I, 276.
Besprecher I, 271.
Besprechungsformeln I, 276.
Beteuerung II, 270.
Betrachtung, morphologische III, 166.
Betrunken III, 314.
Bettelmarke I, 310.
Bettlerkirch I, 178.
Bettwärmer I, 90.
Betzel III, 97.
Betzinger Tracht III, 111.
Bevölkerungsdichte I, 140.
Bevölkerungsvermehrung I, 141.
Bevölkerungsverschiebungen III, 330.

Bewegungsspiele II, 252, 256.
Bewerfen II, 42.
Bibel I, 265.
Bieken(Biiken-)brennen I, 295; II, 35.
Biernamen II, 210.
Bilderbogen II, 161.
Bildhaftigkeit III, 309.
Bildschmuck I, 22.
Bildstock II, 199.
Bilegger III, 215.
Billendorfer Typ I, 65.
Bilsener Herodesspiel II, 435.
Bilsenkraut II, 98.
Bilwis II, 106.
Bilwitze I, 275.
Bindebräuche II, 107.
Bindelieder II, 107.
Binden II, 107.
Binderbalken III, 214.
Bindse III, 91.
Bindwams III, 94.
Binnendeutschtum I, 171.
Binnengermanen I, 120.
Birkenbaumsage II, 347.
Birnenbrot III, 154.
Bischofsring II, 176.
Bischofssitze III, 184.
Bischofsspiel I, 301; II, 168.
Bischofsstadt III, 185.
Bischofszell III, 185.
Bittfrauen II, 177.
Bitze III, 354.
Blasius I, 247.
Blaubart II, 471.
Blaubartmärchen II, 319.
Bleigießen I, 232; II, 127.
Blindekuh II, 253.
Blindekuhspiel II, 269.
Block I, 308.
Blockbau III, 235, 239, 245, 248, 249, 254, 263.
Blockbaugrenze III, 251.
Blockbauten III, 279.
Blockflöte II, 286.
Blockfluren III, 159, 163.
Blockhaus III, 251.
Blockholz III, 250.
Blockholzbau III, 240.
Blockstube III, 235.
Blockverband III, 235.
Blockwandhaus III, 269.
Blockwände III, 248.
Blockziehen II, 47.
Blumenpercht II, 128.
Blumenteppich II, 94.
Blutkuchen III, 146.
Bluts- und Lebensgemeinschaft I, 3.
Blutstein I, 277.
Blut und Boden I, 3.
Bocciaspiel II, 262.
Bochselnächte II, 127.
Bockhornbrennen II, 64.
Bockstürzen II, 110.
Bodelschwingh, v. I, 266.
Bodenständigkeit III, 208.
Boehm, Max H. I, 170.
Bogen I, 211.
Bohemus, Johannes I, 137.
Bohlenbau III, 246.
Bohlenständerbau III, 248.
Bohlenständerwand III, 248.
Bohlstuhl III, 235.
Böhme, Jakob I, 94.
Böhmen (Passion) II, 447.
Böhmerwaldhaus III, 263.
Böhmerwaldpassion II, 439.
Böhmerwaldtracht III, 107.
Bohnen III, 199.
Bohnenberger III, 287.
Bohnenkönig II, 156, 438.
Bohnenkraut III, 201.
Bolisbock II, 121.
Bolte, Johannes I, 14.
Bonifatius I, 89.
Boppard III, 183.
Bornhausen I, 211.
Borta III, 82.
Borte III, 138.
Borten III ,135.
Böse Grid I, 227,
Böser Blick I, 230, 235, 279.
Bosseln II, 262.
Bostdok III, 72.
Boykottierung der Kirche I, 261.
Bozener Umgang II, 452.
Boak III, 95.
Brägenmütze III, 89.
Brandbestattung I, 72.
Brandgrubengrab I, 70.
Brandopfer II, 65.
Brandprozession I, 244.
Bratwurst III, 149.
Brauch II, 33.
Brauchtum II, 33.
Braunauer Herodesspiel II, 437.
Braunkohl III, 146.
Braunschweig III, 197.
Braunschweigisches Trachtengebiet III, 88.
Brautapfel II, 178.
Brautball II, 260.
Brautbaum II, 80, 178.
Brautbier II, 174.
Brautbrief II, 175.
Brautführer I, 313; II, 185.
Brautgebetbuch I, 110.
Brautgewinnung II, 177.
Brautgürtel II, 177.
Brautkranz I, 110; II, 181.
Brautkrone II, 181; III, 101.
Brautkuh II, 186.
Brautlauf I, 296; II, 80, 185.
Brautpaar II, 180.
Brautraub II, 177.
Brautschafferin II, 181.
Brautschleier II, 185.
Brautstuhl II, 185.
Brauttanz II, 182.
Brautwagen II, 184.
Brautweihe I, 220.
Bräutigam II, 185.
Bräutigamsmütze II, 177.
Brechelbrautspiel II, 434.
Brechelhochzeit II, 453.
Bregenzer Wald III, 129.
Bregenzer Wälderhaus III, 253.
Bregenzer-Wald-Tracht III, 127.
Breinwürste III, 152.
Breitenhaus III, 268.
Bremervörder Gruppe III, 85.
Bretterverschalung III, 279.
Brettschindeln III, 250, 263.
Brettspiele II, 265.
Brezelmann II, 214.
Breughel, Pieter I, 274.
Brezel III, 153, 154.
Briefe I, 275.
Brigachtal III, 114.
Bringemeier, Martha I, 20.
Brink II, 270.
Brixlegger Spiel II, 435.
Bröger, Karl I, 116.
Bronzezeit I, 66.
Brostlapp III, 79.
Brot III, 141, 153.
Brot und Salz II, 210.
Bruchsteinmauerwerk III, 279.
Brückenspiel II, 253.
Brückenzollmarke I, 310.
Brüder Grimm I, 9.
Brüderschaften I, 91.
Brüderschaftsbuch I, 93.
Brummtopf II, 287.
Brunnenfeste II, 91.
Brunnengott I, 226.
Brüstungsbretter III, 251.
Bubenfahnen I, 290.
Bubenschenkel III, 153.
Bucellarii I, 84.
Buchau I, 68.
Buchdruckerspiel II, 456.
Buchs III, 204.
Buchsbaum II, 161.
Buchweizenpfannkuchen III, 146.
Bückeberg II, 222.
Bückeburger Tracht III, 88, 91.
Buckelgefäß I, 65.
Bügelbaum II, 140.
Bühnenform II, 442.
Bumbaß II, 282,
Bundschuhe III, 69.
Bundwerk III, 254.
Buntsandsteinplatten III, 227.
Burg I, 76.
Burgberg III, 185.
Burgen III, 184.
Burgenland III, 137.
Burgenländer Scheune III, 269.
Bürgerspiel II, 465.
Burgstädte III, 184, 185.
Burgstraße III, 185.
Burgunden I, 71.
Burgwalltypus I, 65.
Burschenbäume II, 161.
Burschenschaften II, 202.
Busch, Wilhelm III, 423.
Büsche III, 317.
Büscherl I, 276.
Büßen I, 276.
Buskenblaser II, 435.
Buskenbüttel III, 359.
Buttenmänner II, 123.
Büttentanz II, 208.
Butter III, 152.
Butterfaß II, 248.
Büttnertänze II, 209.
Butzenbrechtl II, 123.
Butzemann II, 105.

Carrus Navalis I, 222.
Caspar I, 225.
Charbrow III, 278.
Chatten I, 124.
Chauken I, 70, 73.
Cherusker I, 70.
Childerichgrab I, 73.
Chlungern II, 128.
Chnodomar I, 85.
Christ II, 434.
Christbaum II, 133.
Christbaumschmuck II, 141.
Christentum I, 87.
Christgeburtsfeier II, 129.
Christgeburtsspiele II, 143.
Christianisierung II, 34.
Christkind II, 119, 434.
Christkindel Einkehr II, 434.
Christkindelumzug II, 141.
Christmaien II, 135.
Christmaspudding II, 136.
Christmette II, 143.
Christmettenspiele II, 143.
Christvesper I, 256.
Chrungeli II, 128.
Chrüzgangchappe III, 125.
Cimbrisches Haus III, 223.
Citybildung III, 195.
Coiflihube III, 122.
Contes de fées II, 322.
Corpus-Christi-Bruderschaft II, 452.
Courante II, 297.
Cro-Magnon-Rasse I, 154.
Cubet I, 232.

Dach III, 247.
Dachauer Tracht III, 109.
Dachbalkenlage III, 236.
Dachdeckung III, 279.
Dachformen III, 209, 226, 231, 243.
Dachgiebel I, 234.
Dachkragenmantel III, 100.
Dachluken III, 226.
Dachpfannen III, 279.
Dachpfettenträger III, 251.
Dachsparren III, 214.
Daemonum turba II, 433.
Daleman III, 137.
Dame II, 265.
Damenkaffeekränzchen II, 203.
Dämonen I, 234, 275.
Dämonenlarven I, 113.
Dampfbad I, 283.
Dampfnudeln III, 150.
Danzig III, 191.
Dassen III, 89.
Dauerläuten II, 113.
Dautenheim I, 68.
Dechseler Kultfigur I, 65.
Deckenmalerei III, 257.
Deernsmütz III, 74,
Deffereggentaler Tracht III, 132.
Degerndorf I, 189.
Deichhufenflur III, 162.
Deposition II, 211.
Depositionsinstrumente II, 211.
Depositionssitten II, 211.
Descartes I, 94.
Des Knaben Wunderhorn I, 9.
Dessau III, 190.
Deutsche Arbeitsfront II, 222.
Deutsche Heldensage I, 9.
Deutsche Mythologie I, 9.
Deutscher Boden I, 24.
Deutscher Gruß I, 324.
Deutscher Kulturboden I, 31.
Deutsches Auslandsinstitut I, 188.
Deutsch-Freiburger-Tracht III, 125.
Deutschheit I, 7.
Deutschland I, 28.
Deutschritter I, 129.
Deutschschlesier I, 129.
Deutschtum I, 3.
Devotionalien I, 248.
Diagonalstraßen III, 194.
Dicke Bohnen III, 146.
Diebesholz III, 161.
Diele III, 212.
Dienerschild I, 309.
Dienstbotenwechsel II, 114.
Dieterich, Albrecht I, 13.
Dill III, 201.
Dimediskappe III, 95.
Dinarische Rasse I, 155.
Dinkelsbühl II, 462.
Diözesangrenze III, 293.
Dips III, 88.
Dobrudscha I, 177.
Dobrula III, 79.
Dockenkomödie II, 478.
Dollochs II, 121.
Dombrawa I, 174.
Donauschwaben I, 175.
Donk III, 248.
Donnerkeil I, 278.
Doornick I, 73.
Doppelaxt I, 219.
Doppelkopf I, 231.
Doppel-T-Hof III, 258.
Doppelvornamen II, 165.
Doppelwegedorf III, 179.
Doppelwirtschaften III, 270.
Dorf III, 169.
Dorfformen III, 176.
Dorffriedhof III, 276, 281.
Dorfgemeinschaft I, 21.
Dorfkirche III, 276.
Dorfkirchweih II, 109.
Dorfmusikantensextett II, 276.
Dorfschulze III, 88.
Dorpat I, 176.
Drachenstein I, 278.
Drachenstich II, 95, 252, 452; III,432.
Drachentöter I, 224, 229.
Drausenseegebiet III, 163.
Dreckapotheke I, 278.
Dreher II, 279, 463.
Drehleier II, 276, 282, 286.
Drehorgel II, 273, 285.
Dreifelderwirtschaft III, 160.
Dreigesicht I, 232.
Dreikönigsgesänge II, 153.
Dreikönigssagen II, 151.
Dreikönigsspiele II, 151, 433, 437.
Dreikönigstag I, 225; II, 149.
Dreikönigsuhr II, 466.
Dreikönigszettel II, 150.
Dreikopf I, 231.
Dreisässiges Haus III, 250, 252.
Dreischiffigkeit III, 212.
Dreiseithof III, 225, 228, 238, 258, 261, 263.
Dreitimpenhut III, 88.
Dreizahl II, 308, 346.
Drempel III, 237.
Drempelgeschoßhaus III, 240.
Dreschtenne III, 212.
Drischellagspiele II, 453, 457.
Drögenstücke III, 146.
Drudenfuß II, 162.
Dudelsack II, 281,

Dullbrett I, 277.
Durchfahrtsscheune III, 239.
Durchkriechen I, 273; II, 162.

Eber II, 122.
Eberkämpfe II, 114.
Eberlin v. Günzburg I, 297.
Eberreiter II, 122.
Echternacher Springprozession I, 274.
Eckardt, Hermann I, 150.
Edigna I, 218, 227, 248.
Edmond III, 283.
Effeltricher Tracht III, 108.
Egerländer Tracht III, 107.
Ehe II, 171.
Ehebrief II, 175.
Ehebruch III, 363.
Ehepfand II, 176.
Ehepfennige II, 176.
Ehescheidungen I, 257.
Ehewiege I, 304.
Ehrentanz II, 182, 304.
Ei II, 66.
Eidam II, 174.
Eiderstedter Hauberg III, 222.
Eidop III, 89.
Eidschwur I, 322.
Eierbaum II, 98, 99.
Eierberg III, 362.
Eierfahrten II, 203.
Eierklauben II, 256.
Eierlaufen II, 68, 203.
Eierlesen II, 256.
Eierpecken II, 263.
Eierpoizen II, 67.
Eiersammeln I, 289.
Eierschieben II, 67.
Eierspecken II, 64, 67.
Eierspiele II, 268.
Eierweihe II, 65.
Eierwerfen II, 68.
Eigennamen III, 321, 354.
Eihäutchen II, 162.
Einfahrtsbrücke III, 248.
Einfahrtsschuppen III, 268.
Einfeuerigkeit III, 226.
Einfirsthaus III, 244.
Einhaus III, 227, 245, 247, 250.
Einheitshaus III, 212, 226, 263, 268.
Einheitshausanlage III, 243.
Einhüftiges Haus III, 239.
Einkehrspiele II, 452.
Einöde III, 167.
Einräumiges Haus III, 225.
Einspringsbier I, 94.
Einstraßensystem III, 188.
Eintonpfeife II, 285.
Einweihungsriten III, 431.
Einzelgänger I, 145.
Einzelhof III, 167.
Einzelhofdorf III, 168.
Einzelhöfe III, 159.
Einzelhofsiedlung III, 168, 171.
Eisschießen II, 262.
Eisenkraut II, 98.
Eiserne Jungfrau I, 305.
Eislauf II, 257.
Eisstockschießen II, 260.
Ekossaise II, 280.
Elbensagen II, 347.
Elbing III, 197.
Elbslawen III, 87.
Elfenbeinrose I, 204.
Elisabethzyllus II, 346.
Elsaß III, 245.
Elsässer I, 133.
Elsässerin III, 117.
Elsässer Tracht III, 117.
Elztal III, 115.
Embede I, 232.
Emporenstube III, 235.
Empusen II, 338.
Endorf II, 460.
Engelsverkündigung II, 434.
Engelweihe II, 111.
Entenschnäbel III, 69.
Entrückung II, 337.
Entstehung der Sage II, 344.
Entwicklungslinien III, 225.
Enzianwurzel I, 282.
Epiphanias II, 150.
Epona I, 227.
Erbach I, 204.
Erbärmdebilder II, 445.
Erbgut I, 193.
Erbmasse I, 5.
Erbschlüssel II, 162.
Erbsen III, 199.
Erbsenbär II, 44, 87, 110; III, 431.
Erdgeschoßhaus III, 240.
Erdhütten III, 213, 270.
Erdkundler III, 271.
Erdsage II, 347.
Erk, Ludwig I, 10; II, 355.
Erlebnissagen II, 345.
Ern III, 232.
Erntedämonen II, 105.
Erntedankfest I, 119; II, 103.
Erntefest II, 106.
Erntegeist II, 106.
Erntehahn II, 105.
Erntekranz II, 103.
Erntemai II, 107.
Ernteopfer I, 227.
Erntespiele II, 267.
Erntetag I, 194.
Erntetanz II, 303.
Erstkommunikantinnen II, 168.
Erzähllied II, 375.
Erzählweise III, 305.
Eschflur III, 163, 168.
Esel II, 122.
Eselsfest II, 119.
Eselsohren I, 323.
Ethno-Geographie I, 100.
Exerzitien I, 249.
Exerzitienhaus I, 252.

Faber, Felix I, 137.
Fabrikarbeiter I, 141.
Fachwerk III, 245, 263, 266, 279.
Fachwerkbau III, 245, 246, 249, 269.
Fachwerkhäuser III, 230, 270.
Fack III, 221.
Fackelkämpfe II, 116.
Fackeltänze II, 209.
Fadenmarionette II, 476.
Fagott II, 283.
Fahne II, 223.
Fahnenjagen II, 258.
Fahnenschwenken II, 217.
Fahnentanz II, 300.
Fahrrad III, 1.
Fähre III, 1.
Fahrendes Volk I, 145, 146.
Fahrwasser III, 2.
Fahrzeugformen II, 2.
Fälische Rasse I, 153, 154.
Fallersleben II, 355.
Familienbewußtsein III, 336.
Familiennamen II, 165; III, 324, 327, 368.
Fangen II, 49.
Fangspiele II, 253, 256, 269.
Farbprovinzen III, 28.
Fasching II, 36.
Faßmaler II, 242.
Fassadenmalerei III, 257.
Fastenbrezelgeschenkbild II, 50.
Fastensonntag I, 25.
Fastnacht II, 36, 219.
Fastnachtsbande II, 35.
Fastnachtsbär II, 44.
Fastnachtsbaum II, 47.
Fastnachtsbrauchtum II, 219.
Fastnachtsbutz II, 157.
Fastnachtsdienstag II, 35.
Fastnachtsfeuer I, 288; II, 40.
Fastnachtsgericht II, 455.
Fastnachtsküchlein II, 50.
Fastnachtspritsche II, 286.
Fastnachtsrute II, 157.
Fastnachtssonntag II, 35.
Fastnachtsspiele II, 453; III, 431.
Fastnachtstanz II, 48.
Fastnachtsumzug II, 37.
Fatschenpuppen II, 244.
Faust I, 285.
Faustdichtung II, 343.
Faust-Puppenspiel II, 470.
Fayence III, 39.
Februar II, 35.
Fechten II, 258.
Fehnkultur III, 168.
Feiergesang II, 367.
Feldberg i. M. I, 76.
Feldbreiten III, 161.
Feldflasche III, 23.
Feldflur III, 160.
Feldprozessionen II, 95.
Feldwirtschaft II, 8.
Femgericht I, 304, 307.
Femschöffen I, 304.
Fenchel III, 201.
Fenriswolf I, 224.
Fenstererker III, 246.
Fenstergefäße I, 74.
Fenstersteuer III, 242.
Ferngrüßen I, 317.
Fesselung II, 188.
Festgottesdienst I, 245.
Festmahl I, 295.
Festwiese I, 113.
Feuerbestattung II, 188.
Feuerböcke I, 68; III, 52.
Feuerbrand II, 157.
Feuerfresser I, 146.
Feuerhaus 3, 260.
Feuerhut III, 262.
Feuermännchen II, 105.
Feuermantel III, 262.
Feuerräder I, 222; II, 63, 101.
Feuersegen I, 114.
Feuersprüche II, 97.
Feuersprung II, 100.
Feuerstätten III, 226, 262, 264, 265.
Feuerstellen III, 210.
Feuerverehrung I, 234.
Feuerzauber II, 111, 137, 337.
Fibel I, 72, 73; III, 55.
Fichtenäcker III, 161.
Fieberpaderln I, 276.
Fiedel II, 282.
Fiedriges Wegedorf III, 179.
Figuralprozession II, 452.
Filigran III, 54.
Findlingsblöcke III, 279.
Fingerhakeln II, 263.
Firmung I, 113, 244.
Firstsäule III, 252.
Fischer, Georg I, 136.
Fischer, H. III, 283.
Fischerfeste II, 103.
Fischerkönig II, 215.
Fischersiedlung III, 168.
Fischerstadt III, 188.
Fischerstechen II, 206, 213, 215, 266.
Fischfaß III, 10.
Fischkasten III, 8.
Fischzugstage II, 215.
Flachdach III, 243, 249, 251, 255, 263.
Flächenhafte Erweiterung III, 196.
Flachgrab I, 76.
Flachsbau II, 28.
Flachsheringe III, 20.
Flachsmahl II, 111.
Flachssegen I, 225.
Fladen III, 141.
Flechterei III, 44.
Flechtmuster III, 48.
Fleischtag III, 152.
Flenbin II, 189.
Flett III, 215.
Flieder III, 205.
Flintsbach II, 460.
Flinsen III, 147.
Flitterheid III, 101.
Floß III, 2, 7.
Flöß III, 256.
Fluchtburgen II, 291.
Flügelhaube III, 93.
Flügelpyramide II, 139.
Flur III, 226.
Flurformen III, 159, 161.
Flurküche III, 261.
Flurnamen III, 161, 344, 355, 368.
Flurplan III, 177.
Flursegen I, 225.
Flurumgänge I, 225.
Flurumgangshymnen II, 289.
Flurzwang III, 160, 161.
Flußnamen III, 344.
Fojehemd III, 76.
Folklore I, 4, 11, 12.
Folklore Fellow Communikations I, 14.
Folkloristischer Forscherbund I, 13.
Folter I, 305.
Formeln III, 320.
Formenlehre III, 284.
Forstfest II, 103.
Fortleben II, 187.
Fragebogen I, 10.
Fraisboden II, 103.
Fraisenhäubchen II, 162.
Fraisketten I, 277.
Franken I, 71, 73, 121, 122, 132 II, 163.
Frankfurt a. M. III, 197.
Fränkisches Haus III, 245, 250.
Fränkisches Gehöft III, 260.
Fränkische Tracht III, 107.
Frankspitze III, 241.
Franziskanerorden III, 324.
Französischer Sprachatlas III, 283.
Frau III, 316.
Frauendreißiger II, 103.
Frauenfastnacht II, 49, 203.
Frauenfest II, 164.
Frauengerichte I, 300.
Frauenhaube II, 177.
Frau Hollen-Sage II, 331.
Frauenblatt III, 202.
Frauentragen II, 435.
Frautafeln II, 118.
Freese III, 85.
Freiburg i. B. III, 192.
Freiersmann II, 173.
Freigraf I, 304.
Freilicht-Volksspiel II, 442.
Freiling III, 287.
Freinacht II, 80, 98.
Freischlag II, 157.
Freistatt II, 269.
Freitag I, 242.
Freitreppe III, 246.
Freizeit I, 119.
Fremdwörter III, 303.
Frese III, 89.
Freudenschere II, 262.
Freudenschnalle II, 171.
Freudenstadt III, 115.
Freya I, 227.
Friedensspiel II, 457.
Friedersdorfer Spiel II, 437.
Friedhöfe II, 291.
Friese, Friedr. I, 137.
Friesen I, 125; II, 162.
Friesenhaus III, 220.
Friesentücher III, 46.
Friesentum I, 132.
Friesischer Typ III, 211.
Frigambray II, 297.
Friller Gruppe III, 91.
Friller Tracht III, 93.
Fronleichnam II, 94.
Fronleichnamsprozession I, 222.
Fronleichnamsspiel II, 95, 451.
Fronleichnamsteppich II, 94.
Frontänze I, 297.
Froschfest II, 85.
Fruchtbarkeit I, 225.
Fruchtbarkeitsdämon II, 99.
Fruchtbarkeitsgeist II, 106.
Fruchtbarkeitsprozession I, 222.
Fruchtbarkeitsriten I, 251; II, 42.
Fruchtbarkeitssymbol III, 23.
Fruchtbarkeitstanz II, 48.
Fruchtbarkeitszauber II, 74; III, 153.
Früchtebrot II, 132.
Fru Godetanz II, 303.
Frühling II, 225.
Frühlingsball II, 260.
Frühlingsfest I, 119, 256.
Frühlingskult II, 37.
Frühlingskuren I, 283.
Frühlingsspiele II, 455.
Frühstück III, 144.
Fuchs II, 161.

Fuchsenbräuche II, 211.
Fuchsenprellen II, 211.
Fuchsenritt II, 211.
Fuchsentaufe II, 211.
Fudelgeld I, 291.
Führer I, 3.
Fummeln III, 153.
Funkensonntag II, 40, 42.
Fünzel III, 154.
Fürstengräber I, 65, 69, 72.
Furten III, 3.
Furtwangen III, 114.
Fuß I, 231; III, 314.
Fußabdrücke I, 231.
Fußbrett III, 26.
Fußeisen III, 7.
Fußfuhren III, 7.
Fußwaschung II, 59.
Futterhaus III, 260.
Futterkörbe III, 8.
Fylgia II, 187.

Gabelli III, 9.
Gabelmacherei III, 24.
Gailtalerin III, 133.
Galdr I, 271.
Galen III, 141.
Galeonfiguren III, 32.
Galerie III, 247.
Galerien III, 235, 251.
Galgen I, 306.
Galgenfest I, 295.
Galgenkette I, 306.
Gall, Joh. Mich. II, 441.
Galliarde II, 290.
Gallus I, 89.
Gallustag II, 111.
Gänsedieb II, 274.
Gänseleberpastete III, 149.
Gänsespiel II, 265.
Gansreißen II, 215.
Gansreiten II, 110.
Ganzwalm III, 216.
Garbenaufstellung II, 15.
Gärhaus III, 232.
Gart III, 199.
Gartengelänge III, 161.
Gartennelke III, 203.
Gartenraute III, 202.
Gartenthymian III, 201.
Gasseln II, 170.
Gassendorf III, 169, 177.
Gassentunze II, 209.
Gasteinerin III, 133.
Gastpferdestall III, 235.
Gautschbrief II, 212.
Gautschen II, 212.
Gautypen I, 100.
Gavotte II, 297.
Gebäckmodel II, 133.
Gebärden I, 315.
Gebärhelferin II, 162.
Gebärmutter als Kröte I, 281.
Gebärstuhl II, 162.
Gebäudeanzahl III, 209.
Gebeinkapelle II, 198.
Gebet I, 249.
Gebildbrote II, 117, 126, 164, 208; III, 52, 53, 153.
Gebildweberei III, 45.
Gebirgshaus III, 240.
Gebockelzel III, 136.
Geburtsakt II, 162.
Geburtsbaum II, 162.
Gebweiler III, 192.
Gedeckte Hofeinfahrt III, 229.
Gedenkblatt II, 189.
Geestbezirke III, 86.
Geestländische Trachtengruppen III, 84.
Geheimnamen III, 342.
Gehöft II, 8.
Gehöftanlage III, 248.
Gehöftbildung III, 228.
Gehöftformen III, 267.
Gehstock III, 5.
Geierspiel II, 256.
Geige II, 282.
Geiler v. Kaisersberg II, 37.
Geisler, Walter III, 156.
Geißlerlieder II, 380.
Geißlerzüge II, 450.
Geisterbeschwörung II, 345.
Geisterpferd II, 335.
Geisterschimmel II, 345.
Geistertreiben II, 130.
Geisterzüge II, 433.
Geißweg III, 5.
Geißwerfen II, 253.
Geländer III, 246.
Gelänge III, 161.
Gelängshufenfluren III, 161.
Geleitslöffel I, 301.
Gemar III, 186.
Gemeindebackhäuser III, 142, 231.
Gemeinschaft I, 22.
Gemeinschaftsformen I, 20, 21.
Gemeinschaftsgut, primitives III, 18.
Gemeinschaftskultur, primitive I, 14.
Gemeinschaftsmotive II, 315.
Gemischte Gräberfelder I, 71.
Gemshorn II, 286.
Gemura II, 459.
Gemüsegarten III, 205.
Gemüsepflanzen III, 200.
Genie-Lehre I, 195.
Genossenschaften I, 91.
Genoveva II, 444, 459.
Geographische Methode I, 14, 17.
Georginen III, 204.
Gepiden I, 71.
Gerät III, 424.
Geräuschinstrumente II, 285.
Gerechtigkeitssinn I, 168.
Gerichtslinden I, 306.
Geriethe III, 161.
Germanen I, 69, 85, 156.
Germanentum I, 32, 84.
Gesangbuch I, 265.
Geschichte I, 83; II, 329.
Geschichtliche Spiele II, 462.
Geschichtsphilosophie I, 7, 8.
Geschlossenes Gehöft III, 226, 245.
Geschwollene III, 151.
Geselchtes III, 151.
Gesellenkranz II, 210.
Gesellenmachen II, 210.
Gesellennamen II, 210.
Gesellentaufe II, 210.
Gesellschaftsbacköfen III, 231.
Gesellschaftsspiele II, 254, 265, 453.
Gesellschaftstänze II, 290.
Gesellschaftswissenschaft I, 99.
Gesicht I, 231.
Gesichtsurnen III, 38.
Gesiegelte Erde I, 278.
Gespannarbeit II, 3.
Gespensterfurcht I, 267.
Gestalt I, 230.
Gesundbeter I, 269.
Getreidebau III, 252.
Getreideernte II, 103.
Getreidekosten III, 263.
Getreidemännchen II, 106.
Gevierthof III, 245.
Gewanne III, 160.
Gewanneinteilung III, 160, 161, 170
Gewerbetreibenden I, 149.
Gewöhnbrot III, 142.
Gewordene Stadt III, 183.
Gewürzkräuter III, 200, 201.
Gickelschnitz II, 109.
Giebel III, 246.
Giebelhäuser III, 231, 268.
Giebellaube, III, 236, 267, 269.
Giebelvorlaube III, 267.
Giebelwohnhaus III, 239.
Giebelzier III, 234.
Gilden I, 91; II, 202.
Gildestatuten I, 92.
Gillieron III, 283.
Girlande II, 459.
Gittelde III, 189.
Gitterform III, 180, 190, 193.
Gitterwegedorf III, 179.
Glas III, 42.
Glasbecher III, 42.
Glasblasen III, 42.
Glasfabrikation III, 42.
Glasfenster III, 242.
Glasspielzeug II, 238, 250.
Glasur III, 37.
Gleichen II, 342.
Gleitschuh III, 7.
Glimpfwörter III, 314.
Glocken III, 279.
Glockenbecherkultur I, 65.
Glockenschellenmann II, 121.
Glockenstuhl III, 53.
Glücksgreifen I, 233.
Glückshändchen II, 98.
Glückshaube II, 162.
Glückspferde II, 184.
Glücksscheiben II, 101.
Glückssteine II, 176.
Glücks- u. Unglückszauber II, 67, 167.
Glückszeichen I, 236.
Glumse III, 147.
Glumsefladen III, 147.
Gmunder Dreikönigsspiel II, 437.
Gnadenbilder I, 280.
Gobelinkunst III, 46.
Godemersage II, 347.
Goldene Konfirmation II, 169.
Goldhaube II, 162.
Goldlack II, 203.
Goliath-Spiel II, 452.
Gönnachtbult II, 56.
Göpelpyramide II, 139.
Göritzer Typ I, 65.
Görlitzer Kultur III, 34.
Görres, Joseph I, 9.
Goten I, 71.
Gottesäcker II, 197.
Gottestracht II, 96, 108.
Götting, Franz II, 351.
Gottschee I, 177.
Gottscheer Tracht III, 133.
Grabbeigaben II, 194.
Grabfeldgau III, 245.
Grabinschriften III, 425.
Grabmäler III, 52.
Grabschmuck II, 200.
Grabstein II, 196; III, 280.
Grabweisen II, 10.
Graf v. Gleichen II, 342.
Grapen III, 88.
Graphit III, 50.
Gräppit III, 6.
Grasel, der Räuberhauptmann I, 301.
Gräter, Friedr. I, 137.
Graubrot III, 153.
Grauwecke III, 227.
Gregor I, 230.
Gregorifest II, 168.
Gregoriusfeier II, 457.
Gregoriustag II, 51.
Greiberer II, 460.
Grenzbegang I, 295.
Grenzdeutschtum I, 170.
Grenze I, 171.
Grenzstein I, 278.
Grenzverhältnisse I, 26.
Greyerz, v. III, 7.
Griffeisen III, 6.
Grifflochpfeife II, 285.
Grimm I, 9; II, 355; III, 6.
Grimm, Gebrüder I, 139.
Grimm, Jakob I, 184; II, 323.
Grimm, Wilhelm II, 323.
Gröber, Karl II, 237.
Grog III, 147.
Grohne, Ernst I, 315.
Großmünster I, 307.
Großpolen I, 129.
Großstadtfeste II, 218.
Großstadtschule I, 109.
Großvatertanz II, 280.
Grünberger III, 141.
Grundherrliche Weiler III, 168.
Gründonnerstagsbräuche II, 59.
Grundrißformen III, 156, 209.
Gruppenanlage III, 243.
Gruppenhof III, 203, 250.
Gruß I, 315.
Grützmühle III, 19, 21.
Grützstampfen III, 21.
Guckkastenmann I, 148.
Gugel III, 71.
Gugelhopf III, 150.
Guggisberger Tracht III, 124.
Guitarre II, 284.
Gulf III, 221.
Gummimenschen I, 146.
Gundermann III, 200.
Gündlinger Kultur I, 68.
Gündlinger Stil I, 67.
Gundolfinger III, 356.
Gurken III, 206.
Gürtellösung II, 177.
Gußeisen III, 50.
Gutachtal III, 113.
Gutsflur III, 165.
Gutshof III, 169.
Gutssiedlung III, 168.
Gwölb III, 262.

Haansen II, 106.
Haar-lang-Fahren I, 225.
Haberfeldtreiben I, 307; II, 454.
Habergeiß II, 105, 122, 434, 468.
Haberlandt I, 184.
Hackbrett II, 275, 282.
Hacksilberfund I, 77.
Haderbach III, 161.
Haferbrei III, 141.
Hafnerware III, 37.
Hagallrune I, 212.
Hagebutte III, 319.
Hagelfeuer II, 41, 157.
Hagelweibel II, 105, 106.
Hagelschießen I, 289.
Hahn I, 227; II, 106.
Hahn, Michael I, 266.
Hahne, Hans III, 277.
Hahnenfordern I, 289.
Hahnenholz III, 214.
Hahnenköpfen II, 162.
Hahnenmesse II, 136.
Hahnenopfer II, 102.
Hahnenschlag II, 49, 69, 102, 106 110, 259, 265, 266.
Hahnensinnbild II, 106.
Hahnentanz II, 106; III, 114.
Hahnhasch II, 106.
Hahnreiter II, 468.
Haithabu I, 73.
Hakenhof III, 261.
Hakenkreuz I, 211, 222; III, 28, 215
Hakenkreuzfahnen I, 118.
Hakenkreuzfibel I, 74.
Halberstadt III, 185.
Halle a. S. III, 190.
Halleiner Spiel II, 436.
Hallige I, 26.
Halligentracht III, 71.
Halsgeschirr III, 93.
Hallorenstechen II, 266.
Hallstatt III, 49.
Hallstattfunde I, 68.
Hallstattzeit I, 66.
Halma II, 265.
Hamburg III, 97.
Hamlet II, 470.
Hammelauskegeln II, 262.
Hammellaufen I, 289.
Hammer II, 179.
Hammerwerk III, 50.
Hänneschen II, 479.
Hampelmann II, 244.
Hanauer Tracht III, 115.
Hand I, 230.
Händeklatschen II, 286.
Handgebärde I, 235, 323.
Handleiterwagen III, 4.
Handlungsspiele II, 435, 461.
Handpuppe II, 476.
Handpuppenminiaturen II, 464.
Handpuppentheater II, 476.
Handschlag I, 231, 294, 319; II, 174.
Handsegel III, 7.
Handvertrinken II, 174.
Handwerker I, 141.
Handwerkeraufzüge II, 265.
Handwerkerfastnachtsspiel II, 220.
Handwerkernamen III, 332.
Handwerkerstand II, 204.
Handwerkertänze II, 209, 299.
Handwerkerzunft II, 204.
Handwerksburschen II, 205.

Handwerksgesellenleben I, 137.
Handwerkspiele II, 456.
Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I, 101.
Handwörterbuch des deutschen Märchens I, 101.
Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde I, 13.
Hängebrücken III, 4.
Hängeleuchter III, 52.
Hans II, 100.
Hanschen III, 89, 92.
Hänselbräuche I, 287.
Hänseleien II, 213.
Hanselgeld I, 297.
Hänselmeister II, 213.
Hänseln II, 214.
Hanselweibchen III, 153.
Hans Ruhbart II, 434.
Hanswurst II, 110.
Harfe II, 284.
Harkenformen II, 21.
Harlein II, 435.
Harlekin II, 253, 436.
Harmel III, 135.
Harms, Louis I, 266.
Harztracht III, 89.
Harzvorland III, 228.
Hasdingen I, 72.
Haßleben I, 72.
Hatke III, 53.
Haube II, 177.
Hauchseele II, 187.
Hauenformen II, 11.
Hauenstein III, 116.
Haufendorf III, 166, 168, 170.
Haufenhof III, 226, 255, 257, 258, 260.
Haufenhofbildung III, 260.
Hauptformengebiete III, 226.
Haupthaus III, 226.
Hausausweihung II, 151.
Hausdiele III, 212.
Hauseingang III, 246.
Häuserblöcke III, 196.
Häusernamen III, 331.
Haus-Eren III, 247.
Hausflötz III, 256.
Hausformengrenze I, 17.
Hausforscher III, 271.
Hausforschung I, 13.
Hausgelänge III, 161.
Hausgemeinschaft I, 111.
Hausindustrie II, 241.
Hausinschriften III, 424.
Hausmarke I, 301.
Hausnamen III, 328.
Hausotter I, 224.
Hausräucherung I, 225.
Hausschutz I, 235.
Haussegen I, 114.
Hausspruch II, 70.
Haustypenkarte III, 211.
Hausweber I, 174.
Hauswurz III, 205.
Hauszeichen I, 302.
Hautbild III, 57.
Hebamme II, 161, 162.
Hechtbande II, 168.
Heeslinger Trachtengruppen III, 85.
Heftelmacher III, 316.
Heidelberger Faß I, 300.
Heidenfeuer I, 288.
Heidlappen III, 100.
Heilberg I, 271.
Heilgruß I, 316.
Heilige Abend II, 130.
Hl. drei Könige II, 150.
Heiligenbilder III, 32.
Heiligenfiguren I, 242; II, 248.
Heiligenhäuschen I, 242.
Hl. Notburga I, 236.
Heiligenverehrung III, 324.
Hl. Florian I, 235.
Heil. Georg I, 227.
Hl. Kümmernis II, 340.
Hl. Leonhard I, 227.
Hl. Martin I, 227.
Heilige Mahl I, 225.
Heiligen I, 246; II, 339.
Heiligenlegende I, 246.
Heiligenverehrung I, 246, 280.
Heiliggeisthaube III, 117.
Heilige Tiere I, 225.
Hl. Ulrich I, 229.
Heilkräuter I, 276; III, 200.
Heilmittel I, 235.
Heilpflanzen I, 281.
Heilsegen II, 377.
Heilwunsch III, 335.
Heilzauber I, 271.
Heilhelm III, 358, 359.
Heimarbeiter III, 30.
Heimchen III, 319.
Heimindustrie III, 24.
Heinzelmännchen II, 346.
Heinzen II, 16.
Heiratsmärkte II, 203.
Heischegang II, 88, 148.
Heischelieder II, 53.
Heischespiel II, 449.
Heischeumzüge II, 116.
Hel II, 186.
Heldengedenktag I, 256.
Heldensagen, die deutschen I, 9.
Hellpach II, 3, 32.
Hellseher I, 267.
Helmzither III, 286.
Helsingfors I, 183.
Hemmschuhhaube III, 95.
Henkelkorb II, 30.
Henker I, 297.
Henkerschwert I, 306.
Henkerstrick I, 306.
Herbart I, 161.
Herbergslieder II, 435.
Herbergssuchelieder II, 152.
Herbergssuchen II, 118, 434.
Herbst II, 227.
Herbstfest II, 108.
Herd I, 234; III, 226, 250.
Herder I, 9; II, 352, 354.
Herderinstitut I, 184.
Herdfeuer I, 234.
Herdgöttin I, 227.
Herdhaus III, 261.
Herdküchen-Wärmstubenhaus III, 225.
Herdraum III, 225.
Herkunftsnamen III, 329.
Herminonen I, 120.
Hermunduren I, 70, 124.
Herodesspiel II, 437.
Herrengüter III, 169.
Herrenpartien II, 203.
Herrenrennen II, 258.
Herrenstammtisch II, 203.
Herrgottsschnitzer I, 251; II, 246.
Herrgottswinkel III, 259.
Herrgott von Bentheim I, 213.
Herzgebäck III, 153.
Herzwurm I, 275.
Hessen I, 163.
Hessengeschirr III, 39.
Hessenhaus III, 233.
Hessentum I, 132.
Hessische Tracht III, 95.
Hessische Vereinigung f. Volkskunde I, 190.
Heuernte II, 19.
Heuhütten II, 22; III, 263.
Heukamm III, 8.
Heureff III, 9.
Heusack III, 8.
Hexe II, 99.
Hexenband II, 347.
Hexenglauben II, 338.
Hexensage II, 347.
Hexenschuß II, 338.
Hexentanzplätze III, 362.
Hexenwahn I, 267.
Hiebe III, 309.
Hieftel III, 135.
Hildebrand II, 469.
Hildebrandlied II, 382.
Hildesheim III, 191, 197.
Hillebille II, 286.
Himmel III, 262.
Himmelfahrt Christi II, 77.
Himmelfahrtsausflüge II, 78.
Himmelreich II, 465.
Himmelsbriefe I, 268.
Himmel u. Erde III, 146.
Hindernislauf II, 256.
Hinkspiele II, 268, 269.
Hinrichtung I, 295.
Hinterglasmalerei III, 44.
Hinterlader III, 264.
Hippokrates III, 141.
Hirsch II, 121.
Hirschhörnli III, 153.
Hirschvogelware III, 38.
Hirsebrei III, 141.
Hirtenbräuche II, 75.
Hirtendialoge II, 435.
Hirtenfeste II, 214.
Hirtenlieder II, 435.
Hirtenspiele II, 435.
Hisen III, 136.
Historiker III, 271.
Hobelordnung II, 210.
Hobelpredigt II, 210.
Hochfahrtsscheunen II, 18.
Hochgericht I, 306.
Hochlauben III, 263.
Hochschule f. Lehrerbildung I, 186.
Hochsprache III, 301.
Hochtenne III, 256, 257.
Hochtennhaus III, 257.
Hochzeit II, 171.
Hochzeitsbitter II, 172, 173.
Hochzeitsbräuche II, 178.
Hochzeitslied II, 183.
Hochzeitsmahl I, 110.
Hochzeitsmarsch II, 278.
Hochzeitsschießen I, 289.
Hochzeitsschnüren II, 180.
Hochzeitsspeisen II, 178.
Hochzeitsspiele II, 455.
Hochzeitstag II, 184.
Hochzeitstanz II, 182.
Hochzeitstracht II, 181.
Hochzeitszug II, 183.
Hockersteuerquittung I, 311.
Hofanlage III, 238.
Höfemeyer III, 287.
Hoffmann-Krayer I, 13.
Hofgelänge III, 161.
Hofgemeinschaft I, 21.
Höfische Ausdrücke III, 303.
Höfler III, 52.
Hofmarken I, 302.
Hofnarren I, 148.
Hoftoranlage III, 235.
Höge II, 221.
Hohldüne I, 27.
Hohlziegel III, 279.
Hoike II, 193; III, 72, 90.
Holda II, 123.
Holländerhaus III, 268.
Holländerwagen III, 17.
Hollerküchein III, 205.
Hollerträubel III, 149.
Holm b. Driesen I, 76.
Holsken III, 90.
Holstein I, 129.
Holunder I, 282; III, 204.
Holunderküchlein II, 102.
Holz III, 21.
Holzbauten III, 209.
Holzbearbeitung I, 122.
Holzbrettgeläut II, 286.
Holzbrücke III, 4.
Holzdrechselei III, 22.
Holzdreherei III, 22.
Holzfahrttag II, 343.
Holzfrau II, 106.
Holzgefäße III, 22.
Holzhorn II, 286.
Holzkirche III, 279.
Holzknechthütten III, 261.
Holzkonsole III, 246.
Holzlarven II, 40.
Holznapf III, 18.
Holzornamentik III, 28.
Holzpantinenmacher III, 21.
Holzsammelreime II, 116.
Holzschindeln III, 249, 279.
Holzschnitzerei II, 242; III, 234.
Holzschüssel III, 23.
Holzsoldat II, 246.
Holzspäne I, 225.
Holztechnik III, 21.
Hommel II, 286.
Homöopathie I, 284.
Honorat I, 229.
Hopfenbau III, 246.
Hopfenlieder II, 217.
Hopfenzupfler II, 216.
Hormt III, 103.
Hornaffen III, 154.
Hörnerschlitten III, 15.
Hornschlitten III, 9.
Hornussen II, 260.
Horst-Wessel-Lied II, 367.
Hosenhebe III, 101.
Hosenknöpfler III, 154.
Hottenroth III, 66.
Hotzenhaus III, 248.
Hörter III, 184.
Huber III, 248.
Huckup II, 337.
Hudlerlaufen II, 252.
Hüf III, 71.
Hufe III, 160.
Hufeisen I, 236; II, 167.
Hügelgräberbronzezeit I, 66.
Hullefrau II, 141.
Hulkan II, 126.
Humor III, 420.
Humoralpathologie I, 283.
Humpen III, 24, 38.
Hünengräbersagen II, 335.
Hungertuch II, 50.
Hunnenring I, 68.
Hunspach i. E. III, 118.
Hunsrückgebiet III, 230.
Hunsrückschranke III, 289.
Hüpfspiele II, 268.
Hus III, 249.
Hussitenkrieg I, 130.
Hutabziehen I, 318.
Hütte III, 9.
Hüttenberger Tracht III, 96.
Hüttengrabsteine III, 247.
Hutzelbrot II, 132; III, 154.
Hyazinthen III, 203.

Igel III, 154.
Iglauer Tracht III, 107.
Ilge I, 212.
Illyrier I, 65, 66, 124.
Immergrün III, 204.
Individualismus I, 261.
Industriedörfer I, 142.
-ingen III, 358.
Ingväonen I, 120.
Inneneinrichtung I, 231.
Innenstadt III, 197.
Innerösterreichisches Haus III, 260.
Innerösterreichischer Haufenhof III, 260.
Inner-Rhoden III, 119.
Innungsschilder III, 53.
Innviertelhof III, 258.
Innviertler Hof III, 260.
Insassennamen III, 351, 356.
Inschriften III, 424.
Inseldeutschtum I, 171.
Inselfriesenhaus III, 221.
Inselfriesische Tracht III, 72.
Intarsia III, 28.
Internationale Küche III, 145.
Irrlichter II, 163.
Isarhuchen III, 151.
Isegrind II, 128.
Isisen III, 6.
Isnyer Kinderfest II, 168.
Istväonen I, 120.

Jaberg, Karl III, 284.
Jagdlied II, 216.
Jägeraberglaube II, 216.
Jägerhorn II, 283.
Jägerlatein II, 216.
Jägerprinz II, 83.
Jägerrecht II, 216.
Jägerspiel II, 265.
Jägersprache II, 216.
Jahn, Friedrich Ludwig I, 9.

Jahresfeste I, 113.
Jahreslauf II, 34.
Jahresschlangen I, 212.
Jahreszeiten I, 242.
Jahrmarkt I, Taf. I.
Jakobi II, 103.
Jargon I, 174.
Jazz II, 290.
Jedermann-Totentanz II, 434.
Jelasch I, 174.
Jessener Ernte-Dramen II, 453.
Jiddischer Jargon I, 174.
Jiu-Jitsu II, 257.
Joch III, 12.
Jochbrücke III, 4.
Johanne II, 100.
Johannich II, 100.
Johannisbäder II, 101.
Johannisbaum II, 99.
Johannisbier II, 102.
Johanniserbsen II, 102.
Johannisfest I, 119.
Johannisfeuer II, 100.
Johanniskränze II, 98.
Johanniskraut II, 98.
Johanniskrone II, 99.
Johannismännchen II, 100.
Johannisminne II, 102.
Johannisnacht I, 272.
Johannisspiel II, 97.
Johannistag I, 194; II, 97 219.
Johannistau II, 101.
Johannisvögel II, 100.
Joly, Ferdinand II, 453.
Jope III, 76.
Joppen-Komödie II, 460.
Josef I, 246.
Joseph II, 458.
Josephtragen II, 435.
Josip III, 76.
Jubiläum I, 244.
Judasspiel II, 441.
Judas Thaddäus I, 247.
Judith II, 465.
Jugendbewegung I, 193; II, 366.
Jul II, 130.
Julgalt II, 132.
Julblock II, 138.
Julbock II, 149.
Julklapp I, 256.
Julzeit II, 128.
Jungferngespann II, 42.
Jungferntänze II, 49.
Jungfrauentrinität I, 232.
Jungmänner II, 202.
Jüngste Gericht II, 458.
Juppe III, 121.

Kacheln III, 41.
Kachelstube III, 262.
Kaczmarek-Witze I, 174.
Kaffeestuben III, 143.
Kaiserkrönung I, 295.
Kaisern II, 212.
Kaisersage II, 333, 342.
Kaiserstuhl I, 306.
Kakautzki II, 477.
Kalendenfest II, 129.
Kaltblüter II, 2.
Kalte Schale III, 147.
Kaltwasserbehandlung I, 284.
Kaltwasserheilanstalt I, 284.
Kamille II, 98.
Kamisol III, 89.
Kammerwagen II, 186.
Kampflied II, 367.
Kampflur III, 163.
Kammsielengeschirr II, 31.
Kamudchen III, 94.
Kannen III, 24.
Kanzelaltar III, 278.
Kaoline III, 33.
Kapittelmütz III, 74.
Kaputh III, 92.
Kapuzinerkresse III, 204.
Karfreitag I, 256; II, 60.
Karfreitagsprozessionen II, 440.
Karfreitagsspiele II, 444.
Karlinger, H. III, 281.
Karneval II, 35.
Karneval-Begräbnis II, 45.
Karnevalstreiben II, 37.
Karnevalsumzug I, 222.
Kärnten (Passion) II, 440.
Kärntener Tracht III, 133.
Karpfen II, 149.
Karpodaken I, 65.
Karre II, 2.
Karsamstag II, 60.
Kartafeln II, 252.
Karte I, 17.
Kartenmacherei II, 264.
Kartenspiele II, 264, 346.
Kartenzeichen II, 264.
Karussellreiten II, 258.
Karstformen II, 13.
Kartesianischer Taucher III, 43.
Kartoffel III, 149.
Kartoffelbau II, 23.
Kartoffelflinsen III, 147.
Kartoffelklöße III, 147.
Kartoffelring II, 107.
Kartoffelroden II, 26.
Karwoche II, 57.
Kaschuben I, 127.
Käsdrücken II, 263.
Käserei III, 251.
Kaspar II, 469.
Kaspar Putschenelle II, 481.
Kasperle I, 147; II, 252.
Kastenfahrzeug III, 16.
Kastenkarren III, 16.
Kastenriemen III, 2.
Kastenwagen III, 7, 12.
Katenwurst III, 146.
Katholizismus I, 237.
Katze I, 227, 234.
Katzenweg III, 5.
Keddel III, 79.
Kegel I, 215.
Kegeln II, 261, 262.
Kegelschieben II, 261.
Kegelspiel II, 261.
Kegelwerfen II, 261.
Kehlholz III, 12.
Kehraus II, 280.
Kehrreim II, 295.
Keildorf III, 174.
Keilputzen II, 262.
Keitelkahn III, 14.
Keller III, 226.
Kellerrecht I, 300.
Kelten I, 66.
Kelterbau III, 249.
Kelterhaus III, 232, 244.
Kemptner Tracht III, 112.
Keramik III, 20, 33.
Kerbhölzer I, 302.
Kerngebiet I, 131.
Kernlandschaft III, 289.
Kerweſtrauß II, 110.
Kerzenweihe I, 251.
Kerzenzauber II, 138.
Kesselkette III, 51.
Kette II, 293.
Kettenkirche I, 227.
Ketterhäuschen I, 307.
Keuchen III, 263.
Keulenschwingen II, 48.
Keulensonntag II, 42.
Kiemcast II, 460.
Kienspäne III, 262.
Kindelwiegen II, 438.
Kinderbaum II, 160.
Kinderbischof II, 51, 119.
Kinderfastnacht II, 50.
Kinderfeste II, 103, 168.
Kinderherkunft II, 161.
Kinderlieder II, 168, 255, 363, 375.
Kindermärchen II, 318.
Kinderrassel II, 287.
Kinderreigen II, 274, 295.
Kinderschützenfeste II, 259.
Kinderspiel II, 255.
Kinderspielzeug II, 227.
Kinderstickereien I, 203.
Kinder- und Hausmärchen II, 323.
Kindervogelschießen II, 259.
Kinderwiegen II, 436; III, 26.
Kinderzeche II, 168.
Kinderzüge II, 111.
Kindfahrten II, 111.
Kindleinschüler II, 144.
Kindleinwiegen III, 29.
Kindstaufe II, 163.
Kinzigtal III, 116.
Kipe III, 89.
Kirchenburgen III, 280.
Kirchenfeste I, 242.
Kirchengebote I, 244.
Kirchenjahr I, 242.
Kirchenstatistik I, 141.
Kirchhöfe II, 197.
Kirchhorst III, 279.
Kirchlichkeit I, 255, 259, 260, 261.
Kirchstuhle III, 184.
Kirchweihbaum II, 110.
Kirchweihe II, 108.
Kirchweihfahne II, 109.
Kirchweihfrieden I, 296.
Kirchweihkuchen II, 109.
Kirchweihrecht I, 296.
Kirchweihspiele II, 267.
Kirchweihtänze II, 457.
Kirimiri III, 53.
Kirmes II, 108, 169, 252.
Kirmesbitter II, 110.
Kirmespuppe II, 110.
Kirschen III, 200.
Kirschenfest II, 103, 168, 346.
Kissentanz II, 183.
Klageweibertum II, 189.
Klapper, Joseph I, 98, 145.
Klapperbock II, 122, 434.
Klapperjungen II, 59.
Klappern II, 286.
Klapptisch III, 25.
Klarinette II, 283, 288.
Klas-Rupprecht II, 434
Klassengesellschaft I, 138.
Klassizismus III, 278.
Klausenbaum II, 140.
Klausenmacher-Reime II, 455.
Klausenmann II, 120, 127.
Klebdächer III, 251.
Kleiderordnungen I, 91.
Kleidung II, 181.
Kleienkotzer III, 32.
Klein, Dorothea III, 46.
Kleinbauernhaus III, 227.
Kleinbildnerei III, 28.
Kleindeutsch I, 174.
Kleinformen III, 167.
Kleingeographie III, 284.
Kletteisen III, 6.
Klettern II, 257.
Klettgauer Tracht III, 120.
Kletzenbrot II, 132.
Klingsor II, 341.
Klöckler II, 127.
Klöcklnächten I, 233.
Klootschießen II, 262.
Klöpfelaufzüge II, 127.
Klöpfelgang II, 111.
Klöpfelsnächte II, 120, 127.
Klöppelkrieg I, 172.
Klopstock II, 446.
Klose, Paul I, 116.
Klöße III, 149.
Kloster I, 249.
Klostergärten III, 200.
Klotstock III, 6, 14.
Kluckern II, 263.
Knabenbischof II, 433.
Knabengerichte I, 300; II, 202.
Knabenkraut II, 98.
Knabenzünfte II, 202.
Knappdeng III, 97.
Knecht Ruprecht II, 115, 120.
Knegh I, 282.
Kniebreche III, 161.
Kniestock III, 246.
Knip III, 95.
Knittelverse II, 437.
Knoblauch I, 282.
Knöchelspiel II, 263.
Knochenschlittschuh III, 7.
Knonauer Tracht III, 121.
Knöpfle II, 127; III, 150.
Knotendeutsch I, 174.
Knüppeldämme III, 5.
Knust III, 89.
Koberstadter Stil I, 67.
Kogel III, 262.
Kohl III, 205.
Köhlerhütten III, 261.
Köllmichen I, 76.
Köln III, 183.
Kölner Bratwurst III, 148.
Kölner Hänneschen II, 467.
Kölner Karneval II, 36.
Kolonistendörfer III, 174.
Kolonistenhaus III, 260, 270.
Kolonisationskeramik III, 36.
Kolorit III, 67.
Kolportagehandel I, 108.
Kolumban I, 89, 230.
Kommunikantenziffer I, 255.
Kommunion der Reformierten I, 262.
Konfirmandenkranz II, 169.
Konfirmation I, 113, 256, 257; II, 168.
Konfirmationskronen II, 182.
Königstochter im Turm II, 253.
Konturenritzung III, 38.
Konstanz III, 183.
Königreiche I, 301.
Königseer I, 282.
Konsolen III, 251.
Kopf I, 231.
Kopfbinde II, 181.
Kopfbrett III, 26.
Kopfkorb II, 30.
Kopfreff III, 9.
Kopfschippe II, 27.
Kopfschütteln I, 323.
Kopfurnen III, 38.
Koppdook III, 75.
Korb III, 8.
Korbarten III, 4.
Korbflechter I, 175.
Korbflechterei III, 48.
Korbsense II, 15.
Kornalte II, 105.
Korndämonen I, 10.
Kornetchen III, 95.
Korngeister II, 104.
Kornmännel II, 105.
Kornmuhme II, 105.
Kornmutter II, 105.
Kornpuppe II, 106.
Kornspeicher III, 267.
Korntiere II, 106, 265.
Körperbestattung I, 69, 76.
Körpergräber I, 71.
Kortel III, 70.
Koschgang III, 79.
Kot I, 278.
Kötzenbrot III, 154.
Kraft durch Freude I, 119.
Krämerspiel II, 454.
Krampus II, 121.
Krankheitspatron I, 280.
Krankheitszauber I, 114.
Kranzreiten II, 258, 266.
Kranzstechen II, 221.
Krapfen II, 50.
Kratzputz III, 234, 246.
Krause Siedlungsgestaltung III, 171.
Kräuselschürze III, 100.
Kräuter I, 279; III, 199, 201.
Kräuterbuch III, 202.
Kräuterfrühjahrskuren I, 284.
Krautergersheim III, 119.
Kräuterkuren I, 282.
Kräuterpfarrer III, 202.
Kräutertag II, 98.
Kräuterweihe II, 96.
Kräuterweihesegen II, 103.
Krautkammer III, 256.
Krautkuchen III, 154.
Kraxenträger II, 242.
Kreuz I, 211.
Kreuzbaum II, 73.
Kreuzbaumsetzen II, 103.
Kreuzberg III, 278.
Kreuzesschule II, 442.
Kreuzform I, 225.
Kreuzgewölbe III, 280.
Kreuzhof III, 258.

Kreuzkümmel III, 201.
Kreuzpolka II, 280.
Kreuzritter II, 474.
Kreuzstichstickerei I, 202.
Kreuztragung II, 60.
Kreuzungen III, 298, 317.
Kriminalgeschichte I, 108.
Kriminalstücke II, 473.
Krippenbilder I, 251.
Krippenfigur I, 207; III, 29.
Krippenlieder II, 144.
Krippenverehrung II, 438.
Krippenwerk II, 145.
Kristallisationskerne III, 184.
Kritzelbilder I, 197.
Kronenschapel II, 181.
Kronfleischküchen III, 151.
Kronshäuschen III, 270.
Krötensteine I, 278; II, 171.
Krüllmütze III, 90.
Krummfinger-Balthasar I, 150.
Kruper III, 88.
Krupkittel III, 88.
Krüppelwalm III, 214, 257.
Krüppelwalmgiebel III, 252.
Kruppenhof III, 257.
Krützcher I, 174.
Kübbung III, 214.
Kübbungshaus III, 213.
Kucheisen III, 6.
Kuchelböhmisch I, 174.
Kuchen III, 149.
Küchenstubenhaus III, 261, 262.
Küchli III, 143.
Kuckuck II, 66.
Kufenstechen II, 221.
Küferrecht I, 300.
Kugelschlagen II, 260.
Kuh II, 122.
Kühbauer III, 248.
Kuhmäuler III, 69.
Kuhpockenimpfung I, 284.
Kuhschietendel III, 363.
Kuhweg III, 5.
Kulturbewegungen III, 291.
Kulturbiologie III, 291.
Kulturgrenze I, 32.
Kulturgut, gesunkenes III, 19.
Kulturlandschaften I, 100.
Kulturmorphologie III, 282, 291.
Kulturnamen III, 344.
Kulturräume III, 291.
Kulturzentrum III, 291.
Kultwagen I, 221, 222.
Kümmel III, 201.
Kümmernis I, 208.
Kummernus I, 213, 214, 215.
Kummet III, 12.
Kummetgeschirr II, 31.
Künßberg, Eberhard Freiherr v. I, 286.
Kunstform II, 307.
Kunstgeographie III, 278.
Kunstgeschichte II, 270.
Kunstgewerbeschulen I, 205.
Kunstreiter I, 145.
Kunstunterricht I, 195.
Künzle, J. III, 202.
Kuppelpelz II, 173.
Kuppler II, 173.
Kürbis III, 206.
Kures III, 95.
Kurfürstenkrug III, 37.
Kürschen III, 137.
Kuß II, 174.
Kutsche, versunkene I, 171.
Kvad II, 295.

Lachsnen I, 276.
Lachsner I, 272.
Ladebaum III, 16.
Ladenburg I, 69.
Ladeschiff III, 11.
Lähi I, 271.
Laich III, 430.
Lamien II, 338.
Landarbeitsgeographie II, 2.
Landarbeitslehre II, 2.
Länderhaus III, 250, 258.
Ländernamen III, 344.
Landesschießen II, 217.
Landfahrzeug III, 16.
Landjahr I, 118.
Landkarte I, 17; III, 275.
Ländler II, 275, 279.
Ländliche Siedlung III, 167.
Landschaftselemente II, 344.
Landshut II, 462.
Landsknechte II, 280.
Landsknechtlied II, 367.
Landstraßenspiel II, 263.
Langbaum III, 3.
Lange Nase machen I, 323.
Längenmaße I, 308.
Lange Tanz II, 273, 298.
Langfeldfluren III, 161.
Langfloß III, 15.
Langhaus III, 280.
Langholzwagen III, 16.
Langobarden I, 70, 125.
Längsdielenhäuser III, 23.
Längsflurhaus III, 229.
Längsteilung III, 211.
Lanzenreiten II, 258.
Lappenaufhängen I, 272.
Lärmzauber II, 96.
Lastentragen II, 29.
Lastersteine I, 300.
Lastwagen III, 17.
Lätare II, 51.
La-Tène-Zeit I, 68; III, 49.
Laternentänze II, 209.
Laternenumzüge II, 113, 116.
Laube III, 248, 250, 257, 262, 263, 267.
Laubenbildung III, 253.
Laubengang III, 235, 239, 241, 263.
Laubenhaus III, 267.
Laubenstück III, 249.
Lauch III, 199.
Laufen II, 256.
Laufener Schifferspiele II, 461.
Lauffer, Otto I, 13.
Laufspiele II, 256.
Laugenbrezeln III, 150.
Lausitzer Kultur I, 65.
Lausitzer Tracht III, 81.
Lausitzer Typus I, 65.
Lautenbücher II, 274.
Lautgesetze III, 283.
Lautlehre III, 284.
Lauttänze II, 303.
Lautwandel III, 295.
Lavanttalerin III, 133.
Lavendel III, 202.
-leben III, 358.
Lebensbaum I, 212, 219; III, 40, 47.
Lebensgemeinschaft I, 111.
Lebensrune I, 212.
Lebensrute II, 42, 157, 450.
Lebenswasser II, 157.
Lebkuchen II, 132; III, 154.
Lebkuchenmodel II, 132; III, 152.
Lebzelten III, 154.
Lebzeltenbacken II, 252.
Lechtaler Tracht III, 131, 132.
Legendarisch III, 344.
Legende II, 326, 328.
Legendenmärchen II, 318.
Legendenspiele II, 459.
Legendentradition II, 344.
Legionenstempel III, 42.
Legschieferdach III, 245.
Legschindeln III, 260.
Lehmann, Siegfried II, 288.
Lehmerden III, 33.
Lehnwörter III, 303.
Lehrgedicht II, 254.
Lehrmeister II, 437.
Leibesübung II, 252.
Leichbier II, 196.
Leichenfrau II, 189.
Leichenhemd II, 189, 190.
Leichenpredigt I, 257.
Leichentrunk II, 196.
Leichenverbrennung I, 69.
Leichenwasser II, 190.
Leidende Frauen II, 473.
Leidensoratorium II, 448.
Leiermann II, 282.
Leiermänner I, 148.
Leimstängler II, 384.
Leinenbindung III, 45.
Leiterform III, 189.
Leiterkarren III, 4, 12, 16.
Leiterwagen III, 12, 13.
Leonhard, heil. I, 226, 247.
Leonhardsfahrt I, 222.
Leonhardsverehrung I, 230.
Lettertücher III, 48.
Letzte Garbe II, 104.
Letzten geben II, 167.
Leuchsenstock III, 17.
Levkoje III, 203.
Lichtaustragen I, 301.
Lichtenhainer III, 23.
Lichtenhainer Bier III, 149.
Lichterengel II, 142.
Lichterpyramide II, 136.
Lichterschmuck II, 143.
Lichtert II, 138.
Lichtertanz II, 183.
Lichterweihe II, 35.
Lichtgans II, 111.
Lichtkult II, 113, 116.
Lichtmalerei I, 201.
Lichtmeß I, 251; II, 34.
Lichtprozession I, 251.
Lichtscherben II, 142.
Liebesgedenkbildchen II, 174.
Liebesleben II, 169.
Liebeslied II, 175, 368.
Liebesorakel II, 99, 127.
Liebesspeisen II, 171.
Liebestrank II, 171.
Liebeszauber II, 117.
Liebeszwang II, 171.
Lieblingslieder II, 367.
Lieblingsspeisen III, 145.
Lieblingstermine II, 219.
Liebstöckel III, 201.
Lied der Bewegung II, 367.
Liederbücher II, 363.
Liedwanderung II, 363.
Liedwandlungen II, 369.
Liedzyklus II, 378.
Liefstück III, 74.
Liekensüger I, 279.
Lienzer Tracht III, 131.
Ligurer III, 343.
Lilie III, 202.
Lilien I, 212.
Limes III, 285, 286.
limes sorabicus III, 170.
Lindhorster Gruppe III, 91.
Lindner, W. III, 281.
Lindwurm I, 227.
Livhaken III, 84.
Litauer I, 129.
Litauerin III, 79.
Liutizen I, 127.
Livland I, 129.
Locheimer Liederbuch II, 381.
Löcherlauhaube III, 94.
Löffelbretter III, 28.
Löffeltanz II, 183.
Löhe, Wilhelm I, 266.
Lose Haufendorf III, 170.
Loskauf II, 107.
Lossprechen II, 210.
Losziehen I, 233.
Lotterie-Kollekteur I, 114.
Löwend III, 45.
Lucka II, 123.
Ludo-Spiel II, 265.
Lügenmärchen II, 318.
Luke III, 247.
Lund I, 184.
Lungen-Instrumente II, 281.
Lüppe I, 277.
Luzia II, 128.
Luzientag II, 127.

Mackensen, Lutz II, 305.
Mädchenbäume II, 161.
Mädchenschaften II, 203.
Mädchentrappen I, 231.
Mädchenversteigerung II, 69, 109.
Madonnenfiguren I, 278.
Magdeburg III, 190.
Mägdesprung I, 231.
Maiandachten II, 70.
Maibaum I, 288; II, 72, 97, 257.
Maibaumschneiden II, 455.
Maibier II, 74.
Maibraut II, 82.
Maien II, 99.
Maienkönigin I, 242.
Maigrafenaufzüge II, 217.
Maigrafenritt I, 292.
Mailehen II, 75, 203, 304.
Mainacht II, 70.
Mainz III, 183.
Mainzer Raum III, 292.
Mainzer Sprengel I, 132.
Maipaar II, 69.
Maiumzüge II, 455.
Maiwein II, 75.
Majolika III, 40.
Majoran III, 201.
Makolves II, 434.
Malhorn III, 38.
Malkolwes II, 121.
Malzeichen III, 57.
Mandoline II, 284.
Mangelbretter III, 28.
Mannbarkeitsproben II, 202.
Männerbünde III, 431.
Männerkindbett II, 162.
Männertracht der Schweiz III, 125.
Manessesche Handschrift I, 284.
Mannhardt, Wilhelm I, 10.
Männlein-Laufen II, 466.
Mannus I, 120.
Mansardendach III, 231, 280.
Marbod I, 123.
Marburg III, 283.
Marburger Tracht III, 97.
Märchen I, 101; II, 305.
Märchenanfang II, 310.
Märchenerzähler II, 315.
Märchenformeln II, 309.
Märchenforschung II, 305.
Märchenheld II, 306.
Märchenlogik II, 314.
Märchenmotiv II, 307.
Märchenökotypen II, 321.
Märchenschlüsse II, 309.
Märchenstil II, 310.
Märchenstoffe II, 319.
Märchenthema II, 306.
Märchentyp II, 313.
Märchenwanderung II, 315, 321.
Marentaken II, 135.
Marginne III, 79.
Mariä Himmelfahrt II, 103.
Mariä Reinigung II, 35.
Marienburg III, 193.
Marienkultus I, 246.
Marienmirakel II, 440.
Marionetten II, 466, 469, 476.
Marionettenspieler I, 145.
Marionettentheater II, 478.
Markgräflerland III, 115.
Markomannen I, 72.
Marktfreiung I, 291.
Marktnetz III, 8.
Märkte II, 169.
Marktplatz III, 180.
Marktrecht III, 180.
Marktstädte III, 184, 186.
Marsch II, 276.
Marschhufendörfer III, 178.
Marschhufenflur III, 163.
Marschlied II, 367.
Marschwitzer Kultur I, 65.
Marseillaise I, 172.
Marsiliussage II, 343.
Märtenscheunchen II, 104.
Marterln III, 33.
Martin, Bernhard III, 283.
Martin, Alfred I, 271.
Martinsbräuche II, 113.
Martinsfeier II, 114.
Martinsfeuer I, 289; II, 116.
Martinsgans II, 114.
Martinsgerte II, 115.
Martinsgestampfe II, 115.
Martinshafer I, 227.
Martinshörnchen III, 154.
Martinshörner II, 117.

Martinshühner II, 114.
Martinslieder II, 116.
Martinstag II, 113.
Martinstrunk II, 114.
Martinsumzüge I, 113; II, 116.
Martinsvogel II, 115.
Martinswein II, 114.
Märtyrerstück II, 459.
Marzell, H. III, 199.
Märzglöckchen III, 203
Masken II, 38.
Maskenfest I, 113.
Maskenschnitzerei II, 40.
Maskenzüge II, 219.
Maskierung II, 39.
Masowien III, 168.
Massage I, 283.
Maße I, 307.
Maßeinheit III, 308.
Massenartikel II, 237.
Maßliebchen III, 204.
Masuren I, 29, 129.
Matronenkult II, 129.
Mauloff III, 363.
Maultasche III, 150.
Maultrommel II, 285.
Maurer, Friedrich III, 282.
Maursmünster III, 185.
Mäuse I, 278.
Mecklenburg I, 132.
Mecklenburgische Tracht III, 75.
Medaillonauflagen III, 36.
Mediomatriker III, 247.
Medizin, vorgeschichtl. I, 27.
Meerkatz III, 362.
Mehlbüdel III, 147.
Mehrener Kultur I, 67.
Mehrsprachigkeit III, 296.
Meier, John I, 13; III, 283.
Meineidstafeln I, 305.
Meintäter I, 150.
Meißelarbeit III, 31.
Meister II, 204.
Melac I, 172.
Melchior I, 225.
Melisse III, 202.
Membranophon II, 287.
Menhir I, 215.
Menhirstein I, 215.
Mensch ärgere dich nicht II, 265.
Menschenköpfe I, 234.
Menuett II, 276, 297, 440.
Meringer, Rudolf I, 13.
Merseburger Zaubersprüche I, 275.
Messe I, 244, 274.
Messerwurfspiele II, 263.
Metallgefäße III, 34.
Metalltechnik I, 122.
Metamorphosen II, 477.
Methansel II, 102.
Methapher III, 311.
Methode, geographische I, 13, 17.
Methoden I, 16.
Metzeltal III, 161.
Metzgersprung II, 43, 206.
Metzgerzug II, 454.
Michael I, 247.
Michaelimärkte II, 111.
Michaelsfeuer II, 111.
Michaelsgans II, 111.
Michaelsgelächter II, 111.
Michaelsheiligtum II, 111.
Michelskinder II, 111.
Michaelskult II, 111.
Michelstadt I, 204.
Michelstag II, 111.
Midgardschlange I, 224.
Mikosch I, 174.
Milchprämien I, 236.
Milchwirtschaft III, 252.
Minden III, 185.
Mineralbäder I, 283.
Mime I, 145.
Minnesänger I, 145.
Mischformen III, 211.
Mischgebiete I, 131.
Mißernte II, 453.
Missingsch I, 174.
Missionsfeste I, 267.
Mistelgauer Tracht III, 109.
Mitfasten II, 51.
Mithras I, 215; II, 129.
Mittagstraum II, 336.
Mittellängsdielenhaus III, 211.
Mittelmark III, 164.
Mittelstand I, 268.
Mittwinterblock I, 292.
Mittwinterkulte II, 129.
Möbeltischlerei III, 5.
Mogk, Eugen I, 13.
Mohnpielen III, 148, 154.
Möhren III, 199.
Mollen III, 21.
Mönchguter Tracht III, 77.
Mönchsprediger I, 89.
Mönch und Nonne III, 279.
Mondkulte II, 34.
Montafontracht III, 127.
Mont-Saint-Michel II, 111.
Moor I, 28.
Moorleichen I, 74.
Moorwagen III, 6.
Moosfahrten II, 454.
Mooskuh II, 100.
Moppe III, 89.
Moritatensänger I, 147.
Morphographische Systematik III, 166.
Möser, Justus I, 8, 96, 139, 185.
Most III, 150.
Motiv II, 307, 315.
Motivgeschichten I, 101.
Motivkreise II, 347.
Motivwiederholung II, 346.
Hans Muff II, 121.
Mühle II, 265.
Mulden III, 21.
Müller-Blattner, Joseph II, 375.
Mumie I, 278.
Mund III, 314.
Mundartengrenzen III, 285.
Mundartenkarte III, 286.
Mundartforschung III, 282.
Mundartlinien III, 287.
Mundartwörterbücher III, 302.
Mundbook III, 75.
Mundharmonika II, 285.
Münster III, 185.
Münsterländer Haube III, 90.
Murmeln II, 263.
Musäus II, 324.
Museen, volkskundl. I, 187.
Musik II, 272.
Musikantensteine III, 33.
Musikgerät II, 281.
Muß III, 71.
Musterbücher III, 30.
Mustertücher III, 48.
Musterung II, 216.
Mutterkraut III, 201, 202.
Mutzenschachtel III, 24, 424.
Mysterienspiele I, 251.
Mythologie, deutsche I, 9.
Mythus II, 328.

Nachbarschaften I, 94; II, 202.
Nachbarschaftsfest II, 202.
Nachgeburt II, 162.
Nachhochzeit II, 181.
Nachkirchweih II, 108.
Nachkriegsjugendbewegung I, 193.
Nachlecken II, 191.
Nachspiele II, 453, 461.
Nachtviole III, 204.
Nachtwächterhorn II, 283.
Nachzehrer I, 279.
Nachziehen II, 191.
Nackenband III, 10.
Nackenjoch III, 12.
Nackenkorb II, 30.
Nadelöhre II, 212.
Nagel, Gustav I, 148.
Namengebung II, 165.
Namengruppen III, 326.
Namenmoden I, 110; III, 338.
Namenschatz III, 321.
Namentausch III, 342.
Namentücher III, 47.
Namenwechsel III, 327.
Napoleonstück II, 462.
Narrenbaum II, 73.
Narrenfest II, 119.
Narrenfreiheit II, 48.
Narrengerichte I, 300; II, 49, 454.
Narrengrafentum I, 146.
Narrenschiff II, 48.
Narrenwagen II, 285.
Narzissen III, 203.
Nationalsozialistische Revolution II, 222.
Nationalsozialismus I, 78, 144.
Nationaltracht III, 65.
Naturapostel I, 148.
Naturgrenze III, 287
Naturnamen III, 344.
Natursagen I, 101.
Natursteine III, 279.
Naumann, Hans I, 14.
Naumburg II, 462.
Neckarsueben I, 69.
Neckel II, 434.
Nedderhemd III, 74.
Neidstangen II, 73.
Neithartspiel II, 454.
Nepomuk I, 223, 231.
Nepomuk-, Joh. v., Dramen II, 458.
Nepomukzunge I, 231.
Neroberg III, 363.
Nerthus I, 218, 222.
Nerthuskult II, 48.
Nessel III, 200.
Nestwänge III, 103.
Netztrage III, 6, 9.
Netztuch III, 8.
Netzwegedorf III, 179.
Neubelebung III, 277.
Neubildungen III, 296.
Neue Siedlungen I, 171.
Neuhaus III, 256.
Neujahrsbeginn II, 129.
Neujahrsgeschenke II, 140.
Neujahrsglückwunschbild II, 140.
Neujahrskönige II, 155.
Neujahrsspeisen II, 149.
Neujahrswecken III, 154.
Neukölln I, 71.
Neumagen III, 183.
Newbers Fastnachtsspiel II, 436.
Nickelszöpfe II, 127.
Niederhessische Tracht III, 98.
Niederlaube III, 261.
Niedersachsenhaus III, 211, 212.
Niedersächsischer Typ III, 211.
Niederschlesien III, 241.
Niedertennhaus III, 257.
Niedfyor I, 272.
Nienholdt, Eva III, 65.
Nießen, Carl III, 429.
Nikolaus I, 223, 246; II, 119, 222.
Nikolausäpfelgaben II, 120.
Nikolausbegleiter II, 433.
Nikolausfest I, 288.
Nikolausgelder II, 120.
Nikolauskirche II, 119.
Nikolausmirakel II, 433.
Nikolausspiel II, 433.
Nikolaustag I, 113, 230; II, 119.
Nischenkacheln III, 41.
Nobeltag II, 169.
Nockerln III, 151.
No-Kyogen II, 461.
Nordbayrisch III, 287.
Nordfriesenhaus III, 222.
Nordische Rasse I, 153.
Nördlingen II, 462.
Nordmühlvierteler Dreiseithof III,260.
Nordseegebiet III, 70.
Nordtiroler Frauentracht III, 131.
Nordtiroler Typus III, 260.
Normalkeramik III, 35.
Notfeuer II, 100.
Nothelferglauben I, 232.
Novellenmärchen II, 317.
Nürnberg III, 185, 197.
Nürnberger Tand II, 239.
Nürnberger Trichter III, 423.
Nutenständer Blockbau III, 228, 249.

Obdach I, 233.
Obelisk I, 215.
Oberallgäu-Haus III, 249.
Oberammergau I, 251; II, 243, 442.
Oberaudorf-Thierseer Passion II, 440.
Oberbayrische Gebirgstracht III, 110.
Oberbayrisches Haus III, 253.
Oberdeutsches Haus III, 261.
Oberdeutsche Trachten III, 108.
Obergeschoß III, 226.
Oberhaslitracht III, 124.
Oberländer III, 423.
Oberländer Haus III, 248.
Oberösterreich II, 447.
Obersachsen I, 132.
Oberschicht I, 169.
Oberschlesische Tracht III, 103.
Oberufer Weihnachtsspiel II, 436.
Oberwallis-Haus III, 252.
Oberweser I, 132.
Oboe II, 283.
Obstbäume III, 200.
Ochsenfurter Tracht III, 104.
Ochsenopfer II, 109.
Oderschnurkeramik I, 65.
Odinszeichen III, 58.
Österlen II, 66.
Österreichische Trachten III, 127.
Ofen III, 266.
Ofenform III, 264.
Ofenkeramik III, 41.
Ofenstube III, 262.
Offenburg III, 115.
Öffentliches Dampfbad I, 283.
Ohreisenmütze III, 95.
Oktav I, 248.
Oktoberfest II, 218.
Ölberge II, 449.
Ölberglieder II, 449.
Ollenköste II, 105.
Oper II, 471.
Opfer I, 235.
Opferschächte I, 66.
Orakel I, 279.
Orakelspiele II, 253.
Ordensdrama II, 440, 458.
Ordensgemeinschaften I, 249.
Ordensstadt III, 193.
Orgel III, 279.
Originale I, 148.
Ornament III, 19.
Ortsmundart III, 283.
Ortsnamen III, 343, 344, 353.
Ortsneckereien III, 305.
Oskar-Seyfferth-Museum I, 188.
Oslo I, 184.
Osnabrücker Frauenhaube III, 90.
Osselhemd III, 100.
Ostbaltische Rasse I, 153, 154.
Ostbesiedlung I, 120.
Ostdeutsche I, 166.
Ostdeutsches Haus III, 265.
Ostdeutsches Vorlaubenhaus III, 229.
Ostelbien I, 132.
Osterberge III, 362.
Osterborn III, 362.
Osterbräuche II, 60.
Ostereier I, 256; II, 64, 65.
Ostereierdippen I, 288.
Ostereierrollen II, 269.
Ostereiverzierung II, 66.
Osterfest I, 256.
Osterfeuer I, 256, 288; II, 62, 65.
Osterfeuerweihe II, 64.
Ostergebäcke II, 61, 66.
Ostergelächter II, 69.
Ostergeschenkbildchen II, 65.
Osterglocken II, 66.
Osterhase II, 66, 161.
Osterhenne II, 66.
Osterkerze II, 64, 65.
Oster-Krämerspiel II, 455.
Osterkranich II, 66.
Osterkuchen III, 154.
Osterlamm II, 66.
Osterlaufen I, 292.
Ostermann II, 66.
Ostermärlein II, 66.
Ostermorgen II, 60.
Ostern I, 242, 256; II, 60.
Osteroper III, 432.

Osterreiten II, 258.
Ostersingen II, 58, 66.
Ostersonne II, 61.
Osterspaziergang II, 69.
Ostertag I, 194.
Ostertau II, 62.
Ostervogel II, 66.
Osterwasser I, 273; II, 61.
Ostfälisches Einhaus III, 227.
Ostfriesenhaus III, 220.
Ostfriesische Tracht III, 72.
Ostgermanen I, 71.
Ostgoten I, 72.
Ostische Rasse I, 153, 154.
Ostmärkische Tracht III, 79.
Ostpreußen I, 72.
Ostschweizerhaus III, 259.
Owerdeel III, 76.

Paarentanz II, 274, 298.
Paarhof III, 258.
Paartopf III, 10.
Packschlitten III, 15.
Palmenweihe II, 56, 57.
Palmesel I, 288; II, 58, 450, 466.
Palmpaasch II, 57.
Palmsonntag I, 242; II, 57.
Palmsonntagsumzüge II, 58.
Palmzweighütte III, 270.
Palokes III, 152.
Pangüter III, 168.
Papageienschießen II, 217, 259.
Papstspiel I, 301.
Paracelsus I, 273, 280.
Paradehandtuch III, 49.
Paradeis II, 139.
Paradeisspiel II, 143, 435, 439.
Paradeisspiel (Oberufer) II, 437.
Parallelhof III, 238.
Parlfrees III, 86.
Parodien I, 299.
Parteigliederungen II, 223.
Partikularismus I, 131.
Parzellenflur III, 165.
Pascal I, 235.
Paschukes III, 147.
Passion II, 440.
Passionsbilder I, 251.
Passionsbühne II, 443.
Passionsguckkasten II, 466.
Passionskrippe III, 33.
Passionslied II, 445.
Passionsspiele I, 251; II, 440.
Passionsspielwerk II, 466.
Passionswiese II, 443.
Pastorale II, 435.
Paten II, 163.
Patenbrief II, 163.
Patenzahl II, 164.
Patronsfest I, 244.
Pauernkistler III, 27.
Peckel III, 88.
Pei III, 72.
Pelzebock II, 121.
Pelzgewand III, 431.
Pelzmärtel II, 114, 434.
Penningsberg I, 76.
Pentagramm I, 277.
Percht II, 118, 122.
Perchtensagen II, 433.
Perchtenläufe II, 39, 127; III, 431.
Perchtenmaske III, 32.
Perchtentag II, 127, 130.
Personenfähren III, 14.
Personennamen II, 165; III, 324.
Personenspiel II, 467.
Perspektive I, 196.
Peschirafibel III, 55.
Pesel III, 222.
Peßler, Wilhelm I, 1, 13, 14, 187; III, 207, 418.
Pestkapelle I, 226, 235.
Pestkreuz I, 219.
Peterbült II, 104.
Peterknoten II, 105.
Peterl II, 480.
Petersilie III, 201.
Peterstag II, 35.
Petunie III, 204.
Petrus II, 434.
Pfaffenkönigin II, 128.
Pfahlbauten III, 21.
Pfahllaufen II, 256.
Pfahlrost III, 270.
Pfalzen III, 184.
Pfälzerhaus III, 243.
Pfänderspiele II, 265.
Pfannenknechte III, 52.
Pfannenkrapfen III, 154.
Pfannenstielchen III, 342.
Pfarrkirche III, 180.
Pfauenfederstickerei III, 48.
Pfefferkuchen II, 132; III, 154.
Pfefferminze III, 202.
Pfeffern II, 157.
Pfefferpothast III, 146.
Pfeife II, 281.
Pfeifergerichte I, 147.
Pfeiferkönig I, 146; II, 264.
Pfeifertag II, 204.
Pfeiffer-Rossel III, 30.
Pferd I, 226, 305.
Pferdeaderlässe I, 290.
Pferdefriedhof I, 74.
Pferdeköpfe I, 234.
Pferdestall II, 247.
Pferdetrappen I, 226.
Pferdeumzug I, 227.
Pfettendach III, 245, 248.
Pfingstbier I, 95; II, 80.
Pfingstblasen II, 80.
Pfingstbrüderschaften II, 80.
Pfingstbutz II, 87.
Pfingstel II, 89.
Pfingsten I, 242; II, 79.
Pfingstfest I, 256.
Pfingstfeuer II, 79.
Pfingsthahn I, 227.
Pfingstinseln II, 91.
Pfingstkalb II, 83.
Pfingstkranz II, 81.
Pfingstlaufen II, 80, 93.
Pfingstmaien II, 79.
Pfingstmontagreiten II, 258.
Pfingstochse II, 79.
Pfingstquack II, 84, 303.
Pfingstritt II, 258, 455.
Pfingstrosen III, 204.
Pfingstschwanz II, 89.
Pfingstschweine II, 93.
Pfingstsingen II, 79.
Pfingsttanz II, 93.
Pfingstumzüge II, 106.
Pfingstweide II, 79; III, 362.
Pflanzlochmaschine II, 25.
Pflaumen III, 200.
Pflichtbewußtsein I, 153.
Pflugscharengang I, 312.
Pfostenstellung III, 236.
Pfriem, Hans II, 433.
Pfropfen III, 200.
Phantasie I, 153; III, 317.
Pickert III, 146.
Pietismus I, 263, 266.
Pingsdorfer Keramik III, 35.
Pirmin I, 229.
Plachta III, 83.
Plakate I, 305.
Planetenkrüge III, 37.
Plankenschiff III, 13.
Platen III, 74.
Platerspiel II, 276, 281.
Platten III, 97.
Plattenkalk III, 245.
Plattstickarbeit III, 47.
Platzdorf III, 172.
Platzwechseln II, 256.
Plenten III, 151.
Pleyer, Wilh. I, 176.
Plinius I, 120.
Plitt III, 93.
Plon II, 107.
Plumpsackspiel II, 256.
Pochspiel II, 265.
Podibl-Tascherl III, 151.
Pokale III, 34.
Polen I, 127.
Polka II, 280.
Polterabend II, 185.
Pomerellen I, 129.
Pommern I, 132.
Pommersche Tracht III, 76.
Pomoranen I, 129.
Pontifikalamt I, 245.
Posamentierspiel II, 456.
Posthorn II, 283.
Potschen II, 262.
Potsdamer Stange III, 148.
Pottenmolk III, 146.
Pranger I, 307.
Prangerkäfig I, 307.
Prangfeste II, 96.
Prangstangen II, 73.
Prater I, 113.
Prechtal III, 115.
Preisschießen II, 217.
Prellball II, 260.
Prellen II, 49.
Pretziger I, 266.
Preußenland I, 129.
Prießnitz, Vinzenz I, 284.
Primiz I, 244.
Pritsche I, 300; II, 157, 286; III, 25.
Pritschenmeister II, 217.
Proletariat I, 144.
Pröpeln I, 276.
Prophetenwurzel II, 483.
Prosaroman II, 465.
Protoplastes II, 439.
Prozession I, 244, 247; II, 289.
Prozessionsbaum II, 73.
Prozessionsdrama II, 95.
Prozessionspassion II, 445.
Prozessionsspiele II, 452.
Prozessionsstange II, 96.
Prüllmütze III, 90.
Prusen I, 129.
Pseudohaufendorf III, 164.
Psychologie-Graphologie I, 114.
Pudelmutter II, 122.
Puff II, 265.
Puffer III, 146.
Pulcinella-Spieler II, 476.
Pumpernickel III, 145, 146.
Punz III, 94.
Punzung III, 25.
Puppe II, 237, 238, 250.
Puppenhaus II, 239.
Puppenküche II, 238.
Puppenmacher II, 238.
Puppenspiel II, 263, 273, 462, 465; III, 429.
Puppenstadt II, 240.
Puppenstube II, 238.
Puppentheater I, 147.
Purzelfest II, 168.
Püsch III, 355.
Pustertaler Tracht III, 131, 180.
Putz III, 279.
Pyroggen III, 147.

Quackritt II, 85.
Quarksteine III, 362.
Quacksalber I, 145.
Quecken II, 157.
Quellbräuche II, 91.
Quellensagen II, 346.
Quellenverehrung I, 74; II, 91.
Quellgottheiten I, 224.
Quellopfer I, 271; II, 102.
Quellreihendorf III, 162, 174.
Querdielenhaus III, 216, 228, 231.
Querdielenscheune III, 224.
Quere I, 232.
Quereinhaus III, 232, 240, 264.
Querhaus III, 225, 243, 248, 263.
Querhaus mitteldeutscher Art III, 226.
Querhufenflur III, 162.
Quersack III, 10.
Querstadel III, 257.
Querteilung III, 259.
Quertenne III, 252.
Queste II, 81.
Questenbaum II, 81.
Questenfest I, 293.
Questenkranz II, 81.
Quintanrennen II, 266.
Quirinusöl I, 278.
Racheheilige I, 280.
Rad I, 221.
Rädchenverzierung III, 35.
Radform III, 190.
Radialhufenflur III, 162, 174.
Radialstraßen III, 190, 194.
Radmantel III, 89.
Raffinierstahl I, 74.
Räggeln II, 40.
Rähm III, 214, 215.
Rahsegel III, 10.
Rampe III, 246, 248, 256.
Raseneisenstein III, 241, 279.
Rasieren II, 221.
Rasse I, 151.
Rassengruppen I, 152.
Rassenmischlinge I, 159.
Rassenzusammensetzung I, 151.
Rassestolz I, 175.
Rationalismus I, 94.
Ratschen II, 59, 252, 286.
Rattenfänger I, 229.
Rattenpulver I, 230.
Räuberdrama II, 473.
Räubersage II, 347.
Räuberspiele II, 83, 168, 455.
Raubritter II, 473.
Räucherhaus III, 146.
Rauchnächte II, 433.
Rauchstuben III, 258, 262, 264.
Rauchstubenhaus III, 257, 261, 262.
Raufen II, 257.
Rauflust I, 155.
Rauhnächte I, 194; II, 117.
Raumgestaltung I, 201.
Raumnot I, 27.
Raumsymbolik II, 439.
Rauschgoldengel II, 137.
Rebusbild II, 175.
Recht I, 286.
Rechtsaltertümer, die deutschen I, 9, 301.
Rechtsbrauch I, 286.
Rechtsfest I, 294.
Rechtsgeschichte II, 270.
Redensart III, 426.
Redentiner Osterspiel II, 464.
Redewendungen III, 320.
Reebrett II, 199.
Reeperbahn I, 150.
Reffstecken III, 6.
Reformation I, 130.
Refrain II, 295.
Réfugiés I, 130.
Regenbogenschüsselchen I, 69.
Regenkarte II, 21.
Regensburg III, 183.
Reibtrommeln II, 287.
Reichsapfel II, 179.
Reichshandwerkstag II, 223.
Reichsparteitag II, 222.
Reichsromanen I, 179.
Reifenbaum II, 138.
Reifentanz II, 206, 300, 456.
Reigen II, 295.
Reigenchor III, 430.
Reihendorf III, 238.
Reinge III, 146.
Reiftänze II, 300.
Reigenlied II, 373.
Reihbaum II, 110.
Reihendorf III, 161, 178.
Reihertanz II, 183.
Reiten II, 258.
Reitergrab I, 70, 74.
Reiterkämpfe II, 258.
Reiterleier II, 249.
Rekrut II, 216.
Reliefschüssel III, 39.
Religion I, 237.
Reliktlandschaften III, 359.
Reliquien I, 246.
Renaissance III, 278.
Renchtal III, 116.
Rennwolf III, 15.
Restgebiete III, 297.
Rethra I, 76.
Rettich III, 205.
Reuter II, 22.
Rhaber Trachtengruppe III, 86.
Rhätoromanen I, 128.

Rheinflößerei III, 230.
Rheinische Volkstrachten III, 94.
Rheinländer I, 132.
Rheinprovinz III, 230.
Rheinstraße III, 293.
Rheintalhaus III, 253.
Rhythmus II, 292.
Richtfest I, 234.
Richtmaien II, 205.
Riegelwand III, 244.
Riehl, Wilh. Heinr. I, 137, 185.
Riesenbrote II, 209.
Riesensage II, 347.
Riesenspielzeug II, 346.
Riesenwürste II, 209.
Rillenverzierung III, 34.
Rimbert v. Bremen I, 89.
Rinnensee I, 29.
Ring II, 176.
Ringelblume III, 204.
Ringelspiel I, 147.
Ringen II, 257.
Ringkämpfe II, 258.
Ringopfer II, 176.
Ringreiten II, 93, 168, 221, 258, 266.
Ringschnellen II, 263.
Ringspiele II, 257.
Ringstraßen III, 190, 197.
Ringstraßensystem III, 180.
Ringwechsel II, 176.
Rippenform III, 156, 188, 196.
Ritterdrama II, 474.
Ritterfiguren II, 238.
Rittergut III, 169.
Ritterlichkeit I, 153.
Ritterorden III, 187, 193.
Ritterspiel II, 256, 259.
Ritterstück II, 459.
Ritueller Tanz I, 296.
Ritztechnik III, 22.
Ritzung III, 22.
Robespierre II, 121.
Robig III, 161.
Rodungsdörfer III, 161, 245.
Rodungsinseln III, 168.
Rodungssiedlung III, 165.
Roggenland III, 149.
Roggenhund I, 10; II, 105.
Roggenwolf I, 10.
Roggenzone II, 3.
Rokoko III, 278.
Roland I, 303.
Rolandreiten II, 220, 258, 266.
Rolandstechen II, 221.
Rolffs, Ernst I, 254.
Rollschelle II, 287.
Romanen I, 156.
Romanentum I, 32.
Romanischer Stil III, 277.
Romantik I, 193; II, 353.
Romantiker I, 9.
Römerstädte III, 182.
Roratemesse II, 118.
Rosen III, 203.
Rosenfest II, 217.
Rosenhut III, 119.
Rosenkranzgebet I, 246.
Rosenkranzspiel II, 458.
Rosenmontag II, 36.
Rosensonntag II, 51.
Rosenstrauch II, 161.
Rosentopf II, 99.
Rosenwunder II, 346.
Rosettenstengel III, 23.
Rosmarin II, 181; III, 202.
Rosmarinkränze I, 289.
Roßberger Tracht III, 105.
Roßhufgefäße I, 226.
Roßtrappe II, 345.
Roßweg III, 5.
Rot II, 179.
Rote Grütze III, 147.
Roter Hauberg III, 223.
Rothenburg II, 462.
Rotte II, 286.
Rousseau II, 352.
Rozzelöppchen III, 94.
Rübchen schaben I, 324.
Rüben III, 199.
Rübenbau II, 27.
Rübenhacke II, 12.
Rübenheber II, 27.
Rückentragkorb III, 8, 9.
Rucksack III, 10.
Rudbecken III, 204.
Ruderformen III, 13.
Rufnamen II, 165.
Rügegericht I, 298; II, 454.
Rügen I, 7.
Rügerecht II, 155.
Rugier I, 71.
Rugklas II, 122, 124.
Ruhespiele II, 263.
Ruma I, 177.
Rumkaffee III, 149.
Rummelpott II, 117, 287.
Rumortafel I, 312.
Rump III, 89.
Rumpelmette II, 59.
Rundbogentüren III, 247.
Rundform III, 209.
Rundheft III, 54.
Rundling III, 172.
Rundpfostenbank III, 22.
Runenlanze I, 74.
Runensteine III, 4.
Rünentanz II, 183.
Rungen III, 16.
Ruprecht II, 123.
Rutenfestes II, 168.

SA I, 144.
Saal III, 252.
Saalegebiet III, 34.
Saargebiet III, 241.
Saathahn I, 227.
Saatkorb III, 8.
Saatleuchten II, 157.
Saatreiten II, 68.
Sarabande II, 297.
Sachkunde I, 188.
Sachsen I, 121, 124, 162.
Sachsenhausgrenze III, 230.
Sachsenspiegel I, 146, 307.
Sächsisch-thüringische Schnurkeramik I, 65.
Sackpfeife II, 281.
Sackzucken II, 257.
Sacrau I, 72.
Sage I, 114; II, 326.
Sagenentstehung II, 344, 345.
Sagenerhaltung II, 347.
Sagenfortleben II, 347.
Sagensprechen II, 165.
Sagentiere II, 336.
Sakrament I, 244.
Salbei III, 201.
Salier I, 123.
Salurn I, 182.
Sälveküchle III, 201.
Salvianus I, 85.
Salzburger Einhaus III, 260.
Salzburger Emigranten I, 130.
Salzburger Tracht III, 134.
Salzfässer III, 28.
Salzglasur III, 36.
Salzsiedermarsch II, 274.
Samotschin, Wochenmarkt I, 173.
Samtblumen III, 204.
Sandsteinplatten III, 279.
Sängnessel III, 154.
St. Clemens I, 229.
St. Georg II, 340.
St. Julia I, 229.
St. Kastulus I, 227.
St. Leonhard II, 340.
St. Magnus I, 229.
St. Michael II, 340.
St. Nikolaus II, 340.
St. Oswald II, 104.
St. Patrik I, 230.
St. Quirinsöl I, 236.
St. Sebald I, 230.
St. Stephan I, 230; II, 147.
St. Valentins Plag I, 280.
St. Wendelin I, 227.
Sappada I, 181.
Sargschmuck II, 193.
Satorformel I, 277.
Satteldach III, 231, 241, 246, 280.
Saturnalienbräuche II, 129.
Satyrspiel II, 451, 461.
Sauerkraut III, 150.
Säule III, 241.
Saumagen III, 103.
Saumpfad III, 3.
Saumsattel III, 11.
Sausack III, 150.
Sautreiben II, 260, 268, 269.
Savigny I, 139.
Saxnot I, 124.
Schablerin II, 181.
Schabmänner II, 123.
Schabziger III, 152.
Schächhube III, 121.
Schachspiel II, 264.
Schachspielerdorf II, 264.
Schachzabelbuch I, 91.
Schadengeister II, 105.
Schäde, Oskar I, 137.
Schäferfeste II, 103.
Schäferkönig II, 215.
Schäferlauf II, 103, 214, 257, 303.
Schäferspiel II, 440.
Schäfersprung II, 214.
Schäferstock III, 6.
Schäfertanz II, 456.
Schäfflertanz II, 209, 466.
Schafkopfspiel II, 264.
Schäflein-Spiel II, 440.
Schafstall III, 227.
Schaf- und Wolfspiel II, 256.
Schaltenüsse III, 147.
Schandmai II, 71.
Schanno von Dinakant I, 174.
Schandzopf I, 304.
Schapali III, 128.
Schapbachtal III, 116.
Schäppelhirse I, 289.
Scharfe, Siegfried III, 279.
Scharfrichter I, 150, 282.
Scharfrichterpfennig I, 309.
Scharsachstahl III, 51.
Schattenpantominen II, 464.
Schattenspiel II, 463.
Schaugebäck II, 209.
Schaumburger Trachtengruppen III, 91.
Schautänze II, 299.
Scheeßeler Tracht III, 84.
Scheibenhut III, 119.
Scheibenrad III, 2.
Scheibenschlagen II, 41, 101.
Scheibensonntag II, 40.
Scheidungsritus II, 101.
Scheiterhaufen III, 151.
Scheitholt II, 284.
Schellenrührer II, 41.
Schelmspiel II, 256.
Schelm von Bergen I, 297.
Schembartbücher II, 37.
Schembartlauf II, 37, 95, 153, 219, 252, 300, 453.
Schemelstühle III, 27.
Schemenlaufen II, 38; III, 431.
Schenzenkorb II, 30.
Scherben II, 185.
Scherenschleifer I, 149.
Scherzgestalten II, 104.
Scheuerwesen III, 247.
Scheune III, 247.
Scheunentypen II, 5.
Schichtung I, 136.
Schicksalsbaum I, 217.
Schiebuk III, 71.
Schiefer III, 245.
Schieferhaus III, 230.
Schielen I, 230.
Schießbude I, 147.
Schießen II, 258.
Schiff I, 221.
Schifferball II, 215.
Schifferfastnacht II, 215.
Schifferklavier II, 285.
Schifferstechen II, 258, 266.
Schiffsarten III, 3.
Schiffsprozessionen II, 96.
Schiffspurschenschaft II, 215.
Schiffsumzug II, 47.
Schiffswimpel III, 28.
Schild III, 248.
Schildega III, 357.
Schilderhausmantel III, 89.
Schimmel II, 121.
Schimmelreiter II, 110, 114, 120, 434; III, 154.
Schindelbelag III, 246.
Schindelhaus III, 235.
Schindeln III, 226, 247.
Schindelverkleidung III, 251.
Schinderhannes I, 150, 301; II, 460, 473.
Schinkenklopfen II, 263.
Schip III, 95.
Schirmmacher I, 149.
Schist III, 70.
Schlabberkäppchen II, 190.
Schlachtspiel II, 454.
Schläfenringe I, 76.
Schlag II, 42.
Schlagball II, 260.
Schlagbräuche II, 157.
Schlagen III, 314.
Schlagmesser II, 28.
Schlagtrommeln II, 287.
Schlange I, 223, 225; III, 27.
Schlappenhaube III, 120.
Schlaufkappe III, 117.
Schleicher II, 128.
Schleicherlaufen II, 39.
Schleichertanz II, 39.
Schleife III, 11.
Schlenkelstage II, 35.
Schlenkmarkt II, 204.
Schleppdach III, 241.
Schlesien (Passion) II, 448.
Schlesische Gesellschaft für Volkskunde I, 190.
Schlesische Hausform III, 240.
Schlesisches Himmelreich III, 149.
Schlesische Volkstracht III, 103.
Schließen III, 53.
Schlitten III, 15.
Schlittenfahren II, 257.
Schlittenrolle III, 15.
Schlittschuh II, 257; III, 7.
Schloß III, 194.
Schlotte III, 119.
Schlotterhosen III, 125.
Schlüsselfiedel II, 282.
Schmachtlappen II, 50.
Schmalz, Jos. II, 459.
Schmalzküchlein II, 102.
Schmandschinken III, 147.
Schmelzkasten I, 309.
Schmetterling III, 319.
Schmied III, 50.
Schmiedeeisen III, 50.
Schmitz, Wilhelm I, 7.
Schmuck III, 53.
Schmucknadeln III, 55.
Schmuckopfer II, 91.
Schnabbuck II, 121.
Schnabelgeiß II, 128.
Schnabelhaube III, 121.
Schnadahüpfl II, 275; III, 426.
Schnaiggaiggis III, 152.
Schnaps III, 151.
Schnarre II, 286.
Schnatz III, 97.
Schnatzug II, 212.
Schnaubdich III, 94.
Schnebbekapp III, 97.
Schnecken III, 154.
Schneebrett III, 4.
Schneeglöckchen III, 203.
Schneepflug III, 4.
Schneereif III, 6.
Schneeschuhe II, 257; III, 6, 7.
Schneiderspiel II, 461.
Schnitzarbeit III, 31.
Schnitzerei III, 22.
Schnurbützel III, 101.
Schoduwel II, 433.
Scholastikus I, 87.
Schönwalder Tracht III, 104.
Schönheitskönigin II, 217.
Schopf III, 247.
Schopfdach III, 260.
Schoppenwoche II, 214.

Schornsteinfeger II, 167.
Schörtt III, 74.
Schottisch II, 280.
Schradlbaum II, 135.
Schrapen II, 286.
Schrank III, 27.
Schrannenzeichen I, 310.
Schrättele I, 275.
Schrebergärten I, 115.
Schreckläuten II, 130.
Schreinerspiel II, 456.
Schriftsprache III, 302.
Schrijnen, Joseph III, 282.
Schröpfen I, 283.
Schrot III, 255.
Schrotholzkirche III, 278, 279.
Schubkarren III, 16.
Schufflertanz II, 300.
Schule II, 166.
Schülerfest II, 433.
Schulgottesdienst I, 256.
Schullesebuch II, 363.
Schulzenstab III, 6.
Schundbuch I, 108.
Schupfen III, 256.
Schuplis III, 147.
Schüppach I, 282.
Schüppachtränkli I, 282.
Schüsselkacheln III, 41.
Schusser II, 263.
Schusterspiel II, 461.
Schutzbrief I, 235.
Schützenfeste II, 93, 259.
Schützengilde II, 217.
Schützenhöfe II, 217.
Schützenkleinodien II, 270.
Schützenkönig II, 265.
Schützenparade II, 216.
Schützenscheibe I, 308.
Schützenvogel II, 217, 259.
Schützenwesen II, 258.
Schutzformeln II, 270.
Schutzgeister II, 105.
Schutzkarren II, 30.
Schutzmittel I, 235.
Schutzpatrone I, 232.
Schutzspruch I, 235.
Schutzzeichen I, 234.
Schwabach III, 186.
Schwaben I, 133, 165.
Schwaben, Banater I, 31.
Schwabenbrötli III, 154.
Schwäbisches Fachwerkhaus III, 248.
Schwäbisches Haus III, 250.
Schwäbische Küche III, 150.
Schwalmer Tracht III, 96.
Schwäne I, 234; II, 161.
Schwank II, 321, 328; III, 427.
Schwankmärchen II, 318.
Schwarze Küche III, 241, 266.
Schwarze Magie I, 231.
Schwarzenberg, v., I, 299.
Schwarzwälder Tracht III, 113.
Schwarzwaldhaus III, 246, 247.
Schwarzwurzel III, 206.
Schwein I, 226.
Schweineraub II, 108.
Schweineschlachten II, 114.
Schweinitz III, 277.
Schweinskopf II, 132.
Schweizer I, 133.
Schweizerhaus III, 249.
Schweizersche Gesellschaft f. Volkskunde I, 190.
Schweizer Trachten III, 119.
Schwellbalken III, 251.
Schwelle I, 234.
Schwellenkranz III, 252.
Schwemklöße III, 149.
Schwermut I, 155.
Schwertbrüder I, 129.
Schwertlilie III, 203.
Schwerttanz II, 48, 209, 252, 294, 299; III, 431.
Schwerttänzer I, 146.
Schwerttanzspiele II, 258, 294, 431.
Schwietering, Julius I, 14.
Schwimmen II, 257.
Schwimmfuß I, 277.
Schwindratzheim III, 281.
Schwingen II, 257.
Schwingfest II, 256.
Schwitzen I, 283.
Schwitzkasten I, 309.
Schwurgott I, 213.
Schwurhand I, 230.
Schynhube III, 122.
Schynhüte III, 123.
Sebastianpfeile I, 236.
Seelenbrei II, 113.
Seelenbrezeln II, 113.
Seelenführerin II, 163.
Seelenglauben II, 198.
Seelenlichtlein II, 113.
Seelenloch I, 65.
Seelenmehl II, 113.
Seelenstoffe I, 273.
Seelenweib II, 189.
Seelenzelten II, 113.
Seelenzopf II, 113.
Seeräuberspiel II, 84.
Segelschlitten III, 15.
Segen I, 276.
Segenssprüche I, 235; II, 167.
Segnungen I, 248.
Seil III, 7.
Seiltänzer I, 146.
Seiltuch III, 8.
Seilzug III, 17.
Selbdritt I, 246.
Selbstvertrauen I, 153.
Seldner III, 248.
Semmelschmarren III, 151.
Sennentracht III, 126.
Sennhütten III, 261, 263.
Sense II, 2.
Sensenformen II, 1, 14.
Sentimentalität I, 165.
Serienroman I, 108.
Sessel III, 27.
Sesterkorb II, 30.
Sicherheitsnadel III, 55.
Sichet II, 13.
Sichte II, 13.
Sidonius I, 85.
Siebenbürgen I, 31, 129.
Siebenbürger Sachsen I, 175.
Siebenbürger Tracht III, 134, 135.
Siebenbürgische Bauernhaus III, 269.
Siebensprung II, 274, 293.
Siedelboden I, 121.
Siedlungen, ländliche III, 159, 165.
Siedlungsformen III, 156.
Siedlungsforschung I, 13.
Siedlungsgebiet III, 343.
Siedlungskunde II, 270.
Siedlungsnamen III, 344, 345. 346, 357, 368.
Siegburger Steinzeug III, 36.
Siegel Salomonis I, 277.
Siegfried I, 229.
Siele III, 2, 3.
Sigillata III, 21, 55.
Sigmaringe III, 356.
Silen III, 12.
Silingen I, 72.
Silvester II, 147.
Simonswald III, 114, 115.
Simonswalder Tracht III, 115.
Simrock, Karl I, 10.
Singegemeinschaft II, 368.
Singpossenspiele II, 471.
Singspiele II, 265, 461.
Sinte Mäten II, 115.
Sippengemeinschaft I, 91.
Sippengräber II, 188.
Sippschaftsopfer III, 141.
Sitte II, 33.
Sitzspiele II, 263.
Skat II, 264.
Slawen I, 75, 127, 156; III, 164.
Sleipnir I, 226.
Sliebornik III, 82.
Slieven III, 72.
Slovenen I, 127.
Smok III, 70.
Sockeltruhe III, 25.
Soest III, 184.
Sohlentanz II, 302.
Soldatenlied II, 216, 368.
Soldatenschutzbrief I, 114.
Soldatensprache II, 216.
Söller III, 256.
Sommer II, 97, 227.
Sommereinbringen II, 51.
Sommergewinn II, 55, 202.
Sommerküche III, 263.
Sommerrute I, 113.
Sommersonnenwende II, 97.
Sommerstecken II, 54.
Sommerstäbe II, 92; III, 267.
Sommertagszug II, 54.
Sommer- und Winterspiel II, 70.
Sonneberg II, 250.
Sonnenbeschwörung II, 101.
Sonnenblume III, 200.
Sonnengott I, 213.
Sonnenkreuz I, 236.
Sonnenkreuzglaube I, 213.
Sonnenkult I, 272; II, 101.
Sonnenrad I, 211.
Sonnenritus I, 251.
Sonnenscheibe I, 211.
Sonnenziegel III, 41.
Sonnwende I, 194, 242.
Sonnwendfeuer I, 288; II, 97, 100.
Sorben I, 127, 129.
Soziale Volkskunde I, 11.
Sozialpolitik I, 7.
Soziologie I, 10.
Soziologische Methode I, 24.
Spaltbäume I, 273.
Spamer, Adolf I, 14; II, 33.
Spanhalter III, 52.
Spankorb III, 8, 9, 10.
Spanschachtel III, 24.
Spatenformen II, 8.
Spätzle III, 150.
Spazierstock III, 22.
Speckhückerle III, 149.
Speckmärten II, 114.
Speicher III, 231, 267.
Speisekarte III, 145.
Speiseopfer II, 113; III, 142.
Speiseordnung III, 152.
Spekulatius II, 127, 132; III, 154.
Sperlig III, 119.
Sperren II, 180.
Sperrheid III, 101.
Spezialhacke II, 21.
Spickern II, 263.
Spiegelschmuck II, 185.
Spiel I, 110; II, 168, 251.
Spielbäume II, 135.
Spielforschung II, 254, 270.
Spielfragebogen II, 255.
Spielgeographie II, 267.
Spielhandbuch II, 255.
Spielhaus II, 459.
Spielkarte II, 263.
Spielkleid II, 270.
Spielleute I, 145; II, 204.
Spielmann I, 145.
Spielmannsbildchen I, 146.
Spielmannskunst II, 273.
Spielnamen II, 254.
Spielprozession II, 450.
Spielrotte II, 453.
Spielteufel II, 433.
Spielverzeichnis II, 254.
Spielwarenhändler I, 149.
Spielzeug II, 237; III, 29.
Spielzeugindustrie II, 237.
Spielzeugtiere III, 29.
Spinat III, 206.
Spinatkrapfen III, 154.
Spindel III, 44.
Spinneweben I, 278.
Spinnstuben II, 169.
Spinnwirtel III, 44.
Spinnwocken III, 22.
Spiritismus I, 114.
Spitzgräben I, 70.
Spitzhacke III, 6.
Spitznamen III, 332.
Spitzweg III, 423.
Sprachatlas III, 282.
Sprachatlas, deutscher III, 283.
Sprachbewegungen III, 282, 290.
Sprachboden I, 29.
Sprachenkarten I, 29.
Sprachenprinzip I, 31.
Sprachforscher III, 271.
Sprachgebiet, deutsches I, 29.
Sprachgeographie III, 282.
Sprachgeographische Methode III, 283.
Sprachgeschichte III, 282, 285, 290, 294.
Sprachgesellschaften III, 303.
Sprachgrenze I, 30.
Sprachgrenze, deutsche I, 29.
Sprachgrenzen III, 282.
Sprachgrenze, niederdeutsche I, 132.
Sprachinseln I, 31.
Sprachinseln, östlich (Passion) II, 448.
Sprachkreuzungen III, 295.
Sprachlandschaften III, 289.
Sprachmischungen III, 296.
Sprachräume III, 282, 290.
Sprachschranke III, 287, 290.
Sprachstaffeln III, 288.
Sprachwandel III, 282.
Sprachwissenschaft II, 270.
Spräggeln II, 128.
Sprechspiele II, 265.
Spreewälderin III, 80.
Sprichwörter I, 23; III, 320, 426.
Springeltanz II, 273.
Springen II, 257.
Springer II, 465.
Springerle III, 150.
Springprozession I, 244.
Springstock III, 3.
Springtanz II, 295.
Springwurzel II, 346.
Spritzkuchen III, 148.
Sprossenbäume II, 73.
Spukgeister I, 114.
Spurweite II, 17.
Staaken III, 14.
Staat I, 4; II 222.
Staatsjugend I, 193.
Staatslehre I, 138.
Stabaus II, 54.
Stabreim III, 327.
Stadt III, 159, 180.
Stadtgrundrisse III, 180.
Stadtinnere III, 182.
Städtische Siedlung III, 167.
Stadtpfeifer I, 146.
Stadtstaaten I, 131.
Staffelung III, 355.
Stahl III, 50.
Stahlschießen II, 259.
Stallgasse III, 212.
Stallhäuser III, 244.
Stammesentwicklung I, 120.
Stammesgott I, 120.
Stämpes II, 121.
Stampfhäuser III, 231.
Stände I, 136.
Ständer III, 214.
Ständerbau III, 246, 248.
Ständerhaus III, 269.
Ständerkonstruktion III, 255.
Standhaftigkeit I, 154.
Ständischer Aufbau I, 91.
Standleuchter III, 52.
Stangenkult II, 73, 96, 99.
Stapelwerk III, 220.
Starkenbuch I, 265.
Stechbeitel III, 21.
Stecker III, 96.
Stedingsehre II, 462.
Steffes, J. P. I, 237.
Steg III, 4.
Steiermark (Passion) II, 446.
Steiermarkertracht III, 134.
Steif-Joseph II, 434.
Steige III, 5.
Steilbach III, 243, 260.
Steilhaube III, 93.
Steinacker III, 161.
Steinbauten III, 209, 245.
Steinbrücke III, 4.
Steinchenpflasterung III, 215.
Steinchenwerfen II, 263, 269.
Steinbach III, 243.

Steine I, 277.
Steingiebel III, 252.
Steinhäuser III, 230.
Steinkarren III, 5, 16.
Steinlachtal III, 113.
Steinmauern III, 241.
Steinmetz II, 26.
Steinmetzarbeit III, 32.
Steinmetz-Stellungsschrittbilder I, 299.
Steinsburg I, 69.
Steintrage III, 9.
Steinzeug III, 36.
Steinzeugfabrikation III, 37.
Stellenbezeichnungen III, 344, 347.
Stellreff III, 9.
Stenge I, 275.
Sterbebild II, 190, 192.
Sterbeglocken I, 249; II, 189.
Sterbehemd II, 190.
Sterben II, 186.
Sterbesakrament I, 249.
Sterbestroh-Verbrennen I, 289.
Sterne I, 234; III, 28.
Sterneschiff III, 13.
Sterngang II, 435, 437.
Sternprozession II, 438.
Sternsingbrüderschaft II, 151.
Sternsingen II, 150, 438.
Sternsingerlieder II, 153.
Sternträger II, 438.
Sterzenknödel III, 151.
Steyrer Kripperl II, 467.
Stickerei I, 188; III, 44.
Stiefmütterchen III, 204.
Stiffhol III, 71.
Stigmata III, 57.
Stilformeln II, 309.
Stilicho I, 85.
Stirnjoch II, 31.
Stockhaus III, 252.
Stockpuppe II, 476.
Stockrosen III, 204.
Stofelkappe III, 120.
Stollen III, 154.
Stollenreiten II, 258.
Stoppelhahn II, 106.
Storch II, 66, 122, 161.
Storchenreiter II, 161.
Stormkapp III, 71.
Stoßballspiel II, 260.
Störtebeker III, 38.
Storze III, 101.
Strack, Adolf I, 13.
Sträggele II, 128.
Strahlige Siedlungsgestaltung III, 171.
Strahliges Wegedorf III, 179.
Stranitzky II, 469.
Straßburg III, 183.
Straße III, 187.
Straßendorf III, 162, 176, 238, 261.
Straßenhändler I, 148.
Straßenmarkt III, 158, 188.
Straßenmusikanten II, 273.
Straßennamen III, 344, 368.
Straubinger Kultur I, 66.
Streckhof III, 261, 264.
Strega III, 162.
Streifelmieder III, 100.
Stremellachs III, 147.
Streudeutschtum I, 171.
Streudorf III, 168, 179, 180.
Streulage III, 246.
Streusiedlung III, 168, 170, 179, 180.
Streußelkuchen III, 150.
Stricken III, 249.
Strigen II, 338.
Ströbeck II, 264.
Strohdach III, 216, 247, 260, 266, 279.
Stroheinlegearbeiten III, 28.
Strohfidel II, 286.
Strohhut III, 73.
Strohkranz II, 182.
Strohpopanz II, 107.
Strudel I, 275; III, 151.
Strudeli II, 128.
Strüpphoßen III, 89.
Stube III, 256.
Stubenküken III, 147.
Stubenofen III, 264.
Stubenspiel II, 436.
Sturzbecher III, 88.
Stucha III, 129.
Stuten III, 146.
Sucht I, 271.
Süddeutsche Volksnahrung III, 150.
Südhessisches Wörterbuch III, 285.
Sueben I, 73.
Sugambrer I, 73.
Sühnekreuz I, 217, 304; III, 33.
Sühnemonat II, 35.
Sulz III, 152.
Sunnerklaus II, 124.
Sumpfwald I, 30.
Sundgard III, 246.
Sunthe Grait I, 227.
Surregkapp III, 71.
Suser I, 115.
Swantewitbild I, 76.
Swarte Oß II, 121.
Sylvesterklause II, 148.
Symbol I, 211, 233.
Symbolglauben I, 211.
Symbolik II, 292; III, 234.
Sympathiebaum II, 162.
Synkretismus I, 87.
Syntaxgeographie III, 284.

Tabakbau III, 246.
Tabarzer Tracht III, 101.
Tabernakelklopferlebilder II, 127.
Tadeln III, 309.
Tafelpercht II, 128.
Tag der Arbeit I, 194.
Tag der nationalen Arbeit II, 71, 222.
Tagewählerei I, 267.
Talisman I, 114.
Tango II, 290.
Tannenholzschindeln III, 251.
Tannhäuser II, 342.
Tanz I, 296; II, 274, 288.
Tanzbühl II, 270, 291.
Tanzdrama III, 430.
Tänze II, 209.
Tänzelfest II, 103.
Tänzelsfest II, 168.
Tanzformen II, 289, 294.
Tanz gegen Krankheit I, 274.
Tanzhöfe II, 291.
Tanzkranke I, 274.
Tanzlaube II, 291.
Tanzliedchen II, 110, 295, 368.
Tanzlieder III, 430.
Tanzmusik II, 272, 275.
Tanzplätze II, 291.
Tanzpolizei I, 297.
Tanzsalons II, 291.
Tanzsitten II, 296.
Tarockkarte II, 264.
Taschenspieler I, 146.
Tatauierung I, 14; III, 57.
Tatauiermaschinen III, 59.
Tätowieren III, 57.
Tätschbach III, 250.
Tattermannfeier I, 290.
Taubenhaus III, 235.
Taubenstöcke II, 199.
Taubenwerfen II, 69.
Taufe I, 244, 256, 257.
Taufgang II, 164.
Taufnamen III, 324, 368.
Tauftaler II, 164.
Teatrum mundi II, 477
Technik I, 195.
Tell II, 338.
Tell-Spiele II, 462.
Tempelburgen I, 76.
Tenkterer I, 73.
Tennbruck III, 256.
Tenne III, 249, 256, 259.
Teresatvka I, 175.
Territorialgrenzen III 285.
Territion I, 305.
Tersteegen I, 265.
Testamente II, 46.
Teufel II, 338.
Teufelsleite III, 161.
Teufelsroß II, 346.
Teufelssage II, 347.
Textsammlung II, 463.
Thann III, 185.
Theatermuseum II, 463.
Theaternamen III, 336.
Theater portatif II, 438.
Theriak I, 281.
Theriakskrämer I, 280.
Thinggott I, 213.
Thingkreuz I, 212, 213.
Thingplätze II, 271.
Thingstein I, 211.
Thomas II, 127.
Thomasabend I, 233.
Thomasnacht II, 117.
Thoms II, 126, 127.
Thüringen II, 250.
Thüringer I, 70, 124, 129, 132, 163.
Thüringer Volksnahrung III, 149.
Thüringer Volkstracht III, 99.
Tier I, 226.
Tierbude I, 148.
Tierfette I, 278.
Tiergefäße III, 42.
Tiergestalten II, 433.
Tierheilige I, 226, 227.
Tierlarven I, 113.
Tiermärchen II, 318.
Tiermaske II, 120.
Tierornamentik I, 73; III, 24.
Tierumzüge II, 85.
Tiervermummung III, 431.
Tierwohnung III, 226.
Timpmütze III, 86.
Timptuch III, 72.
Tippelbrüder II, 205.
Tiroler Grundpassion II, 442.
Tiroler Tracht III, 129, 130.
Tirschenöl I, 278.
Tisch I, 234; III, 26.
Tischgebet I, 235.
Tischlerspiel II, 456.
Tischplatte III, 26.
Tischzucht III, 154.
Tjan goide I, 223.
Tobiassegen I, 114.
Tod II, 186.
Todansagen I, 289.
Todaustragen II, 51, 455.
Todesanzeigen II, 192, 193.
Todesdichtung II, 200.
Tod mitteilen II, 191.
Toggeli I, 275.
Tollholz I, 276.
Ton III, 33.
Tonerden III, 33.
Tongefäße II, 237.
Tonnengewölbe III, 280.
Tonpuppe II, 240.
Töpferei III, 33.
Töpfersprüche III, 425.
Topfformen II, 301.
Torbogen III, 259.
Tormütse III, 89.
Torques I, 69.
Tote Hand I, 231.
Toten I, 249.
Totenabwehr II, 190.
Totenamt I, 250.
Totenberg II, 342.
Totenbretter II, 198; III, 4.
Totenehrung II, 128, 187, 189.
Totenfurcht II, 189.
Totengedenktag II, 112.
Totenglaube II, 335.
Totengräber II, 189.
Totenhaus II, 188.
Totenkerzen II, 113.
Totenkeule II, 191.
Totenklage II, 189.
Totenkrone II, 193; III, 52, 53.
Totenkronen I, 289.
Totenkult II, 109, 112.
Totenleuchten II, 157.
Totenmädchen II, 52.
Totenmahl I, 289; II, 196.
Totenmesse I, 250; II, 346.
Totenopfergabe III, 153.
Totenreich II, 186.
Totenroß I, 223.
Totensage II, 342, 347.
Totenschiff I, 223.
Totensonntag I, 256; II, 112.
Totentanz I, 136.
Totenwache III, 200.
Totenwacht I, 289.
Tracht I, 22.
Trachtenbücher III, 66.
Trachtengebiete III, 66.
Trachteninseln III, 67.
Tragbänder III, 9.
Tragbütte III, 10.
Traggefäße III, 10.
Traggerät III, 11.
Traghölzer III, 9, 10.
Tragkäfige III, 9.
Tragkissen III, 8.
Tragkörbe III, 4.
Tragreffe III, 11.
Tragseil III, 17.
Tragsitten III, 8.
Tragstock III, 7.
Traiffili III, 152.
Tränentüchlein II, 163.
Trankopfer I, 226.
Hans Trapp II, 141.
Trappola II, 264.
Trauerfarben II, 192.
Trauerflor II, 193.
Trauerfrau II, 192.
Trauergebärden I, 322.
Trauerkleid I, 111; II, 192, 193.
Trauerschere II, 262.
Trauerschnalle II, 172.
Trauertracht II, 191.
Traufenhaus III, 226, 231, 232, 234.
Traufenlaube III, 267, 269.
Traum II, 336.
Traumbücher I, 108; II, 188.
Trauung I, 110, 256.
Trecksack II, 285.
Treialtrei II, 297.
Treiberstock III, 6.
Treidelleine III, 11.
Treidelwege III, 11.
Treirös II, 297.
Trennungsriten II, 177.
Trepanation I, 271.
Treppenspeicher III, 213.
Treppli III, 6.
Tresterer II, 49.
Tretschlitten III, 15.
Treue I, 99, 168.
Treuebrief II, 176.
Triangel II, 286.
Trier III, 183.
Trinitatissonntag II, 94.
Trinkschalen, steinzeitl. III, 21.
Trinksitten III, 42.
Trockenständer I, 179.
Trompete II, 283.
Trostwein I, 290.
Trude I, 275.
Trudenfuß I, 277; III, 26.
Trudensteine I, 277.
Truhen III, 25, 44.
Truhenbeschläge III, 53.
Trütschekappe III, 125.
Trutzlied II, 275.
Trymmeken-Tanz II, 273.
Tucheler Heide III, 164.
Tuchlaufen II, 256.
Tulpen III, 203.
Tunscheere II, 140.
Turm III, 279.
Türmerhorn II, 283.
Turmhelm III, 280.
Turmmichele II, 466.
Turnier II, 265.
Turniere II, 266.
Türsteuer III, 242.
Tütschbach III, 250.
Twigpandsmütze III, 90.
Typenzeichnung I, 196, 198.
Typisches I, 5.

Überlinger Schwerttanz I, 294.
Überstieg III, 5.
Übertreibungen III, 316.

Uhland, Ludwig I, 10; II, 355, 356.
Uhr III, 279.
Uhrenspielwere III, 466.
Ulmer Wibele III, 150.
Ulrichkreuz I, 235.
Umarmung II, 174.
Umbacken I, 273.
Umgebinde III, 235, 267.
Umgebindehaus III, 235, 237, 239, 240.
Umschrot III, 235.
Umzüge II, 206.
Umzugsbäume II, 135.
Umzugsspiel II, 219.
Unberufen I, 279.
Ungarn I, 130.
Unkirchlicher Namenstil III, 326.
Unnerpand III, 72.
Unschuldiger Kindertag II, 147.
Unsterblichkeit I, 7.
Unsterblichkeitssymbole I, 217.
Unterallgäu-Haus III, 249.
Untergangssage II, 346.
Unterhaltungsspiele II, 210.
Unterinntaler Tracht III, 132.
Untersberger II, 453.
Unterschicht I, 169.
Unterwalden Nid dem Wald III, 122.
Uppsala I, 184.
Urbansreiten II, 76.
Urbanstag II, 76.
Urbansumzug II, 76.
Urbogen I, 212, 213.
Urform III, 225.
Urgeschichtler III, 271.
Urin I, 278, 282.
Urmärchen II, 313.
Ursula-Schiff II, 451.
Usipeter I, 73.
Utrecht-Psalter, Karolingischer III, 22.
Utsetter II, 25.

Valentinchen II, 170.
Valisführen II, 180, 455.
Vampyr II, 187.
Vegetationsgeister II, 433.
Vegetationsgottheit I, 256.
Veitstanz I, 248.
Veleda II, 337.
Veneter I, 124.
Verband deutscher Vereine f. Volkskunde I, 13.
Verband für deutsche Volkskunde I, 101.
Verbote I, 286.
Verbstellung III, 284.
Verdoppelung der Straßendörfer III, 177.
Verein für Bayr. Volkskunde und Mundartenforschung I, 190.
Verein für Volkskunde I, 12.
Verein für Volkskunde, Berlin I, 190.
Verein für Volkskunde, Wien I, 190.
Verein für Sächs. Volkskunde I, 190.
Vergodendeel II, 104.
Vergraben I, 273.
Verhauen III, 314.
Verhüllungszauber II, 185.
Verhüttung III, 50.
Verkehrsbeziehungen III, 293.
Verkehrsgrenze III, 286.
Verkehrsmittel, volkskundl. III, 1.
Verkehrssiedlungen III, 159.
Verknoten I, 273.
Verlobung II, 172.
Verlobungstaschentücher II, 175.
Verlobungszeichen I, 313.
Verlorener Sohn II, 470.
Vermählungsriten II, 172.
Vermauerung III, 260.
Vermummungen II, 149.
Vernageln I, 273.
Verschneid I, 180.
Verspruchsformel II, 175.
Versteckspiel II, 256, 269.
Verputz III, 243, 249.
Verwandtschaftsnamen III, 308.
Vexierbilder II, 253.
Vico I, 9.
Vicolo I, 111.
Viehtreppe III, 5.
Viehwege III, 5.
Vielliebchen II, 170.
Vielstämmigkeit III, 308.
Viereckschanze I, 69.
Vierkant III, 260, 266.
Vierländer III, 73.
Vierseithof III, 228, 234, 235, 236, 238, 255, 258, 260, 264.
Vierständerhaus III, 216.
Vierzehnheiligen I, 232.
Vigilfasten I, 243.
Violen III, 203.
Virgatum-Gehen II, 168.
Virlei II, 297.
Vliet, Jan Joris van I, 137.
Vogelornamentik III, 55.
Vogelschießen II, 217, 259.
Volk I, 3, 4, 8; II, 352.
Volkening I, 266.
Völkerbeziehungen I, 174.
Völkerpsychologie I, 10.
Völkerwanderungszeit I, 121.
Volkheit I, 4.
Volksarchiv, deutsches I, 10.
Volksärzte I, 282.
Volksbaukunst III, 234.
Volksbotanik III, 303.
Volksbuch II, 465.
Volksburgen II, 291.
Volkscharakter I, 161, 185.
Volkserzieher I, 3.
Volksetymologien III, 318, 339.
Volksfeiertage I, 119.
Volksfeste II, 217.
Volksfrömmigkeit I, 254.
Volksgeist I, 8, 9.
Volksgemeinschaft I, 3, 7.
Volksglaube I, 211, 223.
Volksgut I, 12, 6, 21.
Volksgutforschung I, 15.
Volksheilkunde III, 303.
Volkshochschule I, 119.
Volkshomöopathie III, 140.
Volkshumor III, 418.
Volksindustrie III, 17.
Volksinstrumente II, 286.
Volkskomik III, 421.
Volkskunde I, 1, 3, 5, 11, 115.
Volkskundeatlas I, 18, 20, 101.
Volkskunde, soziale I, 10.
Volkskundl. Bibliographie I, 101.
Volkskunst I, 102, 195; III, 17.
Volkskunstformen I, 200.
Volkskunst, sächs. I, 188.
Volkslied I, 4, 9, 102; II, 351, 375; III, 426.
Volksliedarchiv I, 3, 13, 102.
Volksliedbegriff II, 352.
Volksliederarchiv, deutsches II, 358.
Volksliedforschung I, 13; II, 351.
Volksliedsammlung II, 352.
Volksmärchen II, 305.
Volksmedizin I, 271.
Volksmission I, 249.
Volksmusik II, 272, 273.
Volksnahrung III, 140, 145.
Volkspoesie II, 352.
Volksrätsel III, 419.
Volksreime III, 419.
Volksreligiosität I, 237.
Volkssagen I, 101.
Volksschauspiel I, 301; II, 109; III, 429.
Volksschule I, 192.
Volksseele I, 99.
Volkssoziologie I, 10, 11.
Volksspiele II, 251, 265.
Volkssprache III, 282, 301.
Volkstanz II, 276, 288.
Volkstanzneubelebung II, 291.
Volkstracht I, 102; III, 65.
Volkstrauertag II, 112.
Volkstum I, 3, 98, 151.
Volkstum der Großstadt I, 103.
Volkstumskunde I, 4, 9.
Volkstumspflege I, 100, 117.
Volkstumswechsel I, 179.
Volkswitz III, 418.
Volta II, 297.
Vorarlberg III, 127.
Voraunjetitzer Stufe I, 65.
Vordächer III, 246.
Vorderlader III, 264.
Vorfrühling II, 34, 225.
Vorgermanische Bevölkerung I, 66.
Vorhalle III, 279.
Vorhallenhaus III, 268.
Vorlaube III, 241, 265, 267.
Vorlaubenhäuser III, 264, 269.
Vornamen II, 165.
Vorratsräume III, 226.
Vorsänger II, 295.
Vorschauer II, 188.
Vorsehungsglaube I, 263.
Vorspuk I, 267.
Vorstädte III, 195.
Vortänzer II, 295.
Vortrab II, 273.
Vorzeichen I, 114; II, 188.
Votiv I, 229, 235.
Votivbilder I, 227.
Votivei II, 65.
Votivfigur III, 31, 52.

Wachholder I, 282.
Wachsbild I, 279.
Wachsinkrustation III, 22.
Waffensalbe I, 280.
Waffentänze III, 431.
Wagen I, 221.
Wagen-Fastnachtsspiele II, 454.
Wähler, Martin III, 140.
Wahrsager I, 145.
Waibling III, 1, 14.
Waidsprüche II, 216.
Wald III, 364.
Waldfrau II, 161.
Waldhufendorf III, 178.
Waldhufenflur III, 161.
Waldscheit I, 303.
Waldteufel II, 287.
Wald- und Feldkulte I, 10.
Wallburgen II, 291.
Wallfahrt I, 194, 247, 248, 280.
Wallfahrtskapelle I, 236.
Wallfahrtsort I, 242.
Walm III, 260.
Walmdach III, 252.
Walnüsse III, 200.
Walpurgisfeuer II, 71.
Walpurgisnacht I, 272; II, 70.
Walpurgisöl I, 278.
Walridersken II, 337.
Walserhaus III, 253.
Walsertal III, 129.
Walsertalertracht III, 129.
Walternienburg-Bernburger Keramik I, 65.
Walzer II, 276, 298.
Wanaldei II, 297.
Wandalen I, 72.
Wanderbühne II, 461.
Wanderlegenden II, 346.
Wandertheorie I, 101.
Wandervogel I, 168.
Wandfliesen III, 41.
Wandkacheln III, 42.
Wandmalerei III, 256.
Wandverkleidung III, 279.
Wannen II, 30.
Wannenmacherei III, 48.
Wäperraut II, 140.
Warbede I, 232.
Warmbiersuppe III, 147.
Warmblüter II, 4.
Warnen I, 70.
Wäschekorb III, 9.
Waschhölzer III, 22.
Wasser I, 223.
Wasserbesprengung II, 43.
Wasserfahrzeug III, 12.
Wasserfrau II, 346.
Wassergeistersage II, 347.
Wasserhahn I, 284.
Wassermann II, 161.
Wassermannsbraut II, 346.
Wasserriesen III, 3.
Wassertier I, 226.
Wasservogel II, 87, 157, 454.
Watsack III, 10.
Waul II, 104.
Waulstock II, 104.
Webelbrettchen III, 28.
Webenadel III, 28.
Weberei III, 44.
Webersiedlung III, 264.
Webkeller III, 251.
Webstuhl III, 45.
Wechselbalg II, 168, 336.
Wechselbalgbeschwörung II, 105, 161.
-wedel III, 359.
Weest III, 79.
Wegedorf III, 170, 179.
Wegelin, Jakob I, 9.
Wegelingenschaften II, 217.
Wegweiser I, 231.
Wehlburg III, 207.
Wehrverbände I, 118.
Weiberbraten II, 203.
Weiberkäß II, 203.
Weibertreue II, 346.
Weiberzechen II, 50, 203.
Weichselbelta III, 163.
Weidengeflechtopfer II, 64.
Weidenkätzchen I, 225.
Weidspan I, 303.
Weigel, Christoph I, 137.
Weihespiele I, 251.
Weihnachten I, 242, 256.
Weihnachtsabend I, 113; III, 152.
Weihnachtsbaum I, 95; II, 136.
Weihnachtsbaumschmuck III, 43.
Weihnachtsberge II, 147.
Weihnachtsfest I, 288; II, 129.
Weihnachtsfestkreis II, 433.
Weihnachtshampelmann II, 126.
Weihnachtskrippe I, 242; III, 28.
Weihnachtskuchen II, 132.
Weihnachtsleuchter II, 138.
Weihnachtslichterbaum II, 138.
Weihnachtslieder II, 144.
Weihnachtsmann II, 126, 161.
Weihnachtsorakel II, 131.
Weihnachtsspeisen II, 131.
Weihnachtsspiele II, 143.
Weihnachtsszepter II, 139.
Weihnachtsstollen III, 153.
Weihnachtsstuten III, 154.
Weihnachtstänze II, 145.
Weihnachtsuhr II, 118.
Weihwasser I, 225, 248.
Weiler III, 168.
-weiler III, 359.
Weilerdorf III, 159.
Weilerflur III, 164.
Weimarische Haube III, 100.
Wein III, 148.
Weinbauern III, 116.
Weinberghäuser III, 241.
Weinbergshüter III, 130.
Weinerntefest II, 113.
Weinhallen III, 143.
Weinhold, Karl I, 12, 138.
Weinhügel III, 10.
Weinkauf II, 174.
Weinkeller III, 244.
Weinpatron II, 113.
Weinsegen II, 102.
Weinstock I, 218.
Weinzone II, 5.
Weismantel, Leo I, 190, 191.
Weiße Frau II, 345.
Weißenburg i. E. III, 118.
Weißwürste III, 151.
Weistümer, bäuerliche I, 92.
Weizackertracht III, 76.
Weizenzone II, 5.
Wellenmuster I, 76.
Wellenplatte III, 36.
Weltesche I, 225.
Weltliche Jahreslaufspiele II, 453.
Wendin III, 70.
Wendisches Gehöft III, 239.
Wendland I, 76; III, 87.
Wenker, Georg III, 283.
Werbung II, 173.
Werderhaus III, 268.
Werkzeug, volkskundl. III, 2.

Wermut III, 202.
Werwolf II, 105, 346.
Werwolfglauben II, 337.
Werwolfsage II, 347.
Westböhmisches Chodenhaus III, 265.
Westelbien I, 132.
Westerwälder Hausform III, 231.
Westerwälder Steinzeug III, 37.
Westerwannaer Stil I, 70.
Westfalen I, 132.
Westfälische Trachtengruppe III, 89.
Westfälische Volksnahrung III, 145.
Westgermanen I, 71.
Westische Rasse I, 153, 155.
Westmasuren I, 72.
Westschweiz III, 123.
Westtiroler Haus III, 258, 259.
Wetterau III, 286.
Wetteraustraßen III, 291.
Wetterhexe II, 253.
Wetterläuten I, 289.
Wetterprozession II, 95.
Wetterschutz I, 226; II, 99.
Wettervorhersage II, 103.
Wetterzauber II, 337.
Wettlauf II, 256.
Wettrennspiele II, 265.
Wettritte II, 92.
Wichtelmännchen II, 105.
Wickelkindpuppe II, 186.
Widerristjoch II, 31.
Wiedergänger II, 187.
Wieland III, 50.
Wieland der Schmied II, 338.
Wien III, 183.
Wieprecht, Christoph I, 116.
Wiesenkümmel III, 201.
Wikinger I, 153.
Wikingerboot III, 14.
Wikingerzüge I, 73.
Wilbede I, 232.
Wilde Gjag II, 433.
Wilde Jäger I, 101, 232.
Wilde Mann III, 234.
Wildemannjagen II, 109. 455.
Wildemannspiel II, 44.
Wildenburg III, 231.
Wilder Boden III, 3.
Wilderer II, 216.
Wilde Weib II, 161.
Wildleutetanz II, 47.
Wilder Mann II, 43.
Wildmännletanz II, 39.
Wilgefortis I, 215.
Wilkenburg III, 281.
Willenskraft I, 153.
Willkommlöffel I, 301.
Winkler, Joseph I, 116.
Winddämonen II, 336.
Windrispen III, 214.
Winkelbau III, 269.
Winkelhaken-Anbau III, 228.
Winkelhakenbau III, 231, 237.
Winter II, 227.
Winteraustreibung I, 194; II, 455.
Winterbräuche II, 130.
Winterdämon II, 43.
Winters, Christoph II, 480.
Wintersonnenwende I, 232, 235; II, 51, 129.
Winter- und Sommerkampf II, 54.
Winzergehöft III, 232.
Wirtel III, 28.
Wirtelsteine III, 44.
Wirtschaftsgeschichtler III, 271.
Wirtshaus II, 291.
Wirtshausschilder III, 53.
Wismutmaler III, 24, 27.
Wittenberg III, 190.
Wittenberge I, 191.
Witzblätter III, 422.
Witzbücher III, 422.
Wochenendhäuschen I, 117.
Wodelbier II, 104.
Wohnstättennamen III, 331.
Wohnstube III, 225.
Wolfgang I, 227.
Wolfgangsaxt I, 220.
Wolfgangshackl I, 236.
Wolfssegen II, 435.
Wolfzahnmuster III, 28.
Wolgadeutsche I, 31.
Wort II, 345.
Wörterbücher, mundartliche III, 284.
Wortgeographie III, 284.
Wortkreuzung III, 296.
Wortverdrängung III, 296.
Wotanschimmel I, 226.
Wrede, Ferdinand III, 283.
Wulstjacke III, 94.
Wunder II, 339.
Wunderblume II, 346.
Wunderdoktor I, 145, 269.
Wunderhorn II, 353.
Wundsegen I, 282.
Wunschdichtung II, 316.
Wunschgrüße I, 320.
Wuppertal I, 265.
Würfel II, 265.
Würfelspiel II, 265.
Wurfspiele II, 259.
Wurströste III, 52.
Wurten I, 74.
Württembergisches Haus III, 248.
Württembergische Tracht III, 112, 113.
Würzburg III, 197.
Würzburger Raum III, 292.
Wurzweihe I, 279.

Xylophon II, 282, 286.

Ysop III, 202.

Zacheies II, 110.
Zackenkreuz I, 213.
Zahnen II, 165.
Zahngeschenk II, 165.
Zainhammer III, 51.
Zappinus II, 434.
Zarge III, 26.
Zauber I, 279.
Zauberanalogie II, 31.
Zauberei II, 171.
Zauberglaube II, 337.
Zauberin II, 337.
Zauberlied I, 271.
Zaubermärchen II, 317.
Zauberrunen I, 271.
Zauberschlaf II, 342.
Zaubersprüche I, 271, 289.
Zaunert, Paul I, 120; II, 326.
Zehrpfennig II, 195.
Zeichenspiele II, 265.
Zeilendorf III, 178.
Zeitschrift für Volkskunde I, 101.
Zeitstil III, 210.
Zentifolie III, 203.
Zentralschweiz III, 123.
Zentralwegige Siedlungsgestaltung III, 171.
Zersprechen III, 319.
Zerstörungsfest I, 294.
Zeugdruck III, 48.
Ziegel III, 279.
Ziegelmuster III, 213, 279.
Ziegelsteine III, 42.
Ziegenhainer III, 5.
Zigeunertafel I, 311.
Ziehen I, 282.
Ziehharmonika II, 273, 284, 285
Zierblumen III, 200, 203.
Zigeuner I, 147; II, 475.
Zillertal II, 279.
Zillertaler Tracht III, 132.
Zimmergeselle III, 5.
Zimmerleute II, 205; III, 234.
Zinngießer II, 241.
Zinnglasur III, 31.
Zinnsoldat II, 241.
Zinzendorf I, 265.
Zips I, 128.
Zipser Haus III, 269
Zipsertracht III, 138.
Zirkelschmiede II, 206.
Zither II, 284.
Zitherspieler II, 283.
Zitrone II, 195.
Zuber III, 10.
Zuchtspiel II, 457.
Zuckertüte II, 166.
Zuggerät III, 11.
Zugviehanspannung II, 31.
Zukunftsbefragung II, 149.
Zukunftserforschung II, 117.
Zunft II, 202.
Zunftlade II, 210.
Zunftordnung II, 204.
Zunftrollen I, 92.
Zunftschilder III, 53.
Zunfttänze I, 299.
Zunge I, 231.
Zur III, 149.
Zuselmann II, 127.
Zutrinken III, 154.
Zweckverbände I, 142.
Zweifeuerhaus III, 226.
Zweigeschoßhaus III, 240.
Zweiräderkarren III, 3.
Zweiräumigkeit III, 225.
Zweiseithöfe III, 227, 228.
Zweitritt II, 280.
Zwerchstadel III, 257.
Zwergenhochzeit II, 336.
Zwerge u. Riesen I, 101.
Zwiebel III, 206.
Zwiebelform III, 280.
Zwielaute III, 287.
Zwieselbäume I, 273.
Zwiesprachgrüße I, 320.
Zwirgellöcher III, 362.
Zwölfnächte II, 128, 129.
Zwölftengottheiten I, 101.